ULRIKE SCHWEIKERT



cbt FANTASY

Vyrad

Die Erben der Nacht

Ulrike Schweikert

Die Erben der Nacht - Vyrad

*

cbt
eBooks

ULRIKE SCHWEIKERT

Vyrad

Die Erben der Nacht



cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Die zitierten Gedichte von Lord Byron, »Als wir zwei schieden« und »Newstead Abbey« sind folgender Ausgabe entnommen: Siegfried Schmitz (Hrsg.), »George Gordon Byron: Sämtliche Werke. In den Übertragungen von Otto Gildemeister und Alexander Neidhardt, überarbeitet ergänzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Siegfried Schmitz.« 3 Bde. Winkler Verlag München 1977–1978.

Die zitierte Passage aus Bram Stokers »Dracula« in der Übersetzung von Wulf H. Bergner ist der Heyne-Taschenbuch-Ausgabe aus dem Jahr 2001 entnommen

1. Auflage
Originalausgabe Oktober 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2011 cbt/cbj-Verlag, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München unter Verwendung einer Illustration von Paolo Barbieri
KK · Herstellung: AnG
Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling
ISBN 978-3-641-07704-4

www.cbt-jugendbuch.de

Für meinen geliebten Mann Peter Speemann.
Und für Chakira, meine Freude und meine Inspiration jeden Tag.

SEYMOUR

Geräuschlos schlüpfte der Wolf durch die halb geöffnete Tür und trat in die dämmrige Hütte. Das weit heruntergezogene, von Moos bedeckte Dach ließ das kleine Haus nahezu mit dem bleichen Grün des spätsommerlichen Moores verschmelzen. Das letzte Tageslicht drang durch den Türspalt und das winzige Fenster, dennoch war es in dem einzigen Raum der Hütte so dunkel, dass menschliche Augen wohl kaum die Konturen der wenigen Möbelstücke hätten ausmachen können. Der Wolf jedoch erfasste das Innere der ärmlichen Behausung mit einem Blick: Das niedrige, hölzerne Bettgestell in der rechten Ecke, über das eine Flickendecke gebreitet war, die Weidenkörbe an der hinteren Wand, aus denen der Duft von noch feuchten Torfstücken und allerlei Kräutern emporstieg, den massiven Tisch mit den vier Stühlen in der Mitte und dann auf der linken Seite den offenen Herd, neben dem sich Kessel und Töpfe reihten. Schimmernde Lichtpunkte huschten wie Glühwürmchen über das polierte Kupfer. Sein Blick verharrte auf der Gestalt, die – ihm den Rücken zugewandt – vor dem fast erloschenen Torffeuer saß. Sie rührte sich nicht, als er lautlos näher trat.

»Nun, was gibt es, mein Sohn?«

Nein, es wunderte Seymour nicht, dass es ihm nicht gelang, Tara zu überraschen. Vermutlich hatte sie seinen Weg in ihrem Geist begleitet, seit er den Kamm überquert und den Bergrücken ins Moor hinabgestiegen war.

»Aber sicher«, beantwortete sie seinen Gedanken. »Ist das nicht ganz natürlich? Beobachtet nicht jede Mutter den Weg ihrer Kinder in Stolz und Sorge?«

Der Wolf brummte in einer Mischung aus Unmut und Belustigung, antwortete aber nicht. Stattdessen begann sein Wolfskörper sich unnatürlich zu winden. Er zuckte am ganzen Leib, dass das silbrigweiße Fell bebte. Dann schien sich jedes Haar in die Haut zurückzuziehen, die Schnauze wurde flacher, der Schädel dehnte sich aus und nahm die Züge eines menschlichen Gesichts an. Als der Werwolf sich in seiner Menschengestalt erhob, wandte sich die Druidin um. Ein trauriges Lächeln umspielte ihre Lippen und ein weicher Zug trat in ihre Augen, die erstaunlich hell und wach aus dem runzeligen Gesicht einer uralten Frau blickten. Wie alt sie wirklich war, konnte keiner genau sagen, und die Druidin

schwieg sich darüber aus. Seymour selbst war mehr als einhundert Jahre alt. Dabei war er kein Greis. Die Magie der Werwölfe verlangsamte das Altern seines Körpers, der vielleicht ein wenig dünn erschien, dennoch sehnig und stark. Ein Mann in seinen besten Jahren. Die Züge seines herben Gesichts waren alterslos, während das silbrige Haar von seiner langen Lebenszeit sprach.

»Setz dich, Seymour, und sage mir, was dich bedrückt.« Tara wies einladend auf einen der Stühle und machte sich daran, Torf nachzulegen und die Glut zu schüren, bis die ersten Flammen zuckten und dunkler Rauch den Abzug hinaufstieg. Sie entzündete die beiden Kerzen auf dem Tisch. Von einem Wandbord holte sie eine bauchige Flasche und zwei Tonbecher, schenkte ein und setzte sich dann zu ihrem Sohn. Seymour schnupperte ein wenig misstrauisch an dem Gebräu, das nach vergorenem Honig und Heidelbeeren roch, dann nahm er einen kleinen Schluck.

»So etwas bekommst du nicht oft zu trinken«, schmunzelte die alte Frau.

Seymour stieß einen abfälligen Laut aus.

»Das ist wahr. Das Wasser aus den Bergen ist der Wein der Wölfe. Aber ich bin nicht gekommen, um dein Gebräu zu probieren. Doch das weißt du ja bereits«, fügte er mit bitterem Ton hinzu. »Wozu soll ich die Fragen aussprechen, die du längst in meinem Geist gelesen hast?«

Ein wenig entschuldigend hob Tara die Schultern. »Das sollte dich nicht kränken. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, den Gedanken derer zu lauschen, die mir am Herzen liegen. Ich freue mich dennoch, dass du den weiten Weg zu mir gekommen bist, um mit mir zu sprechen.«

Der Wolf schwieg. Tara wartete geduldig. Seymour kämpfte noch eine Weile gegen den Unmut, den er empfand, ehe er damit herausplatzte, was ihn seit Wochen mit Sorge erfüllte.

»Ich kann sie kaum mehr erreichen! Ich habe das Gefühl, das Band, das uns so eng verbunden hat, wird stetig dünner. Bald wird es ganz zerreißen!« Furcht und Schmerz standen in seinen bernsteinfarbenen Augen.

Tara nickte bedächtig. Sie musste ihn nicht um Erklärung bitten, um seine Worte zu verstehen.

»Ich weiß, Seymour. Das ist für euch beide keine leichte Zeit.«

»Ihr habt mich fortgeschickt«, brummte er missmutig. »Wochenlang habe ich weder sie noch dich zu Gesicht bekommen.«

»Jeder hat seine Aufgabe zu erfüllen«, sagte die Druidin sanft. »Der Friede in Irland ist brüchig. Deine Aufgabe ist es, das Band zu deinen Brüdern, den Werwölfen, zu festigen und dafür zu sorgen, dass sie den Vertrag einhalten und sich nicht wieder gegen Vampire und Druiden rüsten.«

»Der heilige Stein ist in den Tiefen des Lough Corrib versunken. Der Zankapfel ist allen Händen entrissen. Worum sollten sie noch kämpfen?«

»Die Rassen und Völker haben von jeher Gründe gefunden, sich zu bekriegen«, gab die Druidin zu bedenken, doch Seymour beachtete den Einwurf nicht.

»Meine Aufgabe ist es, meine Schwester zu begleiten und zu beschützen! Ich sollte keinen Moment von ihrer Seite weichen.«

Tara nickte. »Ja, so lauteten meine Worte. Ich kann mich durchaus erinnern. Das war deine Aufgabe in den vergangenen Jahren, als du mit Ivy nach Rom gereist bist, nach Hamburg, Paris und Wien. Doch die Zeiten ändern sich, und nicht immer verläuft der Fluss der Geschichte in dem Bett, welches ich ihm zugedacht habe.«

»Du willst doch nicht etwa sagen, dass sich die große Druidin Tara geirrt hat?«

»Dein Sarkasmus verrät deine Bitterkeit. Ja, auch ich kann die Zukunft nicht immer klar erkennen und manches Mal nehmen die Ereignisse eine überraschende Wendung.«

»Ach, du konntest nicht vorhersehen, dass Dracula Ivy entführen würde, um mit ihrem Blut eine neue, stärkere Rasse von Vampiren zu zeugen?«

»Nein, das war mein Fehler. Ich dachte, der Schutz des Connemaramarmors würde für die Zeit in Wien noch ausreichen, Dracula von ihr fernzuhalten.« Sorgenvoll runzelte die Druidin die Stirn. »Es hätte nicht so weit kommen dürfen. Wir müssen dem gnädigen Schicksal danken, dass Dracula mit seinem Plan gescheitert und Ivy unversehrt in den Schoß ihrer Heimat zurückgekehrt ist. Der *cloch adhair* ist für uns zwar verloren, aber es gibt mehr als die Magie des Steins, um Ivy zu schützen. Hier in Irland kann ihr nichts geschehen. Ich habe die vergangenen Wochen hart mit ihr daran gearbeitet, ihre Kräfte zu stärken und sie für jeden möglichen Angriff bereit zu machen. Deshalb haben wir uns in die Einsamkeit des Moores zurückgezogen.«

»Ihr hättet mich mitnehmen können. Ich hätte über euch gewacht.«

Die Druidin lächelte milde. »Ach Seymour, ich weiß, dass du deine Schwester über alles liebst und dass du dich daran gewöhnt hast, ihr nicht von der Seite zu

weichen. Doch vielleicht brechen nun andere Zeiten an.«

Seymour ließ die Worte in sich nachklingen. »Sie wird also nicht nach London gehen, um mit den anderen jungen Vampiren die Akademie zu besuchen?«, sagte er nach einer Weile. »Trotz eurer einsamen Wochen des Lernens und des Übens und all deiner alten Magie wirst du nicht zulassen, dass sie die Insel verlässt, weil du sie dort draußen nicht beschützen kannst!«

Herausfordernd sah er die Druidin an.

»Selbst wenn ich sie aus Irland fortlassen würde, du vergisst, ihr Geheimnis wurde in Wien gelüftet. Glaubst du, die Vyrad würden eine Unreine zur Akademie laden?«

Seymour schwieg verblüfft. Daran hatte er gar nicht mehr gedacht. Über Ivys Entführung nach Transsilvanien und all seine Ängste bis zu ihrer Rettung hatte er ganz vergessen, dass Ivys Maskerade aufgeflogen war. Ja, nun wussten alle, dass die Lycana die anderen Clans getäuscht hatte, als sie Ivy als eine Erbin reinen Blutes ausgegeben hatten. Die Wogen der Entrüstung hatten sich zwar geglättet, dennoch lag Tara sicher richtig. Es war nicht zu erwarten, dass Ivy zur Akademie geladen würde. In diesem Herbst würde Mervyn der einzige Lycana sein, der nach London reiste, um mit den Erben der anderen Clans von den speziellen magischen Fähigkeiten der Vyrad zu lernen. Ivy wusste das. Es musste ihr schon vor Monaten klar geworden sein. Seymour begann zu ahnen, wie sehr Ivy der Gedanke quälte, ihre Freunde nicht wiederzusehen. Wie gut es ihr gelungen war, den Schmerz vor ihm zu verbergen! Seymour konnte es nicht fassen und es kränkte ihn, dass sie nicht seinen Trost gesucht hatte.

Plötzlich wurde ihm bewusst, dass auch er die anderen jungen Vampire nicht mehr treffen würde. Überrascht bemerkte er, wie sich ein Gefühl von Verlust und Leere in ihm ausbreitete und tiefe Traurigkeit ihn zu erfüllen begann. Ja, er würde die Vampire der anderen Clans vermissen, die ihm in den vergangenen Jahren ans Herz gewachsen waren: die kluge und wissbegierige Alisa von den Vamalia in Hamburg, Luciano de Nosferas aus Rom, der sich von einem dicken, tollpatschigen Jungen zu einem gut aussehenden, geschickten Vampir gemausert hatte, ja, selbst den schönen, arroganten Franz Leopold de Dracas aus Wien, der Ivy in ihrem Jahr in Irland erst den Kopf verdreht und sie dann hatte fallen lassen. Damals war Seymour so wütend gewesen, dass er ihn hätte zerfetzen mögen, doch seit der Dracas sich bei Ivys Befreiung so entschlossen und mutig

gezeigt hatte, war er mit ihm versöhnt.

Dann der vorlaute Tammo de Vamalia, der Jüngste im Bunde, die stets schmuddeligen Pyras und all die anderen. Er vermisste sie alle und er verstand, was Ivy empfinden musste, vielleicht besser als sie es ahnte. Warum nur ließ sie sich nicht von ihm trösten? Warum wies sie ihn von sich? Sie hatte sich verändert. Früher hatte sie stets seine Nähe und seinen Rat gesucht. Was war nur geschehen?

Er spürte Taras mitfühlenden Blick auf sich ruhen. Seymour war klar, dass sie jedem seiner Gedanken gefolgt war. Er seufzte. Es gab nichts mehr dazu zu sagen.

»Wo ist Ivy? Ist das Stärken ihrer Kräfte jetzt beendet?«

Tara ignorierte die Bitterkeit und den Spott in seiner Stimme. Sie nickte nur. »Ja, mehr kann ich für ihre Sicherheit nicht tun. Nun ist es an Ivy, klug zu handeln.«

»Wo ist sie?«, wiederholte der Werwolf.

»Du wirst sie in Dunluce finden. Sie ist gestern aufgebrochen.«

Seymour erhob sich. »Ich bilde mir nicht ein, sie einholen zu können«, sagte er mit einem schiefen Lächeln. »Ich vermute, sie hat sich nicht in ihrer menschlichen Gestalt auf den Weg gemacht?«

Tara schüttelte den Kopf. »Sie flog mit meinem Falken als Begleiter.«

Wieder fühlte er einen Stich der Eifersucht. Es wäre an ihm gewesen, an ihrer Seite zu bleiben und sie sicher in den Norden der Insel zu geleiten, wo die Lycana auf Dunluce Castle hoch über den Klippen ihre Zuflucht gefunden hatten.

»Ich wünsche dir eine sichere Reise, mein Sohn.«

Seymour wandte sich noch einmal um. »Willst du mich nicht begleiten?«

Die Druidin schüttelte den Kopf. »Mein Platz ist hier, nicht bei den Vampiren von Dunluce. Wir Druiden haben stets die Einsamkeit gewählt.«

»Und wo ist mein Platz?«, murmelte Seymour.

»Du wirst ihn eines Tages finden. Lass dir Zeit«, antwortete die Mutter leise. Es schwang eine solch tiefe Traurigkeit in ihrer Stimme, dass Seymour ein eisiger Schauder über den Rücken rann. Sie sah wieder einmal etwas, das noch halb in den Schleiern der Zukunft verborgen lag, doch er scheute sich, sie danach zu fragen. Nein, vielleicht war es besser, wenn er nichts von dem wusste, was als

böse Ahnung im Geist der Druidin aufgeblitzt war.

DER NEUE SCHATTEN

Ivy saß im Schneidersitz auf einem flachen Stein. Mondlicht umflutete sie und ließ ihr Haar silbern leuchten. Nichts regte sich um sie. Selbst der Nachtwind war eingeschlafen. Weit breitete sich das nächtliche Moor unter ihr aus. Im Westen konnte sie bis zur Küste sehen, dort, wo das braune, feuchte Gras in schroffes Felsgestein überging, gegen das die Wellen in ihrem immerwährenden Rhythmus schlugen, es unterhöhlten, in Stücke brachen und sich so immer weiter ins Land hineinfraßen. Auf der anderen Seite glitt der Blick in ein weites Tal und hinüber zur nächsten Bergkette, deren Silhouette sich im Osten im noch finsteren Nachthimmel verlor.

Ivy war allein. Selbst die tastenden Gedanken des Werwolfs waren verstummt und ließen sie wenigstens für ein paar Augenblicke in Ruhe. Vielleicht schlief er. Sie wusste, dass er am Abend auf der Jagd gewesen war. Mit Erfolg. Und nun fühlte er sich satt und müde. Sein Geist ruhte und hatte die stete Suche nach seiner Schwester für eine Weile aufgegeben.

Ja, sie war vollkommen allein. Endlich. Erleichtert legte Ivy die Unterarme auf ihre Knie, die offenen Handflächen dem Mond zugewandt. Sie schloss die Augen. Ihr Atem stockte. Mit gerade aufgerichtetem Rücken saß sie bewegungslos da. Ihr Geist dagegen war hellwach. Ivy versuchte, ihre Gedanken nicht zu lenken. Sie bemühte sich, all ihre Überlegungen und Schlüsse, die die Erfahrung ihr eingaben, beiseitezuschieben.

So einfach es war, den Körper zur Ruhe zu bringen, so schwer war es, dasselbe mit dem Geist zu erreichen, ohne in tiefen Schlaf zu fallen. Es war eine Art Trance, die sie lange geübt hatte.

Ivy wartete. Sie saß einfach mit offenem Geist da und wartete. Sie wusste nicht genau worauf, aber sie war sicher, dass irgendetwas geschehen würde.

Da war es wieder. Eine Welle von Hass überlief sie, dass es sie am ganzen Körper schüttelte. Dann eine Gier, die größer war, als sie selbst je empfunden hatte. Sie spürte die zunehmende Erregung und dann den kurzen Augenblick des Triumphes, als das Wild in der Falle saß. Fast war es ihr, als könne sie das fremde Blut, von dem sie nicht einmal wusste, wem es gehörte, auf der Zunge

schmecken.

Ivy schüttelte sich. Sie zog alle Kraft in sich zusammen und schloss die Pforten ihres Geistes. Die Gefühle, die nicht die ihren waren, verebbten.

Gut, wenn sie achtgab, konnte sie sich schützen. Bedeutete das, sie würde nun immer auf der Hut sein müssen?

Ivy unterdrückte einen Seufzer. Wie sollte sie ihren Geist auf Wanderschaft schicken, wenn sie gezwungen war, eine undurchdringliche Festung um ihn zu errichten?

Wider Willen dachte sie an Poienari und an Dracula. Tagelang hatte er ihren Geist und ihren Willen unterworfen und sie sich mit der Kraft seiner Gedanken untertan gemacht. Ivy hatte dagegen angekämpft und das Schlimmste verhindert – dachte sie zumindest –, dennoch war es ihr nicht gelungen, sich ohne Hilfe aus dieser Umklammerung zu befreien. Ausgerechnet mit Kreuzen, Weihwasser und einer Hostie war es Alisa, Luciano und Franz Leopold gelungen, sie aus Draculas Geist zu lösen. Und doch war seit dem irgendetwas anders als zuvor.

Zuerst hatte Ivy es nicht bemerkt. Sie hatten genug damit zu tun gehabt, aus Transsilvanien zu entkommen. Dann ging das Akademiejahr weiter. Es gab viel zu lernen – zumindest für die Erben – und so viel zu erleben. Theater und Bälle, Konzerte und Tanzvergnügen im nächtlichen Park bei allerlei Feuerzauber. So war es ihr eine Weile gelungen, aus ihrem Bewusstsein zu verdrängen, was sie eigentlich längst wusste. Oder besser gesagt, ahnte. Etwas war da. Etwas war anders, doch was genau war es? Und was wollte es ihr sagen?

Zurück in der Stille und Einsamkeit der Insel überfiel es sie immer öfter, und es blieb ihr nichts mehr anderes übrig, als sich ihm zu stellen, um herauszufinden, was es zu bedeuten hatte. Für sie selbst und für das Schicksal aller.

Weit war sie bisher nicht gekommen. Noch immer war es ihr ein großes Rätsel. Nun hatte sich Ivy auf den einsamen Gipfel des Berges zurückgezogen, um endlich mehr zu erfahren.

Sie wartete und öffnete vorsichtig ihren Geist. Da! Ein Bild blitzte in ihr auf, das sich wie eine Erinnerung anfühlte, doch nicht ihre eigene war. Dann eine Welle unterschiedlicher Gefühle. Noch ein Bild, das nicht zu dem ersten gehörte. Sie sah unvermittelt ihr eigenes Antlitz. Sie lag mit geschlossenen Augen auf einem Bett. Ein Brautkranz auf ihrem silbernen Haar. Das Verlangen, das sie überflutete, bereitete ihr Übelkeit, und Ivy wehrte sich dagegen. Sie wollte nicht

mit seinen Gedanken widerliche Pläne schmieden, deren Mittelpunkt sie selbst und ihr Blut sein sollten.

War das nur eine Erinnerung oder steigerte er sich erneut in sein Verlangen? Was war es, was sie im Augenblick spürte? Ein Nachhall der Vergangenheit, die Gegenwart oder gar eine Ahnung der Zukunft?

Jedenfalls waren es nicht ihre Gefühle, die sich plötzlich einstellten und dann wieder verflogen, und sie waren schauderhaft! Er steigerte sich wieder in diesen Hass hinein, der sie immer öfter begleitete. Nein, Ivy hatte für heute Nacht genug. Sie versuchte ihre Gefühle von den fremden Empfindungen zu lösen. Sie wollte keinen Zorn mehr fühlen, keinen Hass und kein Sehnen nach Rache. Es war eine so wunderschöne Nacht in der Einsamkeit des Moores. Ivy wollte an etwas Schönes denken.

Sie dachte an Leo. An die Nacht auf dem Friedhof. An ihren ersten Kuss. Ach, was für ein wundervolles Gefühl.

Plötzlich erstarrte Ivy. Er war noch immer da. Hinter den Schleiern ihrer Erinnerung lauerte Dracula auf seiner Festung in den fernen Karpaten. Doch Hass und Gier waren verschwunden.

»Ach, Erzsébet«, seufzte Dracula in die Nacht. »Warum nur habe ich dich so früh verloren? Ich habe lange nicht mehr an dich gedacht, doch heute ist eine seltsame Nacht und ich vermisse dich schmerzlich.«

Und er dachte an ihren ersten Kuss und das wundervolle Gefühl, das ihn dabei durchströmt hatte.

Ivy riss erstaunt die Augen auf. Bei den Geistern der Erde, war das möglich? Vielleicht war es ein Zufall, aber wenn nicht? Sie wagte nicht, weiter darüber nachzudenken, was das bedeuten könnte.

*

»Dario, was tust du da?«, fragte Luciano in scharfem Ton. Er stand in der offenen Tür zu dem düsteren, feuchten Gelass, das zu dem Teil des alten Neropalasts gehörte, in dem die Särge der Erben der Nosferas standen.

Der Unreine, der einst dem Clanführer der Nosferas gedient hatte, drehte sich um und sah den jungen Vampir mit unbeweglicher Miene an. Luciano hatte sich in den vergangenen Jahren sehr zu seinem Vorteil verändert. Nun war er siebzehn, hochgewachsen und schlank. Sein früher pausbäckiges Gesicht nahm markante Züge an, was ihn zunehmend attraktiver erscheinen ließ. Das dichte,

schwarze Haar lag ausnahmsweise glatt gekämmt um seinen Kopf.

»Ich packe Eure Gewänder für Eure Reise nach England«, gab der Schatten Auskunft.

»Das sehe ich«, empörte sich Luciano und trat, die Hände in die Hüften gestemmt, näher. »Und warum tust du das?«

Dario hüstelte und wandte den Blick ab. »Das gehört zu den Aufgaben der Schatten, die die Erben zur Akademie begleiten. Der Zug wird morgen am frühen Abend Rom verlassen, um Eure Cousine Chiara, Euren Vetter Maurizio und Euch selbst in Begleitung Eurer Schatten nach London zu bringen.«

Bei dem Wort Schatten kniff Luciano die Augen zusammen. »Ja, aber du wirst dieses Jahr nicht mit mir kommen. Du bist nicht mein Schatten! Und deshalb brauchst du auch nicht meine Sachen zu packen!«

»Ich befolge lediglich meine Anweisungen.« Der Unreine verzog keine Miene. Stattdessen faltete er das nächste Hemd zusammen und legte es in Lucianos Reisekiste.

»Ich habe dir das nicht befohlen. Hör sofort damit auf! Das ist nicht deine Sache. Hast du nicht gehört?«, rief Luciano erbost. Doch Dario tat so, als wäre er gar nicht da.

Plötzlich hielt Luciano inne und ließ den Blick durch den Raum schweifen, in dem es außer zwei steinernen Sarkophagen und einigen Truhen, in denen seine Kleider aufbewahrt wurden, nicht viel zu sehen gab.

»Wo ist Clarissa?«, herrschte er ihn an.

Dario vermied es, ihn anzusehen. »Ich weiß es nicht. Vielleicht solltet Ihr das alles mit Conte Claudio besprechen?«, riet der Servient und widmete sich weiterhin voller Sorgfalt Lucianos Garderobe.

»Oh ja, das werde ich tun«, rief Luciano aufgebracht und stürmte davon.

Er fand den Führer des Clans in der goldenen Halle auf einem der gepolsterten Ruhebetten liegen, umgeben von den Altehrwürdigen, deren Rat er schätzte.

»Darf ich Euch einen Augenblick stören, Conte Claudio?«, unterbrach Luciano die Unterhaltung mit kaum unterdrückter Anspannung. Der Conte hob die Brauen, rügte ihn aber nicht, sondern winkte ihn heran.

»Was gibt es, Luciano?«

»Dario packt meine Sachen für London!«

Die schwarzen Augenbrauen des Conte wanderten noch ein Stück weiter nach

oben. »Ja, und? Gehört das nicht zu seinen Aufgaben?«

»Er ist nicht mein Schatten. Er wird mich nicht nach London begleiten!« Luciano wusste, dass sein Ton schlichtweg unverschämt war, aber der Clanführer tat so, als bemerke er die Respektlosigkeit nicht. Allerdings widersprach er dem Erben der Nosferas.

»Dario *ist* dein Schatten und er wird mit nach London fahren, denn ich habe es so bestimmt.«

Claudios Tonfall warnte Luciano, dass er so nicht an sein Ziel gelangen würde. Vielmehr würde er außer einer schmerzhaften Strafe gar nichts erreichen.

»Ich habe ja nichts dagegen, wenn Dario mit uns nach London reist«, lenkte er ein, »und wenn er sich berufen fühlt, zu packen, will ich ihn nicht aufhalten. Aber der Schatten an meiner Seite ist nun Clarissa!«

»Clarissa?«, wiederholte der Conte mit einem gefährlichen Klang in seiner Stimme. Er richtete sich auf seinem Ruhebett auf und sah Luciano so scharf an, dass dieser einen Schritt zurückwich. »Dein Schatten? Sprichst du von jener Unreinen, die wieder einmal von ihren Pflichten davongelaufen ist? Die Unreine, die du dir gewandelt hast, obwohl es dir nicht erlaubt war, vor deinem Ritual Menschenblut zu trinken?«

Luciano bemühte sich, nicht zusammenzuzucken. Er hatte gedacht, das Thema sei nun endlich vom Tisch. Hatte er nicht seine Strafe für diesen Verstoß empfangen und sie bis zum bitteren Ende ausgesessen? Zwei Wochen bewegungslos in seinen Sarg eingesperrt, ohne auch nur einen Schluck Blut! Er hatte es klaglos ertragen. Für Clarissa. Sie war jedes Opfer wert. Ein warmes Gefühl durchrieselte ihn, als er daran dachte, wie sie Nacht für Nacht neben seinem Sarg ausgeharrt und die Qual mit ihm geteilt hatte. Danach war sie allerdings zu ihrem Trotz und ihrem Starrsinn zurückgekehrt, und er dachte mit Schaudern an die Szenen, die sich seither fast jede Nacht zwischen ihnen abgespielt hatten. Dabei hatte er so gehofft, sie würde ihr neues Dasein als Vampir nun endlich annehmen und ihm die bedingungslose Liebe schenken, die sie ihm geschworen hatte, als sie noch ein Mensch und die Tochter des Hauses Todesco in Wien gewesen war. Doch seit die jungen Nosferas in die Domus Aurea nach Rom zurückgekehrt waren, lief es nicht gut zwischen ihnen.

Sie hasste die dunklen, feuchten Gänge. Sie fürchtete sich vor den unansehnlichen, fetten Nosferas und sie war nicht bereit, zumindest dem

Anschein nach seine Servientin zu sein.

Luciano hatte es ihr erklärt. Er hatte sie angefleht. Clarissa blieb uneinsichtig. Sie wollte ihm nicht als sein Schatten dienen und ihm jeden Wunsch erfüllen, nicht seine Sklavin sein, die er nach Belieben herumstoßen durfte.

»Es ist doch nur zum Schein!«, beschwor er sie immer wieder. »Ich will dich weder beherrschen noch dir befehlen oder dich herumstoßen. Aber nur wenn du als mein Schatten giltst, darfst du an meiner Seite bleiben und mit mir nach London fahren. Ich schaudere bei der Vorstellung, was sie mit dir machen, wenn du alleine hier zurückbleibst. Sie werden dir deinen Trotz austreiben und deinen Widerstand brechen. Glaube nicht, dass du ihnen widerstehen kannst. Für sie ist nur ein gehorsamer Servient ohne eigenen Willen von Nutzen.«

»Sie? Ach, du sprichst von deiner Familie, zu der du mich gegen meinen Willen gebracht hast«, schleuderte sie ihm ins Gesicht, ohne die Dringlichkeit seiner Argumente zu begreifen. Erst am Abend hatte er sie noch einmal inständig gebeten, vernünftig zu sein und wenigstens so zu tun, als käme sie ihren Pflichten als sein Schatten nach und würde seine Reisegarderobe richten.

»Ich kann es später selber tun«, hatte er ihr noch vor einer Stunde versprochen, als er sie in seinem Gemach zurückließ. Doch dann war sie wieder einmal davongelaufen und hatte dem Conte die Gelegenheit gegeben, Dario mit dieser Aufgabe zu betrauen. Wie sollte er die Situation nun noch retten? Warum wollte sie das einfach nicht verstehen? Luciano richtete seinen Blick fest auf das feiste Gesicht des Clanführers.

»Ja, ich spreche von Clarissa. Von dem Mädchen aus Wien, das sich noch ein wenig schwer mit seinem neuen Dasein tut. Sie muss sich erst in diese für sie noch fremde Welt eingewöhnen. Wenn Ihr sie mit mir nach London reisen lasst, habe ich genügend Zeit, ihr alles beizubringen.«

Einer der Altehrwürdigen, auf dessen Gesicht sich wachsendes Erstaunen breitmachte, mischte sich ein.

»Sie muss sich erst an die fremde Welt gewöhnen? Ha! Habe ich richtig gehört? Es geht hier um eine Unreine? Einen Schatten? Der – wie lange schon in unserem Haus ist? Zwei Monate oder noch länger? Und du forderst jetzt Zeit, um ihr ihre Pflichten klarzumachen? Nicht zu fassen! Fragen wir unsere Unreinen inzwischen, ob sie uns zu dienen belieben? Oder bitten wir sie gar um Erlaubnis, ob wir sie beißen und wandeln dürfen? Ha!« Sein knochiger Finger

schoss nach vorn. Luciano wich noch einen Schritt zurück.

»Schick sie zu mir und ich schwöre dir, ich brauche keine Nacht, um eine folgsame Sklavin aus ihr zu machen.«

Luciano lehnte schroff ab, obgleich er sich nicht sicher war, ob sich der Altehrwürdige oder Clarissa als der härtere Dickkopf herausstellen würde. Nein, das wollte er lieber nicht ausprobieren. Und überhaupt, er wollte sie ja gar nicht als gehorsame Dienerin, als verhuschten Schatten ohne eigene Meinung, die Augen stets niedergeschlagen und nur eifrig darauf bedacht, seine Wünsche zu erfüllen. Er liebte Clarissa. Deshalb hatte er sie gewandelt. Um für immer mit ihr zusammen zu sein.

Na ja, so ungefähr. Eigentlich war es ein Unfall gewesen. Nein, Leo war schuld. Er hatte Clarissa zuerst gebissen und dann hatte das Unglück seinen Lauf genommen. Hätte er sie etwa sterben lassen sollen? Ihre Wandlung war ihre Rettung gewesen. Nur dumm, dass Clarissa das ganz anders sah. In ihrer Sichtweise hörte sich die Sache nicht so gut an: Luciano habe sie betrogen und ermordet. Doch wie hätten sie sonst für immer zusammenbleiben können? Luciano konnte nur hoffen, sie würde irgendwann begreifen, dass es für ihre gemeinsame Liebe keinen anderen Weg geben konnte.

»Ist das Thema nun erledigt?« Conte Claudios schneidende Stimme riss Luciano aus seinen Gedanken. »Dario wird dich begleiten. Meine Entscheidung steht fest.«

»Selbstverständlich«, willigte Luciano rasch ein. »Aber könnte ich Clarissa nicht ebenfalls mitnehmen? Das wäre doch ein gutes Training, wenn sie mit dem erfahrenen Dario zusammen … unter seiner Aufsicht … ich meine …« Unter dem Blick des Clanführers verstummte er. Conte Claudio starrte den Erben der Nosferas noch eine Weile streng an, dann gewann seine träge und ein wenig nachlässige Seite die Oberhand, die jede Art von Konflikt verabscheute. Er lächelte schief.

»Also gut, dann nimm sie mit nach England und sieh zu, dass sich ihre Einstellung bessert. Ich möchte keine solche Kratzbürste in meinem Palast wissen. Lass dir nicht auf der Nase herumtanzen. Sie ist unrein und sie ist ein Weib! Du bist noch jung, aber lass dir gesagt sein, nichts ist schlimmer, als wenn man bei einer Frau nicht gleich die Zügel fest in die Hand nimmt und die Richtung vorgibt. Jede Nachlässigkeit rächt sich bitterlich! Und ehe du dich

versiehst, kommandiert dich das Weib herum, nörgelt und raubt dir den letzten Nerv!«

Die Altehrwürdige, die zu seiner Rechten saß, lachte gackernd. »Glaub mir, mein Junge, der Conte weiß, wovon er spricht! Mir fallen gleich mehrere Vampirinnen ein, an die er sicher nur mit Schaudern zurückdenkt.«

Eine zweite Vampirin fiel in das Gelächter ein. »Ja, weißt du noch, als er Benedetta in die Oper begleitet hat?«

Die Stirn des Conte umwölkte sich. Rasch trat Luciano den Rückzug an. Er wollte nicht mehr in Reichweite sein, falls der Conte ein Opfer suchte, an dem er seinen aufwallenden Zorn auslassen konnte. Das Wichtigste hatte er erreicht. Clarissa würde ihn nach London begleiten. Und alles andere würde sich schon finden. Hoffte er zumindest.

*

Fünf Tage war der Wolf unterwegs, als Dunluce in der sternenklaren Nacht vor ihm auftauchte. Seymour hielt inne und ließ den Blick schweifen. Was für ein verzaubertes Bild! Die Menschen sahen mit ihren Augen vermutlich nur die Ruine einer alten Burg, die schon lange verlassen war. Ein Unglücksort, seit bei einem Sturm im Jahr 1639 ein Teil der Klippen samt Küche und Personal von den Wogen verschlungen worden war. Der Werwolf erblickte mehr als die aus den Felsen aufwachsenden Mauern und Türme auf dem Sporn im Meer, der nur über eine schmale Brücke mit dem Festland verbunden war. Er sah die Zuflucht der Lycana, des Clans der irischen Vampire. Er erkannte schattenhafte Gestalten. Ihre langen, fließenden Gewänder waren in den Farben Irlands gehalten: Grün- und Brauntöne, wie die Moore und saftigen Wiesen, die sich der Küste landeinwärts anschlossen. Ivys silbrig weißes Gewand konnte er nicht ausmachen. Eine Gruppe schlanker Gestalten huschte über die schwankend schmale Brücke zur Vorburg. Dort kümmerten sich einige der Unreinen um die Schafe, die sich die Vampire hielten, seit sie in den Tagen der Akademie viele hungrige Mäuler zu stopfen hatten, denen es noch nicht erlaubt war, sich an Menschenblut zu laben. Junge Vampire durften nur das schale Tierblut trinken, bis sie mit irgendeinem Ritual unter die erwachsenen Vampire aufgenommen wurden, die sie dann zu ihrer ersten Jagd begleiteten. Seymour hatte solch einem Spektakel noch nicht beigewohnt, aber er wusste von Mervyn, dass der junge Erbe der Lycana diesem Ereignis entgegenfieberte. Was das Blut der Menschen

für die Vampire so viel verlockender machte, konnte Seymour nicht sagen. Er selbst gehörte nicht zu den Werwölfen, die Menschenfleisch etwas abgewinnen konnten. Dennoch wusste er sehr gut, dass es auch andere seiner Spezies gab. In den wilden Mooren im Nordwesten und weiter südlich am Rock of Cashel, dem alten Sitz der Könige von Munster im Landesinneren, trieben sich einige Rudel umher, die bei Vollmond auf Menschenjagd gingen. Ihm war das gleich. Auch Vampire labten sich seit Jahrhunderten am Blut der Menschen. Vor einigen Jahren allerdings hatten sich die Führer aller Vampirclans am Genfer See getroffen, um die Feindseligkeiten untereinander zu beenden. Sie gründeten nicht nur die Akademie für die Erben ihrer Blutlinien, sie schlossen auch einen Vertrag, der unter anderem untersagte, ihre Beute weiterhin zu töten. Die meisten schienen sich daran zu halten und raubten den Menschen nur noch so viel Blut, dass sie geschwächt und verwirrt zurückblieben, sich aber innerhalb von Tagen oder Wochen erholen konnten. Tara hatte dies mit Erleichterung aufgenommen und Seymour vermutete, dass sie an diesem Punkt der Vertragsverhandlungen nicht nur am Rande beteiligt gewesen war. Nun dachte die Druidin darüber nach, auch die Werwölfe zu zähmen und ihren Sohn zu ihnen zu senden, um dem Treiben ein Ende zu setzen. Dieser Gedanke behagte Seymour nicht besonders. Wie sollte er das machen? Sie würden sicher nicht auf seine Worte hören. Sollte er jeden Einzelnen von ihnen zum Zweikampf auf Leben und Tod fordern? Nein, so stellte sich das Tara sicher nicht vor. Wie aber konnte er sich sonst Gehör bei diesen blutrünstigen Jägern verschaffen? Zum ersten Mal begann Seymour zu ahnen, was die Druidin geleistet hatte, sechs Vampirclans, die sich bis an den Rand ihrer Vernichtung über Jahrhunderte bekämpft hatten, an einen Tisch zu bekommen und auch noch ein stabiles Bündnis zu stiften. Denn das schien es wirklich zu sein. Die Erben reisten Jahr für Jahr von einem Clan zum anderen und lernten die speziellen Fähigkeiten, die der jeweilige Clan hervorgebracht hatte, seit sie sich voneinander abgespalten hatten.

Seymours Gedanken wanderten über die Küste hinaus nach Osten, wo England irgendwo in den Nebeln verborgen lag. Morgen würden die Erben der Clans aus allen Ecken Europas her nach London reisen, um das Jahr bei den Vyrad zu verbringen. Aber Ivy und Seymour würden nicht mit dabei sein.

Mit hängendem Kopf kletterte der Wolf über eine niedrige Steinmauer und überquerte dann eine Wiese. Die Schafe, die panisch blökend das Weite suchten,

bemerkte er nicht einmal. Er passierte die ersten Gebäude der Vorburg und folgte dem Pfad, der ihn zur Brücke führte.

»Ah, Seymour. Dass du dich auch mal wieder blicken lässt«, begrüßte ihn eine männliche Stimme, die er noch mit dem hellen Klang eines Knaben im Ohr hatte. Seymour hob den Kopf und sah den jungen Vampir an. Mervyn war jetzt neunzehn und er sah noch immer ein wenig unscheinbar aus. Und typisch irisch, mit seinem rötlichen Haar und der feinen, weißen Haut. Seymour überlegte, ob er ihn ansprechen sollte. Normalerweise teilte er seine Gedanken nur mit Tara und Ivy, doch er musste die Frage gar nicht stellen.

»Falls du Ivy suchst, sie ist nicht in der Burg. Angekommen ist sie vor drei Tagen, aber vorhin habe ich sie weggehen sehen.« Er machte eine vage Handbewegung, dem Verlauf der Klippen nach Osten folgend.

Seymour richtete seine gelben Augen so durchdringend auf Mervyn, dass der junge Vampir blinzelte.

»Ivy ist nicht leicht zu durchschauen, wie du sicher weißt, aber ich hatte den Eindruck, es geht ihr nicht gut.«

Vielleicht hatte sich Seymour seine Sorgen zu deutlich anmerken lassen. Oder hatte Mervyn etwa bei den Dracas in so kurzer Zeit gelernt, selbst in den Gedanken eines Werwolfs zu lesen? Das war fast ein wenig unheimlich!

»Sie kam in meine Kammer, als ich gerade meine Reisekiste schnürte. Sie sagte mir Auf Wiedersehen und wünschte mir eine lehrreiche Zeit in London. Dann drehte sie sich um und lief weg, als seien Dämonen hinter ihr her.« Mervyn hob die Schultern, er schien sich entschuldigen zu wollen, dass er Ivy nicht aufgehalten hatte. Doch beide wussten, dass ihm das nicht möglich gewesen wäre.

Seymour brummte und wandte sich ab. Später würde noch Zeit genug sein, um Catriona und Donnchadh seine Aufwartung zu machen. Nun wollte er zuerst nach Ivy sehen. Ihr ein wenig Trost spenden und ihre Einsamkeit vertreiben. Wie früher, als sie wochenlang zusammen durch die Berge gewandert waren. Wenn dies noch in seiner Macht stand.

Seymour verließ die Vorburg und bog auf einen schmalen Klippenpfad ein. Er brauchte nicht lange zu suchen, bis er auf Ivys frische Fährte stieß. Rasch nahm er die Witterung auf und rannte los.

Er fand sie auf dem *Clochán an Aifir* oder Giant’s Causeway, wie die

Engländer den Damm des Riesen nannten, dort wo er in einer Felszunge in den Wogen des Meeres versinkt. Sie saß auf einer der sechseckigen schwarzen Steinsäulen, das Gesicht in beide Hände gestützt, und starrte auf das Wasser hinaus, das in dieser Nacht glatt wie ein Seidenlaken im Mondlicht schimmerte. Nur zu ihren nackten Füßen, wo die Basaltsäulen im Meer versanken, kräuselte sich ein wenig weißer Schaum.

Er wusste, dass sie ihn längst bemerkt haben musste, doch sie sagte nichts. Seymour trat näher und setzte sich neben sie auf die Hinterpfoten. Gemeinsam starrten sie wortlos auf das Meer hinaus. Es war nicht ungewöhnlich, dass sie nicht sprach. Doch er empfing auch keinen ihrer Gedanken, an denen sie ihn stets hatte teilhaben lassen. Nun stieß er mit seinen zaghaften Tastversuchen auf eine glatte Wand.

Warum wies sie ihn ab? Warum sprach sie nicht mit ihm? Er spürte die Kränkung wie einen schmerzhaften Stich. So saßen sie noch eine ganze Weile still nebeneinander, doch Seymour wartete vergebens darauf, dass Ivy das Schweigen brach. Schließlich gab der Wolf nach.

Unsere Mutter Tara hat dich gut gerüstet und deinen Geist gegen Freund und Feind gestärkt.

Wieder wartete er, doch Ivy schwieg noch immer.

Nun würde es Dracula vermutlich nicht mehr gelingen, deinen Geist dem seinen untertan zu machen! Zu dumm, dass Tara es versäumt hat, dich das alles schon im vergangenen Sommer zu lehren. Keine Antwort.

Der Wolf stieß innerlich einen Seufzer aus. *Ach, Ivy, sprich doch mit mir! Was habe ich dir getan, dass du mich so von dir weist? Zürnst du mir, weil ich in Wien versagt habe? Weil es deine Freunde waren, die dich befreit haben? Weil ich mich von Dracula vertreiben ließ, statt mein Leben im Kampf für dich zu geben?*

Ivys elfengleiches Antlitz wandte sich ihm zu. Ihre weiße Stirn legte sich in Falten.

Rede nicht solch einen Unsinn!, erklang ihre Stimme in seinem Kopf. Wenigstens sprach sie mit ihm!

Was soll ich denn denken, wenn du vor mir davonläufst und deinen Geist vor mir verschließt?

Ich bin nicht davongelaufen, wehrte Ivy barsch ab. *Ich bin Taras Ruf gefolgt*

und habe die vergangenen Wochen hart gearbeitet, bis ich dachte, der Schädel müsse mir zerspringen.

Seymour nickte bedächtig. Das konnte er sich gut vorstellen. So sanft die alte Druidin sein konnte, man durfte sich nicht der Illusion hingeben, sie sei eine alte schwache Greisin, auch wenn ihr Körper diesen Anschein gab. In ihr wohnten ein außergewöhnlich heller Geist, ein eiserner Wille und eine Stärke, die man nicht unterschätzen durfte.

Das kann ich mir gut vorstellen. Aber warum durfte ich nicht an deiner Seite bleiben? Ich wäre einfach da gewesen und hätte geschwiegen, solange du lernst und übst, und wäre dir ein Trost in deinen dunklen Stunden des Zweifels und der Erschöpfung gewesen. Wie früher.

Ein Lächeln voller Bitterkeit huschte über die mädchenhaften Züge. *Nichts ist wie früher. Die Zeiten haben sich geändert.*

Wir sind Bruder und Schwester. Wir gehören zusammen. War das nicht schon immer so? Ein unbekannter Schmerz umklammerte sein Herz.

Ivys Stimme wurde sanfter. Fast so wie früher. *Wir sind einhundert Jahre lang Seite an Seite durch das Land gezogen. Ist das nicht genug Erinnerung für eine ganze Ewigkeit?*

Der Wolf knurrte und zeigte seine Zähne. *Ich lebe nicht von Erinnerungen. Ich lebe jetzt. Jede Nacht neu. An deiner Seite!*

Ihm war, als streife ihn eine Welle voller Zorn. Da war eine heiße Wut, die er von Ivy nicht kannte. Oder war es ein Widerhall seiner eigenen Gefühle?

Ich habe Mervyn getroffen, sagte er, obgleich diese Gedanken Ivy sicher auch nicht fröhlicher stimmen konnten. Nein, es wunderte ihn nicht, dass ihre Stimme nun voller Traurigkeit war.

Er hat schon gepackt. Ich war bei ihm, um mich von ihm zu verabschieden. Morgen wird Murrough ihn mit der Cioclón nach Dublin bringen. Niamh und Bridget werden ihn nach London begleiten. Sie lachte auf. *Catriona scheint es zu gefährlich, ihn alleine ziehen zu lassen.*

Vielleicht hätte sie diese Vorsichtsmaßnahme schon früher treffen sollen, meinte Seymour.

Wozu? Niamh und Bridget schicken, um Dracula aufzuhalten? Das denkst du nicht wirklich. Die Vorstellung ist lächerlich!

Der verächtliche Ton gefiel Seymour nicht, aber er ging nicht darauf ein. *Mag*

sein. Außerdem war es nicht Dracula, der dein Geheimnis enthüllt hat und Schuld daran trägt, dass man dich dieses Jahr nicht zur Akademie lädt.

Nein, das war Marie Luise, unsere heiß geliebte Dracas.

Wieder diese Welle von Hass und Zorn. Ihre Stimme aber klang ruhig, ja, fast kalt. Unvermittelt erhob sich Ivy und strich ihr silbernes Gewand glatt. Ihre türkisfarbenen Augen schienen durch Seymour hindurchzusehen.

Komm, lass uns gehen.

Wohin?, erkundigte er sich, während er ihr in weiten Sprüngen über die glatt gewaschenen Basaltsäulen folgte.

Ivy hielt inne und wandte sich zu ihm um. Ihre Augen glitzerten gefährlich. *Auf die Jagd! Mich dürstet es nach Blut. Nach frischem Menschenblut!*

*

Luciano lag in seiner sargähnlichen Transportkiste, während der Zug Stunde um Stunde weiter nach Norden fuhr. Irgendwann sollten sie die Küste erreichen und in ein Schiff umgeladen werden, das sie hinüber auf die Insel bringen würde. Luciano wusste nicht, wo. In den vergangenen Tagen hatten ihn andere Probleme beschäftigt als ihre Reiseroute. Vielleicht würden sie gar über Hamburg reisen und die Überfahrt mit den Vamalia zusammen machen? Man würde sehen.

Seine Gedanken schweiften wieder zu der Kiste, die neben der seinen stand, und zu der Vampirin, die eingesperrt dort drinnen lag. Ihre Ungeduld, ihr Blutdurst und ihr Zorn umgaben sie wie eine Wolke, die Luciano nur allzu deutlich spürte.

Er war noch niemals mit so schwerem Gemüt zu einem Akademiejahr gefahren. Nun ja, vor dem ersten Mal war er aufgeregt und verunsichert gewesen, doch damals waren ja alle zu ihnen nach Hause in die *Domus Aurea* gekommen, was den Erben der Nosferas einen gewissen Heimvorteil verschafft hatte. Oder auch nicht, musste Luciano zugeben, wenn er an seine erste Begegnung mit Franz Leopold zurückdachte. Er zog eine Grimasse. Wobei er sich heute an diese Schmach sogar mit einem Lächeln zurückerinnern konnte. Was war Leo doch für ein Widerling gewesen, und was hatten sie dann nicht alles Aufregendes zusammen erlebt.

Sein Lächeln verblasste, als Clarissa wieder in seinen Sinn zurückkehrte und ihm die Rolle einfiel, die Franz Leopold in Wien gespielt hatte. Luciano ballte die Hände zu Fäusten. *Verfluchter Bastard!* Wenn Leo sich nicht eingemischt,

wenn er sie nicht gebissen hätte, dann wäre alles ganz anders verlaufen.

Wie anders? Vielleicht hätte Luciano dann nicht den Mut gefunden, Clarissa zu beißen und zu wandeln. Dann würde sie nun noch als Mensch im Palais Todesco bei ihrer Familie leben und er sie vielleicht niemals wiedersehen. Oder er hätte sich irgendwann von seiner Leidenschaft hinreißen lassen und sie ausgesaugt, bis sie in seinen Armen gestorben wäre. Genau genommen war das auch beinahe passiert. Nur Ivy hatte er es zu verdanken, dass es anders gekommen war. Ohne die Hilfe der Lycana hätte er nicht die Kraft besessen, Clarissa zu wandeln. So oder so wäre seine Liebe für ihn verloren gewesen. Vielleicht hatte das Schicksal es gut mit ihm gemeint, so wie alles gelaufen war?

Vorsichtig tastete er wieder nach der Vampirin in der Kiste nebenan. War Clarissa immer noch so wütend? Oder gewannen Blutdurst und Ungeduld nun die Oberhand? Diese Gefühle waren für einen so jungen Vampir durchaus normal. Wenn Luciano daran zurückdachte, wie sehr ihn früher der Blutdurst bereits nach wenigen Stunden ohne einen Trunk gequält hatte!

Vor ihrer Abfahrt war er guter Dinge gewesen, voller Hoffnung, in London würde sich alles zum Besten entwickeln. Er hatte mit Clarissa zusammen sogar schon eifrig Englisch gelernt, so wie die Vyrad es in ihrer Einladung zum neuen Akademiejahr verlangt hatten. Aber dann hatte der Conte kurz vor ihrer Abfahrt Clarissa zu sich gerufen und ihr mit deutlichen Worten klargemacht, was die Nosferas von ihren unreinen Servienten erwarteten. Sie waren die Diener der Vampire reinen Blutes. Nur dafür wurden sie von ihnen geschaffen! Als stille, dienstbare Geister, schattengleich und immer bereit, die Befehle ihres Meisters zu erfüllen.

Sobald sie zurück in seiner Kammer war, hatte sie getobt. Sie hatte ihn angeschrien und verflucht, ihm Verrat und allerlei andere unschöne Dinge vorgeworfen. Luciano hatte nicht zugehört. Er wollte sich von ihren unbedachten Worten nicht kränken lassen. Sie meinte es nicht so. Das würde ihr irgendwann klar werden.

Statt sich darauf zu konzentrieren, was sie sagte, sah er sie nur an. Wie schön sie war. Wie gut der Zorn ihr zu Gesicht stand. Fast konnte man den Hauch rosiger Wangen wieder erahnen, den er an ihr so hübsch gefunden hatte, als sie noch ein Mensch gewesen war. Ach, wie schön war ihre Liebe in diesen Tagen gewesen. Wie berauschend ihr Duft, wenn sie sich in seine Arme schmiegte, und

wie wundervoll ihre Küsse. Würde es irgendwann wieder so sein?

Wir haben alle Zeit der Welt, versuchte er seine Ungeduld zu beschwichtigen. *Sie ist kein Mensch mehr, der in wenigen Jahren verblüht.* Ja, jeden Abend, wenn sie erwachte, sah sie so aus wie am Tag ihres Todes. Das war bei jedem unreinen Vampir so. Er dagegen wurde reifer und älter wie alle Erben der Clans, die von einem Vampir gezeugt und von einer Vampirin geboren worden waren. Viele Jahrzehnte würden seine Kräfte sich entwickeln und er immer stärker werden. Ein Vampir konnte viele Menschenleben überdauern, bis er irgendwann den Höhepunkt seiner Kraft überschritt und sich unter die Altehrwürdigen einreihte. Doch bis dahin hatten sie noch viel Zeit, die Wunden zu heilen und die Missverständnisse aus dem Weg zu räumen. Luciano konnte nur hoffen, dass dies nicht zu lange dauern würde. So, wie sich Clarissa im Augenblick benahm, war es schlichtweg anstrengend, und er wusste nicht, wie lange er es schaffen konnte, sie von den anderen abzuschirmen, von denen keiner bereit war, ihr die gleiche Geduld entgegenzubringen, die Luciano aufbrachte. Was sein Vetter Maurizio zu dem Ganzen sagte, wollte er nicht einmal in seinen Gedanken wiederholen. Und selbst Chiara, die er als seine Cousine achtete und liebte und mit der er stets gut ausgekommen war, fand deutliche Worte.

»Weißt du, Luciano, bei aller Liebe, es ist nicht gut, wenn du ihr das alles durchgehen lässt. Weder für dich noch für Clarissa. Sie ist jetzt eine Servientin der Nosferas. Ob das nun gut oder schlecht ist, gerecht oder die Folge eines Verrats. Es ist eine Tatsache, die sich nicht mehr ändern lässt. Sie gehört in unsere Welt und muss sich den Regeln unserer Gemeinschaft anpassen. Schon möglich, dass die Vamalia in Hamburg oder die Lycana in Irland anders mit ihren Unreinen umgehen und ihnen mehr Freiheiten gewähren. Ja, sie behandeln, als wären sie denen reinen Blutes ebenbürtig. Was hilft es? Bei den Nosferas ist es eben anders. Sie hätte es auch noch schlimmer treffen können, wenn ein Dracas sie gewandelt hätte!«

Da hatte sie auch wieder recht. Aber das Argument ließ Clarissa nicht gelten.

»Jedenfalls wirst du ihr durch deine falsche Rücksicht den Schmerz nicht ersparen, und du kannst sie auch nicht bis in alle Ewigkeit vor allem beschützen und bewahren. Hilf ihr lieber, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden, in die du sie gebracht hast.«

»Und wenn sie mich dafür hasst? Wenn unsere Liebe dadurch zerstört wird?«,

fragte er seine Cousine verzagt.

Chiara legte den Arm um seine Schultern. »Ach Luciano, mach dir nichts vor. Ihre menschliche Liebe ist längst mit ihrem Blut davongeflossen. Vielleicht schafft ihr es, etwas Neues für euch zu finden. Aber glaub mir, das geht nur innerhalb unserer Familie und ihrer Regeln, nicht gegen sie.«

Die Worte seiner Cousine trafen ihn hart, vielleicht gerade weil er die tiefe Wahrheit in ihnen spürte. Luciano unterdrückte einen Seufzer. Warum musste die Liebe so kompliziert sein?

Der Zug ratterte weiter nach Norden. Die Nacht floss träge dahin. Luciano streckte noch einmal seinen Geist aus, verließ seine eigene Kiste und drang in die daneben ein. Seine Gedanken liebkosten die hübsche junge Vampirin, die sich noch immer nicht in ihr Schicksal fügen und dem Geliebten verzeihen wollte, der ihr das angetan hatte.

ANKUNFT BEI DEN VYRAD

»Die Nosferas sind angekommen«, verkündete Hindrik und trat in die einfache Schlafkammer, in der sich Alisa gerade einrichtete. Dieser Raum war das erste, was sie vom Heim der Vyrad zu Gesicht bekommen hatte.

»Wie schön. Wo sind sie?«, erkundigte sich die Vamalia und räumte einen zweiten Stapel Bücher in das Regal, das über ihrem Sarg an der Wand befestigt war. Daneben zeigte ein Fenster auf einen L-förmigen Hof hinaus mit alten Bäumen und einem hübschen Brunnen. Schwere Vorhänge sorgten dafür, dass bei Tag kein Sonnenstrahl ins Zimmer dringen konnte.

»Die Nosferas sind noch in ihren Kammern im Haus nebenan, aber ihr sollt nun alle in den großen Saal kommen. Ich sage Sören und Tammo Bescheid und bringe euch dann hinüber.«

Alisa nickte ein wenig zerstreut und ließ den Blick von den letzten Büchern in ihrer Reisekiste zu den Kleidern schweifen, die auf dem Tisch ausgebreitet lagen. Unbewusst wiederholte sie im Kopf ein paar englische Sätze, die sie über die Ferien geübt hatte. Die Vyrad hatten in ihrer Einladung verlangt, dass sich die Erben im Voraus mit der englischen Sprache vertraut machen sollten. Wie ungewöhnlich! Wollten sich die Vyrad etwa davor drücken, die Erben zu unterrichten? Doch ihre Gedanken schweiften schnell wieder ab.

»Ist gut. Ich ziehe mich noch rasch um.« Ihre Hand griff nach den langen, rotblonden Strähnen, die sich aus ihrer Frisur gelöst hatten. »Und mein Haar sollte ich vorher auch neu aufstecken, findest du nicht?«

Sie sah ihn aus ihren hellblauen Augen fragend an. Hindrik schmunzelte. Wie hatte sich Alisa verändert. Nicht nur äußerlich war sie zur Frau gereift. Noch vor einem Jahr hätte sie keinen Gedanken an ihre Erscheinung verwendet und lieber noch ein paar Seiten gelesen, um dann zerzaust und mit zerknittertem Kleid vor ihren Gastgebern zu erscheinen. Wobei die Sorge um ihre Garderobe sicher nicht dem Wunsch entsprang, den Vyrad zu gefallen. Nein, sie wollte einen anderen Vampir mit ihrer Erscheinung beeindrucken, der mit seinen Begleitern jeden Moment aus Wien eintreffen konnte.

»Pass auf, was du denkst. Das habe ich sehr wohl in deinem Geist gelesen!«,

rief Alisa empört. »Es steht dir nicht zu, dir über Dinge Gedanken zu machen, die dich nichts angehen.«

»Das ist schon eine teuflische Fähigkeit, die die Dracas euch in Wien beigebracht haben«, beschwerte sich Hindrik.

Alisa ignorierte den Einwurf und behauptete stattdessen: »Außerdem ist es überhaupt nicht wahr. Es geht mir nur darum, die Vamalia hier in London würdig zu vertreten.«

»Und ich merke, auch ohne Gedanken lesen zu können, wenn du versuchst mich anzuschwindeln«, gab Hindrik lachend zurück und verließ das Zimmer. Draußen drehte er sich noch einmal um. »Ich schicke dir Bergit, damit sie dir zur Hand geht.«

»Danke!«, rief ihm Alisa nach und begann schon einmal, die Flechten zu lösen. Es war ihr Wunsch gewesen, in diesem Jahr zusätzlich eine weibliche Servientin mitzunehmen, und Bergit hatte sich gerne bereit erklärt, sie zu begleiten. Auch Dame Elina hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt.

»Es ist nahezu unmöglich, ein halbwegs modisches Kleid alleine anzuziehen«, beschwerte sich Alisa. »Ganz zu schweigen davon, eine Frisur aufzustecken, die es auch wert ist, als solche bezeichnet zu werden!«

Dame Elina hatte gelächelt, ihr kleiner Bruder Tammo sie dagegen angestarrt, als habe sie den Verstand verloren. »Weiber!«, hatte er nur geschimpft und war mit Sören hinausgegangen, um seinen Reisesarg zu packen.

Nun ließ sich Alisa von Bergit die Häkchen und Verschnürungen schließen und sah zufrieden an sich herab. Ja, jetzt konnte sie gehen. So würde sie vor seinem kritischen Blick bestehen. Hoffentlich. Waren die Hamburger Schneider so gut wie die in Wien? Ihr kamen Zweifel. Dame Elina war nicht gerade für ihren guten Geschmack bekannt. Die Mode der Menschen ließ sie völlig kalt. Vielleicht sollte sich Alisa hier in London neu einkleiden lassen?

Mit diesen Gedanken beschäftigt, verließ sie ihre Kammer. Hindrik, Sören und Tammo warteten bereits im Flur und stiegen vor ihr die Treppe in den Hof hinunter. Alisa warf ihnen einen kritischen Blick zu. Sören sah gut aus, Tammos Erscheinung konnte man dagegen gerade noch so durchgehen lassen. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich umzuziehen.

»Mal sehen, ob Fernand und Joanne schon angekommen sind«, meinte Tammo mit einem Strahlen im Gesicht.

Alisa lächelte zurück. Die Freundschaft mit den Pyras aus Paris hatte sich die Jahre über gefestigt, so wie die ihre mit Luciano, Ivy und Leo. Leo – sie hatten sich so lange nicht mehr gesehen. Eine Ewigkeit. Die Zeit in Wien schien auf einmal so weit weg und verschwommen wie ein schöner Traum. Sie sah sein Gesicht vor sich. Er lächelte. Rasch schob sie den Gedanken an ihn beiseite. Es machte sie zu nervös, und Hindrik beobachtete sie schon wieder mit diesem wissenden Lächeln. Stattdessen bemühte sie sich, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Hof zu richten, den sie gerade durchschritten. Die vierstöckigen Häuser, die ihn umschlossen, waren aus roten Ziegeln erbaut, die der Londoner Ruß aus seinen zahllosen Kaminen dunkel gefärbt hatte. Auch die steinernen Verzierungen um Fenster und Türen, die einst weiß gewesen sein mochten, waren nun düster und grau. Die Gebäude formten ein Trapez, das an seiner Ostflanke von einer Gasse durchbrochen wurde. Und in der nordwestlichen Ecke entdeckte Alisa einen weiteren schmalen Durchgang.

Sie folgte den anderen, die in die Gasse nach Süden einbogen und dann den Hof mit dem Brunnen betraten, den sie von ihrem Fenster aus bereits gesehen hatte. Das Haus auf der Südseite, dessen Ziegel fast schwarz waren, wirkte mit seinen hohen, verzierten Fenstern, dem Dachreiter und dem Turm über dem Eingangstor ein wenig wie eine Kirche. Doch Hindrik stieg, ohne zu zucken, die Stufen hinauf und trat durch die geöffnete Gittertür. Was war das für ein goldenes Zeichen über der Tür? Ein Tier? Das Gleiche auf der schmiedeeisernen Tür. Und auch der Schlussstein des Gewölbes, über dem der Turm aufragte, war mit einer kleinen Skulptur verziert. Alisa verrenkte sich den Kopf. Ein Schaf oder ein Lamm, das eine Fahne trug. Nein, es war ein Kreuz mit einer Fahne, und es sah so aus, als würde es das Schaf durchbohren. Alisa runzelte die Stirn. Ein *Agnus Dei?* Täuschte sie sich? Nein, aber wie war das möglich? Sie griff nach Hindriks Arm.

»Was hältst du davon?«

Nun, da er es erkannte, zuckte er doch. Dann schüttelte er verwirrt den Kopf. »Die Vyrad schmücken ihr Gebäude mit dem Lamm Gottes? Seltsam! Ich habe ja davon gehört, dass die Londoner exzentrisch sind. Aber so exzentrisch?«

»Eine Kirche war das Gebäude hier aber nie«, behauptete Alisa. »Es müsste sonst eine deutlich stärkere Ausstrahlung haben, selbst wenn es seit Jahrhunderten nicht mehr für Gottesdienste benutzt wird.«

Hindrik nickte. »Und dennoch spüre ich etwas, was mir nicht ganz behagt.«

Es war Sören, der den rechten Hinweis zur Lösung des Rätsels gab. Er trat neben Alisa und Hindrik und folgte ihrem Blick zu dem goldenen Lamm, auf das die Rippen des Kreuzgewölbes zuliefen.

»Jetzt verstehe ich, warum die Vyrad von der Middle Temple Hall sprechen.«

»Natürlich, es ist das Symbol der Tempelritter.« Alisa schlug sich an die Stirn. Es ärgerte sie ein wenig, dass sie den Zusammenhang nicht selbst erkannt hatte. »Hier muss der Orden im Mittelalter seine Londoner Niederlassung gehabt haben, bis der französische König mit Hilfe des Papstes den Orden unter fadenscheinigen Anklagen vernichtet hat.«

»Ja, wir wissen, dass du in der Geschichte der Menschheit bewandert bist«, kommentierte Tammo mit genervter Miene.

Alisa zuckte mit den Schultern. »Es schadet nichts, wenn du auch noch etwas lernst«, gab sie zurück und wandte sich wieder an Hindrik. »Das Gebäude gehörte also den Templern, die, obwohl sie wie Ritter kämpften und mit dem Schwert die Pilger zu den heiligen Stätten beschützten, auch als katholischer Orden galten. Sie lebten wie Mönche keusch im Zölibat, weshalb ihre Kommenden Klöstern gleichen. Das ist es, was dir Unbehagen bereitet.«

Hindrik nickte, während Sören einwarf: »Im Zölibat vielleicht, aber keusch? Das möchte ich bezweifeln.«

Sie traten durch das schwere Tor, neben dem zwei Vyrad in dunklen Uniformen mit blanken Goldknöpfen standen, die sich stumm vor ihnen verbeugten. Die beiden Unreinen wiesen ihnen den Weg den Gang entlang durch die offene Tür in der rechten Wand. Neugierig traten die Vamalia ein.

Es war ein beeindruckender Raum, zweifellos. Etwas Ähnliches hatte Alisa noch nie gesehen. Entfernt erinnerte die Halle mit den farbigen Glasfenstern und der hohen gewölbten Decke an ein Kirchenschiff und doch war die Wirkung eine andere, denn nicht nur die Wände waren bis auf halbe Höhe mit dunklem Holz verkleidet, das bunte Wappen zierten. Auch die Decke war ganz aus Holz, eine Konstruktion aus verschieden großen Kassetten – eingelassen zwischen Stegen und kunstvoll gedrechselten Bögen –, die zusammen den Eindruck eines Gewölbes erweckten. Vor der hinteren Wand stand – auf einem Podest ein wenig erhöht – ein Tisch mit einem Dutzend samtbezogener Stühle, deren hohe Lehnen ebenfalls kunstvolle Schnitzereien zierten. Wesentlich einfacher gehalten waren

die zahlreichen weiteren Stühle um vier lange Tische, die den Rest des großen Saals nahezu ausfüllten. In der Mitte öffnete sich ein breiter Gang, den Alisa nun mit bewunderndem Blick entlangschritt. Dieser Saal war nicht verspielt oder reich mit Stuck und Gold dekoriert wie die Galerie im Palais Coburg bei den Dracas, aber nicht minder prächtig. »Ehrwürdig« war das Wort, das die Ausstrahlung am besten beschrieb.

»Alisa!«

Lucianos Stimme ließ sie herumfahren. Strahlend eilte sie ihm entgegen und umarmte den Freund.

»Wie schön, dass ihr da seid«, rief sie und drückte ihn gleich noch einmal. Anders als letztes Jahr schien es ihn dieses Mal nicht verlegen zu machen. Ja, sie spürte sogar so etwas wie Erleichterung. Er erwiderte die Umarmung. Dann schob er sie von sich und setzte eine entrüstete Miene auf.

»Alisa, du versuchst doch nicht etwa, meine Gedanken zu lesen?«

Die Vamalia kicherte. »Huch. Das wird mir langsam zur Gewohnheit. Ich habe den ganzen Sommer über geübt, und glaube mir, es waren nicht nur schöne Dinge, die ich erfahren habe!«

»Dann lass es doch einfach«, schlug Luciano vor, erntete dafür aber nur einen vorwurfsvollen Blick.

»Nachdem wir es nun endlich können? Niemals. Aber noch mehr Zeit habe ich darauf verwendet, meine Gedanken vor anderen zu verschließen! Es geht keinen etwas an, was ich denke. Los, versuche, ob du mir auch nur einen Gedankenfetzen entreißen kannst!«

Luciano wehrte mit einem schiefen Lächeln ab. »Vielleicht später.«

Er wandte sich kurz um. Hinter ihm waren seine Cousine Chiara und sein Cousin Maurizio eingetreten, um dessen Beine wie üblich sein Kater Ottavio strich und aufmerksam nach Beute Ausschau hielt. So fett wie er geworden war, fragte sich Alisa allerdings, wie viel Jagderfolg er noch haben konnte. Ein Kichern stieg in ihr auf, als sie merkte, dass diese Bemerkung sowohl auf den Kater als auch auf seinen Herrn zutraf.

Chiara dagegen sah wie üblich umwerfend aus. Sie verstand es, ihre feine weiße Haut, die weichen Gesichtszüge und das dichte schwarze Haar perfekt zur Geltung zu bringen. Alisa beneidete sie nicht zum ersten Mal um ihre üppig weiblichen Formen, die die Nosferas schamlos zur Schau trug.

Wer hat, der darf es auch zeigen, erklang eine amüsierte Stimme in Alisas Kopf. *Was nützt uns falsche Bescheidenheit? Und wolltest du nicht üben, deinen Geist zu verschließen?*

Ah, da hatte noch jemand die Fähigkeiten der Dracas trainiert. Die beiden Vampirinnen begrüßten einander freundlich.

»Du hast dich aber auch gut gemacht und könntest deine weiblichen Vorzüge noch besser präsentieren«, meinte Chiara großzügig. »Wenn du möchtest, kann ich dir zeigen wie.«

Alisa dankte und nahm sich vor, die Ratschläge auf alle Fälle anzuhören. Dann konnte sie ja immer noch entscheiden, ob sie so viel Dekolleté zeigen mochte wie die Nosferas.

Doch schon galt Chiaras Blick nur noch Sören, der strahlend auf sie zuging und sie mit Komplimenten überschüttete. Chiara fühlte sich sichtlich geschmeichelt und ließ es zu, dass er sie umarmte, bevor sie ihn fragen konnte, wie er diesen schrecklich langen Sommer ohne sie verbracht hatte.

Eine Welle starker Gefühle, die sie von Luciano empfing, ließ Alisa ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Tür richten, durch die die Schatten der Nosferas eintraten. Zu der schmächtigen Leonarda, die Chiara diente, gesellten sich Maurizios Schatten Pietro und Dario, der einst dem Clanführer Giuseppe gedient hatte und seit Francescos Vernichtung in Irland Luciano zur Verfügung stand. So hatte der Conte entschieden, obgleich sich Luciano noch immer dagegen wehrte, Francesco zu ersetzen. Er hatte mehr an seinem Schatten gehangen, als er zuzugeben bereit war, und vielleicht fühlte er sich auch ein wenig an seiner Vernichtung mitschuldig.

Doch weder Leonarda noch einer der beiden männlichen Servienten waren für Lucianos unvermittelte Gefühlsregung verantwortlich. Hinter den beiden trat noch jemand ein. Natürlich sah sie noch genauso aus wie an jenem Abend, als sie sich zum ersten Mal nach ihrem Tod als Vampir aus ihrer Todesstarre erhoben hatte, in die die Sonne sie alle täglich zwang: Clarissa de Todesco. Nein, verbesserte sich Alisa, Clarissa de Nosferas. Selbst wenn sie eine Unreine war, gehörte sie nun zu dem Clan, der sie geschaffen hatte. Auch ihre Gefühle waren klar zu lesen, unterschieden sich jedoch deutlich von denen Lucianos. Was war nur mit den beiden los? Alisa hatte in Wien den Eindruck gewonnen, die beiden hätten dort in den letzten Monaten des Akademiejahres wieder

zueinandergefunden und die Kränkungen und gegenseitigen Vorwürfe überwunden. Ja, seit der Nacht des großen Hofballs schien sich eine gewisse Vertrautheit eingestellt zu haben, auch wenn sich Clarissa nach wie vor nur schwer mit ihrer neuen Existenz anfreunden konnte. Und nun?

Sie spürte Lucianos Liebe, aber auch seine Zweifel und seinen Schmerz. Er grollte Clarissa und beobachtete jede ihrer Regungen mit Misstrauen, so als fürchte er, jeden Augenblick könne etwas Schreckliches geschehen.

Clarissa dagegen war unsicher. Sie fühlte sich einsam und versuchte, die Furcht mit ihrem Zorn zu vertreiben. Was war in Rom schiefgelaufen?

Maurizio rief seinen Schatten herbei und schickte ihn dann in barschen Worten mit einem Auftrag davon. Pietro neigte nur stumm das Haupt und machte sich lautlos davon, den Befehl auszuführen. Alisa sah Abscheu über Clarissas Gesicht huschen, die sicher nicht Pietro galt. Sie verstand. Das war das Problem. Ihr Blick hob sich und richtete sich auf Luciano und seine Cousine, die bei ihr mitten in der prächtigen Halle standen, während sich die Servienten unauffällig an der Wand herumdrückten. Alisa konnte den Schmerz spüren und eine heiße Welle von Zorn. Sie hatte ganz vergessen, wie unterschiedlich die Unreinen in den verschiedenen Häusern behandelt wurden. Nein, da hatte Clarissa bei den Nosferas sicher nicht das große Los gezogen. Aber wer sagte denn, dass man nicht einen neuen Weg einschlagen konnte? Irgendjemand musste damit anfangen. Warum also nicht hier und jetzt?

Alisa setzte ein strahlendes Lächeln auf und ging durch den Saal direkt auf die junge Servientin zu. Sie streckte ihr die Hand entgegen.

»Clarissa, wie schön, dich wiederzusehen!«

Verdutzt starrte die Vampirin Alisa an, ergriff aber ihre Hand und ließ es zu, dass die Vamalia sie herzhaft schüttelte.

Alisa tat so, als bemerke sie ihre Verwirrung nicht. »Du siehst gut aus. Es gefällt mir, wie du dir das Haar aufgesteckt hast. Einfach und doch raffiniert. Ich würde mich freuen, wenn du mir zeigst, wie man das macht. Obwohl ich fürchte, dass es bei mir nicht dieselbe Wirkung hat. Dein Haar ist so schön voll. Mein Haar sieht dünn und blass daneben aus. Ich beneide dich um diesen Kastanienton!«

Clarissa sagte noch immer nichts und sah die Vamalia nur aus großen Augen an. Alisa las auch in Lucianos Geist Verwirrung, dann Dankbarkeit und Freude,

als er begriff, was sie tat.

»Komm doch mit zu uns hinüber«, forderte sie das Mädchen auf. »Wir warten auf die anderen. Sie müssen jeden Moment eintreffen.« Alisa griff nach ihrer Hand, zog sie unter ihrem Ellenbogen durch und marschierte los, sodass Clarissa gar nichts anderes übrig blieb, als ihr zu folgen. Man sah es ihr nicht an, aber Alisa war in den vergangenen Jahren stark geworden und hielt nun die schmale Hand in ihrem eisernen Griff. Herausfordernd sah sie in die Runde. Tammo und Sören war es egal. Tammo war damit beschäftigt, die Wappen an der Wand zu mustern. Sören dagegen betrachtete Clarissa mit Neugier und Interesse, was wiederum der Grund dafür war, dass Chiara missmutig die Lippen zusammenpresste. Luciano blickte kurz mit einem dankbaren Lächeln zu Alisa, dann wischte ein Ausdruck von Sorge es weg. Alisa folgte seinem Blick. Sie sah, wie Maurizio den Mund öffnete und las seine ätzende Bemerkung, noch ehe er sie aussprach.

Mach den Mund wieder zu und wage nicht, das laut zu sagen!

Der Nosferas war so erstaunt, die fremde Stimme in seinem Kopf zu hören, dass er vor Überraschung zumindest für einen Moment sprachlos war und vergaß, was er Unfreundliches zu Clarissa hatte sagen wollen. Ehe es ihm wieder einfiel, setzte Alisa nach.

Was zwischen Luciano und Clarissa ist, geht dich nichts an. Und auch wir suchen uns unsere Freunde selbst aus. Wenn du mit Unreinen nichts zu tun haben willst, bitte, das ist deine Entscheidung. Aber behalte deine Meinung für dich und untersteh dich, auch nur ein kränkendes Wort in Clarissas Gegenwart zu verlieren. Sonst bekommst du es mit mir zu tun!

Der Klang ihrer Stimme war so drohend und ihr Gesichtsausdruck von solcher Entschlossenheit, dass Maurizio zurückwich. Es war fast ein wenig komisch. Immerhin war er nicht nur ein Jahr älter und einen halben Kopf größer als Alisa, sondern auch mindestens doppelt so breit.

Der gelangweilte Tonfall klang nicht echt, als er sich an seinen Kater wandte.

»Komm, Ottavio, sehen wir mal nach, ob wir nicht etwas Blut für uns auftreiben können.«

Luciano sah seinem Vetter verwundert aber auch mit Erleichterung nach. »Was ist denn in den gefahren?«

Alisa zuckte mit den Schultern und wandte Kater und Herrn demonstrativ den

Rücken zu. »Das braucht uns nicht zu kümmern.«

Chiara kicherte. »Sagen wir mal, Alisa kann überzeugend sein. Sogar fast bedrohlich!« Dann zuckte auch sie mit den Schultern. »Ich kann nicht behaupten, dass mir die Sache gefällt. Aber ich will auch nicht, dass sich jemand in meine Herzensangelegenheiten einmischt.« Sie warf Luciano einen Blick zu, griff dann nach Sörens Hand und zog sich mit ihm in den hinteren Teil des Saals zurück, um ungestört mit ihm plaudern zu können.

Alisa sah ihrem Vetter und Chiara nach. Bei den beiden schien alles in Ordnung zu sein. Sie bemühte sich, ihre Neugier zu zähmen und nicht nach ihren Gedanken zu greifen. Nein, das ging sie nichts an.

Plötzlich fühlte sie die Berührung einer Hand an der ihren. Ihr Blick traf den Clarissas. Stumm dankte diese der Vamalia für den warmen Empfang. Und doch fragte sie sich, warum sie es getan und was es zu bedeuten hatte.

Du brauchst dir keine Gedanken zu machen. Ich meine es so, wie ich es gesagt habe. Ich freue mich, dass du dieses Akademiejahr mit uns verbringen wirst. Du gehörst jetzt zu uns. Reines Blut oder unreines, was macht das schon aus? Wir sind Freunde und halten zusammen!

Verwirrt griff sich Clarissa an den Kopf, als sie Alisas Stimme dort vernahm.

»Das habe ich über den Sommer aber anders gelernt«, stieß sie hervor und warf Luciano einen vorwurfsvollen Blick zu. Dann lief sie wieder zu den anderen Servienten, nicht ohne Alisa noch einmal dankbar zuzulächeln.

Der Nosferas hob kläglich die Hände. »Es ist nicht meine Schuld, dass sie in unserem Clan anders mit ihren Servienten umgehen als die Vamalia.«

»Das ist schon richtig«, fiel Alisa ihm ins Wort, »aber auch kein Grund, sich darauf auszuruhen und es einfach so hinzunehmen.«

»Na, du hast gut reden«, brummte der Nosferas. »Soll ich dem Conte sagen, dass mich unsere Tradition nicht interessiert und ich von nun an alles ganz anders mache?«

»Warum nicht? Die Mitglieder deines Clans haben sich ihre Schatten gewandelt, weil sie dienstbare Geister um sich haben wollten. Die Unreinen sollen nur funktionieren und unauffällig ihre Aufgaben erledigen. Aber du hast deine Liebe zum Vampir gemacht, um mit ihr für immer zusammen zu sein. Wie kannst du dann zulassen, dass andere sie wie einen Dienstboten behandeln? Wie kannst du erwarten, dass Clarissa sich unauffällig unter das Heer der Schatten

mischt?«

»Alisa, nun halte mal die Luft an! Bei euch wäre das alles kein Problem, aber bei uns? Du hast ja keine Ahnung!«

»Ja, und? Nur weil es bei euch schwieriger ist, versuchst du es erst gar nicht? Clarissa hat dir ihr Vertrauen geschenkt und sie hat ein Recht darauf, sich darauf verlassen zu können, dass du sie beschützt und für sie eintrittst!«

Sie starrten einander an. Gerade weil Luciano spürte, dass Alisa recht hatte, wehrte er sich zornig gegen diese Einsicht. War er wirklich zu feige gewesen? Hatte er versagt und trug an der Misere selbst Schuld? Hatte er Clarissa mit ihren Sorgen und Nöten alleine gelassen und sie noch einmal verraten?

Alisa beschloss, ihn ein wenig grübeln zu lassen. Die rechte Erkenntnis würde sich schon einstellen und hoffentlich dazu führen, dass er gegenüber den anderen Nosferas ein wenig offensiver auftrat.

»Alisa! Wie schön, dass ihr endlich da seid. Herzlich willkommen!«

Alisa hatte sich so auf die Schwierigkeiten von Luciano und Clarissa konzentriert, dass sie den Vampir nicht wahrgenommen hatte, bis sie seine Stimme so unvermittelt neben sich hörte. Eine Stimme, die sie sehr lange nicht gehört hatte. Ein heißer Strahl durchfuhr sie, der Entsetzen und Entzücken sein konnte. Ihre Knie fühlten sich seltsam weich an, als die Erinnerungen sie unvermittelt durchfluteten. Es war, als wollte jede noch so winzige Kleinigkeit, die sie mit ihm zusammen erlebt hatte, sich gleichzeitig wieder in ihr Gedächtnis drängen, und das verwirrte sie in höchstem Maße. Langsam wandte sich Alisa dem Vyrad zu. Sie hatte das Gefühl, ihre Wangen würden glühen.

»Malcolm, wie schön. Es ist lange her!«

Er nahm ihre Hände zwischen die seinen, als wolle er sie nie wieder loslassen. Alisa war es, als zucke eine Flamme ihren Arm hinauf.

»Ja, viel zu lange. Ich habe es jeden Tag bereut, nicht mit den anderen nach Wien gefahren zu sein.«

Sein warmes Lächeln schien sie einzuhüllen und beschwor herauf, was sie für ihn empfunden hatte. Damals in Irland und in Paris. Wie gut er aussah. Die jungenhafte Weichheit war aus seinen Zügen geschwunden. Er war zum Mann geworden. Zu einem attraktiven Mann! Verlegenheit machte sich in ihr breit und Alisa war froh, dass er nicht auch von den Dracas das Gedankenlesen gelernt hatte. Sie zog ihre Hand zurück und verbarg sie in den Falten ihres Kleides.

»Und warum bist du nicht mitgekommen? Ja, ich weiß, du bist zu alt, um noch auf die Schule zu gehen«, beantwortete sie ihre Frage gleich selbst, doch Malcolm schüttelte den Kopf.

»Ich war schon neunzehn, das ist wahr, aber das alleine war nicht der Grund. Ich hätte schon gern die Dracas und ihre Fähigkeiten kennengelernt. Doch ich hatte zur Mittsommerwende mein Ritual gefeiert, und deshalb meinte Lord Milton, da ich nun zu den erwachsenen Vyrad gehöre, wäre es nicht angemessen, mich noch zur Akademie zu schicken.«

Alisa sah ihn bewundernd an. »Du hast deine Bluttaufe also hinter dir. Ach, ich wüsste zu gern, wie das ist und was auf so einer Feier alles passiert, aber ich fürchte, es schickt sich nicht, danach zu fragen.«

Malcolm lachte fröhlich. »Wie bitte? Du scherst dich darum, was sich schickt? Alisa, ich erkenne dich nicht wieder! Willst du wirklich nicht fragen, auch wenn du vor Neugier fast vergehst?«

Alisa erwiderte sein Lachen. »Woher willst du das wissen? Hat Rowena dir beigebracht, was wir bei den Dracas gelernt haben?«

Malcolm wehrte ab. »Leider nein, aber das weiß ich auch, ohne Gedanken lesen zu können.«

»Gut, ich gebe zu, dass es mich interessiert.« Alisa versuchte sich an einer würdevollen Miene, was ihr nicht so recht gelingen wollte. Malcolm kniff sie in die Wange.

»Ich kann deinem Drängen nicht widerstehen. Was hältst du davon, wenn ich dich ein wenig durch den Temple führe. Dort können wir ungestört plaudern. Wir werden rechtzeitig zurück sein. Das verspreche ich. Es wird noch eine ganze Weile dauern, bis alle da sind und es etwas zu Trinken gibt.«

Alisa strahlte ihn an. »Das ist eine gute Idee.« Sie hakte sich bei Malcolm unter und ließ sich aus der Halle führen.

*

Ivy saß im Schneidersitz auf einem Steinblock. Unter ihr donnerten die Wellen gegen den schwarzen Fels der Klippe, dass die Gischt bis zu ihr aufspritzte. Salzige Tropfen benetzten ihr Haar und den silbernen Stoff ihres Gewandes, doch sie bemerkte es nicht. Die Augen geschlossen, saß sie still da. Nur ihr Geist regte sich. Er wanderte zwischen Mauern umher. Es war dunkel um sie, doch sie kannte jedes Möbelstück und jeden Gegenstand in dem fremden und doch so

vertrauten Gemach. Ivy konnte den kalten Moder des alten Gemäuers riechen. Dann trat sie durch die Tür auf den von Mondlicht beschienenen Hof hinaus. Ihr Blick glitt über die Wipfel der Bäume und fiel dann in die Schlucht hinab. Tief dort unten suchte sich das Wasser des in den Sommermonaten zu einem Bach geschrumpften Flusses seinen Weg zwischen Kiesbänken, die das Frühlingshochwasser mit sich gebracht und dann hier abgeladen hatte. Sie dachte an die Frau, deren Körper dort unten auf den Felsen zerschellt war. Wie sehr der Verlust nach so langer Zeit plötzlich wieder nagte und im Innern fraß. Nicht an der Seele. Diese wohnte schon lange nicht mehr in dem an die Erde gebundenen Körper. Nein, an ihr tat sich der Teufel gütlich – wenn es ihn denn wirklich gab, was Ivy stets bezweifelt hatte. Sie war die Tochter einer Druidin und hatte nie an den Gott der Christen geglaubt, nicht an seinen Sohn und die Auferstehung, und auch nicht an den gefallenen Engel Luzifer und die Hölle mit ihrem Fegefeuer und den perfiden Qualen, die sich die Maler früherer Jahrhunderte so gern im Detail ausgedacht und in grausiger Farbenpracht dargestellt hatten. Und dennoch verfluchte sie nun den Teufel, an dessen Existenz sie gar nicht glaubte. Schmerz und Trauer durchfluteten sie für einige Augenblicke, nur um von einer unbändigen Wut abgelöst zu werden. Ivy zitterte am ganzen Körper, so heftig wurde sie von diesem Zorn erfasst, der über Jahrhunderte gewachsen war und sich an der Einsamkeit genährt hatte. Sie war betrogen worden. Warum? Ivys Brauen schoben sich ein wenig zusammen. Was war passiert? Ein flüchtiger Schatten. Gedankenfetzen, die sie nicht zu deuten wusste. Und immer wieder dieser übermächtige Zorn, der nach Zerstörung schrie, um Rache zu üben.

Für einen Augenblick verhüllte Nebel ihre Sicht und ein leichter Schwindel erfasste sie. Sie erhaschte einen Blick der Mauerkrone und der Wand, die unter ihr in die Tiefe führte, bis sie mit dem grauen Fels verschmolz. Mit einem Mal verschoben sich die Farben und Konturen. Das Bild erschien in einer anderen Tiefe, und auch der Klang der Nacht war ein anderer. Die Mauer glitt unter ihr hinweg, und sie stürzte auf die Baumwipfel im Tal zu. Fast streiften die kleinen, klauenbewehrten Füße die Äste, dann glitt die Fledermaus über den Talgrund hinweg.

Da! Was war das? Das Echo warf die Kontur eines plumpen Karrens zurück, der von zwei zottigen Pferden gezogen wurde. Wieder diese Wut, die in blinden

Hass umschlug. Der Nebel kehrte zurück, und wieder änderte sich der Anblick des Tals. Nun leuchteten die warmen Körper der Pferde in der Nacht. Doch sie waren nicht die einzigen Wesen, in deren Adern lebendiges Blut floss. Getrieben von Gier stob sie auf den Wagen zu. Mit übermenschlicher Kraft riss sie den Kutscher vom Bock. Sie hieb ihre Reißzähne in seinen Hals, bis ihr das Blut in kräftigen Stößen ins Gesicht spritzte. Sie trank in gierigen Schlucken. In ihrer Ungeduld zerfetzte sie dem Mann die Kehle und warf ihn beiseite, als es mit ihm zu Ende ging. Dann drang sie in den Wagen ein, wo das Wesen der Nacht von zwei ängstlichen Augenpaaren empfangen wurde. Eine Frau in den Vierzigern, wohlgenährt mit üppigen Formen, und ein junges Mädchen, mit ungewöhnlich hellem Haar. Die Frau war das nächste Opfer. Unnötig brutal zerfetzte sie sie und weidete sich, während sie trank, am Entsetzen des jungen Mädchens. Ihre Angst nährte und stärkte sie fast ebenso wie das Blut. Die zu einem Wimmern unterdrückten Schreie in ihrer Ahnung des Todes wurden gierig vom Hass aufgesaugt. Schon schwebten ihre Reißzähne über dem jungen Hals, als sie es sich anders überlegte. Man konnte es noch ein wenig auskosten. Sich noch ein wenig an der Vorahnung des nahen Todes und der Verdammnis laben. Sie zog das Mädchen zu sich heran und warf es über ihre Schulter. Mit ausladenden Schritten machte sie sich auf den Rückweg zur Burg. Die Nacht war noch lang, und vielleicht würde das junge Ding sie ein wenig von ihrem marternden Rad der immer gleichen Gedanken ablenken. Zumindest der Blutdurst würde für diese Nacht erträglich gedämpft sein. Gestillt war er niemals. Ganz egal wie viel Beute sie sich erjagte und wie viel Blut sie trank. Das war ihr Fluch, für alle Ewigkeit. Das, und die Wut, die sich – wie der Blutdurst – niemals würde stillen lassen.

Auf Poienari angekommen, schleppte sie das Mädchen in den Turm und warf es dort auf den Boden. Ihr Bitten und Flehen rührten sie nicht. Mitleid gehörte nicht zu den Gefühlen, die sie empfinden konnte. Kalt sah sie auf ihr drittes Opfer in dieser Nacht herab, das mit seinem hellen blonden Haar und dem zarten Körperbau ein wenig an Ivy erinnerte. Dann war auch dieses junge Leben verwirkt und starb einen grausamen Tod unter den Zähnen eines Vampirs. Gesicht und Hände rot vom Blut des Mädchens sprang sie auf und reckte die Fäuste in die Luft. Stolz und stark fühlte sie sich. Unbesiegbar. Ein Triumphschrei löste sich von ihren Lippen und klang in ihren Ohren.

Ivy riss die Augen auf und kam zu sich. Da stand sie auf dem Felsen über den tosenden Wassern, deren Brausen diesen Schrei, der so gar nicht zu ihr gehörte, mit sich riss. Ihre Fäuste waren erhoben, doch die Haut war rein und weiß. Und auch in ihrem Gesicht war kein Blut, und dennoch war es ihr, als könne sie dessen Wärme noch spüren und schmecken. Die unbändige Wut, die nicht die ihre war, ließ ihren Körper noch immer beben. Erst nach und nach verebbte sie.

Erschöpft ließ sich Ivy zu Boden sinken. Noch immer ein wenig ungläubig starrte sie auf ihre sauberen Handflächen herab, die sich warm und klebrig anfühlten. Nachdenklich legte sie die Stirn in Falten. Nun, nachdem der Sturm der Gefühle verebbte, konnte sie mit klarem Kopf darüber nachdenken. Es war beängstigend und verstörend, aber gleichzeitig eine ungeahnte Möglichkeit. Ob er davon wusste? Nein, vermutlich nicht. Und ganz sicher war dies nicht in seinem Sinn. Ivy sah auf den Drachenring an ihrem Finger herab. Ein kaltes Lächeln huschte über ihre Miene. Damit ließ sich etwas anfangen.

MISSVERSTÄNDNISSE

»Wie sehe ich aus?« Franz Leopold drehte sich einmal um seine Achse.

Falls sich Matthias darüber wunderte, dass der junge Dracas seine Meinung hören wollte, so ließ er es sich zumindest nicht anmerken. Obwohl so etwas vermutlich noch nie vorgekommen war. Mit seiner stoischen Miene betrachtete er den schon übernatürlich gut aussehenden Vampir mit seinem schönen, inzwischen markanten Gesicht, den edel geschwungenen Brauen und dem dunklen Haar. Sein makelloser Körper steckte in einem neuen Frack, der perfekt passte und seine körperlichen Vorzüge noch unterstrich. Die Schuhe waren von Matthias so gründlich poliert, dass man sich in ihnen hätte spiegeln können.

»Sehr schön«, meinte der Servient emotionslos, nachdem er seine Musterung beendet hatte.

Franz Leopold runzelte die Stirn. »Ein wenig mehr Begeisterung, wenn ich bitten darf!«

Um Matthias' Mundwinkel zuckte es leicht. »Mir war nicht klar, dass Euer Selbstbewusstsein der Bestätigung eines Servienten bedarf.«

Franz Leopold sah ihn verdutzt an. Für einige Augenblicke schwankte er zwischen Ärger und Belustigung. Dann gewann sein Sinn für Humor die Oberhand und er grinste.

»Braucht es auch nicht. Ich weiß, dass meine Erscheinung perfekt ist!« Doch er merkte selbst, dass ihm der überhebliche Ausdruck, den er stets so gut beherrscht hatte, misslang. Vielleicht, weil er Alisas Gesicht vor sich sah, wie sie vorwurfsvoll die Augenbrauen hob. Franz Leopold versuchte zu ignorieren, dass er ungewöhnlich nervös war. Es gab überhaupt keinen Grund dazu! Ein neues Akademiejahr begann. Er traf die Erben der anderen Clans wieder. Sie würden sich neue Fähigkeiten aneignen. Nichts, was einen nervös machen sollte.

Wieder sah er Alisa vor sich. Die vorlaute und fast schon skandalös freimütige Vamalia, die stets sagte, was sie dachte, und so voller Wärme mit vor Begeisterung strahlenden Augen lächeln konnte, dass es einem schon ein wenig schwindelig werden konnte. Wem wollte er eigentlich etwas vormachen? Also dann los. Sie wartete bestimmt schon in der Halle.

Unter der Tür drehte sich Franz Leopold noch einmal um. »Und überhaupt, wie wagst du es, mit mir zu sprechen? Erinnere mich nachher daran, dass ich dir deine Frechheit wieder austreiben muss.«

»Gewiss, Master Franz Leopold«, sagte der Schatten beflissen, doch der Dracas spürte wohl, dass er seine Worte nicht sonderlich ernst nahm. Vielleicht war er in letzter Zeit ein wenig nachlässig zu seinem Servienten gewesen, was ganz sicher auf Alisas schlechten Einfluss zurückzuführen war. Bei dem Gedanken an die Vamalia ließ ein Lächeln seine Züge erstrahlen. Er lief vier Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinunter, bis die Stimme seiner Cousine ihn innehalten ließ.

»Diese ungebührliche Eile schickt sich nicht für einen Dracas! Befürchtest du etwa, zu spät zur Begrüßung der Vyrad zu kommen?« Marie Luise lachte schrill.

Mit Widerwillen wandte sich Franz Leopold zu ihr um. Alleine ihr Tonfall ließ bittere Galle in seinem Hals aufsteigen. Sosehr sich sein Verhältnis zu Anna Christina in den vergangenen Monaten gebessert hatte, so sehr verabscheute er seine jüngere Cousine. Jeder Rest von Sympathie für sie war ihm gründlich vergangen, als Marie Luise Ivys Geheimnis an Baron Maximilian verraten hatte. Nein, das würde er ihr in alle Ewigkeit nicht verzeihen! Und so troff seine Stimme geradezu vor Abscheu, als er ihr antwortete:

»Marie Luise, kümmere dich in Zukunft um deine eigenen Angelegenheiten und sprich mich nicht an, wenn du nicht riskieren willst, dass dein Dasein frühzeitig ein gewaltsames Ende findet.«

Seine Cousine ließ sich nicht so leicht beeindrucken. Sie lachte gehässig. »Oh, ist da jemand immer noch erzürnt, dass die kleine Lycana die Abreibung bekam, die sie verdiente?«

Franz Leopold war mit einem riesigen Satz neben ihr. Seine Hand schloss sich um ihre Kehle, sodass ihr entsetzter Aufschrei zu einem Gurgeln verebbte.

»Ja, ich bin immer noch ›erzürnt‹, wobei das ein viel zu harmloses Wort dafür ist, was ich dir gegenüber empfinde. Deine krankhafte Gehässigkeit hätte sie fast ausgelöscht. Glaube nicht, dass ich das jemals vergesse. Ich werde dich im Auge behalten, also pass auf, was du tust!«

»Sie ist nur eine dumme Unreine«, keuchte Marie Luise unter seinem Griff, der ihr so die Kehle zudrückte, dass ein Mensch längst erstickt wäre.

»Lass sie los!« Karl Philipp kam die Treppe herunter.

Franz Leopold drückte noch einmal kräftig zu, dann stieß er die Vampirin mit

einem Ausdruck von Verachtung von sich. Marie Luise griff sich jammernd an ihren malträtierten Hals, auf dem sich dunkle Male abzuzeichnen begannen.

Der Blick, mit dem Karl Philipp sie musterte, war kaum freundlicher als der seines Cousins, dennoch sagte er: »Franz Leopold, du solltest dir überlegen, auf welcher Seite du stehst. Glaube mir, ich verabscheue ihr affektiertes Getue ebenso wie du. Doch vergiss nicht: Sie ist eine Dracas! Unsere Treue gehört zuallererst unserem eigenen Blut. Du hast dir von diesem Akademiegeschwätz den Geist vernebeln lassen. Von wegen ›die Clans müssen zusammenarbeiten und einander vertrauen‹. Ich habe es von Anfang an nicht gut gefunden, mit was für Vampiren du dich abgibst. Vamalia, Nosferas – und dann sogar eine unreine Lycana. Und nun wendest du dich auch noch gegen eine Dracas! Treibe es nicht zu weit. Ich möchte dich nicht auf die harte Tour daran erinnern müssen, was du deinem Clan schuldig bist!«

Franz Leopold setzte eine gelangweilte Miene auf. »Das hört sich an, als wolltest du mir drohen. Kommst du dir da nicht selbst lächerlich vor? Wovor sollte ich mich fürchten? Dass du versuchst, mich mit einem Prügel niederzuschlagen, oder dass du mich zu einem Zweikampf mit dem Degen forderst? Sei nicht albern. Du bist zwar älter, aber ich bin dir in allem überlegen.«

Dagegen wusste sein Vetter nichts zu sagen, obgleich er der körperlich Kräftigere der beiden war. Franz Leopold machte das mit seiner Schnelligkeit und seiner Geschicklichkeit mehr als wett. So konnte Karl Philipp nur ohnmächtig die Fäuste ballen. Franz Leopold schnaubte verächtlich.

»Wenn dein Familiensinn dich übermannt, dann kümmere dich doch um unsere Heulsuse und hör dir ihr stetiges Gejammer an. Ich wünsche dir viel Spaß! Ich jedenfalls umgebe mich lieber mit Vampiren, die nicht nur mit Schönheit, sondern auch mit Geist, Humor und vor allem Charakter gesegnet sind!«

Er wandte sich ab und setzte seinen Weg fort, ohne die beiden weiter zu beachten, die ihm hasserfüllte Blicke nachsandten.

»Sei dir deiner Überlegenheit nur nicht zu sicher«, knurrte Karl Philipp. »Nimm dich in Acht. Auch du hast Schwächen und bist nicht unverletzlich.«

In Gedanken schon in der großen Halle, überquerte Franz Leopold den Fountain Court mit seinem Brunnen und strebte auf das Tor unter dem Eingangsturm zu. Es war ihm, als könne er Alisas warmes Lachen hören. Er

beschleunigte seine Schritte, bis er die offene Tür erreichte und sein Blick die Temple *Hall* erfasste. Franz Leopold blieb unvermittelt stehen. Da stand sie mitten in der Halle bei Luciano und Clarissa. Ein Stück weiter hinten steckten Sören und Chiara die Köpfe zusammen, während sich Tammo lautstark mit den beiden Pyras unterhielt. Die Schatten der Erben hielten sich im Hintergrund und warteten still, bis sie wieder gebraucht wurden. Franz Leopolds Blick kehrte zu Alisa zurück. Er betrachtete sie, als wolle er jede Einzelheit in sich aufsaugen. Ja, das war sie, genauso, wie er sie in seiner Erinnerung die langen Wochen des Sommers vor sich gesehen hatte. Und dennoch auch ein wenig anders. Eleganter. Erwachsener. Ihre Stimme und ihr warmes Lachen aber waren unverändert. Nur dass dieses nicht ihm galt, sondern Malcolm, der ihre Hand an sich zog und mit der seinen bedeckte. Franz Leopold nahm stürmische Gefühle wahr, gefolgt von Bildern voller Sehnsucht. Irland, Paris, das war lange her. Warum strahlte sie ihn dann so an? Und er? Seine überschwänglichen Gefühle drangen ihm geradezu aus jeder Pore! Was sagte er zu ihr? Wie sie bewundernd zu ihm aufsah. Verflucht!

Nun hob er die Hand und kniff ihr liebevoll in die Wange. Was für eine Dreistigkeit! Sie müsste ihm eine Ohrfeige verpassen! Nein, sie lächelte weiter zu ihm auf und schob nun auch noch vertraulich ihren Arm unter den seinen. Natürlich, sie wollten ein intimes Plätzchen aufsuchen, an dem sie ungestört sein würden. Leo wankte zurück und floh den Gang hinunter, ehe die beiden ihn entdecken konnten. Hinter einer angelehnten Tür verborgen, lauschte er den sich entfernenden Stimmen, bis sie verklangen.

Franz Leopold hörte nicht einmal hin. Er dachte, er müsse sich unter dem Schmerz krümmen, der durch seinen Leib fuhr. Seine Knie fühlten sich seltsam weich an. Er ließ sich zu Boden sinken. Ihm war übel. Was konnte nur geschehen sein?

Alles war so wunderbar gewesen, als sie am Ende des Akademiejahres in Wien Abschied voneinander genommen hatten. Und nun?

Nun war sie zu dem zurückgekehrt, dem ihre Bewunderung seit dem ersten Jahr gegolten hatte!

Dann hatte er in Wien nur den Lückenbüßer gespielt, weil Malcolm nicht gekommen war?

Der aufwallende Zorn tat gut, denn er vertrieb den Schmerz. Erst Ivy und dann

Alisa. Die eine hatte ihn belogen und ihm vorgespielt, eine Lycana reinen Blutes zu sein, und die andere hatte seine Gefühle ausgenutzt, solange der, den sie wirklich wollte, nicht greifbar war. Franz Leopold sprang auf und ballte die Fäuste.

Wie einfältig war er gewesen, auf beide Vampirinnen hereinzufallen! Vielleicht lachten sie hinter seinem Rücken über ihn. Über den dummen Dracas, dem sie beide etwas vorgespielt hatten. Er hatte sich von diesen Abkömmlingen minderwertiger Clans an der Nase herumführen lassen. Verdammt! Vielleicht lag Karl Philipp gar nicht so falsch. Vielleicht hatte er seinem Vetter unrecht getan.

Franz Leopold seufzte tief. Seine Fäuste öffneten sich. Wie hatte er sich nur so täuschen können? Aber das würde ihm nicht noch einmal passieren. Nein, niemals wieder würde er einem anderen Vampir die Gelegenheit geben, ihn so tief zu kränken. Keinen würde er jemals wieder so nah an sich heranlassen. Schon gar keine Vampirin!

Franz Leopold straffte die Schultern und setzte eine Miene auf, der man keine Gefühlsregung mehr ansah. Er hatte eine Schwäche zugelassen und dafür einen Schlag empfangen. Nun gut, er würde daraus lernen!

Hoch erhobenen Hauptes verließ er das Zimmer und gesellte sich zu den anderen in der Halle. Er wechselte mit Luciano, der auf ihn zukam und ihn begrüßte, ein paar belanglose Worte und erwiderte die Grüße der anderen mit einem Kopfnicken, hielt sich aber mit jeder Bemerkung zurück. Mit halbem Ohr lauschte er den Nichtigkeiten, die sie austauschten. Das interessierte ihn alles nicht.

»Hast du die Lycana schon gesehen?«, hörte er Luciano fragen.

Franz Leopold schüttelte den Kopf. »Nein, sollte ich?«

Der Nosferas hob die Schultern. »Dann sind sie wohl noch nicht eingetroffen.« Er ließ den Blick über die anwesenden Pyras und Vamalia, Dracas, Nosferas und Vyrad schweifen. »Alle anderen sind schon hier.«

»Alle? So, so.« Franz Leopold hob mit gespielter Langeweile die Brauen.

»Ja – ach so … Hast du Alisa schon gesehen?« Der Nosferas wurde plötzlich nervös. Verlegen richtete er seinen Blick auf Franz Leopolds Schuhspitzen.

»Von Weitem. Ich habe sie mit Malcolm in den Hof gehen sehen«, antwortete Franz Leopold kühl und fixierte den Nosferas.

Luciano wand sich. »Äh, ja, ich denke, sie kommen jeden Moment zurück. Es

wird sicher bald frisches Blut geben. Bist du nicht auch durstig?«

Franz Leopolds Augenbrauen rückten noch ein Stück höher. »Kommen da etwa alte Gewohnheiten durch?«

»Nein, nein, ich dachte nur, nach der langen Reise«, gab Luciano mit einem gekünstelten Lachen zurück. Sein Blick huschte zur Tür. »Ah, da sind sie ja!«

Langsam drehte sich Franz Leopold um und betrachtete das Paar, das in den Saal trat, ihre Hand noch immer in seiner Armbeuge ruhend. Unverwandt sah er Alisa an, die sich an Malcolm festklammerte, während das Lächeln in ihrem Gesicht erstarb.

*

Alisa spazierte mit Malcolm an der Middle Temple Hall entlang, bis das prächtige Gebäude von einer niederen Mauer abgelöst wurde. Sie blieben stehen und sahen über einen üppig blühenden Garten zu ihren Füßen bis hinunter zur Themse, von deren schwarzem Wasser ab und zu das Licht einer Laterne aufblitzte.

»Wie wunderschön ist dieser Ausblick«, sagte Alisa tief beeindruckt.

Malcolm nickte. »Ja, der Blick schon. Wir sind auch sehr stolz auf unsere Gärten. Aber leider gelingt es nicht einmal dem Duft unserer Rosen, den Gestank zu überdecken, der von der Themse her aufsteigt.«

Alisa schnupperte und zog die Nase kraus. »Ja, der Fluss riecht schlimmer als unsere brackigen Fleete bei Niederwasser.«

Sie wandten sich ab. Hinter ihnen breitete sich der dunkle Hof mit seinen alten Bäumen in der Mitte aus. Der Nachtwind fuhr rauschend durch das Blätterdach über ihnen. Ein schmiedeeiserner Zaun umschloss das kleine Rasenviereck, in dessen Zentrum eine Wasserfontäne ein kreisrundes Becken füllte. Ihre Hand in Malcolms Armbeuge, schlenderte Alisa mit ihm über den Hof und durch einen Torbogen in einen weiteren, schmäleren Hof, in dessen Mitte eine alte Wasserpumpe stand. Durch das Säulengewölbe am anderen Ende des Platzes gelangten sie auf einen dritten Hof, der eher wie ein kleiner Marktplatz wirkte.

Sie hatten das Herz des Inner Temple erreicht, in dessen Mitte sich eine Säule erhob.

Während sie so dahinschlenderten, erzählte Alisa vom letzten Akademiejahr in Wien und den unglaublichen Dingen, die sie dort erlebt hatten. Staunend hörte Malcolm zu.

»Ich habe ja schon ein paar Andeutungen von Rowena gehört, aber ganz ehrlich, so recht habe ich ihr nicht geglaubt. Sie ist eine Träumerin, die Fantasie und Wirklichkeit gern durcheinanderbringt. Und außerdem hat sie dermaßen von Mervyn geschwärmt, dass ich gar nicht mehr so recht hingehört habe«, fügte er mit einem entschuldigenden Lachen hinzu.

Alisa lächelte und blickte an der Säule empor bis ganz nach oben zu dem Pferd, auf dem zwei Ritter saßen. Das seltsame Symbol der Tempelritter, das vielleicht ihre Armut unterstreichen sollte oder die Einigkeit der Bruderschaft. In diesem Augenblick jedoch dachte Alisa nicht darüber nach. In Gedanken war sie weit weg.

»Ja, Wien hat viele von uns verzaubert. Die prächtigen Barockpaläste, die elegante Gesellschaft auf ihren Promenaden und der Walzer, der einen schwindlig macht und ganz durcheinanderbringt. Es ist schwer, sich diesem Rausch zu entziehen.«

Malcolm kniff sie in den Arm. »Ah, spricht da eigene Erfahrung aus deinen Worten?«

»Vielleicht«, wehrte sie ab und wechselte das Thema. Sie drehten eine Runde, an der Halle des Inner Temple, dem Schatzhaus und der Bücherei vorbei.

»Hat dir schon jemand erzählt, wen wir außer Bram Stoker in Wien wiedergetroffen haben?«

»Bram Stoker«, wiederholte Malcolm, und seine Stirn umwölkte sich. »Ich erinnere mich an diesen Mann und wie du dir denken kannst, nicht gerade gern!«

Alisa legte ihm ihre Hand auf den Arm. »Weil er dich in jener Nacht in Paris mit dem Degen bedroht hat? Was blieb ihm anderes übrig? Wie sonst hätte er Latona retten können? Deine Leidenschaft ist mit dir durchgegangen – was nur verständlich ist. Verstehe mich nicht falsch, ich will dich nicht kritisieren. Aber sei froh, dass Bram eingeschritten ist, denn sonst wäre Latona jetzt tot. Würdest du das nicht bereuen?«

Nun sah Malcolm ein wenig beschämt drein. »Ja, natürlich. Wie könnte ich sie lieben und wünschen, sie wäre tot? Und das auch noch durch meinen Biss! Und doch ist es, als wäre sie gestorben. Ich habe vergeblich nach ihr Ausschau gehalten. Nacht für Nacht habe ich unseren Treffpunkt aufgesucht, aber sie ist nicht gekommen. Ich fürchte, ich werde sie nie wiedersehen.« Sie schwiegen eine Weile und gingen auf die Kirche zu, die sich an der Nordseite des Platzes

erhob.

Alisa lächelte Malcolm an. »Darüber wollte ich gerade mit dir sprechen. Bram Stoker hat sie nicht nur gerettet. Er fühlte sich nach dem Tod ihres Onkels so sehr für sie verantwortlich, dass er sie als sein Mündel annahm. Ich weiß nicht, wo sie die Sommermonate verbracht haben. In seiner Heimat Irland oder hier in London. Im Herbst jedenfalls reisten sie zusammen nach Wien.« Alisa hielt inne und beobachtete gespannt Malcolms Miene. Es dauerte einige Augenblicke, bis er begriff, was sie eben gesagt hatte. Ungläubig starrte er sie an.

»Bram Stoker war mit Latona in Wien?«

Alisa nickte. »Ja, während du sie hier in London gesucht hast.«

Fassungslos schüttelte Malcolm den Kopf. »Ein Grund mehr, zu bedauern, dass ich das letzte Akademiejahr versäumt habe.«

Beide schwiegen für eine Weile und Alisa war klar, wohin seine Gedanken eilten.

»Ich weiß ja nicht einmal, ob sie noch an mich denkt und mich nach dieser Nacht überhaupt wiedersehen will«, murmelte er.

»Aber ja! Sie hat als Erstes nach dir gefragt und war enttäuscht, als ich ihr sagte, du seist nicht mit nach Wien gekommen.«

»Du hast mit ihr gesprochen!« Malcolm war sichtlich erschüttert.

»Ja, und sie hat uns bei unserer Suche nach Ivy weitergeholfen.«

»Aber jetzt müsste sie wieder zurück bei den Stokers sein«, vermutete Malcolm.

Alisa nickte. »Ja, das denke ich auch.«

»Vielleicht versucht sie mich zu finden und hat mir eine Nachricht hinterlassen. Ich war lange nicht mehr in den Kensington Gardens. Ich sollte wieder einmal hingehen.« Malcolm löste sich von ihr und trat zwei Schritte zurück.

»Jetzt? Sofort?«, fragte Alisa und schmunzelte.

Malcolm starrte sie an, als habe er sie ganz vergessen. »Nein, natürlich nicht.«

Alisa hakte sich wieder bei ihm unter. Vielleicht war es besser, ihn im Moment auf andere Gedanken zu bringen. Sie wandte sich der Kirche zu, die ihr während des Gesprächs in ihrem Rücken merkwürdig bewusst gewesen war. Alisa ließ ihren Blick über das ungewöhnliche Gebäude schweifen. Der linke Teil, der mit seinen schmalen, romanischen Rundbogenfenstern der ältere schien, war rund gebaut. Der rechteckige Anbau auf der Ostseite ließ schon ein wenig die

Leichtigkeit der späteren Gotik erahnen. Alisa trat ein wenig näher und erschauderte. Die Kirche strahlte eine seltsame Präsenz aus, die jedoch eine andere Schwingung hatte als die Kirchen in Rom, deren Macht sie kennen und überwinden gelernt hatten.

»Was ist das für eine ungewöhnliche Kirche? Ist sie nicht falsch ausgerichtet?«

Malcolm ließ sich tatsächlich von seiner Sehnsucht nach Latona ablenken. »Das ist die Temple Church, die die Tempelritter nach dem Vorbild der heiligen Grabeskirche in Jerusalem als Rundkirche erbauten. Der König war so von ihr angetan, dass er in ihr begraben werden wollte. Dafür musste ein ihm angemessen prächtiger Chorraum geschaffen werden, und so rissen die Ritter den ursprünglich einfachen Chor nieder und fügten diesen für den Hauptbau viel zu großen dreischiffigen Chor im Osten an. Die Könige ließen sich allerdings dann doch lieber in der Westminster Abbey beisetzen.«

Alisa schritt auf das Tor zu. »Wollen wir hineingehen?«

Malcolm wich zurück und hob abwehrend die Hände. »Nein! Kein Vyrad hat diese Kirche je betreten.«

Alisa wollte gerade fragen, warum, als ihr einfiel, dass der Londoner Clan ja nie gelernt hatte, die Macht der Kirche zu überwinden. Allerdings musste es Malcolm und den anderen Erben der Vyrad, die mit ihnen in Rom gewesen waren, inzwischen möglich sein.

»Aber du könntest es jetzt tun, nicht wahr?«

Malcolm nickte zögernd. »Ja, vielleicht. Ich habe es nie versucht und habe auch nicht vor, es zu tun.«

»Warum nicht?« Alisa war sich sicher, dass sie ihre neue Fähigkeit ganz bestimmt sofort nach ihrer Rückkehr aus Rom hier ausprobiert hätte.

Malcolm hob die Schultern. »Es ist einfach so. Nur der Master of the Chapel, wie der Priester hier heißt, betritt die Kirche, die unter dem Schutz der Temple Inn Courts steht. Er ist natürlich ein Mensch«, betonte Malcolm. »Als die Juristen vor einigen Jahrhunderten die Ländereien übernahmen, mussten sie schwören, sich auf ewig um diese Kirche zu kümmern, und diesem Schwur fühlen sich auch die Vyrad verpflichtet.«

Alisa schüttelte verständnislos den Kopf. Noch einmal ließ sie den Blick an der Kirche entlangwandern, die sie auf so unerklärliche Weise anzog, dann wandte sie sich ab.

»Komm, lass uns zur Halle zurückgehen.«

Schweigend kehrten sie in den westlichen Teil der Kommende – den Middle Temple – zurück.

»Sieh mal dort vorn. Sind das nicht Marie Luise und Karl Philipp? Dann sind die Dracas also endlich eingetroffen!«

Malcolm murmelte zwar etwas davon, dass er auf deren Gesellschaft getrost verzichten konnte, ließ sich aber von Alisa über den Hof ziehen.

»Du hast es aber eilig«, sagte er, als sie ihre Röcke ein wenig raffte und forsch ausschritt. Etwas beschämt zügelte die Vamalia daraufhin ihren Schritt. Die beiden Dracas waren inzwischen im Schatten des Turmes verschwunden.

»Da ich mir ziemlich sicher bin, dass es dich weder zu Marie Luise noch zu Karl Philipp zieht, kann ich nur schließen, dass Franz Leopold der Glückliche ist.«

Alisa sagte nichts dazu, doch Malcolm erwartete auch keine Antwort. Sie passierten die Gittertore und das massive Eichenportal und folgten dann dem Gang bis zur Tür in den großen Saal. Gemeinsam traten sie ein.

Alisa entdeckte ihn sofort. Wie immer sah Leo einfach perfekt aus. Und sie konnte sich noch immer nicht erklären, dass er sich überhaupt mit ihr abgab. Dass er sich für sie interessierte und sie sogar liebte!

Ihre Blicke trafen sich und Alisa erstarrte. Die unpersönliche Maske, die er ihr zeigte, traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. Sie klammerte sich an Malcolms Arm fest, um nicht zu straucheln. Die Kälte, die er ausstrahlte, schien sie zu Eis erstarren zu lassen. Langsam glitt ihre Hand herab. Das war doch nicht möglich! Sie hatte in seinem Geist und seinem Herzen gelesen. Nein, das konnte nicht sein. Es war alles wunderbar zwischen ihnen gewesen, bis sie Wien verlassen hatte. Gleich würde er ihr sein Lächeln schenken und auf sie zukommen, um sie in seine Arme zu schließen. Doch sein Gesicht blieb unbewegt. Alisa sandte ihre Gedanken aus, um in den seinen zu lesen, irgendeine Erklärung für sein seltsames Verhalten zu finden, aber sie traf nur auf eine glatte Wand, abweisend wie sein Gesichtsausdruck. Der Schmerz ließ sie aufkeuchen. Alisa presste die Lippen aufeinander und hoffte noch immer, dass dies nur ein Irrtum war oder ein grausames Spiel, das sie nicht verstand. Franz Leopold ließ den Blick abschätzend an ihr heruntergleiten, dann wandte er sich wieder Luciano zu, der überrascht und ratlos dreinsah.

»Was ist?«, fragte Malcolm.

Obgleich Alisa in ihrem Leid hätte schreien mögen, nahm sie sich zusammen und verbarg ihre Gedanken und verletzten Gefühle. Sie wandte all ihre Energie auf, um sich sorgfältig abzuschirmen, sodass niemand in ihrem Geist lesen konnte.

»Nichts!«

»Dann komm.«

Sie ließ sich zu der Gruppe junger Vampire führen, auch wenn ihr jeder Schritt zur Qual wurde. Leo beachtete sie nicht, bis sie neben Luciano stand. Dann erst schenkte er ihr einen flüchtigen Blick.

»Ah, unsere Vamalia hat sich auch noch entschieden, sich der Runde anzuschließen. Wie ich höre, seid ihr schon am frühen Abend eingetroffen?«

Alisa nickte nur. Sein abweisender Tonfall lähmte sie und ihr fiel nichts ein, was sie hätte sagen sollen. Sogar ihre Begrüßung blieb ihr im Hals stecken.

Zum Glück trat nun eine Vyrad in die Halle und erlöste Alisa aus der beklemmenden Situation. Sie war groß und knochig, ihr modisch aufgestecktes Haar fast weiß. Das Kleid, das sie trug, war schlicht gehalten, doch von vorzüglichem Schnitt. Sie strahlte eine feine Würde aus, die Alisa beeindruckte.

»Hochgeschätzte Erben aller Clans, herzlich Willkommen im Londoner Temple, dem Domizil der Vyrad. Mein Name ist Lady Margaret. Verzeiht, dass wir euch warten ließen.« Sie sprach in klarem Englisch, und Alisa hatte zu ihrer Freude keine Schwierigkeiten, sie zu verstehen. Vielleicht war es doch eine gute Idee gewesen, die Sprache des Landes schon im Voraus zu lernen. Ob allerdings alle Erben die Aufforderung so ernst genommen hatten wie die Vamalia, wagte Alisa zu bezweifeln. Auf Joannes Stirn erschien eine steile Falte, während die Dracas nicht zuzuhören schienen. Allerdings wusste Alisa nicht zu sagen, ob sie die Lady nicht verstanden oder lediglich keine Lust hatten, ihr zuzuhören.

»Lord Milton hatte vor, euch selbst zu begrüßen und euch ein wenig über den Ablauf des Jahres zu erzählen, das euch hier erwartet. Nun ist er leider verhindert und die nächsten Stunden, womöglich bis zum Morgen, mit einem wichtigen Fall beschäftigt. Daher übernehme ich es, euch und eure Begleiter willkommen zu heißen. Einige unserer Servienten werden euch gleich frisches Blut servieren, das sie eben vom großen Schlachthof in Smithfield besorgt haben. Setzt euch und trinkt, soviel ihr möchtet. Der vordere Teil der Tafel hier

drüben zur Gartenseite wird, solange ihr hier seid, der eure sein. Eure Begleiter können hier hinten Platz nehmen. Wenn ihr fertig seid, treffen wir uns draußen im Hof, und ich werde euch mit dem Temple vertraut machen.«

Luciano stieß Alisa an und flüsterte ihr zu: »Was für ein Fall? Ich verstehe gar nichts. Was sie damit wohl meint?«

Alisa hob die Schultern. »Keine Ahnung«, gab sie zurück. In jeder anderen Nacht wäre sie durch die Worte neugierig geworden und hätte sich Gedanken darüber gemacht, von was für einem Fall die Vyrad reden konnte. Doch heute war sie mit ihren eigenen Problemen beschäftigt.

Da traten auch schon die Servienten in ihren Livreen ein, silberne Tabletts mit vollen Bechern in den Händen.

»Ah, endlich Blut!«, rief Tammo und klatschte in die Hände. Er stürmte, die Pyras im Schlepptau, zu den nächsten Stühlen und griff sich gleich zwei Becher von dem ihm dargebotenen Tablett. Die anderen Erben folgten ihnen etwas gesitteter. Sören setzte sich neben Chiara, Luciano schob Clarissa auf den Stuhl neben sich, obgleich sich die anderen Servienten am unteren Teil der Tafel zur Tür hin versammelten. Franz Leopold schob sich den Stuhl neben Luciano zurück. Gewohnheitsgemäß wollte sich Alisa neben ihn setzen, als sie ein solch kühler Blick traf, dass sie innehielt. Unentschlossen starrte sie den leeren Platz an.

»Alisa, komm, setz dich zu mir«, rief Malcolm und deutete einladend auf den Stuhl an seiner Seite. Noch immer sah Leo die Vamalia voller Verachtung, ja fast schon mit Abscheu an. Nein, sie würde nicht einen einzigen Schluck neben ihm herunterbekommen, solange er in dieser Stimmung war.

Wie in Trance umrundete Alisa die Tafel und ließ sich neben Malcolm sinken. Er schob ihr einen vollen Becher mit noch warmem Blut hin, doch ihr war der Durst vergangen. Alles, was sie empfand, war eine tiefe Traurigkeit und Leere. Dabei hatte sie sich noch mehr als sonst auf das neue Akademiejahr gefreut und der Abreise nach London entgegengefiebert. Was war nur falsch gelaufen?

Was falsch gelaufen ist? Denk mal darüber nach, du naives kleines Mädchen! Du hast dich in den schönsten Vampir Europas verliebt, und er hat sich herabgelassen, dir für eine Weile seine Aufmerksamkeit zu schenken. Es hat ihn gefreut, dich zu unterrichten und mit dir Walzer zu tanzen, aber nun ist der Reiz des Neuen vergangen. Ihm ist langweilig und er ist deiner überdrüssig

geworden. Wie schnell hat er sich damals Ivys entledigt, obwohl er auch mit ihr heiße Küsse getauscht hat?

Nein, das war etwas anderes gewesen. Er hatte ihr ihre Notlüge zu sehr übelgenommen. Sie war eine Unreine und für einen Dracas damit ein Vampir zweiter Klasse, der nur als Diener taugte.

Aber warum dann? Eine andere Vampirin? Alisa konnte hier im Saal keine entdecken, der er mehr als üblich zugetan schien.

Nein, er hat schlicht und einfach genug von dir. Oder war alles von Anfang an nur ein Spiel für ihn gewesen und seine Gefühle eine Lüge?

Sie überließ sich der Erinnerung an den schönsten Abend ihres Lebens, obgleich es ihr das Herz zerriss. Der Hofball in Wien. Der Walzer mit Leo und dann sein Kuss.

Sie hatte in seinem Geist und in seinem Gemüt gelesen und ihre Gefühle dort gespiegelt gefunden. Wie konnte das alles eine Lüge sein? Alisa konnte es nicht fassen. Malcolm erzählte ihr irgendetwas, aber sie hörte nicht recht zu.

»Smithfield liegt im Norden der City of London. Dort gab es von jeher den größten Viehmarkt und damit jede Menge Blut. Du musst dir vorstellen, jeden Morgen wurden riesige Viehherden nach London getrieben und in Smithfield geschlachtet, um die gefräßige Stadt zu ernähren, die stetig wuchs. Dort draußen ist aber nicht nur Tierblut geflossen. Auf dem Platz vor der Kirche St. Bartholomew the Great loderten einst die Scheiterhaufen. Die katholische Königin Mary Tudor, die man auch die Blutige nannte, hat es sich bei Wein und Wildbret im Torhaus gemütlich gemacht und zugesehen, wie man auf dem Smith Field Protestanten bei lebendigem Leib verbrannte. Ihre protestantische Halbschwester hatte Glück, dass sie nur im Tower eingekerkert wurde und nicht gleich hingerichtet. So konnte sie Marys Nachfolge antreten und die berühmte Königin Elisabeth I. werden. Und wie so oft in der englischen Geschichte, drehte sich nun die Fahne. Die Protestanten – oder genauer gesagt, die anglikanische Kirche kam wieder an die Macht, und die Katholiken mussten fürchten, verfolgt zu werden.«

Alisa nickte und zwang sich zu einem Lächeln, obwohl sie kaum die Hälfte mitbekommen hatte. Angeregt fuhr Malcolm fort, doch sie blendete seine Ausführungen einfach aus. Wenngleich es sie noch mehr quälte, ließ sie ihren Blick über die polierte Holzplatte mit den nun geleerten Zinnbechern wandern

und dann auf der anderen Seite über Sören, Chiara, Clarissa und Luciano, bis er Leo erreichte. Auch er saß vor seinem vollen Becher, dessen Inhalt ihn nicht zu verlocken schien, und starrte mit eiserner Miene vor sich hin. Luciano sah ebenfalls nicht glücklich aus. Er blickte zu Mervyn hinüber, der angeregt mit Rowena plauderte. Traurig sagte er zu Leo: »Mervyn ist alleine gekommen – ich meine, abgesehen von den Servienten, die ihn begleitet haben.« Luciano seufzte. »Eigentlich war es schon klar, dass Ivy nicht mehr kommt, aber ich wollte es mir den ganzen Sommer über nicht so recht eingestehen.«

Franz Leopold folgte seinem Blick. »Was hast du erwartet? Dass ein Wunder geschieht und die Vyrad eine Unreine zur Akademie laden?«

Luciano hob die Schultern. »Nein, das nicht.« Dabei warf er einen unbehaglichen Blick in Richtung Clarissa. Sie sagte zwar nichts, war aber sichtlich verärgert. »Es scheint mir nur irgendwie falsch, ein Jahr ohne Ivy zu verbringen. Das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

Alisa durchfuhr es kalt. Jetzt, da der Nosferas es aussprach, musste sie sich der Wahrheit stellen, die sie ebenfalls wochenlang vor sich hergeschoben hatte. Irgendwie, hatte sie gehofft, würden es Ivy und Seymour schon schaffen, hier in London aufzutauchen. Aber Mervyn war lediglich mit zwei Servienten der Lycana als Begleiter angekommen.

»Wir sind doch Freunde und gehören zusammen«, sprach Luciano aus, was auch Alisa dachte.

»Ach, und du meinst, Ivy könne sich deswegen über alle Verträge und Beschlüsse der Clanchefs hinwegsetzen und einfach herkommen, um ihre Freunde zu sehen?«

Der Dracas lachte trocken.

»Es muss einen Weg geben! Und wenn jemand in der Lage ist, ihn zu finden, dann ist es Ivy.«

»Ja, sie und Seymour hätten die Schatten für Mervyn mimen können, um sich hier einzuschleichen, so wie du es mit Clarissa machst«, spottete Franz Leopold.

Clarissa atmete scharf ein. Sie schien aufspringen und hinausrennen zu wollen, doch Luciano drückte besänftigend ihren Arm und wandte sich wieder Leo zu.

»Warum nicht? Wenn ihre Freunde ihr wichtig sind.«

Der Dracas machte eine wegwerfende Handbewegung. »Freundschaft muss nicht beständig sein. Vermutlich verschwendet sie keinen Gedanken mehr an uns

und hat uns längst vergessen.« Er ignorierte Lucianos Protest. »Das Empfinden einer Vampirin ist wechselhaft wie das englische Wetter!«

Er warf Alisa über den Tisch einen Blick zu, der sich wie ein Stilett in ihrer Brust anfühlte. Sie stöhnte leise. Erst jetzt unterbrach Malcolm seinen Vortrag und griff nach ihrem Arm.

»Ist dir nicht gut? Du trinkst ja gar nichts«, bemerkte der Vyrad, der schon den dritten Becher mit Rinderblut leerte, obgleich er jetzt auch Menschen beißen durfte.

»Ich habe keinen Appetit«, gab Alisa schroff zurück, schob ihren Stuhl nach hinten und eilte aus dem Saal.

*

Es war dunkel um sie herum und still. Alisa lag auf dem Rücken, die Arme um den Leib geschlungen, als wäre ihr kalt. Tatsächlich hatte sie das Gefühl, ihr Inneres sei zu Eis erstarrt. Vielleicht fühlte es sich so an, wenn ein Mensch langsam starb. Dann war die Qual wenigstens irgendwann zu Ende. Sie als Vampir jedoch konnte nicht einfach sterben. Zumindest nicht auf diese Weise.

Auch wenn sie keine Schritte hörte, wusste sie, dass jemand die Treppe heraufkam. Ohne anzuklopfen, trat er in ihr Zimmer, schloss die Tür hinter sich und blieb vor ihrem Sarg stehen. Der Deckel öffnete sich mit einem leisen Knarren. Alisa regte sich nicht.

»Ich glaube nicht, dass es in deiner Macht steht, vorzeitig in die Tagesstarre zu verfallen. Daher würde ich vorschlagen, du öffnest jetzt die Augen, solange wir uns unterhalten. Das würde zumindest die Höflichkeit gebieten.« Hindriks Stimme schwankte zwischen amüsiert und besorgt.

»Ich unterhalte mich ja gar nicht mit dir«, widersprach Alisa, schlug aber dennoch die Augen auf. »Was willst du?«, fügte sie ungnädig hinzu.

»Dir einen Vorschlag unterbreiten.« Er ließ sich vor ihrem Sarg im Schneidersitz nieder.

»Was für einen Vorschlag?«, erkundigte sich Alisa misstrauisch.

»Wir sind uns vielleicht darüber einig, dass du nicht bis zum Ende des Akademiejahres hier in deinem Sarg liegen bleiben kannst.«

Alisa schnaubte abfällig. Diese lächerliche Bemerkung verdiente keinen Kommentar.

Hindrik schien auch keinen zu erwarten, denn er fuhr fort: »Und ich vermute,

dass du es dir nicht entgehen lassen willst, von den Vyrad zu lernen. Sie sollen ganz außergewöhnliche Fähigkeiten entwickelt haben!«

Nun konnte sie sich doch nicht zurückhalten. »Natürlich will ich hier in London so viel lernen wie möglich.«

»Gut, dann würde ich vorschlagen, dass du dich jetzt aus deinem Sarg erhebst und dich den anderen Erben anschließt, die sich zu der von Lady Margaret angekündigten Führung durch den Temple im Hof versammeln. Nachdem du schon das Blut, das die Vyrad extra für euch besorgt haben, verschmäht hast, wäre es unhöflich, auch noch dem Rundgang fernzubleiben.«

Natürlich hatte Hindrik recht, dennoch rang Alisa mit sich.

»Du kannst ihm nicht ewig aus dem Weg gehen«, fügte Hindrik sanft hinzu. »Sprich mit ihm. Es gibt für alles eine Erklärung.«

»Pah!« Mit einem Ruck setzte sich Alisa auf. »Hast du gesehen, wie er mich angeschaut hat? Als wäre ich irgendetwas besonders Widerliches!«

Hindrik nickte. »Gerade deshalb musst du mit ihm reden.«

Alisa sprang aus dem Sarg. »Niemals! Damit er es auch noch laut ausspricht? Nein, das tue ich mir nicht an.«

Hindrik erhob sich ebenfalls und sah an ihr herunter. Ihr Kleid war nun verknittert, ihre Frisur zerzaust.

»Soll ich Bergit holen, dass sie dir das Haar noch einmal frisch aufsteckt?«

Alisa hob die Schultern und ließ sie dann wieder fallen. »Wozu?«, fragte sie mit so tieftrauriger Stimme, dass Hindrik zusammenzuckte. Mit schleppenden Schritten verließ sie das Zimmer und stieg die Treppe hinunter. Hindrik folgte ihr mit besorgter Miene.

BEGEGNUNG IN CLONTARF

Bram Stoker klappte den Deckel seines Koffers zu und zog die beiden Lederriemen fest. Er war zur Abfahrt bereit. Nun musste er sich nur noch verabschieden und eine Droschke rufen, die ihn zum Hafen von Dublin bringen würde, und schon morgen war er wieder daheim in London bei Florence und seinem kleinen Irving Noel, der seit einigen Monaten auf seinen kurzen, dicken Beinchen rege unterwegs war, immer irgendwelche Flausen im Kopf, und seine Mutter ganz schön auf Trab hielt.

Bis vor zwei Wochen hatte noch ein viertes Mitglied der Familie das Londoner Domizil in St. Leonard’s Terrace geteilt – abgesehen von ihrem Hausmädchen, das Bram nicht zur Familie rechnete. Er hatte allerdings den Verdacht, dass sich Florence noch immer weigerte, Latona als Familienmitglied anzusehen, obgleich sie sich sichtlich Mühe gab, es sich nicht anmerken zu lassen. Und dennoch hatte sie ihre Erleichterung nicht verbergen können, als Bram mit dem Vorschlag kam, Latona noch ein oder zwei Jahre auf ein Internat zu schicken, wo sie das lernen würde, was junge Damen eben so können mussten. Er hatte davon keine genaue Vorstellung, aber die brauchte er schließlich auch nicht zu haben.

Während also Florence seinen Vorschlag als vernünftig lobte, war Latona ganz und gar nicht begeistert gewesen, was ihn nicht wunderte. Dennoch hatte ihn ihre heftige Reaktion überrascht. Sie hatte getobt und gewütet, dann wieder gefleht und gebettelt, in Chelsea bleiben zu dürfen. Für sie schien der Vorschlag einem Verrat gleichzukommen.

»Nur ein Vorschlag? Einen Vorschlag kann man ablehnen«, protestierte sie.

»Es ist zu deinem Besten, glaube mir. Wie schnell sind ein oder zwei Jahre verflogen, und dann bist du alt genug, dein Leben selbst in die Hand zu nehmen.«

»Das kann ich auch jetzt schon. Du hoffst ja nur darauf, dass ich Malcolm bis dahin vergessen habe und irgendeinen dummen Langweiler heirate.«

Bram hob abwehrend die Hände. »Bitte, ich dachte, das Thema hätten wir erschöpfend ausdiskutiert.«

»Gar nichts haben wir! Du hast nur immer wieder gesagt, du würdest es nicht

dulden, dass ich mein Leben wegwerfe, obgleich dich das nichts angeht und ich keineswegs dieser Meinung bin. Ganz im Gegenteil! Ich gewinne dadurch die Unsterblichkeit. Ist das nicht ein Geschenk?«

»Eines, das mit Blut bezahlt wird. Dem Blut unschuldiger Menschen!«

Das Argument wollte Latona nicht gelten lassen. Wieder und wieder hatten sie diese Unterhaltung geführt, doch ohne Ergebnis, denn keiner von ihnen war bereit, von seiner Überzeugung abzuweichen.

»Ich dachte, wir sind Freunde! Ich habe dir vertraut. Wie kannst du mir das antun?«, hatte sie zum Abschied gesagt, und ihr waidwunder Blick brannte ihm noch immer auf der Seele. Dennoch war Bram überzeugt, richtig gehandelt zu haben. Mehr als nur einmal hatte er sie dabei erwischt, wie sie sich nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Haus zu schleichen versuchte. Wie sollte es ihm sonst weiterhin gelingen, sie von dem Vampir fernzuhalten, der sie gezeichnet hatte?

Bram hatte das Problem mit dieser Entscheidung nicht gelöst, das musste er sich eingestehen. Er hatte sich lediglich ein Jahr Aufschub verschafft. Aber vielleicht sah danach schon alles ganz anders aus. Man durfte die Hoffnung nicht aufgeben.

Daher sah er ihre Abreise mit Erleichterung, auch wenn er Latona in den nächsten Tagen mehr vermisste, als er sich eingestehen wollte. Er hatte sich an ihre Gesellschaft gewöhnt. Bram liebte seine Frau von Herzen und freute sich über die Fortschritte, die sein Sohn zeigte, dennoch konnte er mit Florence nicht über die Dinge sprechen, die seine Seele umtrieben und seinen Geist beschäftigten. Florence stand mit beiden Beinen auf der Erde. Ihre Gedanken beschäftigten sich damit, wie man den Haushalt sparsam führen konnte und das Kind zu einem guten Menschen erziehen. Für Vampire und andere nächtliche Wesen war in ihrer Welt kein Platz. Deshalb hatte es Bram geliebt, sich am Abend mit Latona in sein Studierzimmer vor den Kamin zurückzuziehen und über den Werken von Professor Vámbéry und anderen Forschern zu brüten. Bram wusste, dass Florence diese Zusammenkünfte mit Sorge und ein wenig Eifersucht beobachtete. Vielleicht fühlte sie sich zu Recht ausgeschlossen, auch wenn sie sich bemühte, es nicht zu zeigen.

Ja, vielleicht war es gut so. Latona war bis zu den nächsten Ferien sicher aufgehoben und Bram konnte sich um seine Familie kümmern.

Warum nur hatte es ihn dann gleich wenige Tage später aus London fortgetrieben, um seine Eltern in Irland zu besuchen? Woher kam diese Rastlosigkeit?

Bram sah auf sein Reisegepäck hinab. Vielleicht war es gut, dass die Sommerpause vorüber war und das *Lyceum Theatre* wieder öffnete, sodass er sich in seine Arbeit stürzen konnte. Henry Irving war zwar der Eigentümer, doch der führende Shakespeare-Darsteller war mit seinen Rollen mehr als beschäftigt und überließ daher Bram die Leitung seines Theaters.

»Auf geht’s«, sagte Bram zu sich selbst und griff nach einer der beiden Ledertaschen.

Plötzlich hielt er inne. Die Tasche sank wieder zu Boden. Ihn schwindelte, sodass er nach der hohen Lehne des Ohrensessels greifen musste, um nicht zu taumeln. Ein Hauch von Kälte streifte ihn, und dennoch wallte Hitze durch seinen Körper und sein Herz begann in einem schnellen, unregelmäßigen Rhythmus zu schlagen.

»Ivy«, hauchte er ungläubig, als er ihr Bild ungewohnt eindringlich vor Augen hatte. Als stünde sie vor ihm. Mit einem Stöhnen ließ er sich in den Sessel gleiten.

»Habe ich dich erschreckt, Mr Bram Stoker? Das tut mir leid.«

Die elfenhafte Gestalt der Vampirin glitt lautlos ins Zimmer. Sie trug wieder dieses fließend silberne Gewand, das so gut zu ihrem langen, offen bis auf die Hüfte fallenden Haar passte. Unter dem Saum des Kleides lugten ihre nackten Füße hervor.

»Ivy«, stieß Bram noch einmal hervor. Er blinzelte. »Träume ich oder bist du es wirklich?«

Mit diesem Lächeln, das ihm den Rest an Verstand raubte, trat Ivy näher. »So wirklich, wie ein Vampir sein kann.« Sie ließ sich auf der Kante des zweiten Sessels nieder.

Sein Verstand war langsam bereit, das Unmögliche zu akzeptieren. Die Vampirin war tatsächlich hier im Salon seiner Eltern aufgetaucht!

»Woher wusstest du, dass ich hier bin? Ich meine, wie hast du mich gefunden?«

Ivy hob die Schultern. »Oh, das war nicht so schwierig. Ich habe in den vergangenen Tagen einige deiner Kritiken in den Dubliner Zeitungen entdeckt. Also konnte ich annehmen, dass du in Irland weilst. Und da du deine Wohnung

in Dublin aufgegeben hast, war es naheliegend, im Haus deiner Kindheit in Clontarf nachzusehen. Wie ich gesehen habe, gehören die Balcombes zu euren Nachbarn«, fuhr sie plaudernd fort.

Bram nickte. »Ja, ich kannte Florence, seit sie ein kleines Mädchen war.«

»Und dennoch hat sie sich für dich entschieden und dem Dichter Oscar Wilde mit der düster geheimnisvollen Aura entsagt.« Ivy nickte. »Das spricht für Florence' Instinkt und Verstand.«

Bram hob ein wenig kläglich die Schultern. »Ich weiß nicht. Vielleicht bereut sie ihre Entscheidung inzwischen. Vielleicht wäre sie mit Oscar glücklicher. Ich war in vergangener Zeit kein guter Ehemann und habe ihr mit meinem Entschluss, Latona als Mündel anzunehmen, eine arge Last auferlegt, die sie tapfer mit mir trägt, obgleich ich sie nicht einmal gefragt habe.«

»Es war gut und richtig von dir, dich um Latona zu kümmern, und es war gut und richtig für Florence, sich für dich zu entscheiden. Mach dir keine Gedanken. Florence hat klug gewählt. Dein Freund Oscar ist ein liebenswürdiger Mensch, dennoch wird er viel Unglück über die Frau bringen, die er heiraten wird, denn sein Wesen ist zerrissen. Er wird seine Frau lieben und seinen Kindern ein guter Vater sein, aber die Leidenschaft wird ihn auf den düsteren Pfad des Verbotenen drängen. Und es sind nicht die Frauen, zu denen es ihn zieht und von denen er nicht wird lassen können.«

Bram sah sie erstaunt an. »Wie kannst du so etwas behaupten? Du hast ihn doch kaum kennengelernt.«

Ivy hob die Schultern. »Ich spüre so etwas. Du musst mir nicht glauben, doch ich bin mir sicher, dass der Pfad seines Lebens mit dem Genie seiner Dichtung und mit dem Skandal seiner verbotenen Neigungen gepflastert sein wird.«

Darüber musste Bram eine Weile nachdenken. Dann fiel ihm wieder ein, dass er noch immer nicht wusste, warum Ivy ihn aufgesucht hatte. Ehe er fragen konnte, sprach sie weiter. Vermutlich war sie die ganze Zeit seinen Gedankengängen gefolgt.

»Du hast recht. Ich habe die Einsamkeit der Moore und Berge nicht verlassen, um mit dir über deine Ehe und über deinen Freund Oscar zu plaudern. Ich dachte mir, du trittst vielleicht bald deine Heimreise nach London an, und offensichtlich komme ich gerade zur rechten Zeit.« Sie machte eine ausladende Handbewegung, die die verschiedenen Gepäckstücke auf dem Boden erfasste.

»Ja, ich wollte eben die Kutsche rufen, die mich zum Hafen bringen wird.«

Ivy nickte. »Gut, wann wird das Schiff ablegen?«

»Die Passagiere müssen bis ein Uhr an Bord sein, damit der Kapitän die Flut nicht verpasst«, gab Bram Auskunft, der noch immer nicht verstand, warum Ivy das wissen wollte.

»Das hört sich gut an. Darf ich dich begleiten?«

Bram zwinkerte. Er glaubte sich verhört zu haben. »Du willst mit mir nach London reisen?«

»Ja, hast du etwas dagegen?«

Er schüttelte verwirrt den Kopf. »Nein, ich meine nur: Warum willst du dorthin? Und warum ausgerechnet mit mir?«

Ein nachdenklicher Ausdruck trat in Ivys Miene. »Eine interessante Frage, oder vielmehr zwei. Die erste ist rasch geklärt: Weil sich die anderen Erben in London befinden. Die zweite bedarf schon einer genaueren Überlegung und ist nicht so einfach zu beantworten. Sagen wir einfach, deine Gesellschaft wäre mir angenehm.«

Das musste Bram erst einmal verdauen. »Die anderen sind in London«, wiederholte er. »Das erklärt aber nicht, warum du meine Gesellschaft der deines Clans vorziehst. Ich darf wohl annehmen, dass noch andere Lycana nach London reisen?«

Nun blickte Ivy eher abweisend drein und ihre Stimme klang ein wenig gepresst. »Ja, Mervyn ist mit den beiden Servienten Bridget und Niamh vor ein paar Tagen abgereist.«

»Und Seymour?« Bram sah sich um. »Wo ist dein Bruder? Hast du ihn nicht mitgebracht?«

»Seymour ist dort, wo ein Werwolf hingehört«, wehrte Ivy ab.

Irritiert sah Bram die Lycana an. War der Wolf nicht stets an ihrer Seite gewesen? Doch er scheute sich, nachzufragen. Ihr harter Blick hielt ihn davon ab. Langsam erhob er sich.

»Ich sollte mich nun von den Meinen verabschieden, wenn ich rechtzeitig an Bord kommen will.«

Auch Ivy sprang auf. »Gut. Gehen wir. Du hast doch nichts dagegen, wenn ich dich begleite? Du brauchst dich nicht zu sorgen. Niemand wird mich während der Überfahrt zu Gesicht bekommen. Wir müssen im Hafen nur noch eine

passende Kiste besorgen, in der du mich von Bord nehmen kannst, denn ich fürchte, die Sonne wird am Himmel stehen, wenn wir London erreichen.«

Bram nickte, obgleich er sich fragte, was er Florence sagen konnte, sollte sie die sargähnliche Kiste zu Gesicht bekommen und sich nach deren Inhalt erkundigen.

Lass sie geschlossen, Liebes, würde er sie bitten. *In diesem Sarg liegt eine Vampirin aus Irland und wir dürfen den Deckel nicht vor Sonnenuntergang öffnen. Dann werde ich dir die elfengleiche Ivy gerne vorstellen.*

Gequält schloss Bram für einen Augenblick die Augen. Und er hatte gedacht, Latonas Anwesenheit in London sei kompliziert gewesen.

Ivy, die wieder einmal seine Gedanken gelesen haben musste, lächelte schelmisch.

»Bram, keine Sorge. Ich habe nicht vor, dein Familienleben durcheinanderzubringen. Ich bitte dich nur, mich nach London mitzunehmen und sicher von Bord zu bringen. Du musst meine Kiste nicht einmal nach Chelsea bringen. Ich gebe dir eine Adresse, wo du sie abliefern kannst.«

Wider Willen fühlte sich Bram erleichtert, und er schämte sich dafür. »Kann ich dich dort besuchen?«

Ivy hob rügend den Zeigefinger. »Wolltest du nicht von nun an brav in London deiner Arbeit nachgehen und dich wie ein normaler Familienvater um Frau und Kind kümmern? Ganz ohne Vampire? Hast du Latona nicht deshalb weggeschickt?«

Empört stemmte Bram die Hände in die Hüften. »Ja, das hatte ich vor, ehe du hier aufgetaucht bist. Nicht ich habe dich aufgesucht, um deine Gesellschaft bei meiner Reise zu erbitten.«

»Und dennoch ist, seit wir uns in Sibiu getrennt haben, kaum ein Tag vergangen, an dem du nicht sehnsuchtsvoll an mich gedacht hast«, behauptete Ivy.

»Das kannst du nicht wissen«, widersprach Bram störrisch.

»Dann sage mir, dass es nicht so ist.« Bram schwieg. Ivy nickte wissend.

Plötzlich sprang sie mit einer fließenden Bewegung an ihm vorbei und stellte sich zwischen einem Bücherregal und der geschlossenen Tür an die Wand. Bram wollte gerade eine Erklärung verlangen, als es klopfte und das Dienstmädchen seiner Mutter den Kopf hereinstreckte.

»Mr Stoker? Die Kutsche ist vorgefahren, soll ich Euch sagen«, richtete sie in breitem, irischem Akzent aus. Sie knickste. »Und dass die Herrschaften im Frühstückszimmer warten.«

»Danke, Caitlin«, sagte er mit einem Seitenblick auf Ivy, die vor Caitlins Blick verborgen hinter der Tür stand und ihm aufmunternd zunickte. »Sagen Sie, ich komme sofort. Sie können gleich die beiden Taschen mit hinunternehmen.« Er nahm die Gepäckstücke und drückte sie dem Mädchen in die Hand. Mit angehaltenem Atem sah er ihr nach und schloss dann schnell die Tür.

»Bram, entspann dich. Es wird mich niemand sehen, wenn ich es nicht wünsche.«

»Das wäre auch besser so«, meinte er mit einem schiefen Lächeln. »Ich hätte Schwierigkeiten, meinen Eltern deine Anwesenheit zu erklären.«

»Gut, dann verabschiede dich. Ich warte unten in der Kutsche auf dich.«

Und schon war sie verschwunden. Bram hörte nur das Klicken der Tür. Keine Schritte, kein Rascheln ihres Kleides. Sie war verschwunden, als habe er sich alles nur eingebildet.

Bram sah sich in dem kleinen Salon um, den der Vater als Bibliothek nutzte. Dort am Kamin standen die Werke, die er verwendet hatte, als er noch für die Justizbehörde in Dublin Castle gearbeitet hatte, daneben die Dichtungen der klassischen und neueren Literatur – darunter auch der erste Gedichtband seines Freundes Oscar Wilde – und einige Romane, die vermutlich seine Mutter sich gekauft hatte. Bram schüttelte heftig den Kopf, als müsse er den Schlaf vertreiben. Nein, er hatte nicht geträumt. Ivy war hier, und sie wartete unten vor dem Haus auf ihn. Rasch griff er nach dem Koffer und eilte beschwingt die Treppe hinunter.

*

Die Erben versammelten sich im Fountain Court vor der Middle Temple Hall. Alisa gesellte sich zu Luciano und Clarissa und achtete sorgsam darauf, Leo nicht zu nahe zu kommen. Die Vyrad führte sie zu der Mauer, an der sie früher am Abend bereits mit Malcolm gestanden und über den Garten mit seinen duftenden Rosen bis über die Themse hinausgeblickt hatte. Das war kaum mehr als zwei Stunden her, und dennoch kam es Alisa vor, als habe dies in einer anderen Welt und einem anderen Zeitalter stattgefunden. Ja, es war eine Welt gewesen, in der noch alles in Ordnung schien und sie auf Leo wartete. Eine

warme, verlockende Sommernacht voller Hoffnung, Sehnsucht und Freude auf ihr bevorstehendes Wiedersehen mit Leo.

Nun schien alles kalt und abweisend und statt des Rosendufts roch sie nur noch den Gestank der von der Themse aufstieg, die allen Dreck und das Abwasser von Hunderttausenden von Menschen mit sich führte.

Lady Margaret forderte ihre Aufmerksamkeit. »Erben der Clans, ich hoffe, ihr habt euch in unserer Middle Temple Hall am warmen Blut gestärkt. Vielleicht habt ihr euch auch schon ein wenig umgesehen und die prächtige doppelte Stichbalkendecke dort bewundert.«

»Ich hoffe, wir kriegen jetzt nicht stundenlang eine Vorlesung über die Wunder der Architektur«, raunte Tammo Fernand zu. Der nickte mit ernster Miene.

»Nein, das wäre schauderhaft. Ich habe mich so vollgetrunken, dass es mir eher nach einem Nickerchen in meinem Sarg wäre oder nach einem flotten Erkundungsgang, aber bitte keine Geschichtsvorlesung!«

Lady Margaret ignorierte das Getuschel und fuhr mit ihrer Erklärung fort. »Es war Königin Elisabeth I. persönlich, die diesen Saal geweiht hat. Schon damals gab es die schöne Eichentäfelung. Der Tisch der Benchers, unserer rangältesten Mitglieder, wurde aus den Planken einer einzigen, uralten Eiche aus dem Wald von Windsor gefertigt. Dieser Saal hat also schon viel gesehen. Festbankette und Maskenbälle, ja selbst die Uraufführung von Shakespeares ›Was ihr wollt‹.«

Alisa horchte auf. Wider Willen lauschte sie nun doch interessiert Lady Margarets Worten und ließ sich von ihrem Kummer ablenken.

»Dies waren allerdings nicht die Hauptfunktionen dieser Halle. Nein, hier trafen sich seit jeher die ehrwürdigen Juristen, Anwälte oder Barrister, wie sie hier heißen, zum Dinner. Noch heute ist es festgeschrieben, dass jeder Student der Juristerei dreimal in jedem Semester an einem offiziellen Dinner seines Inn of Court teilnehmen muss, bei dem nicht nur vorzüglich getafelt wird, er muss sich auch in rechtlichen Streitgesprächen behaupten. Doch dazu später mehr. Gehen wir ein Stück, und dabei noch weiter in der Geschichte zurück.«

Alisa sah, wie Tammo gequält mit den Augen rollte. Ihr kleiner Bruder wollte wohl nie erwachsen werden. Er war jetzt immerhin schon dreizehn. So alt, wie Alisa und ihre Freunde gewesen waren, als sie sich zum ersten Akademiejahr in Rom getroffen hatten. Und soweit sich Alisa zurückerinnern konnte, war sie schon damals wissbegierig gewesen und hatte alles Neue geradezu in sich

aufgesogen. Tammo dagegen führte sich immer noch wie ein kleines Kind auf.

»Worüber du dir wieder einmal den Kopf zerbrichst! Es kann nicht jeder so eine Streberin sein wie du«, kommentierte ihr Bruder und stieß ihr unsanft in die Rippen. »Es muss auch Vampire geben, die wissen, was Spaß macht und worauf es ankommt, und dazu gehören nun einmal keine langweiligen Geschichtsvorträge.«

»Na, jedenfalls hast du bei den Dracas gut aufgepasst und ausnahmsweise ernsthaft geübt, wie ich sehe.«

»Nur weil es mir gelingt, deine Gedanken zu lesen, Schwesterherz?«, gab Tammo nachlässig zurück.

»Von wegen ›nur‹«, widersprach Alisa scharf. »Was fällt dir ein, und wie hast du es überhaupt geschafft, meinen Schutzwall zu durchbrechen?«

Tammo zuckte mit den Schultern. »Na, für mich war das jetzt nicht so schwer. Also entweder bin ich inzwischen besser als du.« Er grinste breit bei dem entsetzten Gesicht, das Alisa bei dieser Vorstellung zog. »Oder du warst gerade doch ein bisschen nachlässig in deinen Abwehrmaßnahmen.«

»Ganz sicher das zweite«, behauptete Alisa, während Tammo feixte. »Und nun sei still, Lady Margaret will weitersprechen.«

Die Erben versammelten sich wieder um die Vyrad. Die Servienten, die ihnen folgten, blieben wie immer im Hintergrund. Nur Clarissa stand an Lucianos Seite und lauschte wie die anderen den Worten der Londoner Vampirin.

»Ich sprach gerade von den Juristen der Temple Inn Courts. Doch es waren nicht sie, die das Gelände als Erste bewohnten. Vielleicht ist dem einen oder anderen das seltsame goldene Zeichen am Eingang zur großen Halle aufgefallen?«

»Ein Agnus Dei, ein Lamm Gottes«, sagte Sören und erntete ein anerkennendes Nicken.

»Zu langsam, Schwesterherz«, raunte Tammo. »Was ist nur heute mit dir los? Dein brillanter Geist, der uns sonst immer überstrahlt, glänzt heute nur durch Abwesenheit.«

Alisa blieb ihm die Antwort schuldig. Was hätte sie auch sagen können? Dass Liebeskummer auf Geist und Gemüt schlugen? So konzentrierte sie sich lieber auf ihren Schutzwall und auf den Vortrag der Vyrad.

»Ja, das Lamm Gottes, das den Tempelrittern als eines ihrer Wappen galt. Ein

anderes zeigt zwei Männer, die zusammen auf einem Pferd reiten. Der vollständige Name des Ordens aus dem zwölften Jahrhundert lautete ›Arme Ritter Christi und des salomonischen Tempels‹. Es waren also keine Mönche, die sich zum Beten in einem Kloster versammelten, sondern Ordensritter, die mit dem Schwert nach Jerusalem zogen, um die Pilger vor den Sarazenen zu schützen. Viele von ihnen waren heldenhafte Kämpfer. Das rote Tatzenkreuz auf weißem Grund wurde ein Symbol für ihren Mut und ihre Stärke. Doch nicht nur im Kampf gegen die Ungläubigen waren die Mönchsritter erfolgreich. Der Orden breitete sich über ganz Europa aus. Er wurde sehr reich und auch sehr mächtig, denn die Tempelritter waren nur ihrem Großmeister unterstellt, nicht dem Herrscher des jeweiligen Landes, und der ganze Orden nur dem Papst.

Im zwölften Jahrhundert siedelte sich der Orden also auch in London an. Wir stehen hier in der Middle Temple Lane und damit auf der damaligen Grenze zur City of London. Der Bereich im Osten, den wir Inner Temple nennen, gehörte noch zur Stadt. Dort errichteten die Templer ihre runde Kirche – nach dem Vorbild des Tempels in Jerusalem.«

Während sie sprach führte sie die Erben den Weg, den Alisa heute schon einmal mit Malcolm gegangen war, unter einem Torbogen hindurch über einen länglichen Hof und dann unter einem weiteren Gebäude hindurch zu dem Platz, der die Templerkirche umgab. Alisa konzentrierte sich mit aller Macht auf Lady Margarets Vortrag.

»Um die Kirche hier gruppierten die Ritter den inneren, geweihten Teil ihrer Kommende, mit einem Refektorium, einer Bibliothek und einer Art Kapitelsaal. Der äußere Teil auf der Seite von Westminster wurde nicht eingesegnet, weshalb wir die Middle Temple Hall der Inner Hall – dem ehemaligen Refektorium direkt gegenüber der Kirche – vorziehen.« Die Vyrad verzog kurz das Gesicht, und nicht nur Alisa war klar, was sie damit meinte. Für alle Vampire, die nicht zu den Nosferas gehörten oder deren Unterricht genossen hatten, war es unmöglich, eine geweihte Kirche zu betreten, und auch die Gebäude des Ritterordens mussten ihnen Unbehagen bereiten. Aber warum hatten sie überhaupt ihr Quartier in der ehemaligen Templerkomturei aufgeschlagen? Gab es in London kein geeignetes Herrenhaus, das den Ansprüchen der Vyrad genügte?

»Wie ich schon sagte, wurde der Orden reich und mächtig und war vor allem dem französischen König ein Dorn im Auge. Ich will nicht ins Detail gehen,

jedenfalls gelang es ihm, den Orden zu zerschlagen, die Reichtümer zu beschlagnahmen und die Ritter gefangen zu nehmen. Nachdem der Papst im Jahre 1312 den Templerorden offiziell aufgelöst hatte, übernahmen die Knights of St. John, die Johanniter, ebenfalls ein Ritterorden aus der Zeit der Kreuzzüge, die Kommende hier. Sie verpachteten das gesamte Gelände an die Rechtsgelehrten und ihre Studenten, sodass zwei ihrer vier Inns of Court im ehemaligen Temple eine Heimat fanden.«

Sie umrundete die Kirche mit so viel Abstand, wie der Hof ihnen bot, und führte die Erben dann zur Middle Temple Hall zurück.

»So viel für heute Nacht. Über die Inns of Court und was diese mit uns Vyrad zu tun haben, wird Lord Milton euch morgen berichten. Für heute wünsche ich euch noch eine gute Nacht. Ihr könnt euch innerhalb des Temple umsehen, doch passiert nicht die Tore. Nicht heute Nacht. Ihr werdet noch genug Gelegenheit bekommen, London und Westminster kennenzulernen.«

Mit einem Nicken entließ sie die Erben und ihre Begleiter.

»Und was machen wir nun?«, fragte Tammo die beiden Pyras mit blitzenden Augen. Alisa war sich sicher, dass sie genau das vorhatten, was die Vyrad ihnen eben untersagt hatte. Und vermutlich konnten nur Wächter an allen Zugängen verhindern, dass sie das auch in die Tat umsetzten.

*

Draußen war es dunkel und still auf den Straßen geworden. Nur wenige Gaslaternen brannten an den Straßenecken. Der Strom der Besucher war verebbt. An schönen Tagen kamen die Menschen mit dem Pferdeomnibus in den kleinen Küstenort nordöstlich von Dublin, um im Seewasserbad von Mr Brierly heiße oder kalte Bäder zu nehmen, oder einfach an der Promenade entlangzubummeln.

Ivy stand im Schatten zwischen der Kutsche und der Gartenmauer eines Nachbarn. Er kam näher. Sie hatte schon eine Weile gespürt, dass er nach ihr forschte, und versucht, seinen Gedanken auszuweichen, doch irgendwie schien er es geschafft zu haben, ihre Fährte aufzunehmen. Dabei hatte sie sich gewandelt und den größten Teil des Weges in der Luft zurückgelegt. Es waren wohl die Reste ihrer geistigen Verbindung, die ihn geführt hatten. Sie würde hart daran arbeiten und jede Nachlässigkeit vermeiden müssen, wollte sie in Zukunft keine Spur mehr für ihn legen. Ivy hob den Kopf, als der Wolf um die Ecke bog und in langen Sprüngen auf sie zugehetzt kam.

Guten Abend Seymour.

Sag nun nicht, was für eine Überraschung, meine liebe Schwester, denn ich weiß, dass du mich in den vergangenen Stunden bemerkt hast.

Ja, ich frage mich, was ich falsch gemacht habe, dass du mich so schnell aufspüren konntest.

Der Wolf entblößte die Zähne. *Wir haben viel Zeit zusammen verbracht, und ich dachte, ich kenne dich. Aber dein Verhalten in den vergangenen Monaten ist mir ein Rätsel.*

Nicht rätselhaft genug, als dass du mich nicht hättest finden können, widersprach Ivy mit einem Seufzer.

Der Wolf knurrte. *Dass es dich zu deinen Freunden zieht, ist ja kein Geheimnis. Und als ich nach deinem Verschwinden eine Zeitung mit Bram Stokers Namen unter einem Artikel fand, war es nicht schwer zu kombinieren, wo du Hilfe suchen würdest.*

Ivy nickte zerknirscht. *Das mit der Zeitung war ein Fehler. Ich hätte sie vernichten sollen.*

Nein! Du hättest dich mir anvertrauen und mit mir über deine Sorgen und Wünsche reden sollen!, widersprach der Wolf.

Ivy hob in gespieltem Erstaunen die Augenbrauen. *Ach, und dann hättest du mich nach Dublin begleitet, um mit mir nach London zu reisen?*

Der Wolf sah sie aus seinen gelben Augen traurig an. *Nein, ich hätte dir gesagt, dass es zu gefährlich für dich ist, Irland noch einmal zu verlassen. Und ich hätte dich über den Verlust deiner Freunde hinweggetröstet.*

Meinst du, dass das in deiner Macht steht? Ihr Tonfall ließ den Wolf zusammenzucken, er ging aber nicht darauf ein.

Dracula ist nicht besiegt, vergiss das nicht. Er hat dich für dieses Mal gehen lassen, doch er trachtet noch immer danach, seinen Plan durchzuführen. Willst du, dass ihm das gelingt?

Natürlich nicht, rief Ivy ungeduldig.

Und dennoch versuchst du heimlich das Land zu verlassen. Warum bist du so unvernünftig? Du wirst ihm direkt in die Arme laufen, denn glaube nicht, er würde es nicht erfahren!

Unterschätze mich nicht, gab Ivy zurück. *Er hat mich einmal überrumpelt, ein zweites Mal wird ihm das nicht gelingen.*

Und wie denkst du, das verhindern zu können?, fragte Seymour, wider Willen neugierig. Doch Ivy wehrte ab und war nicht bereit, mehr dazu zu sagen.

Nun, wenn du es mir nicht verraten willst, dann sage ich dir, wie ich verhindere, dass Dracula dich noch einmal in die Finger bekommt.

Indem du mich hier in Irland festhältst? Seymour, sei nicht albern!

Das ist nicht komisch. Das ist mein bitterer Ernst.

Brams Erscheinen unterbrach die Unterhaltung. »Das Gepäck ist verstaut, der Kutscher ist bereit …« Er brach ab, als er Seymour entdeckte. Unsicher sah er von Ivy zu dem Wolf.

»Guten Abend Seymour. Ich habe nicht …«

… mit meinem Erscheinen gerechnet, ja, das kann ich mir denken, brummte der Wolf, obgleich nur Ivy ihn verstehen konnte.

»Können wir dann?«, fragte Bram verunsichert und hielt den Wagenschlag auf.

Du wirst nicht in diese Kutsche steigen!

Trotz des drohenden Tones fragte Ivy leichthin: *Nein? Und wer könnte das verhindern?*

Ich!

Mach dich nicht lächerlich!

Vielleicht bist du mir überlegen, die Menschen hier sind es ganz sicher nicht. Ich werde als Erstes den Kutscher von seinem Bock reißen und ihn zerfleischen und als Nächstes deinen Freund Bram.

Das würdest du wirklich tun? Nur um zu verhindern, dass ich mit Bram mitfahre? Ivy blinzelte ungläubig.

Ja!, sagte er schlicht, und sie glaubte ihm.

Bram sah abwechselnd den Wolf und Ivy an, deren stummem Zwiegespräch er nicht folgen konnte. Dass etwas zwischen ihnen ablief und sie nicht einer Meinung waren, konnte er jedoch durchaus erkennen.

»Wir sollten nun fahren, wenn wir rechtzeitig im Hafen sein wollen«, wagte er zu drängen.

Ivy trat von der Kutsche zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Seymour zwingt mich, hierzubleiben.«

»Wie macht er das?«, fragte Bram neugierig, dessen Vertrauen in Ivys Fähigkeiten grenzenlos war.

»Indem er droht, dich zu zerfleischen«, gab Ivy Auskunft.

Bram wich unwillkürlich vor dem Werwolf zurück. »Das würde er wirklich tun?«

Ivy hob die Schultern. »Ich werde den Ernst seiner Drohung nicht auf die Probe stellen. Steig in deine Kutsche und fahr los. Mach dir keine Sorgen um mich und – ja, ich denke, du solltest die Kiste dennoch mit an Bord nehmen.«

Sie sah ihn für einen Moment eindringlich an, dann wandte sie sich ab und trat auf Seymour zu.

»Nun denn, lass uns gehen. Wohin führt uns unser Weg?«

Zurück nach Dunluce natürlich, wo du in Sicherheit bist.

Ganz wie du meinst.

Obwohl es aussah, als würde sie nur dahinschlendern, erreichte Ivy die nächste Straßenecke so schnell, dass der Wolf kaum mit ihr Schritt halten konnte. Unter der Gaslaterne drehte sich die Lycana noch einmal um und hob grüßend die Hand. Bram stand noch immer neben der Kutsche und starrte ihr mit nachdenklicher Miene hinterher.

AUF SEE

Ivy und Seymour liefen mehr als drei Stunden nordwärts. Sie hatten einige Dörfer durchquert und unzählige von steinernen Mauern umgrenzte Schafweiden. Nun näherten sie sich dem Tal des Boyne River. Im Westen von ihnen lag Newgrange mit dem mystischen Hill of Tara, wo die Druiden schon seit Urzeiten eine Quelle ihrer Kraft fanden. Im Osten ahnte man bereits die Mündung des Boyne mit der Stadt Drogheda, die einst reich und wichtig gewesen war wie Cork, Limerick und Dublin. Bis im siebzehnten Jahrhundert Oliver Cromwell hier ein Massaker anrichtete, nur um seine Macht zu demonstrieren und den Widerstand der Iren gegen die englische Herrschaft zu brechen. Zweitausend Bewohner ließ er in der St. Peters Church niedermetzeln, den Rest verkaufte er als Sklaven in die Karibik. Davon hatte sich die Stadt nie mehr erholt. Bis auf zwei Tore und einige Mauerreste waren die mittelalterlichen Befestigungen zerstört, und nur wenige Menschen lebten hier heute still und abgeschieden.

Als Ivy und Seymour das Ufer des Flusses erreichten, hielt Ivy inne und sah sich um.

»Ja, das dürfte genügen.«

Was meinst du?

Ich denke, wir sind nun weit genug von Dublin weg.

Um was zu tun? Nein, sag es nicht! Ich will es gar nicht hören.

Der Wolf stöhnte. Er ahnte, was nun kommen würde. Lange genug hatte er an Ivys Seite gelebt und gekämpft. Der unnachgiebige Dickschädel lag in der Familie, wie er zugeben musste.

Hast du wirklich gedacht, dass ich so leicht aufgebe?

Ich habe gehofft, dass du endlich zur Vernunft gekommen bist.

Ivy hob nur die Schultern. *Vernunft ist manches Mal der falsche Weg und führt auf lange Sicht in den Untergang. Es gibt Zeiten, da muss man etwas wagen, und das werde ich tun. Lebe wohl, Seymour, und sei guten Mutes, bis wir uns wiedersehen. Oder denke an mich, wenn ich mich irren sollte und daran zugrunde gehe.*

Er schnappte nach ihr, als sie die Nebel rief, doch ihre Wandlung ging so schnell vor sich, dass er nicht einmal mehr einen Zipfel ihres Gewandes erwischte. Pfeilschnell schoss der Falke davon.

Verdammt, Ivy, ich erwische dich und dann wirst du etwas erleben!

*

Die Turmuhren schlugen gerade ein Uhr, als der Falke auf einer Taurolle landete, aus der sich Augenblicke später ein Mädchen in silbernem Gewand erhob. Bram Stoker stand an der Reling und beobachtete das Treiben auf dem Kai, als sie zu ihm trat. Er wandte sich ihr nicht zu, obgleich er sie bemerkt hatte. Doch sie konnte sehen, wie er lächelte.

»Pünktlich auf die Minute. Nun sind also alle Passagiere an Bord. Auch wenn ich gestehen muss, dass ich den Kapitän nicht über seinen weiteren Fahrgast aufgeklärt habe.«

»Das ist auch gut so. Hast du die Kiste besorgt?«

Bram nickte. »Sie ist mit meinem großen Koffer unten im ersten Frachtraum.«

Ivy lächelte versonnen. »Dann hast du also nicht an meinen Fähigkeiten gezweifelt.«

»Weder an deinen Fähigkeiten noch an deiner Entschlossenheit.«

Für eine Weile schwiegen sie und sahen zu, wie kleine Kähne Kisten und Fässer brachten, die noch in den Laderäumen verstaut werden sollten. Dann legte der letzte Kahn ab. Im Hafen von Dublin kehrte Ruhe ein. Die Hafenarbeiter machten sich auf den Heimweg. Es schlug zwei Uhr, dann halb drei.

Bram wurde zusehends unruhiger. »Warum legen wir nicht ab? Worauf wartet der Kapitän denn?«

Ivy sah sich ratlos um. »Wenn ich das wüsste.«

»Wir sollten um ein Uhr an Bord sein, damit er die Flut nicht verpasst!«, fügte Bram erbost hinzu.

»Soll ich mich mal erkundigen?«

Bram schüttelte heftig den Kopf. »Nein, natürlich nicht! Ich denke, es soll dich niemand sehen?«

Ivy lächelte. »Ach weißt du, die meisten Menschen neigen dazu, Begegnungen mit mir schnell wieder zu vergessen.«

»Weil du ihren Geist dazu zwingst«, vermutete Bram. Wie sollte es sonst

möglich sein, dass man Ivy vergaß, wenn man sie einmal gesehen hatte?

Sie nickte. »Ja, richtig.«

»Aber warum hast du das damals nicht getan, als wir uns zum ersten Mal begegneten? Es wäre ein Leichtes für dich gewesen, mich dich vergessen zu lassen. Du hast genau das Gegenteil getan, dich in meinem Geist festgesetzt, sodass ich unablässig an dich denken muss«, fügte er grummelnd hinzu.

Ivy trat ein wenig näher und stellte sich auf die Zehenspitzen, um seinem Gesicht näher zu sein.

»Wäre dir vergessen lieber? Du brauchst es nur zu sagen, dann werde ich deinen Geist von mir befreien, sobald wir sicher in London gelandet sind.«

»Das kannst du? – Aber natürlich«, beantwortete Bram seine Frage selbst.

Nachdenklich sah er auf Ivy herab. Allein die Vorstellung, sie könnte aus seinem Gedächtnis verschwinden, schmerzte ihn wie eine tiefe Wunde. Und doch war es auch quälend, dass sie Tag und Nacht durch seine Gedanken spukte. Selbst wenn er mit etwas anderem beschäftigt war oder an andere Dinge dachte, lauerte sie stets irgendwo im Hintergrund. Das war keine Verliebtheit, wie er sie in den Jahren auf dem Trinity College in Dublin erlebt hatte, als er für manch junge Dame schwärmte, und es hatte auch nichts mit der tiefen Liebe gemein, die ihn mit Florence verband. Dies war eine andere Art von Verbindung, eine merkwürdige Leidenschaft. Und manches Mal fragte er sich bang, wie zerstörerisch diese Passion für ihn auf Dauer sein würde.

Bram schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Nein, mir würde in meinem Geist und meinem Herzen etwas fehlen.«

»Aber doch nicht, wenn du vergessen hättest, dass es mich gibt«, schmunzelte Ivy.

»Selbst dann!«, beharrte Bram. »Und nun gehe ich den Kapitän fragen, warum wir nicht losfahren!«

Er wandte sich ab und stapfte davon. Ivy blieb an der Reling stehen und ließ den Blick über die nun verlassenen Kaianlagen schweifen. Es war beinahe drei Uhr morgens, und ihr war klar, dass um diese Zeit kein Schiff mehr ablegen würde. Zu viele Gefahren lauerten in den nächtlichen Küstengewässern. Vermutlich hatte der Kapitän nie vorgehabt, seine Reise mitten in der Nacht zu beginnen. Er wollte lediglich, dass Passagiere und Fracht an Bord waren, sodass er mit dem ersten Tageslicht auslaufen konnte. Der Wasserstand war hierbei nur

von untergeordneter Bedeutung, zumindest, wenn das Schiff draußen im tieferen Wasser ankerte und nicht direkt am Kai lag, wo Schiffe mit mehr Tiefgang bei Ebbe nicht mehr manövrieren konnten.

Ivy schalt sich eine Närrin. Warum hatte sie nicht mit Seymour den Boyne River überquert und war mit ihm noch weiter nach Norden geeilt? Ihr wäre noch immer genügend Zeit geblieben, das Schiff zu erreichen. Sie hegte nur wenig Hoffnung, dass Seymour unverrichteter Dinge nach Dunluce zurückkehren würde. Es sei denn, er war davon überzeugt, dass das Schiff bereits ausgelaufen und seine Mission daher chancenlos war.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis Bram wieder auftauchte. Seine Stimmung war nicht besser geworden.

»Der Kapitän hat sich in seiner Kabine zur Ruhe gelegt und darf nur bei wichtigen Ereignissen gestört werden.«

»Und dazu zählen wohl kaum die Fragen eines aufgebrachten Passagiers«, vermutete Ivy, was Bram nur bestätigen konnte.

»Ich musste das ganze Schiff absuchen, bis ich zumindest den Maat fand.«

Wie Ivy vermutete, hatte der Kapitän nicht vorgehabt, mitten in der Nacht die Anker zu lichten und sich den Gefahren der Dunkelheit auszusetzen.

»Aber uns um ein Uhr nachts hierher bestellen«, murrte Bram.

Er weigerte sich, seine Kabine aufzusuchen und sich schlafen zu legen. So blieben sie, wo sie waren, unterhielten sich erst noch eine ganze Weile und schwiegen dann und hingen ihren Gedanken nach. Schließlich nickte Bram ein.

Gegen fünf Uhr weckte ihn Ivy.

»Ich glaube, jetzt geht es los. Im Schiff tut sich was. Es liegt Anspannung in der Luft und der Geschmack von Aufbruch.« Bram konnte nichts sehen oder hören, was Ivy zu dieser Überzeugung brachte, glaubte ihr aber. Er reckte sich und gähnte.

»Gut, sobald wir Fahrt aufgenommen haben, lege ich mich ein wenig hin. Soll ich dir vorher den Frachtraum zeigen?«

»Nicht nötig«, wehrte Ivy ab.

Für einige Momente war es noch still auf dem Schiff, doch gerade, als sich Bram fragte, ob sich Ivy geirrt haben konnte, drangen die ersten Geräusche zu ihnen herauf. Männer liefen auf und ab und riefen sich Anweisungen zu. Sie kletterten in die Wanten und lösten die Taue, die die Segel befestigten.

»Lichtet die Anker!«

Der Ruf wurde weitergegeben. Die rostige Kette knirschte und ächzte. Dann erscholl das Lied der Matrosen und das rhythmische Stampfen ihrer nackten Füße. Stück für Stück entfaltete sich die Leinwand der Segel. Endlich konnte Ivy aufatmen. Aber nein. Was war das? Ein heller Schatten tauchte zwischen den am Kai vertäuten Schiffen auf und hetzte die Mole entlang. Seymour! Er hatte es tatsächlich geschafft. Plötzlich hielt er inne. Sein Blick huschte umher. Wo sollte er Ivy suchen? War sie auf einem der zahlreichen Segler hier oder kam er zu spät?

Sein Blick blieb an dem Schoner hängen, der gerade den Anker lichtete. Ivy widerstand dem Impuls, sich zu ducken und vor seinen scharfen Augen zu verbergen. Seinem Geist war es bereits gelungen, sie aufzuspüren.

Zu spät, Seymour. Wir laufen bereits aus, und dir ist es nicht gegeben, dich in eine Möwe zu wandeln und uns hinterherzufliegen.

Nein, fliegen kann ich im Gegensatz zu dir nicht, antwortete der Wolf. *Dann muss ich eben schwimmen!*

Noch während er die Worte dachte, lief er auf das Ende des Stegs zu. Er hielt kaum inne, sich zu wandeln, und platschte noch halb Wolf ins Wasser. Als Mensch tauchte er wieder auf und schwamm mit kräftigen Zügen auf das Schiff zu.

Bram hatte ihn nun auch entdeckt und beugte sich über die Reling. »War das Seymour? Er will zu uns herüberschwimmen. Kann er das schaffen?«

Ivy warf einen besorgten Blick zu den aufgezogenen Segeln, in die nun kräftig der Wind fuhr. Der Schoner schwankte und richtete sich langsam nach Süden aus. Noch gelang es Seymour, trotz der Strömung den Abstand zwischen sich und dem Schiff zu verringern. Bald war er keine fünfzig Schritte mehr vom Heck entfernt.

»Er muss über erstaunliche Kräfte verfügen«, meinte Bram.

»Er ist ein Werwolf«, gab Ivy zurück und sah wieder zu den Segeln hinauf, die der frühe Morgenwind blähte. Dann nahm der Schoner Fahrt auf.

»Er fällt zurück«, sagte Bram. Ivy nickte.

Du kannst es nicht schaffen. Kehre um, ehe dich deine Kräfte verlassen. Du bist zwar ein Werwolf, aber nicht unbesiegbar.

Obgleich Ivy sicher war, dass ihre Gedanken ihn erreichten, antwortete er nicht.

Unbeirrbar schwamm er hinter dem Schiff her.

Mit dem Meer kannst du es nicht aufnehmen. Gib auf!

Niemals! Und wenn es mein Ende ist und ich hier elendig ersaufe.

Verflucht, du sturer Hund, rief Ivy in Gedanken aus. Mit einigen riesigen Sätzen, sprang sie zu einer Taurolle, die zwei starke Matrosen kaum tragen konnten. Ivy band das eine Ende fest und schob die Rolle an die Reling.

»Bram, du musst uns helfen. Gib das Tau nach, bis ich ihn erreicht habe und dann zieh!«

Das andere Ende des Taus in den Händen, sprang Ivy mit einem riesigen Satz über die Reling und verschwand im schwarzen Wasser. Bram unterdrückte nur mühsam einen Schrei. Er hastete zu der Rolle und ließ das Tau durch seine Finger gleiten. Sein Blick huschte umher. Warum hatte keiner bemerkt, dass Ivy über Bord gesprungen war? Kein Ruf erscholl. Stattdessen nahm das Schiff stetig an Fahrt auf. War das etwa auch Ivys Wille?

Aber ja. Wir wollen doch jede Aufregung vermeiden. Konzentriere du dich auf das Tau, dann sind wir bald an Bord.

Wie gelassen ihre Stimme klang, obwohl sie in den aufgewühlten Fluten um ihr Leben zu schwimmen schien. Nun hatte sie Seymour erreicht und schlang das Seil um seinen Leib.

Danke, Schwester.

Ich kann nicht sagen, gern geschehen!, gab sie kalt zurück. *Eigentlich hätte ich dich deinem Schicksal überlassen sollen, und es wäre deine eigene Schuld gewesen, wenn du wie ein Hund ersoffen wärst. Aber das hätte Tara mir nicht verziehen.*

Seymour zuckte zusammen. Doch bevor er etwas antworten konnte, ließ sie ihn und das Seil los und war Augenblicke später bereits weit abgetrieben. Entsetzt sah Bram, wie Ivy unter einer sich überschlagenden Woge verschwand. Die Mädchengestalt tauchte nicht wieder auf. Sosehr er sich bemühte, er konnte sie nicht entdecken. Nein, das konnte nicht sein. Ivy würde nicht ertrinken. Sie war eine Vampirin, der einfach alles möglich war!

Nun übertreibe nicht so. Vieles, nicht alles, korrigierte ihn eine bekannte Stimme in seinem Kopf, dass er vor Erleichterung fast aufgeschluchzt hätte.

Eine Möwe schwamm in den Fluten, entfaltete ihre Schwingen und erhob sich in die Luft. Kurz darauf landete der Vogel neben der Taurolle. Aus einem

Nebelwirbel erhob sich Ivy und griff nach dem Seil. Zusammen schafften sie es schnell, Seymour bis an den Rumpf des Schiffes und dann bis hinauf zur Reling zu ziehen. Mit letzter Kraft schwang er sich über die hölzerne Brüstung. Triefnass und schwer atmend saß der Werwolf auf den Planken. Ein zerlumpter Kittel und Hosen, die kaum mehr waren als Lumpen, klebten an seinem ausgemergelten Körper. Aus seinem struppig weißen Haar troff Salzwasser.

»Willkommen an Bord«, begrüßte ihn Bram und streckte ihm die Hand hin, zog sie dann aber unter dem wilden Blick hastig wieder zurück.

»Geht es Ihnen gut?«

Ivy antwortete an seiner statt mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Ein Werwolf ist robust. Er wird sich schnell wieder erholen.«

»Wie fürsorglich, liebe Schwester«, knurrte er und schüttelte sich, dass das Wasser nach allen Seiten spritzte.

»Ich habe dich nicht gebeten, mir zu folgen. Ich habe mir sogar alle Mühe gegeben, dich abzuschütteln«, gab Ivy spitz zurück.

»Das hast du«, bestätigte der Werwolf, »nur leider ohne Erfolg. Genauso wie ich ohne Erfolg zu verhindern suchte, dass du Irland verlässt.« Er seufzte tief. »Nun gut, dann muss ich eben in London aufpassen und hoffen, dass es mir gelingt, jeden Schaden von dir fernzuhalten.«

Zum ersten Mal trat ein weicher Zug in Ivys Miene. »Ach Seymour, als ob dies in deiner Macht stünde. Pass lieber auf, dass dir selbst nichts passiert. Zum Beispiel, dass du entdeckt und als blinder Passagier über Bord geworfen wirst. Ich nehme an, du hast für heute genug Meerwasser geschluckt.«

Seymour zog eine Grimasse. »Das kann man wohl sagen.«

*

Latona stand im Dunkeln und sah aus dem Fenster. Sie blickte über den frisch grünen Rasen mit seinen gepflegten Rosenbeeten, der das Schulgebäude bis zu den grauen Mauern hinüber umgab. Sie betrachtete die alten mächtigen Bäume, die vielleicht schon gepflanzt worden waren, als dieses Gebäude noch ein Kloster gewesen und Nonnen wie stille Schatten durch die Gänge gehuscht waren. Das war lange her. Es musste in der Zeit gewesen sein, bevor sich die Tudors die Königswürde angeeignet hatten, bevor Heinrich VIII. sich von der katholischen Kirche und vom Papst losgesagt, seine eigene Kirche gegründet und sich selbst zum Oberhaupt ernannt hatte. Und das alles, weil er nicht die

Frau heiraten durfte, die er liebte: Anne Boleyn. Genauer gesagt, weil der Papst nicht in die Scheidung von seiner ersten Frau Katharina von Aragón einwilligte. Das klang sehr romantisch, aber Latona gab sich nicht der Illusion hin, er habe aus Liebe gehandelt. Immerhin bekam Heinrich VIII. auch von seiner zweiten Frau recht schnell genug und ließ sie im Tower hinrichten, um Ehefrau Nummer drei ehelichen zu können. Nein, die Trennung von Papst und katholischer Kirche war ein kluger Schachzug der Macht gewesen, um alle Klöster aufzulösen und sich die riesigen Ländereien anzueignen, die er dann an den neuen Adel verteilen konnte, der seinem König dafür zum Dank treu zur Seite stand. So war es auch diesem Kloster außerhalb der altehrwürdigen Stadt Oxford ergangen und statt der schweigsamen Nonnen von damals liefen nun schnatternde Mädchen und streng dreinblickende Lehrerinnen durch die Klostergänge. Es waren Töchter des Landadels der Umgebung und in jüngster Zeit auch zunehmend die des aufstrebenden Londoner Bürgertums. Ihre Väter waren Bankiers in der Londoner City, arbeiteten an der Börse, im Fernhandel mit den Kolonien oder waren Besitzer von Warenhäusern, die alles boten, was ein Frauenherz begehren konnte.

Wenn man denn in London lebte und Gelegenheit hatte, dort einzukaufen, dachte Latona erzürnt. Wobei es natürlich nicht am Fehlen solcher Zerstreuung lag, dass ihr die Zeit im Internat zur Qual wurde. Sie war es einfach nicht gewohnt, so viele lachende und gackernde Mädchen um sich zu haben, mit ihren kleinlichen Problemen und Zwistigkeiten, mit ihrem hohlen Geschwätz über Kleider und die neueste Mode sowie mit ihrem Schmachten nach dem Lächeln irgendeines Stutzers, in dessen hübsches Gesicht sie sich verliebt hatten.

Was wussten diese albernen Gänse schon vom Leben und von der Liebe? Vermutlich war noch keine von einem Mann richtig geküsst worden, geschweige denn von einem Vampir in seiner Leidenschaft gebissen! Latonas Fingerspitzen fuhren über die beiden punktförmigen Narben an ihrem Hals, die bei jeder Berührung einen Strahl der Erinnerung durch ihren Körper schickten. Ein süßer Schmerz wie sein Biss.

Sie war von Malcolm als die Seine gezeichnet worden, das hatte der Vamalia Hindrik in Wien behauptet. Ja, sie war die Seine, und sobald sie ihn wiedergefunden hatte, würde sie seine Welt der Nacht für immer mit ihm teilen.

Ein eisiger Schauder rann über ihren Rücken, und sie schlang die Arme um

ihren Leib, den nur ein dünnes Nachtgewand verhüllte. Doch es war nicht die Kälte der Nacht, die sie frösteln ließ. Latona fühlte sich unter all den Mädchen einsam. Über was sollte sie mit diesen naiven Dingern sprechen? Trotz all der Bildung, die man ihnen angedeihen lassen hatte, erschienen sie Latona dumm und lebensfern. Und das lag nicht nur an ihrer Begegnung mit Malcolm. Latona hatte auf ihren Reisen mit Onkel Carmelo viel gesehen. Sie kannte die trügerisch schimmernde Welt der Reichen und Adeligen, aber auch das Elend der Armen in ihrem Kampf um Arbeit und gegen den Hunger. Ein Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen gab. Latona hatte die Welt in all ihrer Faszination und ihrer Grausamkeit gesehen. Und den gewaltsamen Tod des Onkels in den Katakomben unter Paris mit ansehen müssen, zwischen Millionen von Knochen und Schädeln, zusammengesammelt aus den Friedhöfen von Paris.

Sollte sie den Mädchen etwa davon erzählen? Latona schnaubte abfällig. Sie würden nicht einmal begreifen, wovon sie sprach, oder ihr einfach nicht glauben. So saß sie meist abseits und las, von den anderen längst als seltsame Exotin abgestempelt und von misstrauischen Blicken oder unterdrücktem Gekicher verfolgt.

Erst am späten Abend, zu einer Zeit, da die Mädchen längst in ihren Betten liegen sollten, kehrte Ruhe in dem altehrwürdigen Gebäude ein und Latona konnte endlich freier atmen. Während ihr Blick über das vom Mondlicht beschienene Gelände strich, wanderten ihre Gedanken nach London zurück.

Es war September geworden. Bald würden sich die Blätter der Bäume färben und der Wind bauchige Wolken vom Meer her über das Land treiben. Der Regen würde für einige Wochen den Kohlestaub von Hunderttausenden von Kaminen aus der Londoner Luft waschen, sodass das Atmen für eine Weile angenehmer wurde. Dann würden die Herbststürme durch die Gassen heulen und im November, wenn der Wind plötzlich nachließ, der Nebel aus allen Ritzen kriechen. Vor allem aus den Tiefen der Abwasserkanäle und Röhren, in die man die kleinen Flüsse und Bäche, die einst offen durch London geflossen waren, verbannt hatte. Der Londoner Nebel konnte innerhalb weniger Augenblicke zu einer undurchdringlich wogenden Masse werden, in der man kaum zwei Schritte weit sehen konnte. Mal war er nur grau, dann wieder gelblich oder von giftigem Grün. Mal roch er nur nass und ein wenig modrig, dann wieder stank der Nebel bestialisch, dass man fast würgen musste. Und dennoch hätte Latona, ohne mit

der Wimper zu zucken, die schlimmste neblige Nacht Londons gegen den gepflegten Klostergarten im sanften Mondlicht eingetauscht.

»Verflucht, Bram, wie konntest du mir das antun? Ich vermisse dich«, fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu. »Unsere Abende in deinem Studierzimmer, unsere Gespräche über Vampire und alles, was wir schon gemeinsam erlebt haben.«

Aber Latona wusste auch, dass sie selbst nicht unschuldig an ihrer Misere war. Es war unklug gewesen, ihre Pläne so offen auf der Zunge zu tragen. Sie wusste, dass Bram sie mochte und sich für ihr Schicksal verantwortlich fühlte. Wie anders hätte er reagieren können, nachdem sie all seine Bitten und Ratschläge in den Wind geschlagen hatte? Nein, sie hatte ihn zu diesem Schritt getrieben, und sie glaubte ihm, wenn er ihr versicherte, dass auch er damit nicht glücklich war, aber keine andere Möglichkeit sah, sie vor sich selbst zu schützen.

Die Einsicht kam zu spät. Jetzt war sie hier im Internat, unter strenger Aufsicht, die zu umgehen für sie nicht einfach sein würde. Malcolm würde über die Mauern, Tore und Wächter nur lachen. Für einen Vampir waren das keine Hindernisse, wenn er sich einmal in den Kopf gesetzt hätte, unbemerkt herein- oder hinauszugelangen. Nur leider wusste Malcolm nicht, wo sie sich befand, und konnte deshalb nicht einmal auf die Idee kommen, sie hinter diesen alten Klostermauern zu suchen. So raffiniert war Bram inzwischen, dass er ihr erst davon erzählt hatte, als es keine Möglichkeit mehr gab, in die Kensington Gardens zu gelangen und eine Nachricht am Albert Memorial für Malcolm zu hinterlassen.

Falls er überhaupt noch zu ihrem vereinbarten Treffpunkt kam und nach einem Lebenszeichen von ihr Ausschau hielt. Ein paar Mal war es ihr gelungen, am Denkmal zu Ehren des verstorbenen Prinzgemahls nach einer Nachricht von Malcolm zu suchen, leider vergeblich. Schon damals waren unzählige Nächte vergangen, seit sie sich in Paris voneinander hatten trennen müssen. War seine Nachricht verloren gegangen oder hatte sie einfach nicht die richtige Stelle entdeckt? Oder hatte Malcolm sie bereits aufgegeben?

Der Gedanke schmerzte. War es wirklich vorbei? Wurde es Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen, ein Leben ohne Malcolm führen zu müssen? Das lag außerhalb ihrer Vorstellungskraft. Womöglich gelang es Bram doch noch, einen akzeptablen Ehemann für sie zu finden. Und dann? Sie zog eine Grimasse. Sein

demütiges Frauchen sein, den Haushalt führen und Kinder für ihn aufziehen? Das Los jeder normalen Frau eben.

Nein! Bevor sie sich in dieses Schicksal ergab, würde sie es noch ein letztes Mal versuchen. Und wenn sie nächtelang selbst am Albert Memorial wachen musste, um Malcolm zu treffen! Schließlich würde sich zeigen, ob er sie noch immer liebte und begehrte.

Latona starrte zwar noch immer über das nächtliche Land, aber sie sah es nicht mehr. In ihrem Kopf begannen Gedanken zu kreisen und Pläne Gestalt anzunehmen.

*

Ivy lag in einer schmalen Kiste, die so eng war, dass sie sich nicht rühren konnte. Dagegen war in jedem Sarg komfortabel Platz – zumindest für ihren schmächtigen Körper. Bram hatte sich entschuldigt. Auf die Schnelle habe er im Hafen nichts anderes auftreiben können. Und ein richtiger Sarg hätte vielleicht zu unliebsamen Fragen geführt. Ivy beschwichtigte seine Bedenken. Sie konnte sich in die Kiste quetschen und im Schutz der Dunkelheit den Tag in ihrer Todesstarre überdauern. Das war das Wichtigste. Gefühle der Beklemmung kannte ein Vampir nicht.

Nun war es bald so weit. Gleich würde sich die Sonne über den Horizont erheben und die Welt mit ihren hellen, wärmenden und für Vampire so zerstörerischen Strahlen überfluten. Ivy hätte sich nun dem Drang überlassen können, der alle Vampire um diese Zeit überfiel: Ihren Geist in die Schwärze hinabsinken und ihren Körper erstarren lassen. Die wenigsten hatten eine Wahl. Es geschah einfach mit ihnen. Das starke, magische Blut der Druiden allerdings machte es Ivy möglich, dagegen anzukämpfen und die Natur der Vampire zu überwinden. Es war für sie manches Mal wie ein Spiel, einfach dazuliegen und den Drang mit dem Einsatz möglichst weniger Kräfte niederzuhalten. Ivy schickte ihre Gedanken auf die Reise. Es ging nach Osten. Wie immer. Zu der Festung hoch in den Karpaten, deren schroffe Bergkette das zu Ungarn gehörende Siebenbürgen von der Walachei trennte.

Ihr Geist hatte Poienari kaum erreicht, als eine Welle von Hass in ihr aufbrandete. Ivy wusste, dass es nicht ihr eigener war, und dennoch gab es in ihrem Geist und ihrem Gefühl keinen Unterschied dafür. Sie ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. Wehe dem, der ihr in diesem Augenblick in die

Quere kommen würde, doch es war niemand da, der sich ihrem Zorn stellen wollte.

Ivy? Bist du noch wach? Ich fühle etwas Seltsames. Kannst du das auch spüren?

Seymours Stimme tauchte am Rand ihres Bewusstseins auf. Rüde schob Ivy ihn zur Seite und verschloss sich vor ihm, ehe sich ihr Zorn gegen den Werwolf richten konnte.

Sie konzentrierte sich wieder auf die Festung weit im Osten und auf die eigentliche Quelle des Hasses. Vorsichtig umkreiste sie die Gedanken und versuchte dann, sie in den Hintergrund zu schieben und stattdessen etwas anderes zu fühlen. Ein Hauch von Sehnsucht schwebte durch ihren Geist. Sie versuchte, das Gefühl frei in der Schwebe zu halten, ohne dass es sich an ihre Erinnerungen band.

Der Hass verschwand so unvermittelt, wie er in ihr aufgeflammt war. Stattdessen breitete sich nun Trauer und eine so starke Sehnsucht in ihr aus, dass Ivys ganzer Körper erschauderte. Erstaunt riss sie die Augen auf. Waren das Draculas Gefühle? Die Sehnsüchte des alten und grausamen Vaters der Vampire?

Ivy wurde neugierig. Sie konzentrierte sich noch stärker auf ihn. Facetten von Bildern huschten durch ihren Geist. Der Anblick einer schönen jungen Frau mit schwarzen Flechten, die ihn glückselig anlächelte. Warm und geborgen schmiegte sie sich in die Arme des Herrschers über die Walachei. Sonnenlicht tanzte auf ihrem Haar. Ivy stutzte.

Sie war ein Mensch, und der Mann, der sie hinter den Zinnen von Poienari in den Armen hielt, ebenfalls. Doch das Bild vermischte sich mit einem anderen, in dem Mondlicht die beiden Gestalten umschmeichelte. Die Frau in seinen Armen wirkte nun hagerer, doch es waren dieselben Züge. Ihr Gesicht war bleich, und als sie lächelte, entblößte sie zwei scharfe Reißzähne. Ein Name formte sich in ihrem Geist: Erzsébet.

WIEDERSEHEN IN LONDON

»Ich kann es einfach nicht glauben!«

Luciano ließ den Blick von einem Erben der Clans zum nächsten den Tisch entlangwandern. Die anderen ließen sich das Blut schmecken und unterhielten sich angeregt. Luciano dagegen seufzte tief und schob seinen noch halb vollen Becher von sich.

Alisa, die sich dieses Mal neben ihn gesetzt hatte, nickte. »Ja, ich vermisse Ivy auch. Was für eine Vorstellung, ein ganzes Akademiejahr ohne sie!«

Luciano wandte sich ihr zu, die Stirn gerunzelt. »Ist meine Überlegung so offensichtlich oder warst du heimlich in meinen Gedanken? Du bist doch hoffentlich nicht schon so gut, dass man es nicht einmal mehr bemerkt.«

»Nur ganz selten«, musste Alisa zugeben. »wenn jemand sehr nachlässig ist.«

»Das tut man aber nicht«, fügte Luciano noch mit einem gequälten Lächeln hinzu, dann schwiegen beide einmütig und gaben sich ihren Erinnerungen hin, bis Clarissa, die auf Lucianos anderer Seite saß, unvermittelt den Stuhl zurückschob.

»Was hast du denn?«, fragte Luciano erstaunt. Alisa war sofort klar, was in der Servientin vor sich ging, doch Luciano konnte sich auf ihr Verhalten keinen Reim machen. Und in ihrem Geist zu lesen, schien er tatsächlich für unanständig zu halten. Vampire! Sie konnten schon entsetzlich einfältig sein. Da Leo, der auf Clarissas anderer Seite saß, sich nicht um sie gekümmert hatte und stattdessen mit Chiara plauderte, hatte sie nichts anderes tun können, als Alisas und Lucianos Gespräch zu lauschen.

»Was hast du vor?«, drängte Luciano, der noch immer nicht verstand.

Clarissa sprang auf. »Ich will euch nicht stören«, sagte sie barsch. »Ich setze mich lieber zu meinesgleichen!« Sie stürmte davon, griff sich den Stuhl neben Hindrik und setzte sich zu ihm.

»Was zum Teufel ist nur in sie gefahren?«, beschwerte sich Luciano und wollte ihr folgen, aber Alisa hielt ihn am Ärmel fest.

»Setz dich wieder! Lass sie. Bei Hindrik ist sie im Moment gut aufgehoben.«

»Ja aber, was ist denn mit ihr? Kannst du mir das erklären?«

Alisa verdrehte die Augen. »Ja, das kann ich, auch ohne ihre Gedanken auszuforschen. Es ist ja wohl offensichtlich – zumindest für eine Frau! Ihr Vampire habt ein Einfühlungsvermögen, dass man heulen möchte – wenn wir das könnten.«

Luciano sah sie noch immer fragend an.

»Clarissa ist eifersüchtig!«

»Auf wen? Auf Ivy? Aber das haben wir doch schon in Wien geklärt. Ich bin nicht in Ivy verliebt. Sie ist eine Freundin, eine besonders gute Freundin, aber auch nicht mehr. Und außerdem ist sie ebenfalls eine Unreine!«

»Das stimmt«, musste Alisa zugeben. »Dennoch sind da die vielen Erlebnisse, die euch seit Jahren verbinden und von denen Clarissa ausgeschlossen war.«

»So lange kenne ich Clarissa ja noch gar nicht«, protestierte Luciano.

»Schon, aber unmittelbar nach ihrer Wandlung bist du nach Transsilvanien geeilt, um Ivy zu befreien, statt an Clarissas Seite zu bleiben und ihr in ihrer ersten, schweren Zeit beizustehen.«

Luciano stemmte zunehmend erbost die Hände in die Hüften. »Na, ich hätte nicht hören wollen, was du und Leo dazu gesagt hättet, wenn ich in Wien geblieben wäre, um Clarissas Händchen zu halten. Es war doch so schon richtig knapp. Wir können von Glück sagen, dass wir mit Ivy unversehrt entkommen sind.«

Alisa wiegte den Kopf hin und her. »Das ist aber nicht die Frage. Nicht aus Clarissas Sicht.«

»Ich habe es ihr erklärt und sie hat gesagt, sie versteht das und findet es in Ordnung, dass ich bei Ivys Befreiung dabei war.«

»Das schließt aber nicht ein, dass du sie so offensichtlich vermisst!«, gab Alisa zu bedenken. »Du musst einfach ein wenig vorsichtiger damit sein, was du sagst, und auf ihre Gefühle Rücksicht nehmen.«

»Warum sind Vampirinnen nur so kompliziert?«, grollte Luciano. »Manches Mal frage ich mich, ob es richtig war, sie zu wandeln.«

»Was?«, rief Alisa entsetzt. »Ist das dein Ernst? Und was ist aus all deinen Schwüren geworden, Clarissa bis in alle Ewigkeit zu lieben und für sie da zu sein?«

»Ich liebe sie ja noch. Aber könnte sie es mir nicht ein wenig einfacher machen?«

Das Eintreten eines großen, kräftigen Vampirs mit halblangem blondem Haar unterbrach ihre Unterhaltung. Ihm folgten Lady Margaret und drei weitere Vyrad, deren Haar bereits ergraut war und die vermutlich zu den Altehrwürdigen gehörten. Die meisten Erben wussten bereits, dass der Blonde Lord Milton war, und für alle anderen war es sicher keine Überraschung, als er sich ihnen vorstellte. Er strahlte so viel Würde aus, gepaart mit Erfahrung und Wissen, dass Alisa ihm all ihre Aufmerksamkeit schenkte. Das war etwas anderes als der dicke, verfressene Conte in Rom mit seinen geradezu lächerlichen grellbunten Gewändern oder die grobschlächtigen Seigneurs in Paris, die vermutlich noch nie ein Buch gelesen oder einer Opernaufführung beigewohnt hatten. Und dann die arroganten Geschwister Baron Maximilian und Baronesse Antonia, die nichts Besseres zu tun gehabt hatten, als die Erben von ihrem Wissen fernzuhalten und als krönenden Abschluss Ivy an Dracula ausgeliefert hatten!

Nein, wenn einer der fremden Clanführer Alisa bisher beeindruckt hatte, dann war es die schöne Lycana Catriona gewesen, die eigentlich eine Unreine war und daher im Hintergrund die Geschicke des Clans lenkte. Offiziell war Donnchadh der Führer der Lycana.

Nun verfolgte Alisa Lord Milton mit bewunderndem Blick. Sie würde diesen Vampir vielleicht als gut aussehend, nicht aber als schön bezeichnen. Dafür waren seine Züge zu markant, sein Körperbau ein wenig zu kräftig. Er sah wie ein englischer Landadeliger aus, der es gewohnt war, selbst mit anzupacken. Was sie allerdings in seiner Miene und den grauen Augen zu lesen glaubte, begeisterte sie. Er war intelligent und von rascher Auffassungsgabe, wobei ihm sein nahezu unerschöpfliches Gedächtnis zu Hilfe kam. Er war belesen und hatte Sinn für Gerechtigkeit. Dennoch war er streng und unnachgiebig, wenn er etwas zu erreichen suchte. Das waren vielversprechende Voraussetzungen für das neue Akademiejahr, und plötzlich kehrte Alisas Vorfreude zurück.

Was du alles aus einem Gesicht und einem Blick herauslesen kannst, erklang unvermittelt Leos Stimme in ihrem Kopf. Alisa zuckte zusammen. Ehe sie über seine Worte oder sein unerlaubtes Eindringen in ihren Geist nachdenken konnte, warf sie den Dracas rüde hinaus und zog eilig ihren Schutzwall hoch, den sie offensichtlich schon wieder vernachlässigt hatte. Erst als sie sich ganz sicher fühlte, wagte sie einen kurzen Blick zu ihm hinüber. Seine Miene war unbeweglich, der Blick starr. Rasch wandte sich Alisa wieder ab. Seine Stimme

hatte zwar nicht eisig, aber auch nicht besonders freundlich geklungen. Immerhin hatte er sich überhaupt die Mühe gemacht, sich mit Alisa und ihren Gedanken zu befassen. Also – Nein, sie wollte die Hoffnung nicht zu wilde Blüten treiben lassen, zu sehr fürchtete sie sich vor dem Schmerz der nächsten Enttäuschung. So schob sie den Gedanken an Leo energisch beiseite und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Vyrad, die den Saal inzwischen durchquert hatten und an dem quer gestellten Eichentisch Platz nahmen. Nur Lord Milton blieb stehen und ließ den Blick schweifen. Augenblicklich brachen die letzten Unterhaltungen ab, das Getuschel verstummte und es war vollkommen still im Saal. Der Vyrad wartete noch einige Momente, dann erst erhob er seine tiefe Stimme, stellte sich vor und begrüßte die Erben aller Clans und ihre Begleiter.

»Lady Margaret hat euch gestern Nacht ja schon einiges über den Ort, den wir Vyrad zu unserem Domizil gemacht haben, erzählt. Ich möchte dort ansetzen, wo sie aufgehört hat: als es im Inner und Middle Temple schon lange keine Tempelritter mehr gab.

Es war zu der Zeit, da die Johanniter Eigentümer dieses Geländes waren, als die ersten Rechtsgelehrten und ihre Schüler hier Einzug hielten. Die Grundlage hierfür wurde eigentlich schon früher geschaffen. Eine päpstliche Bulle von 1207 verbot dem Klerus, weiterhin Juristerei zu betreiben und zu lehren – abgesehen von Kirchenrecht – und König Heinrich III. untersagte die Rechtslehre innerhalb der Mauern der City of London. Da man nun nicht mehr mit dem Klerus rechnen konnte und die Barrister und Solicitors unter die Aufsicht von weltlichen Richtern gestellt wurden, brauchte man neue Ausbildungsstätten. So entstanden hier zwischen der Stadtgrenze und Westminster vier Rechtsschulen. Die Inns of Court, die heute noch bestehen, wurden im vierzehnten Jahrhundert für Anwälte, genauer gesagt für die Barrister, errichtet, die in einer der vier Inns als Mitglied eingetragen sein müssen. Ganz korrekt spricht man von der Honourable Society of Inner Temple, Middle Temple, Lincoln’s Inn und Gray’s Inn. Die beiden letzteren liegen nur wenige hundert Schritte nördlich vom Temple in Holborn. Der Begriff *Inn* kommt von Pension oder Stadthaus, in dem die Studenten der Rechtslehre Unterkunft, Verpflegung und Unterricht erhielten. Die Barrister, die bereits ihren Ruf – den Call to the Bar – erhalten hatten und praktizieren durften, hatten Räume – Chambers – in dem Gebäude ihres Inns, die sie als Kanzlei aber auch als Wohnraum nutzten. Man aß und feierte im großen

Saal, übte sich in Streitgesprächen oder arbeitete in der Bibliothek an seinen Fällen. Unsere Inns of Court sind also eine Mischung aus Anwaltskammer, Wohn-, Arbeits- und Lehrinstitut, Club und College.«

»Und was soll das Ganze? Warum müssen wir uns das alles anhören?«, beschwerte sich Tammo leise. Für seine Verhältnisse hatte er erstaunlich lange zugehört, dachte Alisa. Die Pyras brummten zustimmend. Ja, selbst Alisa fragte sich langsam, wohin das alles führen sollte.

Vielleicht hatte Lord Milton den Einwand vernommen oder er war endlich an dem für ihn entscheidenden Punkt angekommen.

»Ihr werdet im Laufe eures Akademiejahres noch so einiges über die Rechtsgeschichte Englands und die Geschichte der Inns of Court erfahren. Im Augenblick müsst ihr nur wissen, dass diese Tradition nach wie vor existiert und alle vier Inns lebende Institutionen sind.«

Während die meisten der jungen Vampire die Worte ohne eine Regung hinnahmen, pfiff Sören erstaunt durch die Zähne und Alisa klappte der Mund auf.

»Was schaust du so entgeistert?«, erkundigte sich Luciano.

Alisa schüttelte noch immer ungläubig den Kopf. »Hast du Lord Milton nicht zugehört?«

»Doch, natürlich.«

»Und hast du auch verstanden, was er gesagt hat?«

»Ja, ich bin doch nicht blöd.« Luciano hielt inne, und nun, da er begriff, breitete sich auch auf seinem Gesicht Erstaunen aus. »Das kann er nicht so gemeint haben!«

Es war Franz Leopold, der das Wort erhob und protestierte. »Lord Milton, Ihr habt alle vier Inns als ›lebende‹ Institutionen bezeichnte. Sie sind also noch immer Kanzlei, Anwaltskammer und College. Das ist ja wohl nicht möglich! Oder haben die Vyrad im Temple Advokaten zur Untermiete?«

Diejenigen, die nun endlich verstanden hatten, worum es ging, kicherten. Alisa dagegen fragte sich, ob Lord Milton den Einwand oder zumindest den spöttischen Ton als impertinent empfinden und Leo zurechtweisen würde. Stattdessen lächelte der Lord fast übertrieben. In seinen grauen Augen funkelte Vergnügen.

»Ah, habe ich nun endlich euer Interesse geweckt? Es ist genau so, wie Franz

Leopold de Dracas es zusammengefasst hat: Im Inner und im Middle Temple Inn Court leben und praktizieren Advokaten, lernen und üben Studenten, nur dass wir hier ein ganz spezielles Auswahlverfahren für unsere Anwärter eingeführt haben und unsere Studentenzahl bei Weitem nicht an die von Lincoln’s Inn oder Gray’s Inn herankommt. Wir sind auch bei der Auswahl der Fälle, die wir übernehmen, ein wenig eigen. Dennoch kann ich mit Stolz verkünden, dass unsere Barrister brillant, ja geradezu berüchtigt sind und kaum je ein Verfahren vor Gericht verlieren.«

Diese Nachrichten mussten sich erst einmal setzen. Ein aufgeregtes Getuschel erhob sich. Die Erben konnten das Gehörte noch immer nicht fassen. Nur Marie Luise und Maurizio starrten weiterhin gelangweilt vor sich hin. Vermutlich hatten sie gar nicht zugehört.

»Mylord, die Anwälte, die hier wohnen und arbeiten, sind das Menschen oder gehören sie zu den Vyrad?«, meldete sich Alisa zu Wort. »Und was ist mit den Studenten?«

Lord Milton nickte ihr zu. »Die Barrister des Temple gehören zu den Vyrad. Viele kamen als Studenten nach ihrer Zeit in Oxford oder Cambridge hierher – von uns handverlesen – und unterzogen sich unserem Aufnahmeritual, um ein Vyrad zu werden. Wir konnten aber durchaus auch berühmte Staranwälte für uns gewinnen, worauf wir sehr stolz sind.«

»Sie wurden also ausgesaugt und zu Vampiren gewandelt«, fasste Tammo die Umschreibung des Lords pragmatisch zusammen.

»Äh, ja, das ist richtig. Viele unserer Juristen sind also das, was ihr eure Servienten nennt, nur dass wir im Gegensatz zu manch anderem Clan ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre wachsende Stärke anerkennen und schätzen. Selbst unter unseren Mastern, die wir auch Benchers nennen – nach ihrem Sitz hier in der Halle an der eichenen Ehrentafel –, finden sich Vyrad reinen und unreinen Blutes. Meine Aufgabe ist die eines Governors, zusammen mit Lady Margaret und Lord Owen hier an meiner Seite. Da es Lady Margaret vonseiten Königin Victorias unmöglich ist, selbst als Anwältin vor Gericht aufzutreten, leistet sie ihre brillante Arbeit im Hintergrund und ist für unsere Studenten verantwortlich, bis sie in einer feierlichen Zeremonie hier in der Temple Hall ihren Call to the Bar erhalten.«

»Dann arbeiten die Vyrad als Anwälte und vertreten Angeklagte vor Gericht?

Also Menschen, ganz normale Verbrecher?«, hakte Alisa nach, die sich noch immer schwer tat, das Gehörte zu verdauen.

Lord Milton nickte. »Aber ja. Wobei ich dich in einem Punkt korrigieren muss. Wir gehen vor Gericht von der Unschuld unserer Klienten aus, und das sollten der Richter und die Geschworenen bis zum Beweis der Schuld ebenfalls tun.«

»Und Ihr, Mylord? Seid Ihr ebenfalls von der Unschuld derer, die Ihr vertretet, überzeugt, oder spielt das keine Rolle?« Alisa ließ nicht locker.

Lord Milton zeigte seine Zähne, was mehr eine Grimasse denn ein Lächeln war. »Wir übernehmen Fälle, die uns interessieren und die eine Herausforderung bedeuten, was erst einmal unabhängig davon ist, ob wir einen schuldigen Verbrecher oder einen unschuldig Angeklagten vor uns haben. Allerdings sind wir durchaus daran interessiert zu wissen, was wirklich vorgefallen ist. Wie die Geschworenen dann entscheiden, steht auf einem anderen Blatt.«

»Das heißt, es kann vorkommen, dass Unschuldige für ein Verbrechen bestraft werden oder schuldige Verbrecher freigesprochen«, brummte Alisa.

Lord Milton nickte. »Ja, diese Fälle durchziehen die gesamte Geschichte der Justiz. Irren ist eben eine menschliche Eigenschaft.«

»Das passt dir jetzt gar nicht«, raunte Luciano ihr zu.

»Nein! Es ist nicht richtig, wenn die Vyrad die Wahrheit kennen, sie vor Gericht nicht zu sagen. Ich meine, wenn sie beispielsweise als Anwalt einen Mörder vor Gericht vertreten. Wenn sie gewinnen, wird er freigesprochen und entgeht seiner gerechten Strafe!«

Luciano hob die Schultern. »Zur Not kann man ihn nach seinem Freispruch ja immer noch aussaugen. Ist vielleicht ein angenehmerer Tod als durch den Strang.« Er lächelte in sich hinein. Diese Vorstellung gefiel ihm sichtlich. »Vielleicht könnte das als Ausnahme von dem Vertrag gelten, den die Clans untereinander geschlossen haben? Wir Vampire würden ja nur das Versagen der Justiz korrigieren. Es wird Zeit, dass wir unser Ritual feiern und endlich Menschenblut trinken dürfen!«, fügte er hinzu.

Alisa sah ihn strafend an und legte den Finger auf die Lippen, denn Lord Milton sprach weiter.

»Doch nun möchte ich noch einige Worte zu eurem Akademiejahr hier am Temple Inn Court sagen. Ihr wart es in den vergangenen Jahren gewöhnt, Nacht für Nacht an Unterrichtsstunden bei verschiedenen Professoren teilzunehmen,

die euch neue, magische Fähigkeiten, aber auch die Geschichte des Landes und ihre Sprache beibrachten. So etwas wird es hier nicht geben.«

»Was?« Alisa war so empört, dass sie von ihrem Sitz aufsprang. »Wir sind bereitwillig Eurer ungewöhnlichen Anweisung gefolgt, in den Ferien bereits die englische Sprache zu lernen. Und jetzt verweigert Ihr uns auch noch den wichtigsten Unterricht? Haben wir das nicht erst im vergangenen Jahr bei den Dracas durchgemacht? Das ist gegen die Abmachung, die die Clans am Genfer See getroffen haben. Jeder Clan ist verpflichtet, den Erben der anderen Clans seine magischen Fähigkeiten beizubringen!«

Jetzt erst gelang es Lord Milton ihren Redefluss der Empörung zu unterbrechen. Dabei schien er eher belustigt als erzürnt. »Setz dich wieder, Alisa de Vamalia. Es spricht durchaus für dich und deinen Lerneifer, dass du dich beschwerst und dein Recht auf Wissen einforderst. Ich habe ja auch nicht gesagt, dass wir euch nichts beibringen werden. Wir sind nur der Meinung, ihr seid gereift und viele von euch fast erwachsen, sodass diese Art von Unterricht, zu dem jeder pünktlich erscheinen muss, eurer Reife nicht angemessen erscheint. Ihr werdet in diesem Jahr selbst entscheiden, was und wie viel ihr lernt.«

Ein Raunen ging durch die Reihen der Erben.

»Na, das hört sich doch mal gut an«, sagte Fernand vernehmlich, und Tammo pflichtete ihm bei.

»Eure erste Übung, während des Sommers die englische Sprache zu erlernen, habt ihr bereits hinter euch. Wer noch Schwierigkeiten hat, kann mich gerne ansprechen und bekommt einen Vyrad als Lehrer zur Seite gestellt. Denn ich muss betonen, wie wichtig eure Sprachkenntnisse in diesem Akademiejahr sein werden.«

Ein paar der Erben murrten vor sich hin, doch Lord Milton ging nicht darauf ein, sondern fuhr fort:

»Nur so könnt ihr bei den abendlichen Lesungen und Streitgesprächen in der Halle dabei sein und euch zu Wort melden. Ihr könnt in der Bibliothek arbeiten und Einsicht in unsere Rechtssammlungen und Unterlagen alter Fälle nehmen. Wendet euch an unsere erfahrenen Clanmitglieder, wenn ihr ein intensives Training wünscht, oder auch nur eine Frage habt. Aber wie ihr zu eurem Ziel kommt, das ist ganz allein eure Sache.«

»Und was ist das Ziel?«, fragte Luciano ein wenig verwirrt. »Sollen wir alle

Advokaten werden?«

Lord Milton schmunzelte. »Nein, das nicht, obgleich es mein Wunsch ist, dass ihr euch mit dem englischen Recht vertraut macht. Wir werden euch in Gruppen aufteilen und euch Fälle zuweisen. Das sind zum Teil laufende Verfahren, in denen noch ermittelt wird, teilweise aber auch abgeschlossene, die ihr noch einmal nachvollziehen sollt. Vielleicht kommt ihr ja zu einem anderen Ergebnis als die Polizei und das Gericht? Jede Woche halten wir im großen Saal eine Art Bankett ab, an dem ihr dann vor allen Mitgliedern des Temple Inn Court von euren Erkenntnissen und Fortschritten berichten könnt.«

»Habe ich das richtig verstanden?«, hakte Tammo nach. Er wirkte nun sehr wach und aufgeregt. »Wir gehen auf Jagd nach Mördern und anderen Verbrechern?«

Lord Milton nickte. »Ja, so haben wir uns das gedacht. Eure Erkenntnisse können beim Prozess mit einfließen, sollte ein Verdächtiger gefasst und vor Gericht gestellt werden. Es ist natürlich nicht möglich, dass ihr an der Seite unseres Barristers bei Gericht auftretet, aber ich kann euch einen Platz auf den Zuschauerbänken zusichern.«

Die Erben tuschelten aufgeregt miteinander, doch Alisa war noch nicht zufrieden. »Und die magischen Fähigkeiten der Vyrad? Wir haben noch nicht darüber gesprochen, wie wir sie erlernen sollen!«

Nun hatte das Grinsen des Lords etwas Wölfisches. »Unsere speziellen Fähigkeiten werdet ihr bei euren Ermittlungen brauchen, daran besteht kein Zweifel. Was ihr benötigt, um Erfolg zu haben, und was in unseren Möglichkeiten steht, euch dafür beizubringen, das müsst ihr schon selbst herausfinden. Für spezielle Trainingsstunden in diesen Fähigkeiten wendet euch vertrauensvoll an Lady Margaret oder an mich, wobei ich mich zurzeit mit einem großen Fall befasse und sehr beschäftigt bin. Ich verspreche euch, wir bringen euch alles bei, was in unseren Kräften steht, und ihr erhaltet so lange und solch intensive Anleitung, wie ihr es wünscht. Am Ende des Akademiejahres, wenn ihr eure Fälle gelöst, viel über London und sein Recht und Unrecht erfahren habt, werdet ihr eure magischen Fähigkeiten und euren Verstand so weit gestärkt haben, dass ihr die Reife für eure Bluttaufe erreicht haben solltet.«

Nun redeten alle durcheinander. Lord Milton schien für den Augenblick mit seinen Erklärungen am Ende zu sein, denn er setzte sich auf seinen prächtigen,

hochlehnigen Sessel, verschränkte die Hände vor dem Bauch und ließ den Blick mit zufriedener Miene über die aufgeregten Erben schweifen.

»Das wird spannend!«, sagte Luciano zufrieden.

»Wir können ohne Aufsicht durch London streifen, so viel wir wollen«, freute sich Tammo. Und selbst Franz Leopold ließ sich zu einem Lob herab.

»Eine echte Herausforderung. Ich hätte nicht erwartet, dass die Vyrad uns Gelegenheit geben, unsere Erfahrung und unser Können einzusetzen.« Dabei blickte er gezielt an Alisa vorbei.

»Und ich könnte mir denken, dass unsere neuen, geistigen Fähigkeiten, die wir bei den Dracas gelernt haben, uns einen mächtigen Vorteil verschaffen«, fügte Luciano hinzu. »Ich kann mir keinen Menschen vorstellen, dem es gelingen könnte, selbst seine schwärzesten Geheimnisse vor Leo zu verbergen. Wir wissen also gleich, wenn einer lügt!«

»Dazu brauchen wir keinen Dracas«, widersprach Alisa selbstbewusst. »Das können wir inzwischen selbst gut genug. Für Menschen und ihren schwachen Geist wird es allemal reichen!«

*

Luciano ließ sich von Dario Hemd und Hose reichen und dann die Halsbinde zu einem eleganten Knoten binden. Er legte den Kopf in den Nacken und reckte das Kinn, während der Servient mit geschickten Fingern das seidene Tuch ineinanderschlang. Vermutlich hätte Clarissa das nicht so schnell hinbekommen, dennoch wünschte sich Luciano, sie würde um ihn sein und Hand an seine Garderobe legen. Wie viel angenehmer wäre es, sich ihren Händen zu überlassen.

»Fertig. Darf ich Euch nun in Eure Jacke helfen?«

Luciano senkte vorsichtig das Kinn und streckte dann die Arme nach hinten, um in die feinen Tuchärmel zu schlüpfen.

Nein, er wollte Clarissa nicht zu seinem Schatten machen. Nicht in diesem Sinn, dass er ihr Befehle erteilte. Dennoch war der Gedanke verlockend, sie ständig um sich zu haben. Es sollte gar nicht nötig sein, ihr Anweisungen zu erteilen! Würde eine liebende Ehefrau nicht von sich aus ihren Mann umsorgen? Einfach weil sie ihm gern gefallen und helfen wollte? Auf der anderen Seite würde auch er ihr zur Hand gehen, sie leiten und stützen, mit kleinen Geschenken ein Lächeln in ihr Gesicht zaubern.

Dario kniete vor seinem Herrn, half ihm in die Schuhe zu schlüpfen und schloss die Bänder. Dann griff er nach einem weichen Tuch und polierte das makellos schwarze Leder, bis es glänzte.

Luciano seufzte. Nein, das waren Hirngespinste. So funktionierte es nur bei Menschen. Bei den Damen und Herren der Gesellschaft. Wobei eine echte Dame ihrem Gemahl sicher auch nicht beim Ankleiden half. Wozu gab es einen Kammerdiener?

Und Clarissa? Stand ihr dann nicht auch die Hilfe einer Zofe zu? Hier begann wieder das Dilemma. Eine Unreine, die sich einen Schatten hielt? So etwas gab es bei keinem Clan. Zumindest nicht, soweit Luciano wusste. Wie sollte so etwas ausgerechnet bei den Nosferas möglich sein? Doch vielleicht wäre dies ein Geschenk, das Clarissa versöhnen würde? Ihr ihre Würde und ihr Ansehen zurückgeben könnte, die sie mit ihrer Wandlung verloren zu haben glaubte. Luciano ahnte, dass dort irgendwo die Wurzel des Übels zu suchen war.

»Kann ich sonst noch etwas für Euch tun?«

Luciano schüttelte den Kopf. »Nein. Danke, Dario. Das hast du sehr gut gemacht. So kann ich mich sehen lassen.«

Der Schatten sah ihn ein wenig überrascht an, und Luciano fiel auf, dass er sich bisher noch nie bei ihm bedankt hatte.

Dario hielt ihm die Tür auf, verbeugte sich und wünschte seinem Herrn einen schönen Abend. »Ich mach hier nur noch kurz Ordnung, dann komme ich nach.«

Luciano nickte abwesend. »Ja, ist gut, lass dir Zeit.«

In Gedanken stieg der Nosferas langsam die Treppe hinunter. Nach ihrer Ankunft hatte er vorgeschlagen, Clarissas Sarg neben den seinen zu stellen, doch sie hatte empört abgelehnt. Nein, das schickte sich nicht. Luciano fragte sich, ob das mädchenhafte Scham war, weil sie sich noch immer nicht als seine Gefährtin sah. Oder warum zog sie sich immer öfter zu den anderen Unreinen zurück? Sie teilte nun mit Bergit und zwei anderen Schatten eine Kammer unter dem Dach. Wogegen Leonarda bei Chiara und Dario in Lucianos Zimmer untergebracht waren, um stets greifbar zu sein. Luciano hoffte, dass sich Clarissa wenigstens bei Tisch wieder zu ihm setzen würde. Zumindest wollte er sie höflich darum bitten. Oder sollte er zu ihrer Kammer hinaufsteigen und ihr sein Geleit zum großen Saal anbieten? Das würde seinen guten Willen unterstreichen und ihr zeigen, dass er zu ihr stand und sie nicht als seinen Schatten sah.

Noch ganz in Gedanken öffnete er die Tür und trat in den Hof hinaus, nur um fast über einen weißen Wolf zu stolpern, der, irgendeiner Fährte folgend, auf die Tür zustrebte.

Luciano erstarrte. Sein Mund öffnete sich ungläubig. Das war nicht möglich! Litt er nun schon an Halluzinationen? Sein Blick hob sich zögernd und saugte sich geradezu an der Erscheinung fest, die dem Wolf folgte, das Lächeln auf den Lippen, das ihn schon bei ihrer ersten Begegnung zum stotternden Trottel hatte werden lassen. Und auch jetzt war die Überraschung so groß, dass er keinen vernünftigen Satz herausbrachte.

»Das … unmöglich. Ich … träume noch«, stammelte er.

Ivys Lächeln wurde noch eine Spur wärmer. Sie trat auf ihn zu und schob ihre schmale Hand in seine inzwischen männlich große.

»Nein, du träumst nicht, lieber Luciano. Und ich freue mich auch, dich zu sehen. Oder hast du von einem Albtraum gesprochen?«

»Ein Albtraum wäre nur, dich und Seymour niemals wiederzusehen!«, stieß Luciano hervor. Er schloss die Freundin in seine Arme und wirbelte sie herum, dass ihr silbernes Gewand flatterte. Der Wolf jaulte, schien ihm den Überschwang aber nicht übel zu nehmen.

»Du bist gekommen!«, jubelte Luciano. »Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben.«

Ivy lachte. »Ist ja gut. Du kannst mich wieder runterlassen. Ich nehme zur Kenntnis, dass meine Freunde mich noch nicht vergessen haben und sich freuen, dass ich einen Weg gefunden habe, nach London zu kommen.«

»Dich vergessen? Wer könnte dich jemals vergessen!«, protestierte Luciano. »Und Seymour natürlich auch nicht«, fügte er hastig mit einem Seitenblick auf ihren Bruder hinzu. Wer konnte schon sagen, wie empfindlich ein Werwolf in diesen Dingen war. Im Augenblick wirkte er allerdings recht entspannt. Luciano richtete seinen Blick wieder auf Ivy, deren Miene plötzlich gar nicht mehr fröhlich wirkte. Sie machte sich von Luciano los und trat einen Schritt zur Seite.

»Einen schönen Abend, Clarissa.«

Luciano wirbelte herum. Da stand sie unter der Tür zum Trakt der Servienten, die Augen weit aufgerissen. Sie schien sich nur mühsam unter Kontrolle zu halten.

»Du siehst wundervoll aus«, fuhr Ivy mit freundlicher Stimme fort. »Es freut

mich, dich in so guter Verfassung wiederzusehen.«

»Es freut mich auch, dich zu sehen«, antwortete sie mechanisch, obwohl allen klar war, dass das in krassem Widerspruch dazu stand, was sie in diesem Moment empfand. Dass sie aber auch ausgerechnet in diesem Augenblick hatte herunterkommen müssen! Nicht, dass Luciano etwas vor ihr verbergen wollte, aber auch ihm war klar, dass der Anblick seiner stürmischen Wiedersehensfreude sie gekränkt hatte.

Die beiden so unterschiedlichen Vampirinnen sahen einander schweigend an und Luciano fiel nichts ein, was die zunehmende Anspannung hätte lösen können.

Es war Seymour, der ihm unerwartet zu Hilfe kam. Zu seinem und auch Ivys Erstaunen, begann er sich zu wandeln, trat dann auf Clarissa zu und ergriff ihre Hände.

»Ich muss gestehen, dass ich alles mir Mögliche getan habe, um Ivy von dieser Reise nach London abzuhalten. Doch nun, da wir trotz allem hier angekommen sind, freut es mich ganz besonders, dich wiederzusehen. Ich hoffe, du hast dich in deiner neuen Welt inzwischen eingelebt und kannst die Schönheit und den Zauber der Nacht genießen. Ich habe mich den Sommer über jedenfalls oft gefragt, wie es meiner Leidensgenossin der schweren Tage in Wien ergangen ist.« Er küsste ihre Hände.

Ein zaghaftes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel, und dann erhellte es ihr hübsches Gesicht. Luciano hätte den Werwolf zum Dank küssen mögen!

Untersteh dich! Ich beiße dich, wenn du es versuchst, erklang Seymours Stimme amüsiert in seinem Kopf. Aha, nicht nur seine Schwester verstand sich darin, unbemerkt fremden Gedanken zu lauschen.

Dann sage ich einfach Danke, dass du die Situation gerettet hast.

Ich habe lediglich die Wahrheit gesagt, wehrte der Werwolf ab.

»Lass uns in den großen Saal gehen. Dort treffen wir die anderen«, schlug Luciano vor und bot Clarissa den Arm, den sie nach kurzem Zögern ergriff. Seymour wandelte sich wieder zum Wolf. Dann machten sie sich gemeinsam auf den Weg.

Auf der Gasse zum Fountain Court sah Luciano Alisa. Mit Sorge bemerkte er, dass sie schon wieder alleine unterwegs war. Sie hielt sich viel zu oft abseits für seinen Geschmack. Doch sobald sie gesehen hatte, wer ihr neben Luciano und

Clarissa entgegenkam, strahlte sie und rannte auf Ivy zu. Lachend drückte sie die Freundin an sich.

»Was für eine wundervolle Überraschung. Jetzt kann das Akademiejahr beginnen! Es kam mir so unvollständig vor ohne dich und Seymour.«

»Hat Lord Milton dich doch noch zur Akademie eingeladen?«, wollte sie wissen. »Bestimmt hatte deine Mutter Tara dabei die Finger im Spiel. Ich wüsste keinen, der sich ihren Wünschen auf Dauer widersetzen könnte.«

Ivy verneinte. »Lord Milton weiß noch nichts davon und Tara hat mir untersagt, Irland zu verlassen. Und Seymour hat auch alles daran gesetzt, mich an meiner Abreise zu hindern.«

Alisas Miene drückte Unbehagen aus. »Und hast du schon einen Plan, wie du Lord Milton überzeugen kannst, dich an der Akademie teilnehmen zu lassen? Wobei es keine Unterrichtsstunden geben wird, wie wir es bislang gewohnt waren. Aber das erzähle ich dir später.«

Gespannt sah sie Ivy an. Die dagegen zuckte nur lässig mit den Achseln. »Ich brauche keinen Plan. Ich werde es ihm einfach mitteilen. Was kann er gegen meine Anwesenheit tun?«

Nach ihren Erfahrungen mit den Dracas in Wien nahm Ivy die Sache recht gelassen. Ob zu Recht, konnte Alisa schlecht einschätzen. Immerhin waren die Vyrad nicht mit den arroganten Dracas zu vergleichen, insbesondere nicht in ihrem Umgang mit ihren unreinen Clanmitgliedern. Sie hatten ja eben gehört, wie sehr sie ihre Anwälte schätzten. Vielleicht war Ivys Zuversicht berechtigt. Alisa konnte dies nur hoffen.

Im Fountain Court vor der Middle Temple Hall stießen sie auf Leo und einige andere Erben. Auch sie begrüßten Ivy erstaunt und erfreut.

Leo äußerte sich zwar weniger überschwänglich als Alisa vorhin, dennoch verzichtete er auf seine übliche arrogante Miene und zeigte tatsächlich ungekünstelte Freude. Immerhin schon ein echter Fortschritt für den Dracas, wie Luciano fand, wobei er bedrückt feststellte, dass zwar sowohl Alisa als auch Leo fröhlich mit Ivy plauderten, die beiden untereinander aber kein Wort wechselten und es vermieden, sich anzusehen. Hoffentlich kam das bald wieder ins Lot. Aber jetzt, wo Ivy wieder da war, konnte sie zwischen den beiden vermitteln. Luciano fühlte sich erleichtert bei dem Gedanken. Er vertraute darauf, dass es nichts gab, das Ivy nicht hinbekommen würde.

NOCH MEHR LEID

Ivy begleitete die Freunde in die Halle und setzte sich zu ihnen. Clarissa zögerte zuerst. Ihr Blick wanderte zwischen Hindrik, der neben sich einen Platz freigehalten hatte, und Luciano hin und her. Dann aber folgte sie Ivys Aufforderung, sich zu den Freunden zu setzen, während Dario sich zu Hindrik gesellte. Alisa atmete auf. Vielleicht kam wenigstens zwischen Clarissa und Luciano alles wieder in Ordnung.

»Wir bekommen heute unsere ersten Fälle zugeteilt«, verkündete Luciano. »Das hat Lady Margaret zumindest zu Chiara gesagt. Ich bin schon sehr gespannt, was wir tun sollen. Ich kann mir noch gar nicht vorstellen, wie das funktionieren soll. Ich meine, Lord Milton sprach davon, dass wir Gerichtsverhandlungen beiwohnen sollen. Wie stellt er sich das vor? Ich vermute mal, dass die Verhandlungen in London nicht bei Nacht abgehalten werden.«

Alisa setzte ihren Becher mit einem Knall auf den Tisch. »Dass mir das vorher nicht aufgefallen ist!« Sie hatte sich wohl zu viel mit ihrem Herzeleid beschäftigt. Das musste sich ändern! Ja, es schmerzte, und sie hätte nicht gedacht, dass es so schnell und auf diese Art enden musste, aber es gab wichtigere Dinge in ihrem Dasein als Franz Leopold de Dracas. Dies war vermutlich ihr letztes Akademiejahr, und sie musste sich anstrengen, Neues zu lernen und ihre Fähigkeiten und Kräfte zu stärken.

Sie spürte Leos Blick auf sich ruhen. Obwohl sie es nicht wollte, hob sie die Lider. Er blickte nachdenklich drein. Versuchte er in ihren Gedanken zu lesen? Zumindest war die eisige Kälte verschwunden. Vorläufig.

Ein Vyrad trat in den Saal und verkündete, dass Lord Milton noch beschäftigt sei und die Erben um Mitternacht wieder hier erwarte. Bis dahin dürften sie ihre Zeit nutzen, wie es ihnen beliebe, sollten aber innerhalb der Tore des Temple bleiben.

»Lord Milton bittet darum, dass auch die Pyras Fernand und Joanne und der Vamalia Tammo die Anweisung befolgen«, fügte er hinzu.

Alisa sah zu ihrem Bruder hinüber. *Siehst du, die Vyrad lassen sich nicht so leicht austricksen.*

Tammo hob die Schultern. *Der Ausflug hat sich jedenfalls gelohnt. London ist ein spannendes Pflaster. Wenn du möchtest, erzähle ich dir, was du alles versäumt hast.*

Alisa winkte ab. *Danke, wir werden noch genug Gelegenheit bekommen, die Stadt zu erkunden.*

»Lord Milton empfiehlt euch unterdessen einen Besuch in unserer Bibliothek, die sich einer umfassenden Sammlung von Gesetzestexten und Akten über Tausende Rechtsfälle seit dem sechzehnten Jahrhundert rühmen kann. Ihr werdet dort spannende Lektüre finden.«

Tammo rollte schon wieder mit den Augen und Alisa vermutete, dass die drei auch dieses Mal entwischen und sich in der Stadt herumtreiben würden, ehe sie zu einem Wälzer mit Gesetzestexten griffen!

Ivy schob ihren Stuhl zurück und erhob sich. »Dann werde ich mal Lord Milton aufsuchen und mit ihm über mein Akademiejahr sprechen.«

Luciano und Alisa sahen sie besorgt an. »Aber er ist beschäftigt. Und selbst wenn er dich empfängt: Meinst du, das ist ein geeigneter Zeitpunkt, um ihn zu überreden, dich aufzunehmen?«, warf Alisa zweifelnd ein.

»Das weiß ich nicht, aber da wir vor aller Augen hier eingetroffen sind, muss er unsere Anwesenheit ja zur Kenntnis nehmen und irgendwie darauf reagieren. Soll ich warten, bis er jemand beauftragt, mich fortzuschicken?«

»Nein, da ist es sicher besser, wenn du selbst zu ihm gehst«, stimmte ihr Alisa zu. »Ich habe trotzdem Angst vor seiner Entscheidung.«

»Er ist kein Nosferas und kein Dracas«, widersprach Luciano. »Wenn es einen Clan gibt, bei dem die Unreinen ein hohes Ansehen genießen, dann die Vyrad.«

»Und dennoch wird Lord Milton sich nicht über den Vertrag mit den anderen Clans hinwegsetzen«, mischte sich Franz Leopold ein, der bisher geschwiegen hatte.

»Woher willst du das wissen?«, rief Alisa, die ebenfalls ihre Zweifel hatte.

»Weil die Vyrad hier die Tradition einer Rechtsschule und Anwaltskammer fortführen, sich als Richter und Anwälte in die Londoner Justizfälle einmischen und offensichtlich nichts lieber machen, als Gesetzestexte zu studieren. Und von ihnen erwartet ihr, dass sie gegen einen Vertrag verstoßen, den sie selbst geschlossen haben?«

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun«, widersprach Alisa, obgleich sie

der Argumentation zustimmte.

Leo setzte seinen überheblichen Blick auf. »Nein?«

Alisa erhob sich. »Ihr findet mich in der Bibliothek.« Sie eilte so schnell hinaus, dass es fast einer Flucht gleichkam.

*

»Lord Milton, darf ich Euch einen Augenblick stören?«

Ein junger Unreiner, der vermutlich als Student der Rechtslehre hier im Temple Inn Court weilte, hatte Ivy zu Lord Miltons Chamber geführt. Dort saß der Clanführer der Vyrad über einigen Papieren. Neben ihm stapelten sich Gesetzesbücher, soweit Ivy die Buchrücken entziffern konnte.

Der Vyrad blickte kurz auf. »Ivy-Máire de Lycana, was für eine Überraschung! Nun gut, komm herein und schließ die Tür. Was wünschst du? Ich habe zu tun und würde mein Plädoyer heute Nacht gerne noch fertig schreiben. Die Verhandlung ist bereits morgen.«

Ivy trat vor seinen Schreibtisch. Sie war alleine gekommen. Seymour hatte sie, trotz seiner Proteste, in Alisas Kammer zurückgelassen.

»Nun?«

»Ich bin gekommen, um an der Akademie der Erben teilzunehmen«, begann Ivy, das Kinn herausfordernd erhoben.

Lord Milton sah sie nachdenklich an. »Die Akademie der Erben, wie du sie eben selbst nanntest, ist für die Erben gedacht. So haben die Führer aller Clans es am Genfer See beschlossen. Wie wir inzwischen alle wissen, bist du zwar eine Lycana, aber nicht reinen Blutes.«

»Das ist richtig, und dennoch bin ich gekommen, um hier an Eurem Unterricht teilzunehmen.«

»Dann hast du dich umsonst auf den Weg gemacht«, gab der Vyrad zurück. »Ich müsste erst ein Treffen aller Clanführer einberufen, um mit ihrem Einverständnis die Bedingungen zu ändern, was nicht einfach, ja vermutlich unmöglich wäre. Die Nosferas würden dem nicht zustimmen und noch viel weniger die Dracas!«

»Ihr sagt also Nein? Was habt Ihr nun vor? Mich nach Irland zurückschicken?« Ivy richtete sich noch ein wenig mehr auf. Ihr Blick war kalt wie das Wasser eines Gletschersees. Trotz ihres mädchenhaft zierlichen Körpers, der neben dem des Lords noch zerbrechlicher wirken musste, strahlte sie eine Aura von Macht

aus.

Ob das den Vyrad beeindruckte, ließ er sich nicht anmerken. »Es ist weder meine Aufgabe noch mein Wunsch, dich nach Irland zu schicken«, gab Lord Milton mit unbewegter Stimme zurück. Es steht dir frei, dich nach Belieben in London aufzuhalten.«

»Und innerhalb der Mauern des Temple? Ich sehe hier unter Euren Gästen keineswegs nur Vampire reinen Blutes aller Clans. Sie sind wie jedes Jahr mit ihren Begleitern angereist.«

Sie schwiegen eine Weile und maßen einander mit Blicken, in denen Stärke und Unnachgiebigkeit zu lesen waren. Ivy konnte dem Lord nur Respekt zollen. Sie hatte einen würdigen Gegner gefunden. Endlich hoben sich die Mundwinkel des Vyrad ein wenig.

»Ja, die Erben werden stets von Servienten begleitet, und obgleich es mir lieber wäre, sie würden die ihnen gestellten Aufgaben ohne deren Hilfe lösen, so liegt es mir doch fern, sie voneinander zu trennen oder gar zu kontrollieren, wer seine Schützlinge bei den Ermittlungsaufgaben begleitet.«

»Dann wäre es Euch also gleichgültig, wenn eine Lycana unreinen Blutes an Mervyns Seite bliebe?«

»Die Erben sind frei in der Wahl ihrer Begleitung. Ich kann nur keine Unreinen in die Akademie aufnehmen.«

Ivy nickte. »Schön, dann will ich Mervyn gern zur Seite stehen. Sicher habt Ihr noch eine Kammer mit einem Sarg, in die ich mich mit Seymour am Morgen zurückziehen kann?«

Der Lord machte eine lässige Handbewegung. »Aber ja. Die Kanzleien hier im Temple Inn Court sind zwar sehr begehrt und stets belegt, aber wir haben nicht mehr so viele Studenten hier, sodass du bei den anderen Gästen im Südflügel am Essex Court etwas finden solltest. Hector kann dich hinbringen und dir und deinem Wolf eine Kammer zeigen.«

Ivy deutete einen Knicks an. »Ich danke Euch, Lord Milton, und nun will ich Euch nicht länger von Eurem Plädoyer abhalten.«

Draußen auf dem Gang wartete der junge Unreine auf sie, der sie – wie versprochen – zu einer Kammer unter dem Dach führte, dort wo auch die anderen Servienten der Erben untergebracht waren.

Ivy sah sich kurz in der einfach eingerichteten Kammer um und kehrte dann in

den Hof zurück, um sich innerhalb der Tore des Temple ein wenig umzusehen. Sie schritt zwischen den strengen Backsteingebäuden über stille Innenhöfe und atmete die Luft der jahrhundertelangen Geschichte ein. Einst war dies geheiligter Boden gewesen. Schon merkwürdig, dass sich die Vyrad ausgerechnet hier niedergelassen hatten. Sogar eine Kirche nannten sie ihr eigen! Ivy ging auf den ungewöhnlichen Kirchenbau zu und blieb dann unvermittelt stehen. Sie konnte die starke Schwingung spüren, die die Segnung und die Gebete der Tempelritter zurückgelassen hatten. Aber da war noch etwas anderes, das sie anzog und gleichzeitig abstieß. Ivy trat auf den von einer Vorhalle überwölbten Westeingang zu und ließ ihren Blick über den mächtigen, aus kunstvoll verzierten Archivolten bestehenden Rundbogen zum Portal gleiten. Sie legte ihre Handflächen auf die Flügel des schweren Holztores, als sie im Innern Schritte vernahm. Ganz deutlich hallten sie im Gewölbe des Kirchenschiffs wider.

Konnte das ein Vampir sein? Unwahrscheinlich. Dann drang die unverwechselbare Witterung eines Menschen durch die Ritzen. Der Mann näherte sich dem Portal. Ivy wich zurück. Sie eilte die steinernen Stufen zu dem höher gelegenen Platz hinauf und zog sich in den Schatten des säulengestützten Gewölbes zurück, das den Kirchplatz von dem Hof mit der Pumpe trennte. Von dort beobachtete sie, wie das Portal aufgestoßen wurde und ein Mann heraustrat, den eindeutig die warme Aura eines Menschen umgab. Er ging ein wenig gebeugt, mit schlurfendem Schritt. Sicher war er nicht mehr der Jüngste. Seine Kleidung war die eines Geistlichen. Ohne sich umzusehen, überquerte er den Hof und strebte auf das nächstliegende Tor zu, durch das er den Bereich des Temple verlassen und in die City of London gelangen würde. Er war tief in seine Gedanken versunken. Ivy konnte nicht einen Hauch von Furcht spüren. Ahnte er nicht, dass er hier von Vampiren umgeben war? Offensichtlich nicht! Sein Gott und all die Heiligen hatten es unterlassen, ihn vor der Gefahr zu warnen. Oder waren die Vyrad gar keine Gefahr für ihn? Sie schienen ihn unter sich zu dulden. Vielleicht war es gar in ihrem Sinn, dass sich der Geistliche um die alte Templerkirche kümmerte, die keine Gemeinde besaß, die am Sonntag zum Gottesdienst kam, keine Taufen oder Vermählungen und nicht einmal Begräbnisse in der Kirche feierte. Seltsam. Sehr seltsam.

*

Als Ivy in den Fountain Court zurückkehrte, entdeckte sie Franz Leopold. Sie

war sich sicher, dass er sie ebenfalls bemerkt hatte, doch er wandte sich ihr nicht zu, sondern setzte seinen Weg fort.

»Leo, bleib stehen! Ich möchte mit dir sprechen. Tu nicht, als wüsstest du das nicht. Es ist nicht sonderlich höflich, wenn ich dir über den ganzen Platz nachlaufen muss!«

Der Dracas hielt inne und wandte sich zu ihr um. Ivy schritt auf ihn zu. Ihr silbernes Gewand schwang um ihre nackten Füße, und es wirkte ein wenig so, als würde sie den Boden gar nicht berühren, sondern über ihn hinwegschweben. Franz Leopold war es, als sehe er sie zum ersten Mal, so vertraut und doch auch überirdisch fremd schien ihm die Gestalt, die ihn aus türkisfarbenen Augen musterte. Sie sah noch immer aus wie ein dreizehnjähriges Mädchen, noch halb Kind, so wie er sie damals in Rom kennengelernt hatte, und doch fand er in diesem Augenblick, als sie im Mondlicht über den Hof auf ihn zuschritt, dass sie kaum weniger einem Kind hätte gleichen können. Vielleicht noch die glatte Haut ihres Gesichts, doch selbst in diesen feinen Zügen war nichts Kindliches. Und dann erst dieser Blick. Er sprach davon, wie viel diese Augen schon gesehen hatten. Nein, von der Unschuld eines Kindes war hier nichts zu finden. Aber das war es nicht, was Franz Leopold irritierte und ihm Ivy fremd erscheinen ließ. Vielleicht war es ihre Haltung. Die Art, wie sie auf ihn zukam, von einer Aura der Macht umgeben. Furchtlos war ihr Blick, über alles erhaben. Jenseits von solch niederen Regungen wie Unsicherheit, Schmerz oder Angst. Leo war überzeugt, dass in diesem Augenblick nicht einmal Draculas Erscheinen Ivy in irgendeiner Weise erschüttern könnte.

Sie war gewachsen, innerlich zumindest, und sie hatte sich von ihren weichen, menschlichen Empfindungen entfernt.

Ivy stand nun vor ihm und hob ihre zarten Augenbrauen. »Und das bedauerst du?«

Natürlich, sie war die Einzige, die den sorgsam um seine Gedanken gezogenen Schutzschild noch immer mit Leichtigkeit durchdringen konnte. Dabei gelang dies nicht einmal dem Baron oder den Besten unter den Dracas.

Leo zuckte mit den Schultern. »Wir verändern uns alle, ob zu unserem Vorteil oder nicht, das tut nichts zur Sache. Es ist der Lauf der Dinge.«

»Du sagst es«, stimmte ihm Ivy zu, doch in ihrer Stimme schwang ein scharfer Unterton. »Reiche mir deinen Arm und lass uns in den Rosengarten gehen. Dort

können wir uns ungestört unterhalten.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das überhaupt will«, murmelte der Dracas, befolgte jedoch ihren Vorschlag und führte sie die Treppe hinunter in den Garten. Ivy ließ sich Zeit. Sie schritt über den erstaunlich weichen, gepflegten Rasen und beugte sich von Zeit zu Zeit zu einer der Rosen herab, um den Duft der vollen Blüten in sich aufzunehmen. Auch Franz Leopold schwieg. Vielleicht war er dankbar für den Aufschub. Als sie die Mauer mit dem schmiedeeisernen Gitter erreichten, die den Garten vom Themseufer trennte, hielt Ivy inne und wandte sich um.

»Was ist passiert?«

Franz Leopold hob lässig die Schultern. »Was soll denn passiert sein? Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Doch, das weißt du ganz genau. Was ist zwischen dir und Alisa vorgefallen?«

»So sehr ich dich als Freundin schätze, ich finde, das geht dich nichts an.«

Franz Leopold sprach in dem näselnden Tonfall, mit dem er andere in die Schranken wies und Alisa zur Weißglut brachte, aber Ivy ließ sich davon nicht beeindrucken. Das hätte er sich denken können.

»Ich weiß, wie es um euch stand, als wir uns in Wien voneinander verabschiedet haben, und nun seht ihr euch kaum mehr an und wechselt kein Wort mehr miteinander.«

Wieder zuckte er mit den Schultern. »Liebe kommt, Liebe geht, so ist das eben. Das haben wir doch inzwischen beide begriffen.«

»Nein, so einfach ist es nicht! Gerade ich weiß das«, gab sie mit mehr Schmerz in der Stimme zurück, als ihr vielleicht lieb war. Franz Leopold fühlte sich unangenehm berührt. Wenn sie noch immer unter seinem plötzlichen Rückzug litt, so wollte er möglichst nichts davon wissen. Es war nicht seine Schuld! Sie hatte ihn gekränkt und getäuscht, als sie sich als eine Lycana reinen Blutes ausgegeben hatte. Aber darum ging es nicht. Nicht mehr.

»Warum meidest du Alisa? Warum lässt du sie fallen?«

»Ich sie? Oh nein, Ivy, da bist du auf der völlig falschen Fährte, was einer Lycana deiner Erfahrung nicht passieren dürfte«, fügte er ätzend hinzu.

Ivy überhörte den Seitenhieb. »Dann kann ich mir nur vorstellen, dass es ein Missverständnis zwischen euch gibt, dass ihr rasch aufklären müsst. Redet miteinander, ehe ihr alles zerstört.«

»Du kommst zu spät, allmächtige Druidentochter. Siehst du denn nicht, dass die Welt längst in Trümmern liegt?« Zum ersten Mal sah Franz Leopold Ivy offen an. Ihm war bewusst, dass sie seinen Schmerz sehen konnte. Ivy griff nach seinen Händen.

»Keine Zerstörung ist endgültig. Aus Trümmern und Asche wächst neues Leben und Hoffnung. Du musst es nur wollen und die Gräben überwinden.«

Franz Leopold versuchte ihr seine Hände zu entziehen und seinen Blick abzuwenden, doch sie hielt beides mit unnachgiebiger Kraft fest, die so gar nicht zu diesem schwächlich wirkenden Körper passte.

»Geh auf sie zu! Sprich mit ihr. Lass nicht zu, dass alles zerstört wird. Und wenn du schon eure Liebe nicht retten kannst, dann wenigstens eure Freundschaft – unser aller Freundschaft! Versuch es wenigstens.«

»Wenn es dich glücklich macht«, antwortete er betont lässig.

»Versprich es mir!«, beharrte Ivy ernst.

»Schon gut, ich verspreche es. Ich werde mit Alisa reden.«

Endlich ließ ihn Ivy los, und sie setzten ihren Weg durch den blühenden Garten fort.

*

Alisa stand hinter einem der großen Fenster und sah in den Garten hinab. Es gab innerhalb der Tore des Temple zwei Bibliotheken. Die Sammlung des Inner Temple befand sich in dem Gebäude, das den Church Court nach Südosten abschloss. Die Bibliothek des Middle Temple war umfangreicher und enthielt vor allem die großen, spannenden Kriminalfälle der Geschichte, von denen viele niemals vollständig aufgeklärt worden waren. Diese Berge von Akten waren in dem lang gestreckten Flügel untergebracht, der sich von der Middle Temple Hall entlang des Gartens bis fast zur Uferstraße an der Themse zog.

Alisa las zuerst über eine ungeklärte Mordserie zu Beginn des Jahrhunderts, bei der innerhalb weniger Monate sieben junge Männer in der Umgebung der Fleet Street erstochen, aber nicht ausgeraubt worden waren, und deren Mörder nie gefasst wurde. Sören, Chiara, Rowena und Mervyn kamen in den Saal, strichen an den Reihen der Bücher entlang, hatten aber offensichtlich nicht die Absicht, sich in eines der Werke zu vertiefen. Die Paare trennten sich und suchten Deckung hinter den hohen Regalen. Ihr Getuschel und Gekicher war Alisa so unerträglich, dass sie die Flucht ergriff. Wie sollte man sich dabei konzentrieren?

Sie ging in den nächsten Raum, in dem sie auf eine bekannte Gestalt traf, die sie seit mehr als einem Jahr nicht mehr gesehen hatte.

»Vincent! Bist du es?«

Der kaum zehnjährige Junge drehte sich zu ihr um und sah sie aus seinen graublauen Augen offen an. Sein Haar war von hellem Rotblond, der Körper klein und schmächtig. Hätte er noch zerrissene Hosen getragen und ein aufgeschlagenes Knie präsentiert, so hätte nur noch seine blasse Haut ihn von einem beliebigen Lausbuben auf der Straße unterschieden. Und vielleicht der abgeklärte, kluge Blick, der bereits mehr als vier Jahrhunderte hatte kommen und gehen sehen.

Er grinste sie an. »Ah, Alisa de Vamalia, die Romanliebhaberin. Lange nicht mehr gesehen. Du hast dich verändert. Ja, ich muss schon sagen, aus dir ist eine Dame geworden, wobei du – nimm es mir nicht übel – an deiner Frisur noch arbeiten musst. So trägt in London heutzutage keine junge Frau ihr Haar.«

Alisa lachte. »Danke für den Hinweis. Ich hätte nicht gedacht, dass ein Bengel in deinem Alter sich für die Frisurenmode der Damen interessiert.«

Vincent lachte, doch seine Miene verdüsterte sich bei ihrer Bemerkung. »Das ist die Tragik, wenn man in einem Kinderkörper gefangen ist. Keiner nimmt einen ernst und würdigt die sich wandelnden Bedürfnisse.«

Das konnte sich Alisa gut vorstellen. Sie dachte an Ivy, der es ähnlich ergehen musste.

»Und was suchst du hier? In diesem Raum gibt es nur Dichtungen in Versen. Romane findest du gegenüber. Meine spezielle Sammlung über die düsteren Wesen der Nacht ist in einem der Räume in der Bibliothek des Inner Temple untergebracht.«

»Was hast du dir ausgesucht?«, erkundigte sich Alisa und beugte sich vor, um den Titel des schmalen Bändchens zu entziffern, das Vincent in den Händen hielt.

»Childe Harolds Pilgerfahrt«, las sie. »Das ist von Lord Byron. Ich habe schon einige Verse von ihm gelesen. Ich dachte, du hast dich auf Vampirgeschichten und andere düstere Wesen spezialisiert.«

Vincent nickte. »Schon, aber hin und wieder wende ich mich anderen geschätzten Geistern zu. Ich bewundere Lord Byron sehr und habe ihn selbst zu seinen Lebzeiten durchaus zu den düsteren Wesen gerechnet. Möchtest du es

lesen?« Großzügig hielt der Servient der Vyrad Alisa das Büchlein hin, doch die lehnte dankend ab.

»Später vielleicht. Jetzt möchte ich einen ersten Überblick über die Rechtsgeschichte Englands bekommen.«

Vincent lächelte wissend. »Ja, ich erinnere mich. Du warst nicht nur die Romanleserin, sondern stets auch die Wissbegierigste unter den Erben, die alles in sich aufsog, was die Menschheit an Erfindungen hervorgebracht hat.«

»Ja, das alles ist wahnsinnig interessant. Gerade auch in England gibt es fantastische Erfindungen. Ich habe viel darüber gelesen, hier wurde Großes geleistet. Wenn ich nur an die erste Weltausstellung denke. Obwohl damals alle dagegen waren, wie ich gelesen habe. Wie gut, dass Prinz Albert sie gegen alle Widerstände vorangetrieben hat. Schließlich wurde es ja ein riesiger Erfolg und der Stolz der ganzen Nation. Ich wünschte, ich könnte einmal so eine Weltausstellung besuchen!« Ihre Augen glänzten vor Begeisterung, und Vincent lachte.

»Ja, so habe ich dich in Erinnerung. Und nun willst du begreifen, was die Vyrad hier in den Inns of Court so treiben. Sehr vernünftig. Da beginnst du am besten hinter der Tür nebenan, wo die allgemeinen Werke über die Geschichte des englischen Rechts stehen.« Vincent begleitete sie hinaus in den Gang und verabschiedete sich mit einer Verbeugung.

Alisa zog sich in das genannte Zimmer zurück, dessen Wände ebenfalls bis zur Decke von mehr oder weniger breiten ledernen Buchrücken bedeckt waren. Sie ließ den Blick schweifen und wandte sich dann einem vielversprechenden Werk über den Wandel der Strafe und deren Vollzug zu. Sie las, dass England bis in die erste Hälfte des Jahrhunderts zu den Ländern mit den härtesten Strafgesetzen gehört hatte. Schon wer versuchte, ein Kaninchen zu stehlen, oder wer mehr als vierzig Shilling und sechs Pence stahl, wurde zum Tod durch den Strang verurteilt.

Für zweihundertzweiunddreißig Vergehen war die Höchststrafe vorgesehen. In Frankreich dagegen nur für sechs. Die Bürger waren in England vor dem Gesetz alle gleich. Sollte ein Reicher ein Brot stehlen, würde er genauso zum Tod verurteilt werden wie ein Armer. So lautete zumindest die Theorie. Aber weshalb sollte ein Reicher schon Brot stehlen?

Die Bestrafung, vor allem die Hinrichtungen, waren in England eine öffentliche

Angelegenheit, ja, eine Zerstreuung und Belustigung, wie zu Zeiten der großen Kaiser in Rom, als das Kolosseum erbaut wurde. Und die Lust an diesem brutalen Vergnügen fand man nicht nur beim einfachen Volk! In London kamen reiche Herren, um bei der öffentlichen Auspeitschung weiblicher Verurteilter zuzusehen, oder sie mieteten sich draußen in Tyburn eines der Fenster der umliegenden Häuser, um die Hinrichtungen bequem bei einer Erfrischung betrachten zu können und sich nicht unter die drängende Menge unten auf den Tribünen um den Galgen mischen zu müssen.

Alisa las über die unterschiedlichen gesetzlich vorgesehenen Arten, einen Menschen zu Tode zu bringen oder aber ihn durch raffinierte Folter zu einem Geständnis zu zwingen. Der »Press-Raum« im Newgate-Gefängnis, nur ein paar Straßen weiter am alten Tor zur City war berüchtigt. Dort wurden Gefangene nackt auf den steinernen Boden gefesselt und ihre Brust immer schwerer mit Steinen und Eisengewichten belastet, bis sie schließlich nach vielen Stunden oder erst Tagen elendig starben. Das Schleifen, Enthaupten und Vierteilen war erst vor zwölf Jahren abgeschafft worden. Alisa schüttelte ein wenig ungläubig den Kopf, als sie die Anweisungen für den Henker las, wie der Delinquent mit einem Seil an ein Pferd gebunden werden sollte, das man im Galopp durch die Stadt bis zur Hinrichtungsstätte jagte, wie der Verbrecher am Hals aufgehängt wurde, dann aber, ehe der Tod eintrat, wieder losgemacht, um ihn aufzuschneiden und die Eingeweide herauszureißen. Alisa klappte das Buch zu.

Manches Mal frage ich mich, wer die grausameren Bestien auf der Erde sind. Vampire und Werwölfe oder doch die Menschen selbst?

Eine Bewegung oben an der Mauer, die den Fountain Court abschloss, ließ Alisa den Kopf wenden. Ein silberner Schimmer. War das Ivy? Ja, und noch jemand. Sie legte das Buch beiseite und trat noch näher ans Fenster, bis ihre Nase die Scheibe fast berührte.

Der Schmerz in ihrer Brust verriet ihr, wer an der Seite der Lycana ging, noch ehe ihre Augen ihn erkennen konnten: Leo. Wie vertraut die beiden wirkten. Ivys Schritt hatte sich dem seinen angepasst. Sie ging, nein, sie schwebte neben ihm die Treppe in den Garten hinunter. Was sie wohl so eifrig zu bereden hatten? Nun ja, sie hatten sich lange nicht gesehen. Da gab es viel zu erzählen. Und die Sache mit Lord Milton. Es versetzte Alisa einen Stich, dass Ivy nicht als Erstes zu ihr gekommen war, um ihr von dem Gespräch mit Lord Milton zu berichten.

Und noch schlimmer fühlte es sich an, Leo mit einer anderen zu sehen. Auch wenn Ivy ihre Freundin war und immer sein würde.

Nun schwiegen sie. Ivy schritt von einem Beet zum anderen und roch an den Rosenblüten. Leo folgte ihr. Selbst ihr Schweigen strahlte eine schmerzhafte Vertrautheit aus. Was sah sie dort unten im nächtlichen Rosengarten? Das Wiederaufflammen einer Liebe, deren Glut nie ganz erloschen war? Alisa hatte stets geahnt, dass für Ivy die Sache zwischen Leo und ihr längst nicht vorbei und vergessen war. Vielmehr hatte Ivy noch lange Zeit nach dem Streit mit Leo sehr unter der Trennung gelitten. Auch wenn sie es perfekt verstand, ihre Gefühle vor ihren Freunden zu verbergen.

Aber was war mit Leo? Für ihn schien die Trennung endgültig gewesen zu sein, ohne eine Chance auf Versöhnung. Doch nicht, weil seine Gefühle für Ivy so rasch erkaltet waren. Allein der Schock ihrer Herkunft und die Lüge hatten sein Vertrauen zerbrochen. Nun, mehr als zwei Jahre später, hatte sich seine Einstellung zu den Vampiren unreinen Blutes vielleicht geändert. Er hatte verschiedene Clans kennengelernt und deren Lebensweise. Er konnte miterleben, wie unterschiedlich die Reinen mit ihren Servienten umgingen. War dadurch eine Verbindung mit Ivy auf einmal weniger undenkbar geworden?

War das die Erklärung für Leos plötzliche Kälte ihr gegenüber? Für sein Schweigen und seine Zurückweisung?

Alisa glaubte die Antwort im Garten unter sich zu sehen. Ivy griff nach Franz Leopolds Händen und die beiden sahen einander tief in die Augen. Ernst, geradezu feierlich wechselten sie wenige Worte und Alisa war es, als könne sie den Schwur hören, der ihre Liebe und Treue zueinander erneuerte. Sie spürte einen unerträglichen Druck auf der Brust, der nicht mehr weggehen wollte. Obwohl sie schrecklich darunter litt, gelang es ihr nicht, sich von dem Anblick zu lösen und ihren Geist von dieser Qual zu befreien.

Alisa war so gefangen in ihrem Schmerz, dass sie auf nichts anderes mehr achtete. Sie spürte nicht, dass sie nicht mehr allein war. Sie hörte weder die Tür noch die sich nähernden Schritte. Sie bemerkte die Gestalt, die an das zweite Fenster trat und nun ebenfalls hinaus in den Garten spähte, erst als der Vampir zu sprechen begann.

»Als wir zwei schieden
Still weinend und bang,

Zerstört Herzens Frieden,
Zu meiden uns so lang,
War bleich deine Wange,
Dein Kuss o so kalt –
Ich ahnte die Schlange,
Die gestochen so bald.«

Alisa schreckte auf und starrte den Vampir an, der ihren Blick herausfordernd erwiderte. Er war nur mittelgroß, hielt sich aber sehr gerade. Mehr noch, seine Haltung und seine Miene drückten den Stolz aus, der Mitgliedern alter Adelshäuser oft eigen ist. Er trug sein braun gelocktes Haar recht kurz. Die Lippen waren fast weiblich voll, die Züge weich, was auch an dem glatt rasierten Kinn mit seinem Grübchen lag. Seine Augen unter den geschwungenen Brauen wirkten in dem trüben Licht dunkler, als sie vermutlich waren, und unterstrichen den Kontrast zu seiner weichen, weißen Haut. Er war eine schöne Erscheinung als Mann in der Blüte seiner Jahre, doch es war vor allem sein melancholischer Blick, der Alisa anzog und auch ein wenig verwirrte. Obgleich sie sich sicher war, dass sie ihn noch nie getroffen hatte, kam er ihr doch bekannt vor, und die Worte erinnerten sie an etwas, das sie nicht greifen konnte. Sie starrte den Vampir nur stumm an und vergaß jedes höfliche Wort der Begrüßung. Er dagegen fuhr mit seinen Versen fort.

»Geheim wir uns fanden,
nun wein ich allein,
Dass dein Herz jenen Banden
So untreu kann sein.
Wollt ich je wieder schließen
Ans Herz dich darum,
Wie sollt ich dich grüßen?
In Tränen und stumm!«

Endlich fand sie ihre Stimme wieder. »Wer seid Ihr?«, stieß Alisa hervor. Der Vampir legte die Rechte auf seine Brust und verbeugte sich in vollendeter Eleganz.

»George Gordon Noël Byron, sechster Baron of Rochdale, mein Fräulein.«

»Aber ja!«, rief Alisa aus, der nun klar wurde, warum er ihr bekannt

vorgekommen war. »Lord Byron, welche Ehre, Euch kennenzulernen. Ich habe einige Eurer Werke gelesen, wobei ich leider gestehen muss, dass mein Englisch nicht so gut ist, dass ich die Schönheit Eurer Verse vollständig würdigen könnte.«

Er lächelte geschmeichelt. »Danke, mein Fräulein. Eigentlich bin ich ja der Meinung, dass es nicht diese Verskritzeleien sein sollten, die den Ruf eines Lebens überdauern, sondern die Taten eines Mannes. Der Kampf des Helden um eine große Sache sollte den Menschen im Gedächtnis bleiben! Doch Ihr habt mir noch immer nicht verraten, wer das Fräulein ist, dessen Herz so schwer an Verrat und verlorener Liebe trägt.«

»Alisa de Vamalia«, sagte sie und knickste artig, fügte aber sofort hinzu: »Woher wollt Ihr das wissen?«

Lord Byron trat neben sie und deutete auf Ivy und Leo, die nun den Garten wieder in Richtung Treppenaufgang durchquerten. »Ich sehe das Paar im Mondenschein und fühle Euren Schmerz. Das Thema der unglücklichen Liebe ist so alt wie die Menschheit und verschont nicht einmal die Kinder der Nacht, von denen man sagt, ihre Herzen seien tot und kalt wie Eis. Ist das nicht seltsam? Ich habe in meinem Leben viel geliebt und viel gelitten. Und ich habe vor allem eines gelernt: Nichts ist von Dauer, nur der Wandel. Nehmt Abschied und öffnet Eure Augen und Euer Herz für die Schönheit der Nacht, dann wird Euer Blick schon bald etwas finden, das Trost verspricht und neue Freuden.«

»Vielleicht habt Ihr recht«, sagte Alisa zögerlich. Nicht dass sie dem Dichter glaubte, sie könne den Verlust ihrer Liebe so einfach überwinden und sich etwas Neuem zuwenden. Sie wollte keinen anderen und es gab keinen Trost für sie! Aber darüber wollte sie nicht sprechen. Schon gar nicht mit Lord Byron, dessen Lebzeiten – soweit sie wusste – sich nicht gerade durch tiefe Gefühle und dauerhafte Beziehungen ausgezeichnet hatten. Nein, sie vermutete in ihm eher einen Don Juan, der von einer Liebschaft zur anderen eilte. Der die Frauen betörte und verführte, sie aber auch ein wenig verachtete.

Alisa knickste noch einmal. »Es war mir eine Ehre, Eure Bekanntschaft zu machen, Lord Byron. Ich denke, wir werden Gelegenheit bekommen, sie im Laufe des Jahres zu vertiefen, aber nun entschuldigt mich. Ich muss gehen.«

Ihr fiel kein triftiger Grund ein, daher raffte sie ihre Röcke und schlüpfte ohne weitere Erklärung aus der Bibliothek.

DER ERSTE FALL

Um Mitternacht waren alle wieder in der Halle versammelt und warteten gespannt darauf, welche Aufgaben Lord Milton ihnen stellen würde.

Er kam mit Lady Margaret und den drei Altehrwürdigen und nahm an der Tafel der Benchers Platz. Das Getuschel verstummte, noch ehe er das Wort ergriff und verkündete, dass er die Erben in drei Gruppen zu teilen beabsichtige. Er würde ihnen zuerst Unterlagen über alte Fälle geben, deren Spuren sie nachgehen und sie überprüfen sollten, soweit das noch möglich war. Es sei ihre Aufgabe, auf Ungereimtheiten zu achten oder Ermittlungsfehler zu entdecken. »Später, wenn sich interessante laufende Fälle ergeben, werden wir eure Gruppen nach und nach hinzuziehen, um eigene Recherchen anzustellen und diese dann mit denen der Polizei zu vergleichen. Ob es euch gelingt, einen Täter aufzuspüren und verhaften zu lassen, um ihn der Justiz zu übergeben, hängt von den Umständen des Falls, aber auch von euch selbst ab, wie genau ihr arbeitet und eure Fähigkeiten mit einbringt.«

»Hoffentlich dürfen wir uns raussuchen, mit wem wir in einer Gruppe sind«, raunte Tammo Joanne zu. »Wir müssen zusehen, dass wir zusammenkommen. Ich will auf keinen Fall mit Marie Luise zusammenarbeiten.«

Wieder ignorierte Lord Milton das Flüstern und fuhr stattdessen fort: »Da unsere Erben sich in London bestens auskennen, wird jeder von ihnen eine Gruppe führen. Wenn ihr es unbedingt wünscht, kann der eine oder andere Schatten mit euch kommen. Lieber wäre es mir allerdings, wenn ihr die Aufgabe auf euch alleine gestellt löst.«

»Wir gehen zusammen«, rief Luciano und deutete auf Clarissa, Franz Leopold, Ivy und Alisa.

Lord Milton hob die Brauen. »Das werden wir sehen. Nur, dass wir uns richtig verstehen, Ivy ist keine Erbin und daher auch keine Teilnehmerin der Akademie.«

»Sie wird als unsere Servientin mit uns gehen«, sagte Franz Leopold bestimmt, stand auf und stellte sich hinter Ivys Stuhl. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und kreuzte kriegerisch mit Lord Milton den Blick. Ivy hob die Hand und legte

ihre Finger über die seinen. Alisa senkte gequält die Lider.

Lass es, Leo, ließ sich Ivy in seinem Kopf vernehmen. *Der Lord lässt sich nicht gern von anderen sagen, was er zu tun hat. Fordere nicht seinen Widerstand heraus.*

»Ivy ist eine Lycana, und wenn sie bei den Ermittlungen dabei sein will, dann als Schatten eines Lycana-Erben.«

Damit schien das Thema für ihn erledigt. »Verdammt«, fluchte Luciano. »Dann muss eben Mervyn auch bei uns mitmachen.«

»Ja«, rief Mervyn, »und Rowena wird uns führen.«

Das schien auch in der Vyrad Sinn. »Haben wir die Erlaubnis, Lord Milton, Lady Margaret?«, fragte sie höflich.

Die beiden nickten. »Einverstanden«, sagte Lord Milton. »Dann wird Malcolm die zweite Gruppe führen.«

Malcolm erhob sich und verbeugte sich. »Gern, Lord Milton. Ich schlage vor, die Vamalia Alisa in meine Gruppe zu nehmen.«

»Nein, das geht nicht«, rief Luciano empört. »Alisa kommt mit uns. Leo, Ivy, nun sagt ihr doch auch was dazu!«

»Ich habe hier keine Stimme«, gab Ivy leise zurück. Und Leo, der noch immer hinter Ivy stand, sah mit unbeweglicher Miene zu Alisa hinüber, die den Blick trotzig erwiderte.

»Nun, wenn sie lieber mit Malcolm zusammenarbeitet, dann wollen wir sie nicht aufhalten.«

Das war nicht die Antwort, auf die Alisa gehofft hatte. Sie sprang auf und gesellte sich zu Malcolm. »Ja, das werde ich, denn an seiner Seite werde ich ganz sicher viel lernen!«

Ivy schloss für einen Moment die Augen und fragte sich, wie man diesen Knoten noch lösen sollte. Es wurde immer verworrener und die beiden stellten sich wahrhaft sturer als Maultiere an!

Der Lord und die Lady ließen ihre Blicke schweifen. »Gut, dann kommen zu Malcolms Gruppe noch Tammo und Fernand …« Die beiden schrien begeistert auf.

»Ja, das wird aufregend!«

»… und Marie Luise.«

Tammo und Fernand erstarrten und blickten erst einander und dann Lord

Milton in namenlosem Entsetzen an. »Nein, das geht nicht. Nicht die!«, jammerte Tammo.

»Können wir nicht jemand anderes haben?«, bettelte auch Fernand. »Jede Nacht diese sauertöpfische Miene, das hält nicht einmal der stärkste Vampir aus, ohne Magenschmerzen zu bekommen.«

Auch Alisa schaute nicht glücklich drein, sagte aber nichts.

»Ihr werdet euch arrangieren«, sagte der Vyrad nur. Für ihn war der Fall erledigt.

Grummelnd zogen sich Fernand und Tammo zurück und warfen Marie Luise feindselige Blicke zu, die diese hochmütig ignorierte.

Lord Milton und Lady Margaret wandten sich den anderen Gruppen zu.

»Rowena wird mit Franz Leopold, Luciano und Mervyn gehen«, wiederholten sie, was sowohl Rowena als auch Mervyn strahlen ließ. Zwischen ihnen schien alles in Ordnung zu sein. Alisa fühlte so etwas wie Neid, versuchte aber, das schlechte Gefühl zu unterdrücken und sich stattdessen auf die bevorstehende Aufgabe zu konzentrieren. Von Malcolm geführt zu werden, war ein großes Glück. Sie mochte ihn noch immer und bewunderte ihn. Die verwirrenden Gefühle dagegen waren verschwunden. Sie war sich vollkommen klar darüber, dass sie nicht mehr verliebt in ihn war, was den Umgang so viel leichter machte. Sie konnte einfach mit ihm sprechen, suchte nicht mehr nach den rechten Worten und fiel nicht von einer Verlegenheit in die nächste. Wenn es doch auch mit Leo so einfach wäre. Aber wollte sie denn, dass ihre Gefühle für ihn genauso schnell schwanden und nur noch Freundschaft übrig blieb?

Sie würde nicht mehr so leiden. Aber auch das Kribbeln und diese wunderbaren Gefühle, die allein ein Blick oder eine leichte Berührung auslösen konnten, waren dann verloren. Und erst seine Küsse …

Nein, daran wollte sie jetzt nicht denken. Das war zu schmerzlich. Sie wollte ihn nicht verlieren, aber war es möglich, ihn jetzt noch zurückzugewinnen?

Sie musste ehrlich zu sich sein. Wie sollte das gehen, wenn seine Gefühle für sie so schnell abgekühlt waren und er ihrer überdrüssig geworden war? Und dann noch die neu entfachte Leidenschaft für Ivy. Alisa unterdrückte einen Seufzer und lenkte ihre Gedanken wieder auf die bevorstehende Ermittlungsarbeit.

Wie spannend! Bei einem richtigen Verbrechen die Täter suchen, das Motiv

ergründen und die Umstände, die zur Tat geführt hatten. Vielleicht in einem Raub oder Überfall oder gar bei einem Mord. Außer Malcolm entlockte ihr allerdings kein weiteres Mitglied der Gruppe einen Freudenschrei. Fernand war ganz in Ordnung. Sie hatte sich an seine schmuddelige Erscheinung gewöhnt und fand sogar seine Ratte ganz nett. Wobei er in diesem Jahr eine neue hatte. Sie war dunkler und hatte einen schwarzen Fleck an der Brust. Die vorherige war wohl inzwischen zu alt. Kaum zu glauben, dass ihr Parisaufenthalt schon über ein Jahr her war. Die Zeit bei den Pyras hatte Alisa noch in guter Erinnerung.

Darauf, ihren Bruder Tammo jede Nacht um sich zu haben, hätte sie allerdings verzichten können. Sie kannte seine Arbeitseinstellung und vermutete, dass es nicht einfach werden würde, ihn und Fernand zur Mitarbeit zu bewegen. Zu schnell verloren sie die Lust an einer Sache und waren dann nur auf neue Abenteuer aus.

Und dann noch Marie Luise! Eine Welle von Zorn erfasste Alisa. Die Vamalia war tolerant und großzügig und stets bereit, jedem Vampir eine Chance zu geben und an das Beste in ihm zu glauben, doch Marie Luise hatte die ihre verspielt! Schon vor ihrem Verrat in Wien waren Alisa ihre Nörgeleien und ihre Überheblichkeit auf die Nerven gegangen, aber nun verabscheute sie die Dracas. Das, was sie Ivy angetan hatte, würde sie ihr nicht verzeihen! Und ausgerechnet mit ihr sollte sie nun zusammenarbeiten? Ausnahmsweise teilte sie hier die Meinung ihres Bruders und war darüber gleichermaßen empört.

»Kommen wir zu Raymonds Gruppe«, fuhr Lady Margaret fort. »Halt, nein, einer fehlt bei Rowena noch.« Die Vyrad sah sich um. »Karl Philipp, du wirst dich ihnen anschließen.«

Luciano stöhnte laut, und auch Franz Leopold sah alles andere als begeistert drein.

»Ausgerechnet der«, schimpfte der Nosferas. »Wenn er es wagt, Ivy oder Clarissa respektlos zu behandeln, bekommt er es mit mir zu tun!«

»Was für eine Drohung«, murmelte Franz Leopold. »Nein, reg dich nicht auf. Ich werde dafür sorgen, dass er sich benimmt. Und *meine* Drohung wird er ernst nehmen, verlass dich darauf!«

»Mit Raymond gehen Chiara, Joanne, Sören und Maurizio.«

Dieses Arrangement gefiel Chiara und Sören natürlich gut und Alisa fragte

sich, ob die Vyrad nicht nur von den Paaren wussten, sondern bei ihrer Aufteilung der Gruppen Rücksicht darauf genommen hatten.

Nur sie und Leo hatte man getrennt.

Nein, sie selbst hatten sich getrennt, verbesserte sich Alisa. Die Vyrad waren nur den Tatsachen gefolgt – und Malcolms Wunsch, sie in seiner Gruppe zu wissen, was Alisa durchaus schmeichelte. Vielleicht war es wirklich besser, wenn sie und Leo ein wenig Abstand voneinander hielten. Allerdings hätte sie gern mit Luciano und Ivy zusammengearbeitet. Das war nicht fair! Es war an Franz Leopold, sich zurückzuziehen, sie sollte an seiner statt mit den Freunden zusammen sein. Schließlich war nicht sie die Wankelmütige, die ihre junge Liebe so schnell wieder zerstört hatte!

Lord Milton forderte wieder ihre Aufmerksamkeit. Er hob drei versiegelte Umschläge in die Höhe. Sie waren dünn. Viel Material konnte nicht in ihrem Innern stecken.

»Dies sind eure ersten Aufgaben. Macht euch sogleich auf die Suche und folgt den Spuren. Ich wünsche, dass ihr stets am Morgen zwei Stunden vor Sonnenaufgang zurück seid und mir oder einem von mir beauftragten Master of the Bench Bericht erstattet. Ihr könnt Fragen stellen und euch beraten lassen oder Übungsstunden ausmachen, in denen ihr lernen könnt, was ihr für eure weiteren Ermittlungen benötigt. Denkt daran, dass ihr manches nicht in ein oder zwei Nächten erlernen könnt. Daher solltet ihr euch einen Plan erstellen.«

»Wie sollen wir einen Plan erstellen, wenn wir nicht wissen, was für Fähigkeiten wir lernen müssen und wie lange das dauert?«, fragte Alisa Malcolm leise, doch der antwortete nicht und folgte aufmerksam Lord Miltons Worten.

»Ich verkünde jetzt schon, dass eure nächste Aufgabe sein wird, den Prozess um die Ermordung einer Frau namens Marion Gilchrist zu verfolgen. Die erste Verhandlung beginnt in einigen Wochen am Zentralen Strafgerichtshof, dem Old Bailey. Der Tag steht noch nicht fest, doch für gewöhnlich beginnen die Prozesse um zehn Uhr.«

Der Lord, Lady Margaret und die drei Altehrwürdigen sahen herausfordernd zu den Erben hinab.

»Zehn Uhr – äh, am Morgen?«, hakte Tammo nach.

Der Lord nickte mit einem Lächeln. »Aber sicher. Die englischen Richter pflegen Wert auf ihren Feierabend zu legen.«

Die Vyrad erhoben sich, reichten im Vorbeigehen ihren drei Erben je einen der Umschläge und wandten sich dann in Richtung Ausgang. Als die fünf die Middle Temple Hall verlassen hatten, brandete ein Gewirr aufgeregter Stimmen auf und folgte ihnen den Korridor hinunter bis in die Bibliothek.

»Wie können wir einen Prozess verfolgen, der am hellen Morgen verhandelt wird?«, wiederholte Tammo. »Wie sollte das bitte schön gehen? Kein Vampir kann da teilnehmen, geschweige denn verhandeln. So ein Blödsinn!«

»Das haben die nicht so gemeint«, sagte Fernand. »Den Prozess verfolgen heißt doch nur, sich über ihn informieren, und das muss ja noch anders möglich sein, als während der Verhandlung im Gerichtssaal zu sitzen. Wir könnten uns nachher die Protokolle besorgen. Es wird doch alles mitgeschrieben, nicht wahr?« Er sah Malcolm an, der zustimmend nickte.

Alisa dagegen schüttelte den Kopf. »Nein! Ich meine, natürlich gibt es jede Menge Akten über die Fälle, und auch während der Verhandlung hält ein Gerichtsschreiber alle Aussagen fest, aber das hat Lord Milton nicht gemeint.« Alisa drehte sich zu dem Vyrad um, der mit einem sanften Lächeln die Diskussion verfolgte. »Nicht wahr, Malcolm?«

»Deine Gedanken gehen in die richtige Richtung. Sprich es nur deutlich aus.«

Alisa holte tief Luft. »Lord Milton fordert uns auf, am hellen Vormittag bei einer Gerichtsverhandlung anwesend zu sein, so wie er und die anderen Barrister der Temple Inn Courts es regelmäßig tun.«

»Genau das.« Sein Lächeln vertiefte sich.

Tammo fiel die Kinnlade herunter, und er war erst einmal sprachlos. Fernand pfiff durch die Zähne, nur Marie Luise sah unbeeindruckt über ihre Köpfe hinweg. Entweder ließ sie das kalt oder sie wollte es sie nur glauben machen. Schließlich hielten sich die Dracas für die Krone der nächtlichen Schöpfung. Oder aber sie hatte schlichtweg nicht verstanden, was Lord Milton gesagt hatte.

»Du willst also allen Ernstes behaupten, die Vyrad haben den Todesschlaf überwunden und sind nicht mehr von der Macht der aufgehenden Sonne abhängig?«, sprach es Fernand aus.

Alisa wiegte den Kopf hin und her. »Ich weiß nicht, ob sie wirklich unabhängig davon sind«, gab sie zweifelnd zu, »aber ich bin überzeugt, sie haben einen Weg gefunden, den Zwang zu überwinden.« Wieder sah sie Malcolm an. »Du kannst das, Malcolm. Ich bin mir sicher, du weißt, wie das geht!«

Fernand und Tammo sahen ihn genauso interessiert an wie Alisa. Tammo stieß ein Stöhnen aus, als Malcolm nickte. Der Vyrad setzte eine Miene auf, als sei das nichts Besonderes, aber Alisa spürte, wie sehr ihm die Bewunderung der anderen gefiel. Es war aber auch eine große Fähigkeit, deren Folgen sie noch kaum abschätzen konnte. Ein Vampir, der nicht an den Tag-Nacht-Rhythmus gebunden war, der sich stets frei bewegen konnte!

Ihr fiel noch ein Vampir ein, dem das möglich war, selbst wenn seine Kräfte im Tageslicht nachließen: Dracula, dem Bram und die anderen bei ihrer Flucht auf einer Berghöhe in den Karpaten begegnet waren, als die Sonne längst am Himmel stand.

Tammo stellte die Frage, die auch Alisa auf der Zunge brannte.

»Malcolm, wie ist das, wenn ihr tagsüber unterwegs seid? Könnt ihr Vyrad nicht von der Sonne verbrannt werden?«

Malcolm schüttelte den Kopf. »So weit reicht unsere Fähigkeit leider nicht. Wir haben zwar einen gewissen Schutz entwickelt, der die zerstörerischen Kräfte eine Weile mildert, aber nein, wenn wir den Strahlen der Sonne ausgesetzt werden, verbrennen auch wir elendiglich.«

»Kannst du uns sagen, wie es funktioniert?«, erkundigte sich Alisa.

»Nein, beschreiben kann ich es nicht, und ich wüsste auch nicht, wie ich es euch beibringen sollte.« Er zuckte mit den Schultern. »Das ist wohl so ähnlich wie bei vielen Eigenschaften, die die einzelnen Clans im Laufe der Zeit entwickelt haben. Wir wachsen in sie hinein, sind daran gewöhnt und erlernen sie, ohne uns Gedanken darüber zu machen.«

Hartnäckig wie immer hakte Alisa nach. »Und eure Servienten? Wie ist es mit den Unreinen, die als Studenten und später als Barrister für die Temple Inn Courts arbeiten?«

Malcolm sah sie nachdenklich an. »Die lernen das sehr schnell. Schon in den ersten Wochen nach ihrer Wandlung. Dies und auch unsere anderen magischen Fähigkeiten. Ich vermute, dass sie die Basis hierfür schon mit dem Blut mitbekommen, das sie bei ihrer Wandlung von dem Vyrad aufnehmen, der sie als Vampir erschafft.«

Alisa nickte. »Schon möglich, dennoch muss es für uns einen Weg geben, diese mächtige Fähigkeit zu erlernen. Wir haben es bei allen anderen Clans schließlich auch geschafft und können sogar die Gestalt aller nur denkbaren Tiere

annehmen! Und Lord Milton hat gesagt, wir bekommen alle Hilfe, die wir brauchen. Also, soll ich zu den Altehrwürdigen gehen oder bist du bereit, uns zu helfen?«

Tammo ließ ein anderer Punkt aufhorchen. Er fiel Alisa ins Wort. »Andere magische Fähigkeiten? Das heißt, ihr könnt noch mehr? Ist da noch etwas Interessantes für uns dabei?«

Malcolm nickte. »Aber ja! Doch ehe du mich drängst, ich werde es im Augenblick nicht verraten. Ihr müsst selbst darauf kommen, dann trainieren wir zusammen.«

Tammo und Fernand zogen enttäuschte Gesichter. »Und wie sollen wir jemals draufkommen, was das sein könnte?«

Malcolm feixte. »Ich prophezeie euch, dass ihr schon bald in eine Situation geratet, in der ihr euch nichts sehnlicher wünscht, als diese Eigenschaft zu besitzen. Sagt mir Bescheid, dann können wir mit dem Training beginnen.«

»Wenn wir es in den nächsten Wochen nicht herausbekommen, musst du sie uns verraten«, beharrte Fernand, und Malcolm versprach, sie nicht unwissend wieder nach Hause fahren zu lassen.

»Na, da bin ich aber gespannt, was das ist«, murmelte Tammo.

Alisa mischte sich wieder ein. Die eine Frage brannte ihr noch auf der Seele. »Du hast gesagt, auch euch schadet die Sonne. Wie ist das nun, wenn ihr bei Tageslicht unterwegs seid. Müsst ihr euch in geschlossenen Räumen aufhalten? Was passiert, wenn ihr rausgeht? Und wie schnell nehmt ihr Schaden, wenn euch die Sonnenstrahlen direkt treffen?«

»Ja, das wäre gut zu wissen«, stimmte Tammo seiner Schwester zu.

Malcolm legte die Stirn in Falten. »Am besten ist es natürlich, wenn man sich fern der Sonne in einem Raum aufhält. Ich hatte beispielsweise keine Probleme, mich in den unterirdischen Labyrinthen der Pyras noch nach Sonnenaufgang herumzutreiben.«

Alisa pfiff durch die Zähne. »Was du uns wohlweislich verschwiegen hast.«

»Weiter«, unterbrach Tammo ungeduldig.

»An einem bewölkten oder gar regnerischen Tag, von dem wir in London viele haben, ist es ebenfalls recht sicher, draußen unterwegs zu sein. Steht die Sonne allerdings am Himmel, müssen wir den Schatten ausnutzen, den Häuser und Mauern werfen. Sind wir zu lange draußen, kann sich die Haut grau oder gar

schwarz färben, das ist aber am nächsten Abend wieder verschwunden. Hält man sich auch nur einige Atemzüge unter den Sonnenstrahlen auf, beginnen die Schmerzen, die immer unerträglicher werden. Die Haut wirft Blasen und beginnt zu verbrennen. Das ist alles andere als angenehm! Nach einigen Minuten wird es dann kritisch.«

Alisa nickte. »Gut, also immer im Schatten bleiben. Könnte man so den ganzen Tag zubringen?«

Malcolm wiegte den Kopf hin und her. »In einem Gebäude mit möglichst wenigen Fenstern, ja. Das machen unsere Barrister ständig, wenn die Verhandlungen den ganzen Tag über dauern. Draußen sind wir selten unterwegs, und wenn, dann zeigt sich nach einer Weile, dass wir Vampire nicht für den Tag geschaffen sind. Wie schon gesagt, meine Haut wird stumpf und grau. Es ist bei jedem Vampir ein wenig anders und ändert sich auch mit den Jahren. Ihr müsst das für euch selbst ausprobieren.«

»Machen wir! Darauf kannst du Gift nehmen«, versicherte Tammo mit einem grimmigen Lächeln. »Aber unsere Kräfte? Wie verhalten sich unsere Kräfte, wenn wir bei Tag unterwegs sind?«, wollte der Vamalia noch wissen.

Eine gute Frage, dachte Alisa und sah Malcolm aufmerksam an. Dessen Lächeln glich eher einer Grimasse.

»Tja, das kommt ganz darauf an, wie stark, wie alt und wie erfahren ein Vampir ist. Lord Milton, Lady Margaret und einige andere scheinen bei Tag ebenso schnell und stark zu sein wie in der Nacht. Viele kann ich aber nicht aufzählen, auf die das zutrifft. Alle anderen sind schwächer, langsamer, müder. Aber das werdet ihr bald selbst erfahren.«

Alisas Augen funkelten begierig. »Ja, am besten fangen wir sofort an zu üben.«

Tammo schnaubte verächtlich. »Es ist früh am Abend. Wie willst du da üben, gegen die Todesstarre anzugehen?«

Alisa hob die Schulten. »Vielleicht gibt es etwas, das wir vorher trainieren können, um vorbereitet zu sein. Was nützt es uns sonst, wenn uns Malcolm im letzten Augenblick Anweisungen gibt, und wir schon beim ersten Versuch in unsere Starre verfallen. Dann müssen wir wieder einen ganzen Tag warten.« Sie sah Malcolm fragend an.

»Es gibt schon ein paar Übungen, die wir vorher machen können, damit euch der Einstieg leichter fällt«, gab er zögernd zu.

»Gut, worauf warten wir noch?«

»Vielleicht sollten wir erst nachsehen, was in dem Umschlag ist, den Lord Milton uns gegeben hat«, schlug Fernand vor.

Marie Luise sagte noch immer nichts. Sie tat nicht nur so, als ginge sie das alles nichts an. Es war eher so, als seien sie alle gar nicht vorhanden. Sie sah einfach durch die anderen hindurch.

Die Erben, die zu Malcolms Gruppe gehörten, zogen sich in den Bibliotheksraum zurück, wo Alisa Leo und Ivy im Garten beobachtet hatte, doch für solch sentimentale Gedanken war nun keine Zeit.

»Nun mach den Umschlag schon auf«, drängte Tammo, und auch Fernand war begierig, etwas über ihren ersten Fall zu erfahren, von Alisa ganz zu schweigen. Sie warf Marie Luise einen Seitenblick zu. Immerhin war sie mitgekommen, ohne dass sie sie dazu aufgefordert hätten. Da aber auch die anderen Gruppen sich ein ruhiges Plätzchen suchten, wäre sie alleine in der Halle zurückgeblieben, was für sie vermutlich unangenehmer war, als sich ihnen anzuschließen. Alisa schüttelte verständnislos den Kopf. Wie konnte man nur so stur sein. Sie nahm sich doch selbst den Spaß. Empfand sie denn gar nichts von dem Prickeln des Unbekannten? Der Verlockung, alleine durch die Nacht zu ziehen und das Rätsel ihres ersten Falls zu lösen?

Marie Luise wandte den Kopf und sah Alisa aus halb zusammengekniffenen Augen an. »Es wäre mir recht, wenn du dich um deine eigenen Angelegenheiten kümmern würdest«, sagte sie schneidend.

Alisa starrte sie verblüfft an. »Ich habe doch gar nichts getan.«

»Und dir nicht über Dinge den Kopf zerbrichst, die dich nichts angehen!«, fuhr sie fort, ohne auf den Einwand zu achten.

Verflucht! Sie war wieder nachlässig gewesen und hatte ihren Geist nicht ausreichend geschützt. Aber wer konnte schon ahnen, dass Marie Luise in ihre Gedanken eindringen würde!

»Und nein, ich empfinde diese Kindereien nicht als verlockendes Abenteuer. Mir wäre es lieber, man würde mich in Ruhe lassen.«

»Und was würdest du die ganze Nacht machen, wenn du nicht bei der Akademie mitmachen müsstest?«, erkundigte sich Tammo.

Zum ersten Mal verloren ihre Augen den hochmütigen, kalten Glanz und schimmerten voller Begehrlichkeit. »Mir würde da einiges einfallen, was ich

lieber täte, als Räuber und Gendarm zu spielen! Ich würde zum Picadilly gehen, in die Conduit Street oder in die Bond Street, um mir die Auslagen der Schneiderinnen und Modistinnen anzusehen und mir ein paar dieser unglaublichen Hüte, das ein oder andere Kleid und so mancherlei Schönes mehr zu besorgen, das man als Dame sein Eigen nennen sollte.«

»Die Bond Street würde ich eher als die Einkaufsstraße für den Gentleman bezeichnen«, gab Malcolm trocken zurück. »Versuche es lieber in der New Bond Street. Dort gibt es einige Modistinnen, die extravagante Hüte zaubern, die dann die ganze Saison beherrschen.«

Marie Luise sah ihn misstrauisch an. In seiner Stimme schwang Spott, doch er hatte ihr vermutlich die Wahrheit gesagt.

»Danke«, stieß sie steif hervor. »Ich werde es mir merken. Und ich würde zu gerne einmal die St. James Street hinuntergehen!«

»Was eine echte Dame niemals tun würde«, gab Malcolm zurück, »aber so wie du dreinschaust, weißt du das bereits.«

Marie Luise nickte mit einem Glitzern in den Augen, das Alisa neugierig machte.

»Was gibt es denn in der St. James Street so Interessantes zu sehen, das man dem Blick einer Dame verwehrt?«

»Männer«, gab Marie Luise trocken zurück. Malcolm nickte.

»Ja, und zwar nicht irgendwelche Männer. In der St. James Street befinden sich die wichtigsten Herrenclubs von London, in denen sich alles trifft, was Rang und Namen und vielleicht auch Geld hat, wobei dies bei entsprechender Herkunft nicht so wichtig ist.«

»Und?«, fragte Alisa verständnislos. »Warum sollte eine Dame deshalb nicht durch diese Straße gehen?«

»Weil beispielsweise im White-Club in jedem Erkerfenster einer der Beaus und Dandys sitzt, der nur darauf wartet, jedes weibliche Wesen durch sein Lorgnon von der Schute ihres Hutes bis zu den Stiefelspitzen in Augenschein zu nehmen. Dem setzt sich eine Dame der Gesellschaft nicht aus. Oder anders gesagt, die Frauen, die dort paradieren und die Blicke der Männer herausfordern, sind keine Damen! Außerdem gibt es dort diverse Etablissements, die man auch als Spielhöllen bezeichnet, in die eine Dame ebenfalls keinen Fuß setzen würde.«

Alisa verspürte durchaus Lust, sich das alles einmal anzusehen. Tammo

dagegen ließ das kalt.

»Der Umschlag!«, rief er ungeduldig. »Sag uns endlich, was in dem Umschlag steckt.«

*

Während sich Malcolm und seine Gruppe in die Bibliothek zurückzog, wollte sich Rowena mit den ihren gleich auf den Weg machen. Sie gingen in den Hof hinaus, wo die Vyrad den Umschlag öffnete und die wenigen Zeilen laut vorlas, die das einzige Blatt darin enthielt.

Die IRB führte 1867 den Aufstand gegen die englische Oberhoheit an. Doch das noch größere und vielleicht auch gefährlichere Übel stammt aus New York, wo James O'Mahony die Fenian Brotherhood gründete, um den Widerstand der Rebellen in der Heimat mit Geld zu unterstützen.

Für die größten Feinde der britischen Krone gibt es nur einen Platz. Der Name ist vielleicht ein wenig irreführend gewählt. Er gilt als der Schrecklichste und allein sein Name lässt die, die ihn einmal gesehen haben, entsetzt schaudern. Geht es doch nicht darum, die Fehlgeleiteten zu korrigieren. Vielmehr ist das Ziel, sie ihrer schweren aber gerechten Strafe zuzuführen – falls sie bis zu ihrem Prozess am Leben bleiben.

Die Mauern von Jericho wurden durch sieben Trompetenstöße zum Einsturz gebracht, doch es gibt zuverlässigere Methoden, wenn man sich mit den Zutaten auskennt.

Die Erben sahen einander verdutzt an.

»Können wir das noch einmal hören«, bat Luciano. Mit gerunzelter Stirn versuchte er sich jedes Wort zu merken.

»Seltsam«, stimmte auch Mervyn zu. »Was soll das denn bedeuten?«

Die Worte waren eher verwirrend als erhellend. Sie hatten mit der Bezeichnung einer Gerichtsakte oder der Beschreibung eines Verbrechens gerechnet, nicht mit einem Rätsel.

»Wo sollen wir mit unserer Suche nur anfangen?«, fragte Luciano ratlos in die Runde.

»Na jedenfalls ist es kein Zufall, dass gerade wir diesen Fall zugeteilt bekommen haben«, bemerkte Ivy trocken.

»Nein?«, wunderte sich Luciano.

»Nein«, wiederholte Franz Leopold bestimmt. »Nicht wenn es um die IRB geht und die Fenier und um die größten Feinde der britischen Krone. Fällt dir dazu gar nichts ein?«

»Fenier? Ich weiß nicht, ob ich das schon mal gehört habe.« Luciano sah Clarissa fragend an und schüttelte den Kopf. Die junge Servientin aber sagte:

»Die IRB ist die Irische Republikanische Bruderschaft. Als Fenier werden die Mitglieder des amerikanischen Flügels der Organisation bezeichnet, der die Männer in Irland bei ihrem Kampf gegen den englischen Machtanspruch unterstützt.«

Luciano blinzelte verdutzt. »Woher weißt du das alles?«

Clarissa hob die Schultern. »Ich hatte einen Geschichtslehrer, der sich dem irischen Freiheitskampf verbunden fühlte. Vielleicht ist ihm der Moloch des britischen Empires zu mächtig und zu bedrohlich geworden.«

Luciano warf Rowena einen schnellen Blick zu, doch sie schien sich nicht an ihrem Gespräch zu stören. Nun ja, wenn sie mit Mervyn zusammen sein wollte, konnte sie nicht zu viele Vorurteile gegen die Iren hegen.

Plötzlich war auch Luciano überzeugt, dass Lord Milton diesen Fall sehr sorgfältig gewählt und ihnen zugeteilt hatte. Doch in welcher Absicht? Sollte er die Feindschaft zwischen Engländern und Iren noch schüren oder im Gegenteil zur Versöhnung beitragen?

»Ich vermute, das werden wir im Laufe unserer Ermittlungen erfahren«, kommentierte Franz Leopold die Gedanken des Nosferas. »Nun müssen wir erst einmal herausfinden, um was für einen Fall es sich überhaupt handelt.«

»Lass uns noch einmal die drei Botschaften lesen«, schlug Mervyn vor. Rowena hielt ihnen das Blatt hin, dass sie es alle gut sehen konnten.

»Die Mauern von Jericho lassen wir erst einmal weg«, schlug Leo vor. »Ich glaube, das verwirrt uns nur, solange wir nicht wissen, worum es geht oder zumindest um welchen Ort.«

»Ja, und auch dass der Fall mit dem Widerstand der Fenier und der IRB gegen die Engländer zu tun hat, bringt uns vorerst nicht weiter«, fügte Mervyn hinzu.

»Sehen wir uns doch den nächsten Absatz an. Vielleicht finden wir da einen Hinweis: *Für die größten Feinde der britischen Krone gibt es nur einen Platz. Er gilt als der Schrecklichste und allein sein Name lässt die, die ihn einmal gesehen haben, entsetzt schaudern. Wobei der Name vielleicht ein wenig*

irreführend gewählt ist. Geht es doch nicht darum, die Fehlgeleiteten zu korrigieren. Vielmehr ist das Ziel, sie ihrer schweren aber gerechten Strafe zuzuführen – falls sie bis zu ihrem Prozess am Leben bleiben«, las Luciano noch einmal laut vor. »Was könnte das für ein Platz sein?«

»Eine Festung mit einem tiefen Kerker«, schlug Mervyn vor.

»Ja, irgendein Gefängnis«, bekräftigte Franz Leopold.

»Ein besonders schreckliches und dafür berüchtigtes Gefängnis«, ergänzte Ivy.

»Gibt es ein Buch über englische Gefängnisse in eurer Bibliothek?« Leo sah Rowena fragend an.

»Bestimmt. Da müssen wir Meister Logan fragen oder Vincent, der kennt sich wie kein anderer in den Beständen der Bibliothek aus.«

»Oder fällt dir spontan ein besonders schreckliches Gefängnis hier in London ein?«, hakte Ivy nach. Rowena kaute auf ihrer Lippe, dann lächelte sie.

»Natürlich, das muss es sein. Das mit dem Namen war der Hinweis. Seht hier: *Geht es doch nicht darum, die Fehlgeleiteten zu korrigieren.* Das sagt es ganz klar. Es ist vom Bridewell oder dem New Prison die Rede oder dem House of Detention. Es hat viele Namen in seiner Geschichte getragen.«

Die anderen sahen sie ein wenig verständnislos an. »Dieses Gefängnis ist auch unter dem Namen House of Correction bekannt!«, fügte Rowena triumphierend hinzu.

»Und, ist es ein so schrecklicher Ort, wie es hier heißt?«, wollte Luciano wissen.

Rowena nickte ernst. »Ich war nur einmal dort und würde nicht noch einmal hingehen, würde uns unsere Aufgabe nicht dorthin führen.«

»Das klingt nach einer interessanten Nacht«, meinte Franz Leopold zynisch. »Dann lasst uns mal gehen. Ist es weit?«

Rowena schüttelte den Kopf. »In Clerkenwell drüben, kaum eine Meile nordöstlich von hier, und doch wird es euch wie eine andere Welt erscheinen. Kommt!«

Neugierig folgten die anderen der Vyrad und verließen zum ersten Mal die Tore und Mauern des Temple, um in den wuchernden Moloch aus Straßen, Gassen und Häusern einzutauchen, der sich London nannte, die größte Stadt der Welt.

DER BARBIER AUS DER FLEET STREET

Alisa und ihre Mitstreiter waren kaum weniger überrascht, als sie ihren Umschlag öffneten und Malcolm ihnen die wenigen Sätze vorlas.

Zwischen 1785 und 1801 verschwanden aus dieser Gegend mehrere Dutzend Männer. Sie gehörten nicht zur guten Gesellschaft aber auch nicht zum Heer der Armen ohne Arbeit. Sie stammten aus Holborn und The Strand, manche auch aus der City selbst. Die meisten wurden zum letzten Mal in der Fleet Street gesehen. Keiner der Männer wurde lebend wiedergefunden.

»Und wir sollen nun mehrere Dutzend Vermisstenfälle aufklären?«, rief Alisa entsetzt. »Wie sollen wir das anstellen, wenn die Polizei es bis heute nicht geschafft hat?«

»Und noch dazu, wo das alles mehr als achtzig Jahre her ist!«, fügte Fernand hinzu. Tammo schüttelte nur fassungslos den Kopf.

»Wofür halten uns die Vyrad? Für Hellseher? Wir haben zwar gelernt, uns im Geist anderer Leute umzusehen, aber das hilft uns hier gar nichts. Alle Zeugen sind ja längst tot, Menschen werden nicht so alt.«

»Wir haben überhaupt keine Information, mit der wir etwas anfangen können«, rief Fernand und hob hilflos die Arme.

»Vielleicht sollten wir erst einmal den Rest des Textes ansehen«, unterbrach ihn Marie Luise in aggressivem Tonfall. Aber immerhin sagte sie überhaupt etwas zu dem Fall und starrte nicht länger in die Luft, als würde sie das Ganze nichts angehen. Malcolm beugte sich wieder über das Blatt.

Im Jahr 1801 wandte sich Referend Stillingsport mit den Beschwerden zahlreicher Besucher seiner Kirche an die Behörden. Polizeichef Sir Richard Blunts gab Anweisung, dem nachzugehen.

»Damit können wir etwas anfangen«, meinte Tammo voller Zuversicht. »Wir müssen nur herausfinden, in welcher Kirche dieser Stillingsport 1801 Referend war. Es muss doch in den Kirchenbüchern Aufzeichnungen darüber geben.«

»Und du meinst, in London gibt es so wenige Kirchen, dass wir sie einfach nacheinander abklappern könnten?«, ergänzte Alisa mit erhobenen

Augenbrauen.

»Ja, das meine ich. Findest du die Idee schlecht, verehrte Schwester?«, gab ihr Bruder kampflustig zurück.

Alisa gab die Frage an Malcolm weiter. »Wie viele Kirchen gibt es in London?«

Malcolm hob die Achseln. »Keine Ahnung. Ein paar Hundert? Ich weiß, dass alleine beim Großen Brand von London 1666 fünfundsiebzig Kirchen zerstört wurden, und das nur im Bereich der City! Wenn wir nun die ganzen Orte drumherum mitzählen, die heute zu London gehören? – Jedenfalls sind es ziemlich viele.«

Tammo fiel die Kinnlade herunter. »Ein paar Hundert? Das ist ja schlimmer als in Rom!«

»Dann fangen wir mit unserer Suche dort an, wo die Männer verschwunden sind, und arbeiten uns dann nach allen Richtungen weiter«, schlug Fernand vor. »Die beiden Hinweise hängen doch sicher zusammen.«

»Oder wir hören uns den dritten Hinweis an«, schlug Marie Luise genervt vor.

Der Erzbischof von Canterbury war schon in den frühen Jahren des Königreichs einer der wichtigsten Kirchenmänner Englands und meist auch ein gefragter Berater bei Hof. Sein Wirken setzte Zeichen. Der Erzbischof aus dem königlichen Haus Wessex gründete nicht nur die Klöster von Westminster und Exeter, er legte im Jahr 970 verbindliche Klosterregeln fest. Seine Reformen, die beispielsweise das Zölibat betrafen, weitete er auf den weltlichen Klerus aus. Seine Schriften gelten als Beginn einer neuen Literatur in englischer Sprache.

Die Erben blickten sich ratlos an. Fernand stöhnte.

»Was soll denn das jetzt bedeuten? Was hat ein Bischof aus dem zehnten Jahrhundert mit verschwundenen Männern fast tausend Jahre später zu tun? Ich fasse es nicht!«

»Müssen die Vyrad es so kompliziert machen?«, grummelte Tammo. »Können sie nicht einfach sagen, um was für einen Fall es sich handelt und wo wir beginnen sollen?«

Sie starrten schweigend auf das Blatt und lasen die drei Hinweise noch mehrere Male durch, bis Alisa auflachte.

»Ich glaube, ich weiß, was der dritte Teil uns sagen soll.«

Ihr Bruder sah sie ungläubig an. »Also, wenn das stimmt, gebe ich freiwillig

zu, dass du die schlauste Vampirin bist, die ich kenne.«

Alisa lachte. »Ich erinnere dich bei Gelegenheit daran. Aber fällt euch nicht auf, dass der Name des Bischofs gar nicht genannt wird? Es steht nur da, aus welcher Familie er stammt und wann er Erzbischof von Canterbury war.«

»Ja, und?« Fernand sah sie verwirrt an. »Und was hilft uns das?«

»Ich denke, der Name ist der Schlüssel.«

»Zu was?«, fragte Tammo.

»Zu der Kirche, die wir suchen. Möglicherweise wurde er heiliggesprochen oder so. Jedenfalls hat er viel getan, und man benannte später vermutlich eine Kirche nach ihm. Und in der war unser Stillingsport im Jahre 1801 Referend!«

Fernand und Tammo waren von ihren Gedankengängen gleichermaßen beeindruckt, und sogar Marie Luise nickte anerkennend. Oder bildete sich Alisa das nur ein?

»Jedenfalls brauchen wir den Namen des Erzbischofs. Der müsste doch zu finden sein!« Sie sah sich um.

»Hier in diesem Raum nicht«, meinte Malcolm. »Wir fragen am besten Meister Logan.«

Sie fanden den Bibliothekar des Middle Temple im größten der von Bücherregalen beherrschten Räume. Wie Malcolm verriet, gehörte er zu den Unreinen und betreute die Sammlung bereits seit der Zeit Königin Elisabeth I., die – sehr zu seinem Ärger – Patron Lady des Gray's Inn und nicht des Temple gewesen war, was noch immer an ihm nagte. Der Inner Temple musste sich mit der Mitgliedschaft von Robert Devereux, dem 2. Earl of Essex begnügen, dem Günstling und vielleicht auch Geliebten der Königin, der dann allerdings nach einem misslungenen Staatsstreich von ihr hingerichtet worden war. Auf seinen ersten königlichen Bencher musste der Temple dann noch bis zur Regentschaft James' II. warten.

Master Logan war klein, kahl und schmächtig. Er musste die sechzig bereits überschritten haben, als man ihn nach dem Tod seiner dennoch hochverehrten Königin zum Vampir gewandelt hatte. Seitdem hatte er die Räume der Bibliothek kaum mehr verlassen und es gab keine Akte, kein Buch und keine Schriftensammlung, in der er sich nicht bestens auskannte.

»Die Bischöfe von Canterbury? Aber ja, kommt mit. Was müsst ihr über sie wissen? Ach, nur den Namen.« Er eilte ihnen voran, schob eine Leiter an eines

der Regale, kletterte behände hinauf und kam mit einem vergilbten kleinen Buch wieder zu ihnen herab.

»Hier ist eine Liste. Welches Jahr sagt ihr? 970? Ah, noch vor dem berühmten Anselm von Canterbury. Hier haben wir es: Dunstan von Canterbury, geboren im Jahr 909 in Glastonbury und gestorben 988 in Canterbury, beigesetzt in der Kathedrale. War es das, was ihr wissen wolltet, oder kann ich sonst noch etwas für euch tun?« Master Logan sah fragend in die Runde.

»Oh ja, da wäre noch etwas«, hakte Alisa gleich nach. »Gibt es eine Kirche in London, die Dunstan von Canterbury geweiht ist?«

Master Logan legte die Stirn in Falten. »Es gibt bestimmt ein halbes Dutzend.«

Tammo verdrehte die Augen und stöhnte.

»Mir fällt zuerst St. Dunstan in the East ein. Sie ist in der City, zwischen der London Bridge und dem Tower, gelegen. Dann gibt es eine St.-Dunstan-and-All-Saints-Kirche weiter im Osten in Ratcliff …«

»Gibt es vielleicht auch eine in der Nähe der Fleet Street*?«*, unterbrach Alisa.

Master Logan starrte sie an. »Ja, natürlich. St. Dunstan in the West, gleich im Norden des Temple in der Fleet Street gelegen.«

Die Erben strahlten einander an. Sogar Marie Luise vergaß für einen Moment ihre abweisende Miene.

»Also dann, nichts wie los!«, rief Tammo.

Alisa bedankte sich bei Master Logan und eilte dann den anderen hinterher. Sie liefen durch die immer schmaler werdende Gasse zum nördlichen Torhaus. Ein uniformierter Vyrad verbeugte sich und öffnete ihnen die Torflügel. Die Erben traten auf die Fleet Street hinaus.

Was für ein Gegensatz zu den stillen Gassen und Höfen im Temple! Hier waren trotz der späten Stunde noch Karren und Kutschen unterwegs. Die Menschen drängten sich auf der Straße. Es wurde laut geredet, gestritten und geflucht, gelacht und gesungen. Ein paar Gaukler hatten eine Menschentraube um sich versammelt. Ein Alter mit einem Leierkasten spielte und sang aus vollem Hals. Während ihn ein paar schmutzige Straßenjungen verlachten und versuchten, seinen Affen in den Schwanz zu kneifen, drehten sich einige Mädchen, deren Kleidung ebenso schmutzig und geflickt war wie die der Jungen, zum Klang der Musik. Ein Stück weiter die Straße runter hatten sich zwei hoch beladene Fuhrwerke mit den Rädern ineinander verkeilt. Die beiden Kutscher waren damit

beschäftigt, sich gegenseitig zu beleidigen und sich die Schuld zuzuschieben, während ihre Knechte sich mühten, die Wagenräder wieder freizubekommen. Es fand sich augenblicklich eine ganze Traube Zuschauer ein, die sich auf die eine oder andere Seite schlugen oder einfach nur das Spektakel begafften. Dazwischen liefen zwei Buben in zerfetzten Kitteln mit ihren Eimern umher und sammelten die Pferdeäpfel ein, die die Rösser in all dem Trubel fallen ließen. Über dem ganzen Spektakel ragte auf einem kunstvoll gestalteten Podest die Statue eines Drachen auf, den Malcolm als *Griffin* bezeichnete.

»Das ist das Temple Bar Memorial. Es wurde erst im vergangenen Jahr aufgestellt, nachdem man das Tor, das an dieser Stelle stand, abgerissen hat. Hier, wo die Fleet Street auf The Strand – so heißt diese Straße hier vor uns – trifft, war und ist die Grenze zwischen der City of London und Westminster. Ein *Bar,* also eine Absperrung oder Schranke, wird bereits im dreizehnten Jahrhundert an dieser Stelle erwähnt, als die Templer hier noch ihre reichsunabhängige Komturei hatten. Später wurde dann ein erstes hölzernes Tor gebaut, mit einigen Gefängniszellen im oberen Stockwerk. Dieses wurde dann durch ein steinernes mit drei Bögen ersetzt und später durch ein weitgespanntes Tor, das Sir Christopher Wren entworfen hat, mit zwei schmalen Durchgängen für Fußgänger zu beiden Seiten. Im vergangenen Jahrhundert hat man hier übrigens die Köpfe von Verrätern auf eiserne Stangen gespießt, die über der Mitte des Bogens aufragten. Die letzten sollen die Köpfe von Towneley und Fletcher gewesen sein, die 1746 mit einigen anderen Jakobiten gehängt und anschließend geköpft wurden.«

»Jakobiten?«, hakte Tammo nach, der blutrünstige Geschichten immer interessant fand.

»Anhänger des im Exil lebenden Stuarts James II. – nach dem lateinischen Jacobus für James –, den vor allem die Iren und Schotten lieber auf dem englischen Thron gesehen hätten«, erklärte Malcolm. »Jedenfalls gelang es Towneleys Familie, den Kopf zurückzuerhalten, nachdem er hier einige Zeit ausgestellt worden war. Sie brachten ihn in seine Heimat zurück und bewahrten ihn viele Jahre in einem von einem Tuch bedeckten Korb auf, der im Salon von Towneley Hall stand.«

Fernand und Tammo lachten, Alisa schüttelte ungläubig den Kopf. »Du nimmst uns auf den Arm!«

»Nein, so wird es von vielen berichtet, die den Kopf des Jakobiten mit eigenen Augen dort gesehen haben«, gab Malcolm zurück. »Jedenfalls wurde das letzte Tor vor einigen Jahren eingerissen, als der Royal Court of Justice gebaut wurde, und die Straße verbreitert, um den zunehmenden Lastenverkehr nicht zu behindern, doch wie ihr seht, kann auch das neu errichtete Memorial zu Verkehrsproblemen führen!«

Drei Frauen, die man ganz sicher nicht zu den Damen zählen konnte, kamen auf die Erben zu. Ihre aufreizenden Kleider enthüllten mehr, als sie verbargen. Sie strebten auf eine Gruppe junger Männer zu, deren Erscheinung vermuten ließ, dass in ihren Beuteln Münzen klimperten, die nur darauf warteten, den Besitzer zu wechseln.

Alisa ließ, ein wenig aus der Fassung gebracht, den Blick schweifen. Die Kutscher brüllten sich weiterhin lautstark an, der Streit schien immer heftiger zu werden. Wie musste es hier bei Tag zugehen, wenn selbst bei Nacht noch so viel Leben herrschte!

»Dort drüben ist St. Dunstan in the West, die Kirche, die wir suchen.« Malcolm wies auf den Turm schräg gegenüber vom Temple Bar Memorial. In der Reihe der Häuserflucht auf der Nordseite der Fleet Street lag die Kirche einige Schritte zurückversetzt hinter einem eisernen Stafettenzaun.

»Also kommt, worauf warten wir?«, rief Tammo und lief im Zickzack zwischen Karren und Pferden über die Straße. Die anderen folgten ihm. Alisa musste ihren Rock raffen, um ihn nicht völlig im Schlamm, Mist und Unrat der Straße zu ruinieren.

Vor der Kirche blieben die Erben stehen und sahen zum Turm hinauf. An der Wand daneben war eine riesige Uhr befestigt, die nicht wie üblich in die Mauer eingelassen war, sondern sich an einer galgenähnlichen Befestigung weit auf die Straße vorreckte. Rechts dahinter führte der Blick auf einen kleinen Hof mit einem Portal, über dem eine älter wirkende Statue Königin Elisabeth I. thronte, doch direkt vor ihnen lag das Hauptportal, das direkt durch das untere Gewölbe des Turms in die Kirche führte.

»Na, dann lasst uns mal reingehen«, schlug Tammo vor und ging ihnen forsch voran. Er zuckte nicht einmal, als er die schweren, hölzernen Türflügel aufstieß. Und vermutlich machte er sich darüber auch keine Gedanken.

Es ist schon erstaunlich, dachte Alisa, *wie selbstverständlich wir unsere neuen*

Fähigkeiten, die uns die anderen Clans beigebracht haben, inzwischen einsetzen können. Weder den Vyrad reinen Blutes noch ihren Servienten wäre es möglich gewesen, sie ins Innere der Kirche zu begleiten. Vielleicht hatten sie deshalb ihre Erben als Begleitung mitgeschickt statt ihrer erfahrenen Clanmitglieder?

Die jungen Vampire sahen sich in der Kirche um. Dass das Schiff die Form eines Oktogons hatte, war bereits von außen zu erahnen gewesen. Alisa legte den Kopf in den Nacken und betrachtete die geometrisch interessant gestaltete Decke.

»Schön, und wie nun weiter?«, fragte Fernand.

»Jetzt müssen wir erfahren, worüber sich die Gemeindemitglieder im Jahr 1801 beschwert haben«, gab Alisa zurück.

»So schlau bin ich auch. Aber wo könnte das geschrieben stehen oder wer könnte davon wissen?«

»Der Mann dort drüben vielleicht?«, schlug Marie Luise vor, wandte sich aber ab.

»Wo gehst du hin?«, verlangte Malcolm zu wissen, als sie das Tor wieder aufschob.

»Ich warte draußen auf euch. Ihr werdet das ja wohl ohne meine Hilfe hinbekommen«, gab sie kühl zurück. Und schon war sie verschwunden.

»Das gibt es doch nicht«, schimpfte Tammo. »Die drückt sich einfach. Das kann sie nicht machen! Malcolm, sag ihr das, sonst tu ich es, und das könnte unfreundlich werden!«

Alisa hielt ihn zurück. »Lass sie«, sagte sie leise.

»Was? Du nimmst sie auch noch in Schutz? Obwohl, wenn ich es mir genau überlege, ist es eigentlich eine Erleichterung, ihr griesgrämiges Gesicht nicht mehr sehen zu müssen. Sie ist uns eh keine Hilfe.«

»Ich nehme sie nicht in Schutz«, erwiderte Alisa. »Ich habe nur das Gefühl, dass die Kirche ihr mehr Unbehagen bereitet als uns.«

Tammo und Fernand starrten sie verblüfft an, während Malcolm wissend nickte. »Ja, den Eindruck hatte ich auch.«

»Aber wieso?«

»Erinnert ihr euch an das erste Mal, als wir mit den Nosferas eine Kirche betraten. Diese Qual! Habt ihr das vergessen?«

»Ja, fast. Das ist auch nicht mehr wichtig. Nur, warum sollte es ihr Schmerzen

bereiten? Sie war doch in Rom mit dabei.«

»Und hat sich dort bei ihren Übungen genauso eifrig ins Zeug gelegt wie hier«, ergänzte Alisa trocken.

Fernand und Tammo tauschten Blicke, dann grinsten sie. »Ah, und nun folgt die Strafe. Ich könnte nicht sagen, dass sie mir leidtut«, fügte Tammo hinzu. Alisa unterbrach ihn, denn der Mann, den Marie Luise entdeckt hatte, trat auf sie zu.

»Kann ich Ihnen behilflich sein oder suchen Sie nur einen Ort zur stillen Einkehr zu dieser späten Stunde?«

Es klang ein wenig vorwurfsvoll und war vielleicht als Rüge für ihre laute Auseinandersetzung in der Kirche gemeint.

Alisa knickste und lächelte den Alten an. Wie ein Pfarrer sah er nicht aus. Vielleicht auch nur ein Besucher?

»Entschuldigen Sie, wenn wir Sie in Ihren Gedanken gestört haben. Das wollten wir nicht. Ich weiß nicht, ob Sie uns helfen können. Kommen Sie öfter hierher?«

Er schmunzelte. »So könnte man sagen. Ich bin Küster hier in St. Dunstan.«

Alisa strahlte. »Das trifft sich gut. Darf ich fragen, wie lange schon?«

Der alte Mann überlegte. »Es müssen schon mehr als fünfzig Jahre sein. Ja, ich war schon Küster hier, als die alte Kirche noch stand. Ich habe gesehen, wie sie 1831 abgerissen wurde, um der breiteren Straße zu weichen. Und das, wo St. Dunstan so knapp dem großen Feuer von 1666 entgangen ist! Der Dekan von Westminster hat mitten in der Nacht vierzig Schüler von Westminster School aus dem Schlaf gerissen, um eine Feuerbrigade zu bilden. Nur mit Wassereimern ausgerüstet, gelang es ihnen, das Vorrücken der Flammen aufzuhalten und die Kirche – die vermutlich der heilige Dunstan selbst hier an dieser Stelle gegründet hat – zu retten. Und dann kommen sie und reißen sie nieder, um eine Straße zu verbreitern!«

Es war für die Erben eine unwillkommene Überraschung, zu hören, dass diese Kirche 1801 noch gar nicht gestanden hatte. Immerhin konnte sich der Küster noch an den alten Bau erinnern und vielleicht auch daran, was damals vor seiner Zeit hier vorgefallen war. Aber wie konnten sie ihn unauffällig in die gewünschte Richtung lenken? Oder sollten sie ihn einfach fragen, worüber sich die Gemeinde im Jahr 1801 so bitterlich beklagt hatte, dass der Referend die

Polizei einschaltete? Vermutlich war es besser, ihn sanft bis zum Kern der Sache zu geleiten.

»Aus Ihren Worten entnehme ich, dass Sie sich intensiv mit der langen Geschichte dieser Kirche beschäftigt haben«, begann Alisa und lächelte den Küster aufmunternd an. »Da haben Sie sicher viele interessante Dinge zu erzählen!«

Sie spürte, wie geschmeichelt sich der alte Mann fühlte. In diesen Zeiten, in denen die Menschen zunehmend den Glauben verloren, stieß er vermutlich meist auf Ablehnung oder zumindest auf Desinteresse. Die Menschen wandten sich der Partei der Nonkonformisten zu und Darwins Evolutionstheorie.

»Ja, ich habe viel in den alten Aufzeichnungen und der frühen Chronik der Kirche gelesen und selbst an einer Fortführung gearbeitet«, sagte er mit Stolz.

»Im fünfzehnten Jahrhundert wurde St. Dunstan Zunftkirche für die Worshipful Company of Cordwainers. Das ist ein alter Begriff für das Handwerk feiner Lederarbeiten, beispielsweise der Handschuhmacher, die weiches, weißes Ziegenleder verarbeiteten, aber auch die Schuhmacher gehören zu den Cordwainers.«

»Wie interessant«, sagte Alisa und überlegte, wie sie ihn weiter in die richtige Richtung lenken konnte, als Tammo sich einmischte.

»Und wissen Sie auch, warum im Jahr 1801 der damalige Referend zur Polizei ging?«

Alisa unterdrückte ein Stöhnen. So viel zu sanfter Diplomatie. Sie warf ihrem Bruder einen wütenden Blick zu, der jedoch blickte erwartungsvoll auf den Küster. Der Alte legte die Stirn in Falten.

»Das muss in der Zeit von Referend Stillingsport gewesen sein.«

»Genau«, rief Tammo und warf Alisa einen triumphierenden Blick zu. »Erinnern Sie sich, was damals geschah?«

»Nun, so alt bin ich auch wieder nicht, dass ich das miterlebt hätte«, erwiderte der Küster mit einem Lachen, »aber ich weiß, dass es einen ziemlichen Aufruhr in der Gemeinde gab.«

»Warum?«, drängte nun auch Fernand.

»Des störenden Leichengeruchs wegen.« Die jungen Vampire tauschten Blicke. Jetzt wurde es interessant.

»Nicht, dass das in Kirchen etwas Ungewöhnliches wäre«, fuhr der Küster fort.

»Doch seit man in den Grüften unter den Kirchen nur noch selten jemand beisetzte und die meisten kleineren Kirchhöfe geschlossen worden waren, wurde die Luft in den Londoner Kirchen deutlich besser. Gerade deshalb fiel den Kirchgängern der zunehmende Leichengeruch auf. Das ging über Monate so und muss immer unerträglicher geworden sein, bis sich die Gemeinde bei ihrem Referend beschwerte und dieser die Behörden informierte.«

Der alte Küster sah sich um und nahm dann auf der nächsten Kirchenbank Platz. Offensichtlich sollte es eine längere Geschichte werden. Die Erben folgten seinem Beispiel. Während sich Alisa und Malcolm auf eine Bank setzten, ließen sich Tammo und Fernand im Schneidersitz auf dem Boden nieder, den Blick erwartungsvoll auf den Alten gerichtet, der in seiner Erzählung fortfuhr.

»Soviel ich weiß, kamen einige Polizisten aus der Bow Street und untersuchten die Grüfte, die sie aber alle unversehrt fanden. Sie mussten feststellen, dass sie nicht die Quelle des Gestanks waren. Er kam auch nicht aus dem Abwasserkanal, der dort unten verläuft. Vorerst blieb es ein Rätsel. Man sagt, der damalige Polizeichef Sir Richard Blunts habe sich schließlich selbst herbemüht und sei in die Gruft hinabgestiegen. Da fiel ihm ein Mauerspalt auf, aus dem ein Luftzug die Flamme seiner Lampe flackern ließ. Dort schien auch der Verwesungsgestank intensiver.« Der Küster machte eine kleine Pause und ließ den Blick über seine Zuhörer schweifen. Die jungen Vampire hörten gebannt zu. Er lächelte zufrieden. Vermutlich hatte er nicht oft so ein aufmerksames Publikum.

»Auf Befehl des Polizeichefs rissen die Constables die Mauer ein. Sie gelangten in einen Stollen, der unter der Fleet Street entlangführte. Ein Abzweig endete unter dem Bell Yard, genauer gesagt in den Kellern der dortigen Metzgerei.«

»Das war die Quelle des Gestanks?«, rief Tammo sichtlich enttäuscht. »Verwesende Tierkadaver?«

Der Küster lächelte. »Ist dir diese Erklärung zu harmlos? Nun, dann wird dir gefallen, dass die Polizisten keine toten Tiere in den Kisten fanden, aus denen der Gestank kam. Es waren abgetrennte menschliche Gliedmaßen, und zwar ausschließlich von Männern!«

»Mehrere Dutzend Männer, die zwischen 1785 und 1801 in der Gegend spurlos verschwanden«, murmelte Alisa und nickte. Sie hatten die Verbindung zur

Kirche St. Dunstan gefunden.

»Wie ging es dann weiter?«, drängte Fernand.

»Die Polizei nahm die Besitzerin der Fleischerei, eine Margery Lovett, mit aufs Revier und verhörte sie. Man legte ihr mehrere Dutzend Morde zur Last! Doch sie leugnete, etwas damit zu tun zu haben. Schließlich gab sie an, die Kisten vom Barbier Sweeney Todd bekommen zu haben. Das gute Fleisch würde sie in ihren Pasteten verarbeiten. Den Rest würde Sweeney von Zeit zu Zeit abholen und vermutlich in die Themse werfen.«

Tammo lachte laut auf. »Das waren sicher schmackhafte Pasteten – zumindest solange die Kunden nicht wussten, was für Zutaten darin steckten!«

»Hat die Polizei Sweeney verhaftet und ihm den Prozess gemacht?«, wollte Alisa wissen.

Der Küster nickte. »Aber ja. Die Constables folgten dem Gang bis unter Nummer 186 der Fleet Street, wo der Barbier sein Geschäft führte. Von dort gelangten sie in den Keller und ins Haus, wo sie den Barbier verhafteten. Der Prozess fand im Old Bailey statt und war bereits nach wenigen Tagen zu Ende. Sweeney wurde für ich weiß nicht wie viele Morde zum Tode verurteilt und im Newgate-Gefängnis gehängt.«

»Und die Fleischersfrau?«, hakte Tammo nach.

Der Küster überlegte. »Ich glaube, man hat sie vom Vorwurf des Mordes freigesprochen. Für ihre Mitwisserschaft und die Beseitigung der Leichen hätte sie aber ganz sicher eine lange Gefängnisstrafe bekommen. Man sagt, die aufgebrachten Kunden der Fleischerei wollten sie lynchen, doch ehe sie Gelegenheit zu solch einer Tat bekamen, hat sie sich im Gefängnis das Leben genommen. Das erzählen die Leute. Die Akten habe ich natürlich nicht zu Gesicht bekommen, aber die Anwohner vergessen solche Ereignisse nicht und tragen sie von einer Generation zur nächsten weiter. Und wahrscheinlich erfindet jeder noch ein bisschen was dazu.« Der Küster schwieg einen Moment, ehe er fortfuhr.

»Aber eines ist doch interessant: Im vergangenen Jahr wurden einige alte Häuser in der Fleet Street abgerissen. Dabei stieß man zufällig auf einen Zugang zu dem inzwischen fast vergessenen verzweigten Stollensystem, das auch unter das Haus mit der Nummer 186 führte. In die andere Richtung führte der Gang westwärts unter der Kirche hindurch, wo man eine Grube mit Bergen

menschlicher Knochen entdeckt!«

»Knochen von den Opfern des mörderischen Barbiers?«, fragte Fernand.

Der Küster hob die Schultern. »Wer weiß? Ich persönlich glaube das nicht, aber natürlich erinnerte man sich wieder an diese Geschichte und es gab wochenlang kaum ein anderes Gesprächsthema unter den Kirchenbesuchern vor und nach dem Gottesdienst«, sagte er mit leichtem Tadel in der Stimme.

Der Küster schwieg und seine Zuhörer wagten eine Weile nichts zu sagen.

Alisa brach die Stille. »Was mir aber noch nicht klar ist: Wie konnte es dem Barbier gelingen, so viele Männer zu töten, ohne dass er in Verdacht geriet?«

Der Küster zog eine Grimasse. »Da gibt es auch einige Versionen, die die Leute sich erzählen. Man spricht von einer speziellen Vorrichtung, die er sich gebaut haben soll. Sein Friseursessel soll mitten im Raum auf einer dicken Holzplatte angeschraubt gewesen sein, die man um eine Achse in der Mitte hat drehen können. Sobald der ahnungslose Kunde für eine Rasur auf dem Sessel Platz genommen hat, betätigte Sweeney einen Hebel oder so etwas. Der Sessel kippte samt Kunde herum und warf das Opfer geradewegs in das darunterliegende Kellergewölbe. Wenn sich der Mann nicht bereits bei dem Fall das Genick gebrochen hat, stelle ich mir vor, half der Barbier mit seinem Rasiermesser nach, ehe er sein Opfer von seiner Börse, der goldenen Uhr, einem Ring oder auch nur einem schönen Rock befreite, auf die er es abgesehen hatte. Reich war seine Beute sicher nicht, denn ich kann mir nicht denken, dass Männer der guten Gesellschaft sich in der Fleet Street rasieren ließen.«

»Dafür hat er eben ein paar mehr Männer umgebracht, um genug Beute anzusammeln«, bemerkte Fernand trocken.

»Und wo befindet sich der Zugang zur Gruft?«, fragte Tammo und sprang auf. »Von dort gelangt man in die Stollen, nicht wahr?«

Alisa verdrehte die Augen. »Tammo, das ist nicht mehr die Kirche mit der Gruft, die wir suchen. Hast du vergessen, dass sie abgerissen wurde?«

»Und an derselben Stelle wieder aufgebaut, sagten Sie das nicht?«, widersprach der Vamalia.

Der Küster nickte. »Ja, sie befindet sich noch immer an dem Ort, an dem der heilige Dunstan selbst seine Kirche gegründet hat.«

Alisa runzelte ein wenig verwirrt die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Wie konnte die Kirche an derselben Stelle neu gebaut werden, wenn der ursprüngliche Bau

der breiteren Straße weichen musste?«

Der alte Küster wedelte ungeduldig mit der Hand. »Ja, natürlich ist das nicht der genaue Platz der alten Kirche. Diese hier ist über dem Kirchhof errichtet, der auf der Nordseite des Kirchenschiffs lag. Das alte rechteckige Kirchenschiff verlief entlang der Straße. Das neue ist achteckig und auf der Nordseite des Turms angebaut.«

Alisa sah ihren Bruder an. »Siehst du. Die alte Kirche gibt es nicht mehr und damit auch keine Krypta, die zu alten Stollen führt.«

Tammo und Fernand sahen enttäuscht drein, aber der Alte widersprach.

»Nun ja. Die alte Gruft blieb vermutlich unter der Straße erhalten. Wer weiß, vielleicht gibt es noch einen Zugang.«

»Worauf warten wir noch!«, rief Fernand begeistert und sprang ebenfalls auf. »Machen wir uns auf die Suche. Wenn es diese alten Gänge noch gibt, dann werden wir sie auch finden.«

Doch der Küster hob abwehrend die Hände. »Das kann ich nicht zulassen. Außerdem ist es spät geworden. Ich bitte euch, die Kirche nun zu verlassen. Ich muss abschließen und mich auf den Heimweg machen. Meine Güte, ich habe die Zeit völlig vergessen.«

Fernand und Tammo versuchten alles, ihn doch noch zu überreden, hatten aber kein Glück. Kurz darauf standen die Erben draußen vor der verschlossenen Kirchentür, während der Küster nach Hause eilte.

»Dann suchen wir die Gruft eben ohne seine Erlaubnis«, sagte Tammo störrisch, sobald der Alte außer Hörweite war.

»Was für eine Gruft?«, erkundigte sich Marie Luise, die ihr demonstratives Desinteresse offensichtlich nicht durchhalten konnte.

»Das wüsstest du, wenn du nicht abgehauen wärst«, gab Fernand grob zurück.

»Wir erzählen dir auf dem Rückweg, was wir erfahren haben«, lenkte Alisa ein, obgleich sie auch keine Lust hatte, Maria Luise miteinzubeziehen. Aber schließlich waren sie eine Gruppe und sollten zusammenarbeiten.

»Rückweg? Aber erst, wenn wir uns dort unten umgesehen haben!« Fernand und Tammo waren da einer Meinung.

»Komm schon, Alisa, rück dein Einbruchswerkzeug raus und mach die Tür auf. So schwer kann das nicht sein.«

»Das muss warten bis morgen Abend. Es ist schon spät, und bald müssen wir

zurück in der großen Halle sein, um dem *Governor* Bericht zu erstatten.«

»Eben, dann hätten wir noch mehr zu erzählen!«, drängte Fernand.

»Nutzen wir lieber die Zeit, mit Malcolm zu üben, wie man der Macht der aufgehenden Sonne entgeht!«, widersprach Alisa.

Darauf waren Tammo und Fernand auch neugierig und so ließen sich die beiden überreden, alles Weitere auf die folgende Nacht zu verschieben. Marie Luise sagte gar nichts dazu, sondern folgte den anderen stumm zum Temple zurück. Es war schwer zu beurteilen, was sie dachte, aber die berühmte Arroganz der Dracas war ihr auf jeden Fall noch nicht abhandengekommen.

THE HOUSE OF CORRECTION

Unter Rowenas Führung machten sich die Erben ihrer Gruppe auf den Weg nach Clerkenwell, wo sich das berüchtigte Gefängnis befinden sollte, von dem in dem Brief die Rede gewesen war. Schon bevor sie die Tore des Temple hinter sich ließen, gab es die ersten Differenzen in ihrer Gruppe. Rowena hakte sich bei Mervyn ein, ohne sich um den Ausdruck der Abscheu in Karl Philipps Miene zu kümmern, und ging munter voran auf das nördliche Torhaus zu. Der Dracas wandte den Blick ab und ließ ihn zu Luciano schweifen, der leise auf Clarissa einredete. Dahinter kamen Ivy und Seymour.

Franz Leopold ahnte seine Gedanken, noch ehe sein Vetter sie aussprach.

»Die Unreinen bleiben hier!«

»Was?« Rowena und Mervyn hielten inne und wandten sich um. »Warum sollten sie?«

Karl Philipp verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich habe Tibor angewiesen, hier auf mich zu warten, da wir eine Aufgabe für die Akademie erledigen, und auch Matthias bleibt im Temple zurück. Lautete der Befehl eures Lords nicht, wir sollen unsere Aufgabe allein lösen?«, fragte er Rowena mit einem gehässigen Grinsen auf den Lippen. Dann wandte er sich um.

»Also, Clarissa und Ivy, schert euch zu Euresgleichen und wartet, bis wir zurückkommen.«

Während Clarissa beim Tonfall seiner Worte zusammenzuckte und ein Gesicht machte, als quäle sie wieder der Schmerz der Wandlung, verzog Ivy keine Miene. Seymour dagegen knurrte und zeigte die Zähne. Auch Rowena sah man an, dass sie sich über den Dracas ärgerte, dennoch nahm sie mit ruhiger Stimme seine Worte auf. »Befehl? Nein, so würde ich das nicht sagen. Natürlich will er, dass wir die Aufgabe für uns lösen, aber er hat nicht untersagt, dass uns Unreine begleiten.«

»Ich sage, sie bleiben hier!«, bekräftigte Karl Philipp.

Clarissa trat ein Stück zurück. »Ich dränge mich nicht auf, wenn man meine Gesellschaft nicht wünscht«, sagte sie sichtlich gekränkt.

Franz Leopold schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. »Und ich

sage, dass dich das nichts angeht, Vetter! Wenn Luciano Clarissa mitnehmen will, dann ist das seine Sache. Und was Ivy tut oder lässt, geht dich schon gleich gar nichts an. Ich habe sie gebeten, mit uns zu kommen, und dabei bleibt es.«

»Ach, und jetzt willst du auch noch mir Befehle erteilen?«, erkundigte sich Karl Philipp mit bösem Unterton.

»Wenn du es derart herausforderst«, gab Franz Leopold ungerührt zurück, begleitete seine Worte aber mit einem schmerzhaften Energiestoß, der Karl Philipps Geist zusammenpresste, bis dieser aufstöhnte. Hasserfüllt starrte er den jüngeren Vetter an, konnte aber nichts tun, um sich aus seiner Gewalt zu befreien. Franz Leopold war eindeutig der Stärkere von beiden, zumindest auf diesem Gebiet, bei dem es nicht um reine Körperkraft ging.

»Genug jetzt!« Ivy trat vor und legte Franz Leopold ihre Hand auf den Arm. »Lassen wir das bis später ruhen und gehen wir unsere Aufgabe lösen.«

Er lächelte grimmig. »Gut, das ist ganz in meinem Sinn.«

»Kommst du, Clarissa?«, forderte Luciano die Vampirin auf, die stattdessen noch einen Schritt zurückwich.

»Ich werde niemandem im Weg sein. Wenn Unreine nicht erwünscht sind, gehe ich zurück und warte in meiner Kammer.«

Luciano verdrehte die Augen und wollte zu ihr, um wieder einmal auf sie einzureden, ihr zu schmeicheln und sie von seinen wahren Gefühlen zu überzeugen, doch Leo war schneller. Er deutete eine Verbeugung an, griff nach Clarissas Hand und zog sie durch seine Armbeuge.

»Gehen wir. Ich erkläre es dir unterwegs.«

Clarissa versuchte vergeblich, sich ihm zu entziehen. Gegen seine Kräfte hatte sie keine Chance. So blieb ihr nichts anderes übrig, als seinem Schritt zu folgen, wollte sie nicht riskieren, über ihre Röcke zu stolpern und in den Straßenschmutz zu fallen.

»Lass Clarissa los!«, forderte Luciano, doch Leo ignorierte ihn und schritt forsch durch das Tor auf die Fleet Street hinaus. Die anderen sahen einander fragend an und folgten ihnen dann.

Clarissa sah den Dracas ängstlich von der Seite an, wagte aber nicht, sich zu wehren. Franz Leopold las ihre Gedanken, als blicke er in ein aufgeschlagenes Buch. Sie fürchtete sich noch immer vor ihm und nahm ihm den Verrat an ihr und an seinem Freund übel, der zu ihrem Tod und ihrer Verwandlung geführt

hatte.

Sei froh, dass ich ein wenig Schwung in die Sache gebracht habe, sonst würdest du jetzt einsam und verlassen daheim bei deinen Eltern sitzen und dir die Augen ausweinen, während sich Luciano hier in London vergnügt. Oder du würdest noch einsamer tot in einem kalten Grab liegen, wo Würmer deine Schönheit zernagt und dich inzwischen in etwas verwandelt hätten, das ich lieber nicht beschreibe. Er spürte, wie sie erschauderte.

Rowena übernahm nun wieder die Spitze und führte die Erben und ihre Begleiter am Lincoln's Inn vorbei, dem dritten der Londoner Inns of Court. Rowena zeigte ihnen das Gatehouse, die Bibliothek und die Benchers' Rooms. Die Gebäude, die sich harmonisch um einen Hof oder einen begrünten Square gruppierten, gaben ein beeindruckendes Bild ab, stellte Luciano bewundernd fest. Das Lincoln's Inn erinnerte an eine Burg mit seinen Giebeln, den Türmchen und den unzähligen Reihen an Kaminen, die wehrhaft wie Zinnen wirkten. Die Wände waren aus dunkelroten Ziegeln mit einem Rautenmuster, die Zierelemente um Fenster, Zinnen und Türmchen aus hellem Stein, was den Gebäuden die Leichtigkeit und das Verspielte eines Schlosses verlieh. Noch ein Stück weiter nördlich passierten sie das Gray's Inn, das etwas schlichter gehalten war, aber ebenfalls aus dunkelroten Ziegelbauten bestand.

Franz Leopold führte noch immer Clarissa am Arm. Obwohl er spürte, dass Luciano ihn eifersüchtig und ein wenig ängstlich und Ivy ihn aufmerksam beobachtete, griff keiner der beiden ein.

Als ich dir das erste Mal begegnet bin, dachte ich eigentlich, dass du ein recht cleveres Mädchen bist, das nicht nur ein hübsches Gesicht und ein nettes Lächeln zu bieten hat. Ja, ich hielt dich tatsächlich für recht schlau. Aber ich habe mich wohl geirrt, dein Hirn scheint nicht größer als das eines Sperlings.

Sie schnaubte und blitzte ihn zornig an, obwohl sie sich alle Mühe gab, zu verbergen, dass er sie kränkte. Und das hatte er durchaus mit Absicht getan. All diese Vampirinnen mit ihren albernen Spielchen. Es wurde Zeit, dass jemand Clarissa aufzeigte, wie töricht sie sich verhielt. Und wenn ein normales Gespräch wie unter vernünftigen Wesen nichts bewirkte, dann musste man sie eben ein wenig provozieren.

Du weißt, dass Luciano völlig in dich vernarrt ist? Ja, noch immer, obwohl du nichts unterlässt, ihm seine Gefühle für dich auszutreiben. Aber unser Freund

Luciano ist eben eine treue Seele und recht hartnäckig.

Er hielt einen Moment inne, um ihre Gefühle und Gedanken aufzufangen, die sie nicht vor ihm verbergen konnte.

Das wäre ja alles gut und schön, wenn du ihn für einen widerlichen Kerl hieltest und ihn ein für alle Mal loswerden wolltest, aber nein, was lese ich in deinem verwirrten, kalten Herzen? Du bist genauso verliebt in ihn wie er in dich!

Und da kommen wir wieder auf dein Spatzenhirn zurück. Was willst du eigentlich mit deinem dummen Verhalten erreichen? Ihn strafen, dass er alles getan hat, um auf ewig mit dir zusammen zu sein? Ihn vor allen Clans demütigen, weil er es noch nicht geschafft hat, die Regeln, die sich über Jahrhunderte herausgebildet haben, für dich zu ändern, obwohl er sich bemüht, dir alles recht zu machen, um jede Kränkung von dir fernzuhalten?

Sie fühlte sich schuldbewusst. Gut. Das war schon mal ein Anfang.

Du kannst nur froh sein, dass nicht ich es war, der dich gewandelt hat, denn sonst wärst du jetzt meine Servientin und ich versichere dir, ich würde dir mit aller Härte den Platz zuweisen, der dir gebührt, und dir nicht jeden Weg mit Nachsicht und Liebe ebnen!

»Das würde ich von dir auch nicht anders erwarten!«, stieß Clarissa mit Abscheu hervor. Franz Leopold ließ sie los und sie flüchtete sich zu Luciano. Mit einem zufriedenen Lächeln sah er ihr nach.

Das hast du schlau angefangen!

Ah, Ivy, willkommen in meinem Geist. Man sollte nie die Neugier der Frauen unterschätzen. Du hast also gelauscht?

Ich habe lediglich achtgegeben, dass du keinen Schaden anrichtest, korrigierte Ivy.

Woher kommt nur mein schlechter Ruf?, fragte sich Franz Leopold und hob in gespielter Verwunderung die Brauen.

Den hast du dir mit viel Mühe und Ausdauer erworben!

Tatsächlich? Dann muss ich wirklich darauf achten, dass mich nicht noch einmal solch freundliche Anwandlungen überkommen. Nicht dass ich meinen schlechten Ruf verliere und gar für so gefühlsduselig gehalten werde wie Luciano. Mich schaudert bei diesem Gedanken!

Ivy lächelte. *Ja, diese Gefahr könnte durchaus bestehen. Hast du schon mit*

Alisa gesprochen?

Mit einem Mal war seine gute Laune verflogen. Mürrisch starrte er Ivy an. *Nein, und ich habe es auch nicht vor, was du sehr genau weißt. Ich werde ganz bestimmt nicht um ihre Zuneigung betteln und mich zum Narren machen. Und ich habe auch nicht vor, Malcolm zum Zweikampf zu fordern und ihm das Herz mit einem Degen zu durchstoßen. Das wäre nicht fair. Schließlich war er nicht mit in Wien letztes Jahr und hatte keine Gelegenheit, sich von uns in die Kunst des Fechtens einweisen zu lassen. Schade eigentlich. Wenn ich genauer darüber nachdenke, wäre er besser mitgekommen. Dann hätten wir uns alle diese Farce der verwirrten Gefühle und falschen Schwüre erspart.*

Er spürte von Ivy eine Welle des Zorns, die nicht zu ihrem sanften Wesen zu passen schien. Überrascht sah er sie an. Ihr fiel es selbst schwer, eine unbeteiligte Miene zu wahren. Sie kämpfte die Wut nieder, ehe sie erwiderte:

Leo, manches Mal kann ich nicht fassen, wie klar du die Dinge bei anderen siehst und wie blind du bist, wenn es dich selbst betrifft. Du erkennst die Probleme, die Clarissa und Luciano miteinander haben, und versuchst sie zu beseitigen, während du dich gleichzeitig immer tiefer in deine eigenen Missverständnisse verrennst. Du bist in dieser Beziehung mindestens genauso dumm und blind wie Clarissa! Mach die Augen auf und sieh richtig hin! Du kannst doch die Gefühle anderer so gut lesen, also setze deine Fähigkeiten ein Mal sinnvoll ein und entwirre den Knoten, solange es noch möglich ist. Du machst mir nichts vor, ich sehe, wie du leidest, und ich sage dir, Alisa leidet vielleicht sogar noch mehr.

Nicht möglich! Ist Malcolm ein solcher Langweiler? Dagegen kann ich leider nichts tun. Aber um auf dich zurückzukommen. Seine Stimme in Ivys Kopf wurde schneidend. *Halte dich da raus! Ich lege keinen Wert auf deine Ratschläge bezüglich meines Gefühlslebens. Ich komme sehr gut ohne dich zurecht!*

Ivy erwiderte nichts. Sie sah ihn für einen Moment mit einem Ausdruck an, der selbst Franz Leopold einen eisigen Schauder über den Rücken jagte. Dann war es vorbei, und er fragte sich, ob er sich geirrt hatte. So etwas passte einfach nicht zu Ivy, dachte er zum zweiten Mal innerhalb nur weniger Minuten.

Sie gingen weiter. Nun folgten sie der Clerkenwell Road nach Osten, und mit einem Schlag wandelte sich die Stadt. Der Wechsel war innerhalb weniger

hundert Schritte so deutlich, dass sich die Vampire verwundert umsahen. Nein, dieses Viertel hatte nichts mehr mit der ehrwürdigen Strenge und alten Vornehmheit gemein, die Holborn und die vier Inns of Court ausstrahlten. Sie warfen einen Blick die Turnmill Street hinunter, eine dunkle Straße, gesäumt von elenden Behausungen, über deren mit Unrat übersätem Straßenpflaster sich Nebelschwaden zusammenzogen. Trotz der späten Nachtstunde herrschte hier noch wildes Treiben. Zwielichtige Gestalten kamen und gingen. Aus den Pubs drang grölender Gesang. Trüb schimmerte das Licht von Lampen durch schmutzige Fenster auf die Gasse. Sogar einige Kinder, die sicher noch nie eine Schule von innen gesehen hatten, waren noch unterwegs. Einige Weiber in aufreizend bunten, aber schrecklich verdreckten Kleidern keiften einander an. Eine hing am Arm eines Mannes, der nicht hierher zu gehören schien. Sie schleppte ihn auf ein schmales, windschiefes Haus zu und verschwand mit ihm in dessen Eingang. Sein schwankender Schritt verriet, dass er sich vielleicht nicht im Klaren war, wo er sich befand und auf was er sich da einließ. Er konnte froh sein, wenn er bei diesem Abenteuer nur seine Börse verlor!

Der Nebel breitete sich über die Gasse aus und stieg langsam höher. Stinkender, grünlicher Nebel, der rasch dichter wurde und mit wabernden Fingern nach allen Seiten um sich griff.

»Was ist denn das?«, wunderte sich Luciano. »Wo kommt dieser üble Nebel so plötzlich her? Richtig schmierig fühlt sich das an, und es stinkt noch schlimmer als die Themse.«

»Das kommt vom alten Turnmill Brook, dem Bach, der weiter zu seiner Mündung hin früher Fleet hieß«, erklärte Rowena.

»Von dem die Fleet Street ihren Namen hat?«, erkundigte sich Ivy.

Rowena nickte. »Genau. London wurde früher von vielen Bächen und Flüssen durchflossen, die nach und nach zu Abwasserkanälen verkamen. Der Turnmill Brook oder Fleet hat in der früheren Geschichte der Stadt schon immer eine wichtige Rolle gespielt. Das Flüsschen war die Grenze zwischen Westminster und der City of London und immer ein Teil der Verteidigungsanlagen der Stadt. Während des Bürgerkriegs im siebzehnten Jahrhundert, nachdem König Charles I. geköpft worden war und Oliver Cromwell die Macht an sich riss, schütteten die Bürger zu beiden Seiten Erdwälle zur Verteidigung ihrer Stadt auf. Doch später war der Fluss nur noch eine stinkende Kloake, der um die Mauern des

Gefängnisses in Clerkenwell floss und dann um den Saffron Hill – auch heute noch ein Ort des schlimmsten Elends –, um dann der Turnmill Street zu folgen. Ja, der Fluss hat viel Schlimmes gesehen und nicht nur Unrat mit sich geschwemmt, um ihn der Themse zuzuführen. In der Chick Lane, einem Tummelplatz von Mördern und anderem Abschaum, landete so manches Opfer im stinkenden Wasser, ehe es die Mauern eines zweiten Gefängnisses umfloss, in dem Gefangene wie Fliegen starben. Man sagte, sie starben am Gestank des Fleets, und so falsch war die Vermutung gar nicht, wenn man den heutigen Wissenschaftlern Glauben schenken kann. Wobei es genau genommen nicht der Gestank selbst war, wohl aber das schmutzige Wasser, das die Krankheitserreger mit sich führte. So wütete die Pest im sechzehnten Jahrhundert in den Gassen der vom Fleetwasser ständig überfluteten Senke am heftigsten.«

»Aber hier ist doch gar kein Fluss mehr«, meinte Luciano und deutete die neblige Gasse hinunter. »Hier nicht und genauso wenig in der Fleet Street.«

Ivy widersprach. »Das Wasser ist noch hier, ich kann es spüren und wir alle riechen seine Ausdünstungen, nicht wahr? Nur ist der Nebel alles, was wir noch von ihm sehen!« Sie sah Rowena an.

»Genau, man hat die Flüsse kanalisiert, unter den Straßen weitergeführt und leitet allen möglichen Unrat dort hinein. Aus diesen unterirdischen Abwassertunneln steigt nun der Nebel auf. Und nicht nur das. Immer wieder bringen sich die alten Flüsse unliebsam ins Gedächtnis zurück, wenn sie bei Hochwasser plötzlich aus ihren Rinnen quellen und Keller und Gassen mit ihrer braunen Brühe überspülen.«

Rasch gingen sie weiter und verließen die Gasse, deren giftige Nebelschwaden nun rasch höher stiegen und die Sicht trübten.

Rowena führte die Erben weiter, und bald gelangten sie an die Mauern des Gefängnisses, das schon so viele Namen getragen hatte, aber stets der gleiche, schreckliche Ort für seine Insassen blieb. Die Vampire umrundeten den Gebäudekomplex und beobachteten die Wachen am Tor.

»Und wie kommen wir da jetzt hinein, um mehr über die Fenier zu erfahren?«, sprach Luciano die Frage aller aus.

Mervyn ließ den Blick die Mauern hinaufschweifen. »Als Fledermäuse kommen wir problemlos hinüber in den Hof, und dann sehen wir weiter.«

Luciano nickte. »Ja, gute Idee.«

Zum ersten Mal ergriff Clarissa das Wort. Sie sah Luciano mit einer Mischung aus Bewunderung und Entsetzen an.

»Du kannst dich in eine Fledermaus verwandeln?«

»Äh, ja«, gab Luciano etwas verlegen zu. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass seine Begleiterin nicht über solche Fähigkeiten verfügte.

»Ich kann so etwas nicht, oder etwa doch?«, setzte sie nach.

»Nein, du bist eine Nosferas.«

Sie blickte ihn verwirrt an. Das war natürlich keine Erklärung. Schließlich gehörte er auch zu diesem Clan.

»Die Wandlung in Tiere ist eine Fähigkeit, die die Lycana über Jahrhunderte entwickelt und perfektioniert haben. Wir anderen Clans können so etwas eigentlich nicht. Wir haben andere magische Talente. Dafür wurde die Akademie gegründet. Damit die Clans sich austauschen und ihre Erben von allen lernen. Im zweiten Jahr waren wir gemeinsam bei Ivy und Mervyn in Irland und die Lycana haben uns gelehrt, Tiere zu rufen, zu lenken und uns in sie zu verwandeln.«

»Dann könnt ihr das alle? Auch Ivy, obwohl sie eine Unreine ist?« Clarissa blickte in die Runde.

Luciano nickte betreten. »Ja, aber weißt du, Ivy ist etwas ganz Besonderes und schon sehr alt. Sie kann mehr als wir alle.«

»Könnte ich das auch lernen?«, verlangte Clarissa zu wissen.

Nun mischte sich Karl Philipp ein. »Wir werden den Teufel tun, einer Unreinen solche Fähigkeiten beizubringen! Du solltest endlich lernen, den Platz einzunehmen, der dir zusteht. Du bist nicht mehr als ein Dienstmädchen, egal was …«

»Karl Philipp, halt den Mund«, riefen Franz Leopold und Luciano gleichzeitig, wobei der Dracas den Nosferas am Arm packte, um zu verhindern, dass er mit Karl Philipp eine Schlägerei auf offener Straße anfing. Erstens schickte sich das nicht, zweitens würde Luciano in diesem Fall sicher den Kürzeren ziehen, was ihn in Clarissas Ansehen nicht steigen lassen würde, und drittens könnte das die Aufmerksamkeit der Wachen auf sie lenken, was sie zu einem übereilten Rückzug zwingen würde.

»Also wandeln wir uns in Fledermäuse und fliegen erst einmal in den Hof hinüber«, nahm Mervyn den Faden wieder auf. »Clarissa muss halt hier auf uns warten. Das dürfte doch kein Problem sein, oder?«

Leo las die Furcht in ihrem Geist, der sich noch zu gut an ihr Leben als Mensch erinnerte. Dies war keine Gegend, in der sich ein Mädchen aus gutem Haus nachts alleine aufhalten sollte. Ja, die kein weibliches Mitglied der guten Gesellschaft überhaupt aufsuchte. Vermutlich hatte sie noch nie etwas Derartiges gesehen. Sie schluckte ihre Angst herunter und sah Luciano bittend an. Der verstand natürlich wieder einmal gar nichts.

»Es tut mir leid. Es wird nicht lange dauern, und dann berichte ich dir jede Einzelheit, die wir herausgefunden haben.«

»Sie sorgt sich nicht um das Abenteuer, das ihr entgehen könnte. Sie fürchtet sich!«

Luciano sah erst Franz Leopold, dann Clarissa ungläubig an. »Was? Wieso denn? Das kann nicht sein. Nur weil du ein paar Minuten alleine bist?«

Franz Leopold schmunzelte. »Vielleicht muss sie erst lernen, dass Vampire sich nicht vor der Dunkelheit fürchten? Und auch nicht vor bösen Männern, die in der Nacht hinter einer Ecke lauern könnten.«

Luciano konnte es noch immer nicht glauben.

»Nimmst du mich auf den Arm, Leo?«, erkundigte er sich misstrauisch.

»Nein, ich verfüge nur über mehr Einfühlungsvermögen in das weibliche Gemüt«, gab Leo zurück.

Luciano schnaubte abfällig. »Ausgerechnet du!«

»Ich mache diesen Blödsinn mit den Fledermäusen nicht mit«, ließ Karl Philipp verlauten.

»Warum denn nicht? Hast du einen besseren Vorschlag?«, wollte Mervyn wissen.

»Vielleicht die Wachen niederschlagen und dann durch das Tor spazieren«, lästerte Luciano.

»Warum nicht?«, gab Karl Philipp zurück.

»Weil es zu viel Aufsehen erregt und die beiden vermutlich nicht einmal einen Torschlüssel bei sich haben«, vermutete Luciano.

Leo unterbrach die Auseinandersetzung. »Mein verehrter Vetter kann diesen ›Blödsinn‹ nicht mitmachen, aus dem einfachen Grund, weil er es ohne fremde Hilfe nicht schafft, sich in eine Fledermaus zu verwandeln.«

Obgleich Karl Philipp entrüstet widersprach, war allen klar, dass Franz Leopold die Wahrheit gesagt hatte. Er hatte sich in Irland nie sonderlich bemüht und

danach sicher nicht weiter geübt. Auch die Vyrad hatte sich mit dieser Fähigkeit schwergetan. Rowena war diejenige unter ihnen, der es am leichtesten gefallen war. Doch auch sie musste zugeben, es lange nicht mehr versucht zu haben.

»Ich hatte einfach keine Gelegenheit, diese Fähigkeit einzusetzen«, verteidigte sie sich. »Aber wenn Mervyn mir hilft, schaffe ich es ganz sicher.« Sie sah ihn fragend an. Der Lycana nickte.

»Das bekommen wir hin. Notfalls muss Ivy ein wenig nachhelfen. Unter ihren Fittichen kann sich selbst ein Stein in eine Fledermaus verwandeln.«

»Übertreibe nicht so«, wehrte Ivy ab, die wie Leo die Hoffnung in Clarissas Blick aufblitzen sah.

Am Ende entschieden sie, dass Luciano, Franz Leopold, Mervyn und Rowena hinüberfliegen sollten, während Ivy, Seymour, Karl Philipp und Clarissa zurückblieben. Schließlich konnte auch der Werwolf nicht mit über die Mauer. Außerdem waren die Freunde zuversichtlich, dass es Ivy gelingen würde, Karl Philipp im Zaum zu halten und zu verhindern, dass er Clarissa gegenüber ausfällig wurde.

Vier Fledermäuse stoben davon und landeten kurz darauf hinter der Mauer im Gefängnishof. In einer verborgenen Ecke nahmen sie wieder ihre normale Gestalt ein.

»Leo, kannst du dafür sorgen, dass uns keiner entdeckt?«, fragte Luciano. Der Dracas nickte. Natürlich bewegten sich Vampire geräuschlos, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie konnten mit den Schatten verschmelzen, wenn sie an einer düsteren Stelle bewegungslos verharrten, doch hier, innerhalb der Mauern des Gefängnisses, waren die Wächter geschult, auf jede noch so harmlos wirkende Bewegung zu achten. Wer konnte schon wissen, wie es in dieser Nacht um ihre Wachsamkeit bestellt war. Der Dracas, der die Kräfte seines Clans brillant beherrschte, konnte den Wächtern ein Gefühl der Sicherheit vermitteln, das sie gelassen und vielleicht ein wenig schläfrig stimmen würde. Dennoch mieden die Vampire sorgsam das Licht der Lampen und blieben, so gut es ging, in Deckung.

Vor ihnen erstreckte sich der von der Mauer umgrenzte Gefängnishof und gab den Blick auf mehrere sehr unterschiedliche Gebäude frei. Ganz offenbar war die Anlage nicht als Einheit geplant und gebaut worden. Das Gefängnis selbst bestand aus drei aneinandergereihten Häusern, deren Giebelwände

aneinanderstießen. Eines der Häuser und ein großer Teil der angrenzenden Mauer sahen recht neu aus, während das Gebäude daneben eher wie notdürftiges Flickwerk erschien. Das dritte Haus schien das Älteste in dem Ensemble zu sein.

Ein Stück weiter die Mauer entlang, vorn am Tor, konnten sie ein niedriges Gebäude ausmachen, das als eine Art Wachstube dienen musste. Es war hell erleuchtet, und sie erkannten einige bewaffnete Männer durch das Fenster. Auch im Hof patrouillierten ab und zu zwei Wächter vorbei. Die Erben warteten, bis sie sich gerade entfernten, und untersuchten zuerst einmal die drei Türen, um einen Weg ins Innere zu finden, mussten zu ihrer Enttäuschung aber feststellen, dass diese aus Eisen waren, sehr stabil wirkten und so dicht schlossen, dass nicht einmal eine Maus hineinschlüpfen konnte.

»Dann vielleicht durch ein Fenster?«, schlug Luciano vor. »Ich dreh mal eine Runde.« Er wandelte sich wieder zur Fledermaus. Franz Leopold folgte ihm. Sie flogen systematisch jedes der vergitterten Fenster ab, konnten aber keines finden, durch das sie ins Gebäude hätten schlüpfen können.

Verflixt! Uns fehlt Alisa mit ihrem Einbruchswerkzeug. Sie könnte bestimmt eine der Türen aufbekommen, teilte Luciano seine Gedanken mit Franz Leopold.

Wir schaffen das auch ohne Alisa, gab Leo abweisend zurück.

Ach ja? Und wie? Willst du nun wie dein Vetter zu roher Gewalt greifen? Und selbst dann bleibt es schwierig. Diese Eisentüren sehen mir verdammt stabil aus. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir das hinbekommen, und schon gar nicht, ohne aufzufallen.

Leo erwiderte nichts, vor allem deshalb, weil ihm bisher auch keine Lösung einfiel. Und er hatte nicht vor, Luciano das auf die Nase zu binden.

Fliegen wir erst einmal zu den anderen zurück und berichten ihnen, dass wir bei den Fenstern kein Glück hatten.

Die beiden Fledermäuse drehten noch eine Schleife und kehrten dann in den Hof zurück, wo sie Mervyn und Rowena in der dunklen Ecke zwischen dem neueren und dem nachlässig reparierten Gebäude zurückgelassen hatten. Zu ihrem Erstaunen fanden sie aber nur Mervyn vor. Franz Leopold und Luciano wandelten sich rasch zurück.

»Wo ist Rowena?«, fragte Leo scharf.

Mervyn sah ihn mit einem seltsamen Lächeln an. »So ganz genau kann ich das nicht sagen – oder doch, halt, direkt hinter euch! Kommt schnell, ehe eine der

Wachen etwas bemerkt.« Er eilte an ihnen vorbei.

Luciano und Franz Leopold fuhren herum und entdeckten Rowena im Spalt der schweren Eisentür, die sie ihnen von innen öffnete! Sie winkte kurz und ehe sie es sich versahen, war Mervyn schon in der Tür verschwunden.

»Wie hat sie das denn gemacht?«, stotterte Luciano ungläubig.

»Das werden wir herausfinden!«, entgegnete Leo mit Nachdruck. »Später, jetzt erst einmal rasch hier hinein!«

Er griff Luciano am Ärmel und zog ihn hinter sich her auf die Tür zu. Rowena schob sie kurz auf und schloss sie dann hinter den drei Erben. Vor ihnen lag ein langer, düsterer Gang, der von den beiden trüben Lampen am Anfang und am Ende nur dürftig erhellt wurde.

»Gehen wir«, wisperte Rowena und wandte sich ab, doch Luciano hielt sie am Ärmel fest.

»Sag uns erst, wie du das gemacht hast. Ich habe mir die Tür angesehen. Da kommt nicht einmal eine Maus durch. Kannst du dich in ein noch kleineres Tier verwandeln?«

Rowena wich seinem Blick aus. »Vielleicht. Das ist jetzt nicht wichtig. Hauptsache, wir sind drin und können uns umsehen. Wir müssen herausfinden, wo sie ihre Akten aufbewahren, um mehr über unseren Fall zu erfahren.«

Luciano ließ sie widerstrebend los. »Ich werde nicht vergessen, später darauf zurückzukommen«, murmelte er. »Ich will wissen, wie sie das geschafft hat!«

Mervyn trat neben ihn. »Kannst du es nicht einfach auf sich beruhen lassen?«

»Warum?« Luciano sah ihn überrascht an. »Ah, du weißt es. Du hast es gesehen und willst es für dich behalten!«

Mervyn wand sich. »Ich weiß nicht, ob Lord Milton damit einverstanden wäre. Die Vyrad sollen uns ja nur begleiten und nicht ihre Fähigkeiten einsetzen, um uns Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Er sagte, wir sollen selbst darauf kommen, was wir für unsere Ermittlungen brauchen, und uns dann an ihn wenden, um es zu erlernen. Rowena hätte es nicht einfach tun dürfen, vor allem nicht vor meinen Augen. Das war gegen die Regeln. Ich weiß nicht …«

»Ach, was.« Luciano wischte seine Bedenken mit einer Handbewegung weg. »Wir sind zu der Erkenntnis gekommen, dass wir in verschlossene Häuser und Zimmer kommen müssen, deren Türen dicht schließen. Und wir müssen die Fähigkeit der Vyrad erlernen, diese Hindernisse zu überwinden – wie auch

immer diese genau aussieht.«

»Nebel«, sagte Franz Leopold mit einem breiten Grinsen.

»Was?«

»Sie lösen sich in Nebel auf, ziehen durch den kleinsten Spalt und nehmen dann wieder ihre Gestalt an.«

Mervyn fuhr zu dem Dracas herum. »Woher weißt du das?«

Sein Grinsen wurde noch breiter. »Du hast es mir selbst gesagt, oder besser noch, sehr bildhaft gedacht. Es war eine schöne Vorstellung.«

Mervyn stöhnte. »Ihr Dracas seid mit eurer Gedankenleserei eine echte Landplage.«

Leo nickte bedächtig. »Wenn du es erst selbst beherrschst, wirst du es recht praktisch finden. Die Anfänge hast du in Wien gelernt. Es liegt an dir, sie weiterzuentwickeln. Ich gebe es ja nicht gern zu, doch selbst Luciano hat in den wenigen Monaten erstaunlich dazugelernt.«

Luciano knuffte Leo in die Rippen. »Altes Ekel!«

»Wieso? Ich habe dich gerade gelobt, falls dir das entgangen sein sollte.«

»Ja, und es gehört zu deinen besonderen Talenten, selbst mit jedem Lob eine Beleidigung auszusprechen.«

»Nicht schlecht, was?« Leos Augen funkelten.

Rowena, die bereits das Ende des Ganges erreicht hatte, wandte sich zu ihnen um. »Könnt ihr jetzt endlich mal still sein oder wollt ihr unbedingt entdeckt werden? Ich frage mich, wer das Gerücht erfunden hat, Frauen könnten ihren Mund nicht halten!«

DER THEATERGEIST DER DRURY LANE

Die jungen Vampire waren schon eine Weile durch das House of Correction gelaufen, ohne einen einzigen Aktenraum zu entdecken. Bisher waren sie noch nicht einmal auf die Gefängniszellen gestoßen, doch der Gestank, der aus allen Poren der Mauern zu quellen schien, sagte ihnen, dass sie immer näher kamen.

Zahlreiche verschlossene Türen säumten nun den Gang zu beiden Seiten. Rowena erkundete einige der dahinterliegenden Räume für sie, meldete aber jedes Mal, es würde sich nicht lohnen, sie näher zu untersuchen. Es waren Wachstuben und Verhörräume. Nirgends waren Akten zu sehen. Eine weitere schwere Eisentür versperrte ihren Weg. Diese war von der anderen Seite nicht so einfach zu öffnen, wie Rowena mit einem Blick erkannte. Natürlich nicht. Hinter der Tür begann der Zellentrakt. Es war zwar ein Riegel auf der Außenseite angebracht, aber auch ein Schloss. Ohne den Schlüssel dazu würden sie nicht weiterkommen.

»Soll ich mich umsehen, ob ich den Wächter entdecke, der den Schlüssel hat?«, schlug Franz Leopold vor. »Ich dreh als Fledermaus eine Runde. Vielleicht draußen in der Wachstube?«

»In der mindestens drei Bewaffnete sitzen«, erinnerte Mervyn. »Willst du sie alle außer Gefecht setzen oder dachtest du daran, sie höflich um die Schlüssel zu bitten?«

»Das könnte ich durchaus!«, behauptete Franz Leopold mit glitzernden Augen. »Sie würden mir den Schlüssel geben und sich nachher nicht einmal mehr daran erinnern.«

»Und wie oft hast du so etwas schon bei bewaffneten Gefängniswärtern versucht?«, wollte Luciano wissen. »Wenn einer Verdacht schöpft und du dich wehren musst, wird es schwer, die Spuren zu verwischen.« Leo blieb ihm die Antwort schuldig.

»Nein, ich bin dagegen. Ich will nicht deine Fähigkeiten infrage stellen, Leo, aber das ist ein unnötiges Risiko. Es gibt einen einfacheren Weg!«

Luciano trat näher und rüttelte an einem der Eisenbeschläge in der Mitte der Tür, der unvermittelt nachgab. Er schob ihn zur Seite und öffnete ein kleines

Fenster, das in die Tür eingelassen war.

»Bitte schön!«

Die anderen sahen einander verdutzt an. Sie hatten die verborgene Öffnung nicht gesehen. Diese war zwar kaum mehr als einen halben Fuß breit, doch für Fledermäuse reichte es.

Auf der anderen Seite setzten sie ihren Weg fort. Die Erben mussten sich noch zweimal wandeln, um Gittertüren zu passieren, ehe sie die ersten Zellen erreichten. Rowena, der es zu anstrengend war, ihre Gestalt immer wieder mit der einer Fledermaus zu tauschen, setzte lieber ihre gewohnte Fähigkeit ein. Nun, da es kein Geheimnis mehr war, machte sie sich nicht mehr die Mühe, sie zu verbergen. Fasziniert sahen die anderen zu, wie Rowena auf das Gitter zuging. Ihre Konturen wurden weicher, dann schien sie für einen Augenblick zu verfließen. Ein paar Nebelwölkchen lösten sich von ihrem Körper, der seltsam farblos wurde. Dann trat sie durch das Gitter. Obwohl man die Form ihres Körpers noch ahnte, glitten die Stäbe durch ihn hindurch. Und schon zeichneten sich ihre Umrisse wieder deutlich ab. Einen Wimpernschlag später stand sie unverändert bei den anderen auf der anderen Seite.

»Unglaublich«, hauchte Luciano beeindruckt.

»Ja, das ist nicht schlecht«, musste selbst Franz Leopold zugeben. »Das lohnt sich zu lernen. Und es sieht nicht so aus, als würde es viel Kraft erfordern.«

Rowena hob die Schultern. »Mich strengt es nicht besonders an. Ganz im Gegensatz zu einer Wandlung. Die kostet mich sehr viel Energie. Das hat sicher damit zu tun, was man gewöhnt ist. Mervyn kann sich vermutlich ein Dutzend Mal in einer Nacht in alles mögliche Getier verwandeln, ohne erschöpft zu sein.«

Das war richtig und Franz Leopold ahnte, dass die Sache mit dem Nebel zu Anfang an ihnen zehren würde. Doch wenn sie oft genug trainierten, erhielten sie eine sehr praktische Fähigkeit dazu.

Sie gelangten an eine Treppe, die in die Tiefe führte. Die Geräusche und der unglaubliche Gestank, der ihnen entgegenschlug, hätten zartere Gemüter davon abgehalten, dort hinunterzusteigen, doch die jungen Vampire folgten unbeeindruckt weiter ihrem Weg, entschlossen, das gesamte Gebäude zu durchsuchen, um an die begehrten Akten zu gelangen. Nach Aktenschränken sah es hier unten allerdings nicht aus. Nachdem sie zwei weitere Gitter passiert hatten, erreichten sie einen gewölbten Gang, von dem aus zu beiden Seiten

Zellen abgingen. Es war fast völlig dunkel, doch die Vampire sahen genug, um sich ein Bild von dem Elend in dieser Hölle tief unter der Erde zu machen. Während sie oben eine ganze Anzahl leerer Zellen gesehen hatten, waren diese hier mit Menschen geradezu vollgestopft. Die Gefangenen waren an Hals und Händen angekettet und ihre ausgemergelten Körper und eingefallenen Gesichter zeigten deutlich, dass sie kaum etwas zu essen und nur ungenügend zu trinken bekamen. Viele fieberten. Die Vampire konnten die deutlich wärmere Aura um ihre Körper erkennen. Einige hingen nur apathisch an ihren Ketten, von denen manche so befestigt waren, dass sie sich kaum richtig setzen oder hinlegen konnten. Andere schrien und schlugen mit ihren Ketten gegen die Wände, dass es einen Höllenlärm machte. Ihren roten Augen nach, die nahezu aus den Höhlen traten, waren sie längst nicht mehr bei Sinnen. In zwei Zellen lagen gar Tote zwischen den Gefangenen, die bereits begehrlich von Ratten umkreist wurden. Hier an diesem Ort war das Sterben natürlicher als das Überleben! Franz Leopold konnte sich gut vorstellen, dass nur wenige dieser Gefangenen das Tageslicht als freie Männer wiedersehen würden.

»Hier stirbt man schneller an Typhus und Cholera als man sich umschauen kann«, meinte Luciano düster. »Nein, wie widerlich. Da vergeht einem jede Lust, einen von ihnen zu beißen.«

»Das ist also der Ort, an dem man die Feinde der britischen Krone wegschließt, die sich für ihr Volk, ihre eigene Religion und ihre Unabhängigkeit einsetzen«, meinte Mervyn leise.

Rowena trat an seine Seite und nahm seine Hand. »Der Gang führt nirgendwohin. Gehen wir. Hier werden wir nichts finden, das uns weiterhilft.«

Sie kehrten in die oberirdischen Teile des Gefängnisses zurück. Sie durchquerten noch einen weiteren Trakt mit Gefangenen, die es dort oben ein wenig besser zu haben schienen als die Insassen der unterirdischen Verliese. Im Nebenhaus gab es eine Tischlerei, in der vermutlich ein Teil der weniger gefährlichen Häftlinge arbeiten musste. Endlich fanden sie einen großen Raum mit Regalen und unzähligen Kisten voller Ordner und Stapel an Papieren, die kaum geordnet schienen. Entsetzt ließen die Erben den Blick schweifen. Wie sollten sie in diesem Durcheinander einen ganz bestimmten Fall finden, der mehr als ein Dutzend Jahre zurücklag?

»Wo fangen wir an?«, fragte Mervyn mit Verzweiflung in der Stimme.

»Heute Nacht nirgends mehr. Wahrscheinlich warten die anderen schon eine ganze Weile auf uns. Wir sind viel zu lange hier dringeblieben«, sagte Luciano, dem einfiel, dass er Clarissa versprochen hatte, sie würden nur ein paar Minuten weg sein. Leo spürte das Unbehagen, das sich in ihm ausbreitete.

»Meinst du, deine Geliebte macht dir die Hölle heiß, weil du zu spät kommst?«, raunte er ihm zu.

»Blödsinn!«, erwiderte der Nosferas, obgleich er genau das befürchtete.

Mervyn ließ den Blick noch einmal über das Chaos in dem Aktenzimmer schweifen. »Also lassen wir es für heute Nacht gut sein und machen morgen weiter. Vielleicht finden wir bis dahin eine Möglichkeit, wie wir die anderen hier einschleusen, sodass sie uns bei der Suche helfen können.«

Die vier Vampire kehrten in den Hof zurück und überwanden die Mauer wieder in der Gestalt von Fledermäusen. Wie Luciano befürchtet hatte, war Clarissa bereits am Rande einer Hysterie, und nur Ivys Einfluss hatte sie bislang ruhig gehalten.

»Ich dachte, euch ist etwas passiert«, rief sie vorwurfsvoll und mit kaum gedämpfter Stimme.

Luciano nahm sie am Arm und zog sie mit sich die Straße entlang, bevor sie vor den Toren des Gefängnisses eine laute Szene aufführen konnte. »Es ist alles in Ordnung. Wir haben uns nur ein wenig umgesehen«.

»Ach ja? Aber sagtest du nicht, nur ein paar Minuten? Mir kommt es vor, als wärt ihr Stunden dort drin gewesen!«

Ich wusste, dass sie darauf herumreiten wird. Du solltest in Zukunft mit deinen Zeitangaben etwas sorgsamer umgehen, mischte sich Franz Leopold in seine Gedanken ein. Luciano funkelte ihn an, wandte sich dann aber wieder Clarissa zu, um sie zu beruhigen. Er redete auf sie ein, entschuldigte sich und beschwichtigte ihre Befürchtungen, wobei er nicht so recht verstand, warum sie sich überhaupt ängstigte. Ivy war bei ihr gewesen, sodass ihr nicht einmal Karl Philipp etwas hätte anhaben oder sie auch nur mit seinen bösen Bemerkungen hätte quälen können, da war sich Luciano sicher. Und hinter den Gefängnismauern? Was hätte ihnen da geschehen können, selbst wenn sie von einem Wächter entdeckt worden wären? Sie waren Vampire! Sie konnten kämpfen oder sich im schlimmsten Fall in Fledermäuse wandeln und davonfliegen.

Das ist Clarissa aber nicht klar. Noch nicht!, vernahm er Ivys Stimme in seinem Geist.

Warum? Ich verstehe das nicht. Ich kenne andere Servienten, die bereits wenige Nächte nach ihrer Wandlung einfach nur noch Vampire waren und wie solche handelten und dachten. Clarissa ist noch so … so … er überlegte … *menschlich.*

Ja, das ist sie, bestätigte Ivy.

Woran liegt das?, fragte Luciano.

An der Kraft und der Erfahrung, genauer gesagt an deiner fehlenden Kraft und Erfahrung.

Das musste Luciano erst einmal verdauen. *Aber du hast mir doch geholfen. Du hast mehr als genug Kraft und Erfahrung!*

Nicht im Wandeln von Vampiren. Du vergisst, das steht Unreinen nicht zu. Und außerdem habe ich dir gerade so viel meiner Energie gegeben, dass du es selbst schaffen konntest.

Luciano stöhnte. *Und deshalb ist sie jetzt noch immer mehr Mensch als Vampir?*

Ivy nickte. *Sie ist dem Wesen, in das du dich verliebt hast, noch sehr ähnlich und ist nicht zu einem geist- und willenlosen Schatten geworden.*

Luciano dachte eine ganze Weile darüber nach. Was wünschte er sich wirklich? Was wollte er von Clarissa? Wie sollte sie sich verhalten?

Jedenfalls nicht so wie im Augenblick! Sie schimpfte und jammerte noch immer und beschwerte sich nun, dass Luciano ihr gar nicht zuzuhören schien.

»Redest du etwa heimlich mit Ivy, sodass ich es nicht hören kann? Über mich? Das ist nicht höflich!«

Luciano öffnete den Mund, doch Ivy kam ihm zuvor. »Ja, wir haben uns über dich und deine unbegründeten Ängste unterhalten, denn Luciano sorgt sich um dich und will es dir immer recht machen!« Ihre Stimme klang nun gar nicht mehr weich und freundlich. »Doch langsam frage ich mich, ob wir nicht auf Franz Leopolds Vorschläge zurückgreifen sollten! Du bist jetzt ein Vampir, also verhalte dich auch so! Akzeptiere endlich, was geschehen ist, und lerne deine unbegründeten Ängste zu unterdrücken. Deine Wandlung liegt nun lange genug zurück, um das von dir erwarten zu können. Du strapazierst unser aller Geduld. Wenn sich das nicht bald ändert, bin ich dafür, dass du während der Akademie bei den anderen Unreinen im Temple bleibst, ehe du hier jede Nacht in Panik

verfällst.«

Abrupt wandte sich Ivy ab und stürmte davon. Seymour jaulte. Er zögerte kurz, dann lief er ihr nach. Clarissa war mit offenem Mund stehen geblieben. Noch immer konnte sie nicht fassen, dass ausgerechnet die mädchenhafte Ivy, die stets so nett und freundlich gewesen war, so mit ihr gesprochen hatte. Auch Luciano und Franz Leopold tauschten überraschte Blicke. Was war nur in Ivy gefahren? So einen Ausbruch hatten sie bei ihr noch nie erlebt. Und der kalte Tonfall. Nein, das passte nicht zu ihr, dachte Franz Leopold das dritte Mal in dieser Nacht.

*

Sie trafen die anderen Vampire in der Halle und versammelten sich um die lange Tafel. Noch einmal wurde Blut aufgetragen. Die Erben saßen in ihren Gruppen beisammen, besprachen, was sie in dieser Nacht herausgefunden hatten und schmiedeten Pläne für den nächsten Abend. Als Lord Milton und Lady Margaret eintraten, verstummten die Gespräche. Die beiden Vyrad durchquerten den Saal und setzten sich auf ihre Stühle am Tisch der Masters of the Bench.

Lord Milton ließ den Blick schweifen. »Wie ich sehe, seid ihr alle von euren Recherchen zurückgekehrt. Nun, dann lasst hören, was ihr bisher herausgefunden habt. Karl Philipp, willst du uns bitte vorstellen, was ihr unternommen und dabei erfahren habt. Ich lese zuerst eure Aufgabe vor, damit alle wissen, worum es geht, dann kannst du übernehmen.«

Als der Lord die drei Abschnitte gelesen hatte, richtete er seinen Blick auffordernd auf den Dracas.

Mit mürrischer Miene erhob sich Karl Philipp. »Es geht um die irischen Widerstandskämpfer und um ein Gefängnis, in dessen Zellen die Engländer gern all die aufmüpfigen Iren verrotten lassen würden. Wir haben nur noch nicht herausgefunden, was der Blödsinn mit den Posaunen bedeuten soll.«

Luciano zuckte bei dem respektlosen Ton des Dracas zusammen und warf einen vorsichtigen Blick auf den Lord und die Lady vorn an der Eichentafel. Franz Leopold sah eher zornig drein. Auch er schien den Auftritt seines Vetters nicht gutzuheißen.

»Es gibt in London viele Gefängnisse«, fuhr Karl Philipp fort, »Was dafür spricht, dass weder die Königin noch ihre Polizei das Gesindel auf den Straßen unter Kontrolle halten können. Und um die Verwirrung komplett zu machen, haben die Gefängnisse auch noch mehrere Namen.« Missbilligend schüttelte er

den Kopf. »Eines wird jedenfalls auch House of Correction genannt, worauf sich der Text wohl bezieht. Dort sind wir dann hin, haben aber nichts rausgefunden.«

Luciano hielt es nicht länger auf seinem Platz. Er sprang auf und fiel Karl Philipp ins Wort. »Das stimmt gar nicht! Wir haben sehr viel herausgefunden: Dass das House of Correction, Bridewell oder auch House of Detention, wie es noch genannt wird, ein schlimmer Ort ist, an dem wohl nur die größten Übeltäter eingesperrt werden. Das Gefängnis ist berüchtigt und gefürchtet. Viele, die einmal dort eingekerkert sind, sehen das Tageslicht niemals wieder. Wir waren in dem Gebäude und sind bis in die Verliese tief unter der Erde hinabgestiegen. Wir haben die Gefangenen gesehen, die am Hals und den Gliedern an der Wand angekettet in überfüllten Zellen kauern, abgemagert und krank. Ja, es lagen sogar Tote zwischen ihnen!«

Karl Philipp wandte sich dem Nosferas mit einem Ausdruck von Verachtung zu. »Ja, und? Was hat das mit unserem Fall zu tun? Ihr habt dort drinnen nichts herausgefunden, was uns weiterbringt.«

»Wir wissen nun aber, wo wir morgen unsere Suche fortsetzen«, konterte Luciano. »Tu also nicht so, als hättest du mehr erreicht. Du bist ja nicht einmal über die Mauer gekommen!«

An diesem Punkt hakte Lady Margaret nach und wollte wissen, wie es die anderen geschafft hatten, in den Gefängnishof zu kommen. Beifällig nickte sie zu dem Einfall, sich in Fledermäuse zu wandeln.

»Und wie ist es euch gelungen, ins Innere des Gefängnisses zu gelangen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendwo ein Fenster offen stand, durch das ihr hättet hineinfliegen können?«

»Offen? Nein. Es gibt starke Gitter vor den Fenstern«, antwortete Luciano ausweichend und überlegte, ob er zu einer direkten Lüge greifen sollte, um Rowena rauszuhalten. Lady Margaret und Lord Milton sahen ihn noch immer aufmerksam an.

Tu das lieber nicht, riet ihm Franz Leopold im Stillen. Luciano hatte sich noch nicht entschieden, als Rowena sich erhob.

»Ich habe meine Fähigkeiten eingesetzt«, gestand sie.

Lady Margaret schüttelte den Kopf. »Du weißt, dass dies nicht der Sinn dieser Aufgabe ist. Die Erben sollen selbst herausfinden, was sie benötigen, um dies dann zu erlernen.«

Rowena nickte betreten. »Ja, ich weiß. Aber wir waren schon so weit gekommen. Und die anderen hatten bereits begriffen, was ihnen fehlt. Wir werden nach diesem Treffen keine Zeit verlieren, mit den ersten Übungen zu beginnen.«

Zu Lucianos Überraschung ließen der Lord und die Lady den Verstoß damit auf sich beruhen. Ja, sie sagten ihnen gar zu, einen der Altehrwürdigen zu schicken, der sie bei ihren Bemühungen unterstützen sollte.

Die anderen sahen neugierig zu ihnen herüber, und es war natürlich Alisa, die zu wissen begehrte, mit welcher ihrer speziellen Fähigkeiten Rowena ihrer Gruppe geholfen hatte. Genauso wenig wunderte es Luciano, dass sie von Lady Margaret und Lord Milton verlangte, diese ebenfalls erlernen zu dürfen. Doch zu ihrer Enttäuschung lehnten die beiden Vyrad es ab, überhaupt etwas zu verraten.

»Ihr sollt alles von uns lernen, was wir können, doch erst müsst ihr selbst herausfinden, was ihr braucht, so lautet die Regel.«

»An die sich die anderen nicht gehalten haben«, schimpfte Alisa, allerdings so leise, dass die Vyrad nicht darauf reagierten.

Lady Margaret wandte sich wieder an Luciano und die Gruppe. »Ihr habt in der ersten Nacht schon einiges herausbekommen. Habt ihr euch auch schon überlegt, wie ihr weiter vorgehen wollt?«

Luciano nickte. »Wir haben eine Art Archiv entdeckt, in dem wir vielleicht Unterlagen über den gesuchten Fall finden. Allerdings schien es uns nicht sonderlich gut sortiert. Ich hoffe, wir können schnell die Akten für das Jahr 1867 finden.«

»1867?« Lady Margaret hob die Brauen. »Warum sucht ihr nach einem Fall aus diesem Jahr?«

Luciano starrte sie verwirrt an. »Ja, weil das auf dem Blatt steht, das Ihr uns gegeben habt.« Er streckte die Hand danach aus, und Franz Leopold reichte es ihm. *Die IRB führte 1867 den Aufstand gegen die englische Oberhoheit an«,* las er vor und verstummte dann. Verunsichert setzte er nach: »Wir haben angenommen, dass der Fall, den wir suchen, ebenfalls das Jahr 1867 betrifft …« Bestürzt wandte er sich zu den anderen um, die ebenfalls nicht gerade begeistert wirkten, wenn sie an die unordentlichen Papierstapel im Archivraum des Gefängnisses zurückdachten. Nur Karl Philipp sah ungerührt drein. Entweder, weil er den Raum nicht gesehen hatte und sich nicht vorstellen konnte, was für

eine aussichtslose Suche ihnen bevorstand, wenn sie nicht einmal das Jahr wussten, oder weil er demonstrieren wollte, dass ihn das alles nicht interessierte.

Die Lady und der Lord ließen die Gruppe mit ihrer Bestürzung alleine und wandten sich an die nächsten. Auch deren Aufgabe wurde noch einmal laut vorgelesen.

»Nun Malcolm, wer von euch möchte berichten, was ihr heute Nacht herausgefunden habt?«, fragte Lord Milton.

Alisa war noch ihm Begriff, sich zu erheben, als Tammo bereits aufgesprungen war und lossprudelte.

»Wir haben unseren Fall gelöst!«, rief er und warf den Mitgliedern der anderen Gruppe einen triumphierenden Blick zu, ehe er fortfuhr.

»Wie ihr gehört habt, sind wir auf der Spur von mehreren Dutzend Männern, die Ende des vergangenen Jahrhunderts in der Fleet Street verschwanden. Dem Hinweis auf eine Kirche sind wir zuerst nachgegangen. Sie ist nach einem Heiligen benannt, der im Jahr 970 Erzbischof von Canterbury war. Leider gibt es gleich mehrere Kirchen in London, die seinen Namen tragen. Aber wir haben herausgefunden, dass es sich um St. Dunstan in the West handelt, gar nicht weit vor den Toren des Temple.«

Alisa war erstaunt, wie gut ihr Bruder seine Sache machte. Er sprach laut und klar und formulierte seine Sätze so, dass jeder leicht folgen konnte. Vielleicht wurde ja doch noch etwas aus ihm.

Das habe ich mitbekommen!

Alisa blinzelte überrascht. Er trug die Ergebnisse der Nacht vor und konnte gleichzeitig noch ihre Gedanken auffangen?

Ja, Schwesterchen. Du hast mich schon immer unterschätzt.

Offensichtlich. Alisa empfand fast so etwas wie Respekt für den kleinen, dummen Bruder, der er längst nicht mehr war. Zum ersten Mal sah sie ihn mit anderen Augen. Er war jetzt dreizehn, wirkte aber älter und reifer. Seltsam. Wie blind man manches Mal gegenüber den Veränderungen in der nächsten Umgebung war.

Tammo fuhr mit seinen Erläuterungen fort. Alisa zwang sich, ihm weiter zuzuhören. Vielleicht unterlief ihm ja ein Fehler und sie musste korrigierend eingreifen? Doch das war nicht nötig. Er berichtete, wie sie auf den Küster getroffen waren und was er ihnen über den Gestank und das Auffinden der

Leichenteile erzählt hatte.

»Wenn wir davon ausgehen, dass der Küster sich recht erinnert, dann hat der Barbier Sweeney Todd mithilfe seines auf einer Art Falltür befestigten Sessels seine Opfer in den Keller befördert, sie getötet und beraubt und die Körper zerstückelt. Teile landeten in der Fleischerei dieser Frau, deren Namen ich leider vergessen habe, den Rest hat er wohl über die Abwasserkanäle in die Themse entsorgt.«

Tammo breitete die Arme aus und grinste breit. »Und damit haben wir unseren Fall bereits innerhalb weniger Stunden gelöst.«

»Das ist nicht fair«, protestierte Luciano. »Der Küster hat euch alles auf dem Silbertablett serviert. Ihr habt überhaupt nicht richtig recherchiert.«

»Nein?«, widersprach Tammo. »Was ist denn recherchieren? Ist Leute befragen nicht das Wichtigste? Ihr hättet schließlich auch die Wächter in eurem Gefängnis fragen können, ob sie sich an einen außergewöhnlichen Fenierfall erinnern. Und jetzt sagt bloß nicht, das sei nicht möglich, weil ihr keinen Verdacht erwecken dürft. Ihr habt Leo in eurer Gruppe!«

Luciano öffnete und schloss ein paar Mal den Mund, wusste aber anscheinend nicht, was er darauf erwidern sollte.

»Aber wenn ihr lieber Berge an Akten durchwühlt«, fügte Tammo mit einem Schulterzucken hinzu und wandte sich dann mit stolzgeschwellter Brust an Lord Milton, wohl in der Hoffnung, das verdiente Lob für die Gruppe entgegenzunehmen.

Der Lord nickte zwar beifällig, hielt sich aber für Tammos Geschmack mit seiner Anerkennung zu sehr zurück.

»Das war ein guter Anfang. Und wie gedenkt ihr nun, weiter vorzugehen?«

Tammo runzelte die Stirn und sah dann hilfesuchend zu Alisa, ehe er sich wieder dem Lord zuwandte.

»Äh, wir dachten, wir steigen noch einmal in die Gewölbe hinunter, sobald es wieder dunkel ist, und sehen nach, ob es die Gänge noch gibt, die zur Metzgerei im Bell Yard und zu dem Haus in der Fleet Street führen, wo der Laden des Barbiers gewesen sein soll.«

»Gut, und weiter?«

Nun sprang Alisa ein. »Und wir werden natürlich nach den Akten des Falls Sweeney Todd suchen, um die Aussage des Küsters zu überprüfen. Seine

Geschichte ist ja streng genommen nicht einmal eine Zeugenaussage, da sich der Fall vor fast einhundert Jahren zugetragen hat. Daher kann sie nicht als Beweis herangezogen werden. Aber immerhin hat es uns auf die richtige Spur geführt.«

Diese Ausführung fand sowohl Lord Miltons als auch Lady Margarets Zustimmung, und so wandten sie sich an die dritte Gruppe, die unter Raymonds Führung unterwegs gewesen war. Es ging um einen Geist, der schon mehr als einhundert Jahre in Covent Garden umgehen sollte. Genauer gesagt um einen schemenhaften, grauen Mann, der durch die Gänge des Theaters in der Drury Lane wandelte. Chiara, Sören, Joanne und Maurizio hatten sich auf die Suche nach einem Verbrechen gemacht, das diese Geistererscheinung erklären konnte, und waren dabei auf zwei Fälle gestoßen, die infrage kamen.

Vor einigen Jahren waren Arbeiter bei Umbaumaßnahmen links der Bühne auf einen kleinen, vermauerten Raum gestoßen. Chiara ließ den Blick über die in der Halle versammelten Erben schweifen und senkte ihre Stimme, um ihr einen dramatischeren Klang zu geben.

»In dieser Kammer fanden die Männer eine Leiche, die dort schon beträchtliche Zeit unentdeckt liegen musste. Es war kaum mehr als das Skelett übrig. Doch in der Brust steckte noch immer ein Dolch, den der Arme sich ganz sicher nicht selbst ins Herz gestoßen hat! Niemand weiß, wer er war und wann er gestorben ist, geschweige denn, wer ihn umgebracht und die Kammer anschließend vermauert hatte, um die Entdeckung der Tat möglichst lang hinauszuzögern, was ihm ja auch gelungen war. Soweit wir in Erfahrung bringen konnten, wurde der Fall nie aufgeklärt, ja, nicht einmal die Identität des Toten ermittelt. Er wurde als ein Unbekannter auf dem Friedhof an der Ecke der Drury Lane zur Russel Street begraben. Bisher können wir nur Vermutungen anstellen. Vielleicht war er der eifersüchtige Ehemann einer Schauspielerin – oder ihr Liebhaber, der dann von ihrem Gatten erstochen wurde.« Sie verstummte und hob die Schultern.

Lady Margaret und Lord Milton nickten und forderten Chiara auf, fortzufahren.

»Der zweite Fall liegt lange zurück. Das Theater ist schon sehr alt. Zumindest gab es an diesem Ort seit 1663 ein Schauspielhaus. Siebzig Jahre später ereignete sich ein Todesfall, der vielleicht unseren Geist hervorgebracht hat.«

Luciano sah, wie sich Joanne und Maurizio zuzwinkerten und Mühe hatten, ihr Lachen zu unterdrücken. Selbst Sören schmunzelte, als Chiara fortfuhr.

»Es gab in diesen Jahren zwei außergewöhnliche Schauspieler im Theater in der Drury Lane*:* den cholerischen Charles Macklin und seinen jüngeren Kollegen Thomas Hallam. Die beiden buhlten um die Gunst des Publikums und betrachteten einander mit wachsendem Neid und Missgunst. Eines Tages gerieten sie über eine Perücke in Streit, auf die sie beide Anspruch erhoben. Hallam lenkte zwar ein und überließ Macklin das begehrte Haarteil, der aber hatte sich bereits derart in seinen Zorn hineingesteigert, dass er Hallam mehrmals gegen die Brust stieß. Als es dem zu bunt wurde und er sich wehrte, griff Macklin nach seinem Spazierstock und stieß zu. Er stach ihm das Auge aus. Ja, die Verletzung war so tief, dass Hallam am folgenden Tag starb. Macklin wurde des Totschlags für schuldig befunden und hätte dafür gebrandmarkt werden müssen, doch er bestach den Scharfrichter, ein kaltes Eisen zu benutzen, und so war ihm noch ein langes, ungezeichnetes Bühnenleben beschert. Einhundertsieben Jahre alt soll Macklin geworden sein.«

»Und ihr glaubt, sein Opfer Hallam spukt seitdem im Theater?«, erkundigte sich Alisa ein wenig ungläubig.

Chiara hob die Achseln. »Wenn man an Geistererscheinungen glaubt, ja, dann würde ich es für möglich halten. Er wird wohl erzürnt sein, dass sein Konkurrent mit dieser Tat straflos davonkam und noch jahrelang alleine den Ruhm einheimste.«

»Und das alles wegen einer Perücke!«, schnaubte Tammo.

»Oder unser Unbekannter hat die ganzen Jahre über gespukt, um auf das Verbrechen aufmerksam zu machen, das an ihm begangen wurde. Vielleicht wollte er, dass man seinen Körper findet, um ihn anständig begraben zu lassen«, schlug Joanne vor.

Der Lord und die Lady erhoben sich. Sie lobten die Erben für die vielen Hinweise, die sie bereits in der ersten Nacht herausgefunden hatten, wiesen sie aber noch einmal darauf hin, wie wichtig es war, sich nicht nur auf die Aussagen der Befragten zu verlassen, sondern die Fakten zu überprüfen.

»Ihr werdet bei anderen Fällen noch merken, wie schnell es zu Fehlurteilen kommt, wenn man nicht sorgfältig vorgeht«, betonte Lord Milton.

»Der Weg der englischen Justiz ist gepflastert mit solchen Fehlurteilen und dem Blut und Leid der unschuldig Verurteilten. Schon lange ertönt die Forderung nach einem Gericht, das zweifelhafte Fälle wieder aufnehmen und

Fehlurteile berichtigen kann, einem *Court of Appeal.* Doch das wird wohl noch einige Jahre dauern. Bis dahin besteht für einen unschuldig Verurteilten nach wie vor die einzige Chance darin, eine Begnadigung der Queen zu erlangen.«

Mit diesen Worten entließen die Vyrad ihre Schützlinge für diese Nacht, um sich bis zum Morgengrauen weiter mit ihrem Fall zu beschäftigen oder sich ihrer ersten Übungsstunde bei einem der Vyrad zu unterziehen. Sogleich trat Leo auf Lady Margaret zu und bat mit einer Verbeugung höflich um Unterrichtung in der Fähigkeit, die Rowena ungehindert Zutritt in das Gefängnisgebäude ermöglicht hatte. Alisa reckte den Hals und versuchte aus seinen Worten herauszuhören, um was es sich handeln könnte, doch Leo verstand es, sich so vorsichtig auszudrücken, dass sie nachher nicht schlauer war. Den Versuch, in seine Gedanken einzudringen, unterließ sie lieber. Er war nicht so nachlässig wie sie und würde sie sicher sofort abblocken. Und allein der Gedanke, wie er auf diesen Angriff reagieren könnte, ließ sie sofort davon Abstand nehmen. So wandte sie sich rasch ab und gesellte sich zu Malcolm. Sie schenkte ihm ein betont herzliches Lächeln.

»Zu schade, dass wir nicht wissen, worum es sich handelt. Dabei wäre das so hilfreich. Wir könnten auch gleich mit den Übungen beginnen. Bestimmt könnten wir diese Fähigkeit bei unserer nächsten Aufgabe gut brauchen.«

Malcolm kniff ihr in die Wange. »Netter Versuch, Alisa. Aber ich werde es euch nicht verraten. Ihr müsst schon selber draufkommen.«

Alisa zog einen Schmollmund. »Rowena hat das nicht so streng gesehen.«

»Mag sein. Ich mache es euch nicht so leicht. Außerdem habt ihr ja bereits eine sehr wichtige Fähigkeit der Vyrad herausgefunden.«

Alisas Miene hellte sich wieder auf. »Aber ja! Wie konnte ich das vergessen? Komm schnell, lass uns keine Zeit verlieren.«

Sie griff nach seinem Arm. Lachend ließ sich Malcolm zum Ausgang ziehen. Die anderen ihrer Gruppe folgten. Alisa und Malcolm passierten gerade die mit kunstvollen Schnitzereien verzierten Türflügel, als sie eine Welle aus Wut in den Rücken traf. Alisa hielt inne. Noch ehe sie sich sicher sein konnte, was sie da eben gefühlt hatte, war es auch schon vorüber und wurde von einem Schwall von Schmerz abgelöst, der ebenfalls sofort wieder unterdrückt wurde. Wer ihr diese Gefühle hinterhersandte, war klar, und sie war ebenso davon überzeugt, dass Leo nicht absichtlich seine Beherrschung verloren hatte. Als sich Alisa umdrehte,

hatte er sich schon wieder im Griff und strahlte den gewohnten Gleichmut aus. Nur seine Pupillen verengten sich für einen Moment, als Alisas Blick ihn traf. Rasch wandte er sich Ivy zu.

Nun war es Malcolm, der an ihrem Arm zog. »Was ist? Kommst du?«

»Aber ja! Ich kann es kaum erwarten«, erwiderte sie nun mit gespielter Begeisterung, denn die ganze Traurigkeit war mit einem Schlag zurückgekehrt. Wobei sie sich fragte, warum Leo wütend auf sie war und woher der Schmerz rühren konnte. War er etwa eifersüchtig auf Malcolm? Blödsinn! Jeder wusste, dass Malcolm Latona liebte und für ein anderes Mädchen nicht mehr als nur einen Blick übrig hatte – auch wenn diese Blicke manchmal sehr intensiv sein konnten. Und außerdem hatte Leo sich schließlich Ivy wieder zugewandt. Seltsam. Und noch unerklärlicher erschien ihr die Heftigkeit der Gefühle. Wie konnten sie so stark sein, dass sie seiner Kontrolle entschlüpften? Sie musste die Ergründung dieses Rätsels auf später verschieben, denn sie erreichten den kleinen Salon, den Malcolm für ihre erste Übung gewählt hatte. Er lag im unteren Geschoss des Hauses, in dem sich auch die Kammern mit ihren Särgen befanden. Sollte es ihnen tatsächlich gelingen, der Macht der aufgehenden Sonne zu widerstehen, konnten sie anschließend ihre Särge aufsuchen, ohne das Gebäude verlassen zu müssen.

Alisa, Tammo, Fernand und Marie Luise nahmen um den Tisch Platz und sahen erwartungsvoll zu Malcolm auf, der stehen geblieben war. Dieses Mal war selbst Marie Luise aufmerksam bei der Sache und bereit, etwas Neues von einem anderen Clan zu lernen.

MIT DEM NEBEL UND GEGEN DIE SONNE

Rowena führte ihre Gruppe in den Weinkeller hinunter, wo die Vyrad für Klienten und andere menschliche Gäste einen erlesenen Vorrat bereithielten. Luciano schritt an den Reihen der in Regalen sorgsam gestapelten Flaschen entlang und pfiff anerkennend durch die Zähne.

»Eine edle Auswahl, muss ich sagen. Das würde sich der Conte gefallen lassen! Falls er sich jemals nach London begibt, muss Lord Milton ihn hier herunterführen.«

»Du meinst, das würde ihn mehr beeindrucken, als die Fähigkeit der Vyrad, sich in Nebel auflösen zu können?«, spottete Mervyn.

Luciano grinste. »Könnte schon sein.«

Rowena hatte diesen Ort allerdings nicht aufgrund der Weinvorräte gewählt, sondern wegen der Gittertür, mit der man zwei der Gewölbekeller voneinander trennen konnte. Bis auf Seymour traten sie alle in den hinteren der beiden Keller. Rowena schloss hinter ihnen ab und ließ den Schlüssel in einer kleinen Tasche zwischen den Falten ihres Kleides verschwinden. Lächelnd sah sie in die Runde.

»Ich dachte mir, ich vergrößere den Anreiz ein wenig, diese Übung ernst zu nehmen.«

»Solch eine fabelhafte Fähigkeit erlernen zu können, ist Anreiz genug«, behauptete Luciano, doch dann fiel sein Blick auf Karl Philipp und er verstand, was Rowena meinte. Der Dracas sah nicht so aus, als würde er sich freiwillig anstrengen.

Die Vyrad begann zu erklären. Luciano hörte ihr genau zu, um ja nichts zu verpassen. Und auch die anderen Gesichter waren ernst und konzentriert. Nur in Clarissas Miene zeigte sich Verwirrung und zunehmende Bestürzung. Vermutlich verstand sie kein Wort von dem, was Rowena erklärte. Sie konnte weder mit den Kraftlinien der Erde noch mit Energieströmen, die man bündeln musste, etwas anfangen. Mervyn und Ivy dagegen hatten damit natürlich überhaupt kein Problem. Sie würden es sicher am schnellsten lernen, wobei es schon ein Unterschied war, ob man sich in ein Tier verwandeln wollte, auf dessen Erscheinung man sich konzentrieren konnte, oder in eine formlose,

neblige Masse.

Es war schwer! Oder Rowena gelang es nicht recht, zu erklären, worauf es ankam. Jedenfalls konnte Luciano bei keinem von ihnen auch nur einen Ansatz von Erfolg erkennen. Nicht einmal bei Ivy. Oder hielt sie sich absichtlich zurück? Das war durchaus möglich, argwöhnte Luciano. Sein Vertrauen in die Fähigkeiten der Lycana war nahezu grenzenlos.

Sie übten noch nicht sehr lange, als sie Gesellschaft bekamen. Es war Lady Margaret, die nachsehen wollte, wie sie vorankamen.

»Nicht gut«, gab Rowana mit einem schiefen Lächeln zu. »Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll. Ich kann es einfach. Ich habe noch nie darüber nachgedacht, wie es funktioniert. Ich finde keine Worte dafür, wie es sich anfühlen muss, oder ich weiß nicht, ob die anderen das Gleiche darunter verstehen, was ich meine.«

Lady Margaret nickte. »Ja, es ist nicht einfach, Dinge, die für uns selbstverständlich sind, zu erklären und weiterzugeben. Aber vielleicht kann ich ein wenig helfen. Wenn Worte nicht genau genug sind, müssen wir andere Wege finden, uns mitzuteilen. Die Vyrad trat näher. Ohne auch nur ihren Schritt zu verlangsamen, ging sie auf das verschlossene Gitter zu und durch es hindurch. Die Eisenstäbe glitten durch ihren Körper. Die Lady löste sich eigentlich nicht richtig in Nebel auf, wie die Erben es bei Rowena gesehen hatten. Ihre Konturen wurden für den Moment, da sie das Hindernis überwand, lediglich ein wenig verschwommen, die Farben ihres Kleides blasser. Es war schon eine beeindruckende Vorstellung. Luciano konnte sich nicht zurückhalten, er klatschte begeistert. Die Lady bedankte sich.

»Das ist eine fortgeschrittene Weise, Hindernisse aller Art zu überwinden. Ihr werdet es vorerst ein wenig anders machen. Ihr löst euch zuerst vollständig in Nebel auf und zieht dann langsam durch einen Spalt oder ein Loch. Erst wenn ihr die andere Seite vollständig erreicht habt, zieht ihr den Nebel wieder zu eurer Gestalt zusammen. Das ist einfacher, in manchen Situationen aber auch nicht ungefährlich. Hütet euch vor dem Wind! Gerade durch enge Ritzen und schmale Tunnel zieht es oft beträchtlich!«

Mervyn riss die Augen auf. »Was passiert mit uns, wenn wir uns bereits aufgelöst haben und der Nebel vom Wind verweht wird?«

»In harmlosen Fällen gelangt ihr einfach nicht auf die andere Seite, weil der Luftzug euch zurücktreibt. Im schlimmsten Fall reicht eure Kraft nicht aus, euch

wieder zusammenzuziehen und eure Gestalt zurückzugewinnen. Also Vorsicht! Löst euch niemals leichtfertig auf, ohne die Stärke des Windes überprüft zu haben.«

Die Erben nickten ernst ob der Warnung, nur Clarissa wich mit entsetzter Miene zurück. »Ich weiß nicht, ob ich das lernen will«, rief sie.

Luciano wollte ihre Ängste beschwichtigen, doch Lady Margaret fiel ihm ins Wort.

»Das wirst du auch nicht. Der Unterricht ist für die Erben, nicht für ihre Servienten!« Sie verlangte von Rowena den Schlüssel, entriegelte das Gitter und forderte Clarissa auf, hindurchzutreten.

»Du kannst hier draußen warten.«

Obwohl diese Übung Clarissa geängstigt hatte, war ihr diese Entscheidung auch nicht recht. Ihre Gefühle standen ihr deutlich ins Gesicht geschrieben, als sie die Gittertür passierte, doch Lady Margaret kümmerte das nicht. Ivy schloss sich Clarissa an.

»Das gilt dann wohl auch für mich«, sagte sie und warf der Vyrad einen provozierenden Blick zu. Die Lady hob die Brauen.

»Ja, so ist es«, erwiderte sie lediglich, verschloss das Gitter wieder und händigte Rowena den Schlüssel aus. Der Wolf und die beiden Vampirinnen sahen von der anderen Seite zu, wie die Lady Franz Leopolds Hände in die ihren nahm.

»Fangen wir mit dir an. Es dürfte dir nicht schwerfallen, deine Gedanken mit den meinen zu verbinden und dich von den Strömen meines Geistes leiten zu lassen. Du darfst nicht gegen den Schmerz ankämpfen, der zu Anfang die Auflösung deines Körpers begleitet.«

Franz Leopold nickte nur stumm. Auf seiner Stirn erschienen zwei Falten. Luciano versuchte so nah an seinen Geist heranzukommen, dass er etwas davon mitbekam, was zwischen der Vyrad und Leo passierte. Es war ein seltsames, ihm völlig unbekanntes Gefühl. Dann kam der Schmerz und ließ ihn taumeln. Sie entglitten ihm. Das Letzte, was er wahrnahm, war ein angenehmes Gefühl des Schwebens. Clarissa stieß einen Ruf der Überraschung aus und deutete auf die beiden Vampire, deren Körper durchscheinend wurden und dann zu verfließen begannen.

»Es klappt!«, meinte Luciano zufrieden und versuchte, nicht an den Schmerz

zu denken, der dem angenehmen Schweben voranging. Es war ja nur für die erste Zeit, hatte die Lady gesagt.

Sie wandelten sich nicht völlig in Nebel. Man konnte noch immer die wabernden Umrisse der beiden Körper erkennen. Dann verfestigten sich die Linien wieder, die Farben wurden kräftiger. Lady Margaret ließ Leos Hände los.

»Das war sehr gut. Hast du alles verstanden?«

Der Dracas nickte. »Ja. Lady Margaret, sagt, wo genau verläuft diese starke Energiebahn, die man hier noch deutlich spüren kann?«

Lady Margaret sah ihn erstaunt an. »Sie ist nicht weit von hier, östlich der City und des Towers.«

»Sie verläuft durch Greenwich«, ergänzte Ivy. »Dort, wo das große Observatorium erbaut wurde.«

Die Vyrad nickte nachdenklich. »Genau. König Charles II., der Sohn des im Bürgerkrieg von Oliver Cromwell enthaupteten Charles I., hat das Observatorium in Greenwich erbauen lassen. Ich weiß nicht, warum er diesen Ort wählte, aber ich vermute, dass es jemand unter seinen Beratern gab, der mehr spürte als ein normaler Mensch!«

Die Lady wandte sich Mervyn zu und wiederholte die Übung mit ihm. Es überraschte Luciano nicht, dass es dem Lycana kaum Schwierigkeiten zu bereiten schien, obwohl er ja kein Meister darin war, in den Geist eines anderen zu schlüpfen. Dafür waren Verwandlungen seit jeher eine natürliche Sache für alle Lycana.

Endlich war Luciano an der Reihe. Er spürte, wie seine Aufregung wuchs, konnte das Gefühl aber nicht unterdrücken.

»Entspann dich und konzentriere dich auf meinen Geist und meine Empfindungen«, sagte die Lady mit tiefer, ruhiger Stimme. Sie hatte einen erstaunlich festen Griff, der ihm half, seine Ruhe wiederzufinden und all seine Sinne auf die Vyrad zu richten. Die Gefühle waren nun viel stärker, als er sie bei Leo gespürt hatte – auch der Schmerz, der ihn aufkeuchen ließ.

»Lass dich los. Nein, du darfst nicht dagegen ankämpfen«, hörte er die Stimme der Vyrad wie von fern. Das war leichter gesagt als getan, doch endlich verebbte der Schmerz und löste sich in ein wundervolles Schweben auf. Wie herrlich! Er konnte geradezu spüren, wie sein Körper leichter wurde und verfloss. Doch ehe er sich ganz auflösen konnte, rief Lady Margaret ihn in seinen gewohnten

Körper. Enttäuscht trat Luciano zurück.

»Das war fantastisch! So leicht und unbeschwert! Ich glaube, ich hätte es geschafft, mich ganz in Nebel aufzulösen. Es hat mich richtig hineingezogen und fühlte sich ganz leicht an.«

Die Lady bremste seine Begeisterung. »Ja, das hättest du. Doch wäre es dir auch möglich gewesen, deinen auseinanderdriftenden Körper wieder zusammenzuziehen und zu materialisieren?«

Luciano sah sie zerknirscht an. »Wahrscheinlich nicht, wenn Ihr mich so fragt.«

Lady Margaret lachte. »So ist es. Also seid vorsichtig. Geht immer nur Stück für Stück weiter, bis ihr sicher seid, dass ihr den Rückweg wirklich beherrscht. Denkt daran, wenn ihr euch erst einmal aufgelöst habt, kann euch niemand mehr bei der Hand nehmen, um euch Kraft zu geben und euch zu helfen! Und vergesst niemals, den herrschenden Luftzug zu prüfen!«

Und damit wandte sie sich um, trat durch das geschlossene Gitter und verließ den Keller. Die Erben setzten ihre Übungen mit Rowena fort. Nun, da sie wussten, worauf sie achten und wie es sich anfühlen musste, fiel es ihnen leichter, und bald konnten Franz Leopold, Luciano und Mervyn ihre Konturen verfließen und sich wieder verfestigen lassen, wenn sie Rowenas Hände hielten und sie ihren Geist führte. Sie versuchte es auch mit Karl Philipp, doch der blockierte den Zugang zu seinen Gedanken und wehrte sich innerlich, bis Rowena frustriert aufgab.

»Ich kann dir so nicht helfen. Du musst offen sein und die Energie fließen lassen. Du brauchst keine Angst zu haben. Der Schmerz ist nicht so schlimm, dass man ihn nicht aushalten könnte, und außerdem wird es mit jedem Mal erträglicher und auch leichter.«

»Ich habe keine Angst«, schimpfte Karl Philipp. »Du bist einfach unfähig und zu schwach, um anderen etwas beizubringen.«

Rowena starrte ihn nur überrascht an, dafür wurde es Mervyn nun zu bunt. Er stürmte auf Karl Philipp zu und herrschte ihn in einem hitzigen Tonfall an, den die anderen bei dem sonst so ruhigen Lycana noch nie gehört hatten.

»Jetzt reicht es aber! Du weißt selbst, dass du Blödsinn redest. Rowena macht das sehr gut. Wie du siehst, machen wir alle große Fortschritte. Du bist der Einzige, der es nicht hinbekommt, vermutlich, weil dir deine eigene Arroganz im Weg steht. Oder du bist ganz einfach zu dumm dazu, diese Fähigkeit zu lernen.«

Karl Philipp ballte die Fäuste und hätte vermutlich zugeschlagen, wenn Franz Leopold ihm nicht in den Arm gefallen wäre. Sein Ton war im Gegensatz zu dem Mervyns leise und kalt.

»Reiß dich zusammen oder fahre nach Wien zurück! Mervyn hat recht. Du bist so abgrundtief dumm, dass ich mich schäme, derselben Familie anzugehören. Wenn du dich nur ein kleines bisschen anstrengen würdest, könntest du von den Vyrad wertvolle Dinge lernen, statt deine Kraft und Zeit damit zu verschwenden, hochmütig alles abzulehnen und dich zu verweigern. Du musst die Vyrad ja nicht lieben, aber wenn du nur ein Fünkchen Verstand hast, siehst auch du, dass es für alle von Vorteil ist, wenn wir zusammenarbeiten, um in unserer gemeinsamen Zeit so viel zu lernen wie nur möglich.«

Beachtlich, dachte Luciano und nickte anerkennend. *Wenn ich denke, wie Leo noch vor ein paar Jahren dahergeredet und sich gar nicht so viel anders aufgeführt hat wie Karl Philipp jetzt.*

Danke für die Blumen, ertönte Leos Stimme in seinem Kopf.

Aber genau so ist es! Du hast dich früher auch so benommen.

Ja, vielleicht, aber es ist ein Zeichen von Intelligenz, wenn man in der Lage ist, sich zu seinem Vorteil weiterzuentwickeln.

Luciano grinste breit. *Wenn du es sagst. Dann wollen wir mal sehen, ob in Karl Philipp auch ein Fünkchen Intelligenz zu finden ist.*

»Versucht es noch einmal«, forderte Leo Rowena und seinen Vetter auf. Die Vyrad blickte zwar zweifelnd drein, streckte aber bereitwillig Karl Philipp die Hände entgegen. Der machte ein mürrisches Gesicht, griff jedoch zu, und dieses Mal war tatsächlich eine Veränderung zu sehen. Seine Züge wurden weicher, verschwommener, und das Schwarz seines Frackes verblasste.

»Das war gut«, lobte Rowena herzlich und erntete sogar den Hauch eines Lächelns. Mervyn und Luciano tauschten erleichterte Blicke. Es würde viel einfacher werden, wenn sich Karl Philipp nicht ständig gegen alles sträuben und mit seinem Schimpfen die Stimmung vermiesen würde.

Die Mienen auf der anderen Seite der Gittertür waren unterdessen ziemlich abweisend. Clarissa beobachtete die Erben mit vor der Brust verschränkten Armen, die Unterlippe schmollend vorgeschoben. Ivys Miene war dagegen undurchdringlich. Dann wandte sie sich plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, ab und verschwand die Kellertreppe hinauf. Selbst Seymour bemerkte es erst nach

einigen Augenblicken und rannte ihr hinterher.

Die Erben setzten ihre Übungen fort, bis Luciano herzhaft gähnte und verkündete, er würde jeden Moment umfallen. Auch die anderen spürten die sich dem Horizont nähernde Sonne.

»Gut, machen wir Schluss für heute«, sagte Rowena und trat durch das Gitter. Anders als vorhin Lady Margaret löste sie sich völlig auf. Die Nebelschwaden waberten durch die Gitterkreuze und zogen sich auf der anderen Seite wieder zusammen, bis Rowenas Gestalt immer deutlicher zu erkennen war.

Die Vyrad drehte sich zu den anderen um und lächelte breit, während sie den Schlüssel für das Gitter von einer Hand in die andere warf.

»Ich suche mir jetzt einen gemütlichen Sarg. Wie sieht es mit euch aus?«

»Ah, jetzt kommt die Sache mit der Motivation«, erinnerte sich Franz Leopold und trat forsch an das eiserne Hindernis heran. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, und es sah auch wirklich so aus, als wollte es ihm gelingen, sich aufzulösen, doch dann wurde seine Gestalt wieder deutlicher, und er schlug wütend mit der Faust gegen die Eisenstäbe. Luciano unternahm nur einen halbherzigen Versuch. Er fühlte sich schon viel zu müde, ja, er war schon so schläfrig, dass er die anderen nur noch verschwommen sah, was nicht daran lag, dass sie mit ihren Bemühungen Erfolg gehabt hätten! Nein, heute würde er sich nicht mehr genügend konzentrieren können. Luciano ließ sich auf den Boden sinken und verkündete, den Sarg Sarg sein zu lassen und den Tag im Weinkeller zu überdauern. Karl Philipp gab ebenfalls auf. Nur Mervyn war offensichtlich wild entschlossen, Rowena zu folgen, und er schaffte es auch, wofür er mit einem Kuss belohnt wurde. Das war das Letzte, was Luciano sah, ehe er in die Finsternis hinüberglitt und sein Körper sich versteifte.

*

Die Mitglieder von Malcolms Gruppe hatten im Salon Platz genommen und sahen ihn erwartungsvoll an.

»Wie wollen wir beginnen?«, drängte Alisa, die es nicht abwarten konnte.

Malcolm hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht, wie ich euch das beibringen könnte.«

»Na, prima«, schimpfte Tammo. »Also sitzen wir jetzt hier herum, starren uns an und warten darauf, dass wir bei Sonnenaufgang leblos von unseren Stühlen fallen. Ein echt guter Plan.«

»Etwas selbst können und es anderen beibringen, sind eben zwei Paar Stiefel«, verteidigte sich Malcolm.

Die Tür ging auf und die kindliche Gestalt von Vincent trat in den Salon. Er kletterte auf einen Stuhl neben der kalten Feuerstelle und ließ die Beine baumeln. Fragend wandte sich Malcolm dem Servienten zu.

»Lass dich nicht stören. Ich bin nur neugierig und möchte ein wenig zusehen, wie du deine Schulung gestaltest.«

Malcolm schenkte Vincent eine klägliche Grimasse. »Bisher gibt es nichts zu sehen. Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Es ist uns Vyrad so selbstverständlich geworden. Wie kann ich das den anderen erklären?«

»Na, dann trifft es sich ja gut, dass mich Lord Milton zu euch geschickt hat«, verriet Vincent. Er sprang von seinem Stuhl und trat an den Tisch.

»Darf ich?«, fragte er höflich in Malcolms Richtung, wartete aber dessen Antwort nicht ab, sondern fing gleich damit an, den vier Erben einen Vortrag zu halten. Zuerst war Alisa eher verwirrt und fragte sich, welchen praktischen Nutzen sie aus seinen Worten ziehen konnte. Doch nach und nach wurde ihr klar, was sie tun mussten, um gegen den Drang, in ihre Starre zu fallen, angehen zu können. Zumindest in welche Richtung ihre Bemühungen gehen mussten, denn Alisa fürchtete zu Recht, dass es nicht ganz so leicht werden würde, die Anweisungen in die Tat umzusetzen, und dass es einiges an Übung bedurfte, bis sie mit einem spürbaren Erfolg rechnen konnten. Das betonte auch Vincent am Ende seiner langen Rede, bei der er heftig gestikulierend im Salon auf und ab geschritten war.

Alisa dachte wieder einmal, wie wenig dieser schmächtige Knabenkörper zu seinem brillanten Geist und seinen scharfsinnigen Formulierungen passte. Das Missverhältnis war noch krasser als bei Ivy. Vincent konnte kaum älter als zehn Jahre gewesen sein, als die Vyrad ihn zum Vampir gewandelt hatten. Was war wohl der Grund gewesen, ihn auszuwählen und nicht einfach nur sein Blut zu trinken? Sie stellte sich Vincent ein wenig wie Oliver Twist vor, den Held aus Charles Dickens’ Roman. Wobei, wenn sie Vincents Kräfte berücksichtigte, musste er natürlich viel früher gelebt haben. Außerdem wiesen seine gewählte Sprache und sein etwas geziertes Benehmen eher darauf hin, dass er der Sohn eines englischen Aristokraten gewesen sein musste.

Erst jetzt bemerkte sie, dass Vincent verstummt war, und spürte seinen

durchdringenden Blick auf sich ruhen.

»Ich hielte es für sinnvoll, wenn Sie mir im Augenblick Ihre volle Aufmerksamkeit schenken würden, Fräulein Alisa, und ihre sonstigen Betrachtungen auf später verschieben! Oder interessiert es Sie etwa nicht, was ich Ihnen gerade beizubringen versuche?«

Alisa spürte, wie ihre Wangen vor Verlegenheit glühten. Wie konnte ausgerechnet ihr so etwas passieren, wo sie im Augenblick nichts mehr begehrte, als die wunderbaren neuen Fähigkeiten zu erlernen? Und da schweiften ihre Gedanken für solche Nichtigkeiten ab?

»Verzeihung. Natürlich interessiert es mich. Es wird nicht mehr vorkommen.« Sie senkte den Blick. Vincent musste ernsthaft verärgert sein, wenn er sie plötzlich mit Sie ansprach. Aber wie war es ihm möglich, ihre Gedanken zu lesen? Das war keine Fähigkeit der Vyrad, oder etwa doch? Vielleicht war ihm einfach nur aufgefallen, dass sie nicht bei der Sache war.

Vincent hüstelte, den Blick noch immer auf Alisa gerichtet. Die Vamalia straffte den Rücken und hielt seinem Blick stand.

»Gut, wenn es dann keine weiteren Fragen mehr gibt, beginnen wir mit den ersten Übungen, ehe die Sonne aufgeht und es ernst wird. Alisa, darf ich bitten?«

Sie sprang hastig auf, eilte zu Vincent und reichte ihm die Hände.

»Äh, es ist vielleicht doch besser, wenn du sitzen bleibst und ich mir nicht so den Hals verrenken muss«, sagte er und führte sie zu ihrem Stuhl zurück. Dann begann er mit einer Art Hypnose, der sie widerstehen musste, ohne jedoch den Blickkontakt zu unterbrechen. Ja, der Drang, in tiefen Schlaf zu versinken, war dem Gefühl bei Sonnenaufgang durchaus ähnlich.

Vincent quälte sie noch eine Weile, bis Alisa trotz aller Anstrengung die Augen zufielen. Dann ließ er von ihr ab und nahm sich Fernand vor, der sich ganz gut schlug. Erstaunlicherweise hielt auch Marie Luise seinen Hypnoseversuchen stand. Sogar länger, als es Alisa gelungen war. Hatte sie sich entschlossen, nun doch mitzumachen, oder fiel es ihr aufgrund ihrer eigenen geistigen Fähigkeiten einfach leichter als den anderen? Dann dürfte Leo noch weniger Probleme damit haben. Er war Marie Luise in allen Dracastalenten deutlich überlegen. Tammo gähnte bereits, als Vincent ihn zu sich rief, und es gelang ihm auch nicht, dem beschwörenden Blick des Vyrads lange zu widerstehen. Seine Lider sanken herab, sein Kopf fiel zur Seite. Er gab sogar einige Schnarchtöne von sich, ehe

Alisa ihn rüde wach rüttelte.

Tammo brauchte einige Momente, bis er wieder wusste, wo er war und was sie hier taten. Dann fluchte er ganz fürchterlich.

»So ein Ärger! Ich will das aber lernen. Nicht auszudenken, was sich da für Möglichkeiten bieten, wenn alle anderen gezwungen sind, in ihren Särgen zu ruhen, und ich draußen ungestört tun kann, was ich will.«

Abenteuerlust blitzte in seinen Augen und Alisa fragte sich, ob es nicht für alle besser wäre, wenn Tammo diese Fähigkeit nicht so schnell erlernen würde.

Spielverderber!

Es war schon beunruhigend genug, wie virtuos er sich das Gedankenlesen bei den Dracas angeeignet hatte.

Ha! Dabei hast du mich immer gedrängt, dass ich das Lernen ernsthafter betreiben soll. Und nun ist es auch wieder nicht recht.

Alisa überlegte, ob sie sich in Zukunft nicht nur darauf konzentrieren sollte, ihren Geist vor Leo zu verschließen, was sie bereits beträchtliche Anstrengungen kostete. Vermutlich war sie gerade deshalb zu nachlässig, sobald er nicht in der Nähe war. Vincent rief sie wieder zur Ordnung.

»Die Sonne kommt näher. Könnt ihr sie spüren? Rasch, lasst uns noch eine Übung machen, ehe sich zeigen wird, wie weit ihr heute schon gekommen seid. Wieder begann er mit Alisa. Dieses Mal sollte sie die Augen schließen und sich seiner Hypnose hingeben, bis er ihr den Befehl erteilte, dagegen anzukämpfen. Vincent begann mit eindringlicher Stimme auf sie einzureden. Die Kinderstimme drang in ihren Geist und legte sich um ihre Gedanken, umschloss sie so fest, dass sie nicht mehr anders konnten, als seinen Anweisungen zu folgen. Alisa erhob sich, die Augen fest geschlossen, und ließ sich von Vincent durch das Zimmer dirigieren. Dann gab er den Befehl.

Wie konnte sie sich gegen ihn wehren? Warum nur sollte sie seinen Worten nicht mehr folgen? Ihr Kopf war von der hellen Knabenstimme erfüllt.

Noch einmal erklang dieser Misston, der sie aufforderte, dagegen anzukämpfen. Ein wenig zog sich der Meister ihrer Gedanken zurück, gerade so weit, dass Alisa sich entschließen konnte, den Kampf zu wagen.

Es dauerte noch eine ganze Weile, ehe Alisa wieder aus der Hypnose auftauchte. Sie schüttelte heftig den Kopf, sodass sich ihre ohnehin schon verrutschte Frisur völlig auflöste und das Haar ihr lang über den Rücken

herabfiel.

»Und, wie war es?«, wollten Tammo und Fernand wissen.

Alisa überlegte, wie sie es am besten in Worte fassen konnte.

»Am Anfang kommt es einem vor, als würde man alles durch dichten Nebel sehen oder durch Wasser laufen, so träge und langsam ist man bei jeder Bewegung. Jeder Gedanke scheint im Kopf wie zäher Sirup. Man denkt nur daran, sich endlich hinlegen und die Augen schließen zu dürfen. Schlafen und vergessen. Es ist eine Qual, dagegen ankämpfen zu müssen.«

Vincent nickte. »Ja, so könnte man es beschreiben.« Er nahm sich noch Fernand und Marie Luise vor, doch ehe er die Übung mit Tammo machen konnte, ging die Sonne auf. Tammo sah Vincent mit zunehmend glasigen Augen an. Malcolm tauschte mit dem Servient einen raschen Blick.

»Jetzt kommt es darauf an. Kämpft, als würde eure Existenz davon abhängen. Es ist nicht anders, als gegen meine Hypnose anzugehen. Versucht es!«

Alisa sah Malcolm hilfesuchend an. Sie streckte ihm die Hände entgegen, und er eilte auf sie zu. Er ergriff ihre Hände und hielt sie fest, sah ihr in die Augen und versuchte, sie in ihrem Kampf zu unterstützen. Alisa klammerte sich an seinen Geist. Wie dumm, dass Malcolm nicht mit bei den Dracas in Wien gewesen war, sodass er ihr nicht auf halbem Weg entgegenkommen konnte. Mit Leo wäre das alles kein Problem. Sie würden ihren Geist verbinden, wie sie es schon viele Dutzend Mal gemacht hatten, und zusammen würden sie es schaffen.

Der Gedanke tat so weh. Warum nur hatte sie ihn verloren? Wieder und wieder die gleichen Fragen, auf die sie einfach keine Antwort wusste. Dass Malcolm gerade ihre Hände hielt und ihr in die Augen sah, war ihr kein Trost, nicht nur, weil er Latona liebte.

»Was ist mit dir? Du schaust so traurig. Oder ist es nur die Müdigkeit, gegen die du ankämpfst?«

Er verstand nichts und er ahnte nichts von ihrer Verzweiflung. Vielleicht war das auch besser so. Alisa wollte gar nicht, dass jemand von ihrem Leid wusste.

Rasch warf sie einen Blick in Tammos Richtung, doch der würde keinen Kommentar mehr abgeben. Zumindest nicht heute Morgen. Tammo hatte den Kampf gegen das Sonnenlicht bereits verloren. Er war in sich zusammengesackt und vom Stuhl gerutscht. In unnatürlich verdrehter Position lag er auf dem Boden. Marie Luise war es nicht besser ergangen. Nur Fernand kämpfte noch

und wurde dabei von Vincent unterstützt.

»Es wird Zeit, dass sie in ihre Särge kommen«, meinte Vincent und legte seinen schmächtigen Arm um Fernands kräftigen Körper.

»So, steh auf und folge mir.«

Unter dem Zwang der Stimme erhob sich der Pyras, doch sein Blick war glasig und seine Bewegungen hölzern. Alisa fragte sich, ob er überhaupt noch etwas mitbekam, wobei ihre eigenen Schritte auch immer schwerfälliger wurden. Sie schleppte sich an Malcolms Arm aus dem Salon. Die Treppe hinauf musste er sie fast tragen. Jede Stufe schien ein ganzer Berg, den sie unmöglich bewältigen konnte. Am liebsten hätte sie ihn angefleht, sie endlich in die erlösende Finsternis hinabgleiten zu lassen, wenn sie noch in der Lage gewesen wäre, die Worte auszusprechen.

Vier Stufen vor dem Treppenabsatz ihres Stockwerkes verließen sie ihre Kräfte und Alisa sackte zusammen. Sie merkte noch, wie sie aufgefangen wurde. Was hätte sie früher dafür gegeben, in Malcolms Arme zu liegen?

Dann erlahmte ihr Geist. Sie spürte nicht mehr, wie Malcolm sie in ihr Zimmer trug und sanft in ihren Sarg legte. Er kniete vor ihr nieder und streichelte zärtlich Alisas Wangen, bis Vincents Stimme ihn herumfahren ließ.

»Kommst du? Du kannst den jungen Vamalia in seinen Sarg bringen. Auch wenn dir das vermutlich nicht so viel Vergnügen bereitet wie bei seiner Schwester.« Vincent grinste anzüglich.

Schnell klappte Malcolm den Deckel über Alisa zu und erhob sich. »Das geht dich überhaupt nichts an!«

»Nein«, bestätigte Vincent. »Aber ich beobachte gern und erfreue mich an den Verwirrungen der Gefühle.«

Die beiden gingen hinaus und kehrten in den Salon zurück, wo Vincent die zierliche Marie Luise in die Arme nahm und Malcolm Tammo weniger behutsam über die Schulter warf.

Vincent sah grinsend auf die Dracas herab. »Wenn sie schläft, ist sie ganz nett anzusehen.«

Malcolm zog eine Grimasse. »Ja, aber wehe sie ist wach und macht den Mund auf. Eine schlimmere Keifzange habe ich noch nicht erlebt. Sie stellt selbst ihre Cousine Marie Christine in den Schatten.«

Vincent nickte. »Du sprichst mir aus der Seele. Nein, bei aller Schönheit, die

wäre nichts für mich.« Sein Blick ruhte noch einen Moment auf Marie Luises makellos schönem Gesicht, dann wandte er sich wieder Malcolm zu.

»Und wann wirst du deine Liebste heimführen? Du weißt, ich spreche nicht von Alisa!«

»Dir entgeht einfach nichts.«

»Das ist keine Antwort. Du hast sie gezeichnet! Du musst sie heimführen. Es ist mehr als ein Versprechen. Es ist ein Schwur!«

Malcolm fragte nicht, wie Vincent auch noch davon hatte erfahren können. Er schwieg, aber Vincent ließ nicht locker.

»Wann dürfen wir die neue Vyrad begrüßen? Du hast am Ritual teilgenommen, nun kann dich niemand mehr dafür verurteilen. Und dass du das erste Mal ein wenig voreilig warst …« Vincent machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Um Latona zu wandeln, muss ich sie erst einmal finden«, gab Malcolm steif zurück. »Und dann werde ich sie fragen, ob sie es überhaupt noch will«, fügte er leise hinzu. Vincents abfälliges Schnauben verriet deutlich, was der Servient davon hielt.

DINNER IN DER MIDDLE TEMPLE HALL

Die Erben fanden sich in den frühen Abendstunden wieder in der Middle Temple Hall ein. Dort erfuhren sie von Lord Milton und Lady Margaret, dass sie nicht wie geplant nach ihrer Blutration losziehen und an ihren Fällen weiterarbeiten konnten.

»Heute Abend findet in der Middle Temple Hall eines unserer traditionellen Dinner für alle Mitglieder unseres Inn of Court statt. Diese gemeinsamen Essen sind alte Tradition. Studenten können dort ein Kreuzverhör üben oder sich mit einem Plädoyer an eine kritische und kompetente Zuhörerschaft wenden. Für die jüngeren Barrister, die ihren Call to the Bar bereits erhalten haben, ist dies stets eine Gelegenheit, Kontakte mit älteren Mitgliedern zu knüpfen und so vielleicht einen Fall übertragen zu bekommen. Eine andere Möglichkeit, an erste Fälle zu kommen und sich einen Namen zu machen, besteht darin, sich mit dem Clerk ihres Hauses gutzustellen.« Lord Milton lächelte vielsagend. »Täuscht euch nicht. Der Clerk ist nicht einfach irgendein Angestellter. Er ist der erste Ansprechpartner, an den sich die unzähligen Solicitors draußen im Land wenden, wenn ein großer Fall an sie herangetragen wird, der das Wissen und die Erfahrung eines Barristers benötigt. Natürlich werden unsere Anwälte von den Herren und Damen der Gesellschaft auch direkt beauftragt, wenn sie sich bereits einen Ruf erworben haben.«

Der Lord machte eine Pause und sah in die Runde, vielleicht um die Aufmerksamkeit derer zurückzugewinnen, die sich bei seiner ausschweifenden Rede etwas anderem zugewandt hatten.

»Jedenfalls haben wir diese Tradition der Dinnerabende beibehalten, nur dass die Speisen abgeschafft wurden und die Auswahl an Getränken – nun, deutlich reduziert.«

Ein paar der Erben, die vielleicht ein wenig vor sich hingedöst hatten, zuckten zusammen, als unvermittelt ein Hornbläser vor der Tür eine Tonfolge schmetterte, die zum Dinner rief. In strenger Marschordnung und mit ernsten Mienen traten die Advokaten ein – in ihren weiten schwarzen Umhängen und mit grauen Perücken auf dem Kopf. Zuerst die Masters of the Bench, dann die

erfahrenen Barrister, gefolgt von den jüngeren, und zum Schluss die Studenten, die sich Plätze ganz am Ende der Tafel suchten.

Malcolm beugte sich mit einem spöttischen Grinsen zu Alisa hinüber. »Ja, die Tradition wird hier in den Inns of Court noch immer großgeschrieben, und die Vyrad führen fort, was sich jahrhundertelang in der Juristenzunft bewährt hat. Nur eines haben sie neben der Speisenfolge noch geändert oder, besser gesagt, mangels Notwendigkeit aufgehoben.«

Alisa tat ihm den Gefallen, nachzufragen.

»Das Verbot, während des Essens austreten zu dürfen! Bevor nicht die letzte Zigarre fertig geraucht war, war es keinem der Anwesenden gestattet, für ein dringendes Bedürfnis den Saal zu verlassen. Du darfst nicht denken, dies sei eine Schikane gewesen. Nein, es diente wie alles hier dem Training und der Abhärtung, diese körperlichen Bedürfnisse unterdrücken zu lernen. Schließlich musste man als Barrister ja auch lange Prozesse ohne eine Pause konzentriert durchstehen können!«

Alisa lachte und schüttelte den Kopf. »Ihr Engländer seid schon ein bisschen eigenartig.«

Malcolm reckte sich und setzte eine Miene auf, die zu Leo gepasst hätte. Sein Tonfall war gestelzt. »Der Kanal ist eben keine Wasserstraße, sondern die Grenze einer Weltanschauung.«

Alisa nickte. »Offensichtlich!«

*

Während sich die Barrister und ihre jungen Zöglinge im Saal einfanden, zog sich Ivy unauffällig zurück. Diesmal bemerkte es Seymour allerdings. Sie hatte den Hof noch nicht überquert, als er sie einholte.

Was hast du vor? Wo willst du hin? Wir wissen nicht, wie lange dieses Dinner dauert und wann die Erben wieder zu ihren Ermittlungen aufbrechen.

Ivy drehte sich weder um, noch verlangsamte sie ihren Schritt.

Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig und es ist mir gleich, wie lange sie dort drinnen tafeln. Ich habe Besseres zu tun, als irgendwelchen alten Kriminalfällen hinterherzulaufen.

Seymour zögerte ob der Abfuhr, doch dann fragte er: *Und was wäre das?*

Nun hielt Ivy doch inne und wandte sich zu ihm um. Ihre Miene war abweisend, doch dann lächelte sie plötzlich und ihre Stimme klang weich und

warm in seinem Kopf wie früher.

Weißt du, dass du einen Heiligen mit deiner Fragerei in Rage bringen könntest?

Du bist keine Heilige. Du bist noch nicht einmal ein Mensch!, gab der Wolf zurück.

Danke, dass du mich daran erinnerst. Das hätte ich fast vergessen.

Wohin gehen wir?, erinnerte sie der Wolf an seine Frage, während sie den Platz neben der Templerkirche überquerten.

Wir sind schon da, verkündete Ivy und ging geradewegs auf die Tür des nächsten Hauses zu. Sie öffnete den Flügel, ließ Seymour eintreten und folgte ihm dann.

Was suchst du hier?

Das ist die Bibliothek des Inner Temple, *die auch Bücher besitzt, die sich nicht mit dem englischen Recht befassen.*

Seymour folgte Ivy in die düsteren Räume, in denen sich die Bücher dicht an dicht bis hinauf zur Decke stapelten. Die ersten beiden Räume enthielten ausschließlich Werke der englischen Rechtsgeschichte und wichtige Fälle, auf die sich Anwälte und Richter immer wieder bezogen. Endlich, im hintersten Raum, der deutlich kleiner war als die anderen, blieb Ivy stehen.

Und was glaubst du hier zu finden? Ich vermute, du hältst nicht nach einem spannenden Roman Ausschau, um dir die Langeweile zu vertreiben.

Ivy sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. *Nein, ganz sicher nicht. Heiße ich etwa Alisa? Ich habe Wichtigeres zu tun.*

Doch mehr war sie nicht bereit zu sagen, und so blieb Seymour nichts anders übrig, als ihr zu folgen und zumindest einige Titel der Bücher in den unteren Reihen der Regale zu entziffern, um eine Ahnung zu bekommen, wofür sich Ivy interessierte. Besonders schlau wurde er daraus allerdings nicht.

Willst du mich nicht an deinen Überlegungen teilhaben lassen?, versuchte er es nach einer Weile noch einmal.

Nein!, rief sie barsch, setzte dann aber freundlicher hinzu: *Ich weiß selbst noch nicht recht, wonach ich suche. Es ist alles so verwirrend. Es geht etwas vor sich, das mich mit sich reißt. Ich kann die Schatten am Rand meines Bewusstseins wahrnehmen, doch wenn ich mich ihnen zuwende, sind sie verschwunden. Ich ahne, dass ich etwas herausfinden muss, was für uns alle von entscheidender*

Wichtigkeit ist, aber ich weiß noch nicht, was. Sie machte eine vage Geste, die die überladenen Bücherregale zu erfassen schienen. *Vielleicht stoße ich hier auf etwas, das meinen Geist beflügelt und mir die richtige Richtung weist.*

Ich wünsche dir viel Erfolg, antwortete Seymour, der erleichtert und dankbar war, dass sie ihm einen Moment der Offenheit gewährte. Einen der wenigen seit Monaten, wenn er recht darüber nachdachte. Durfte er hoffen, dass es wieder so zwischen ihnen werden würde wie früher?

Ivy, die seinen Gedanken offensichtlich gefolgt war, sah ihn an und schüttelte den Kopf. Tiefe Traurigkeit stand nun in ihrer Miene.

Nichts wird mehr so, wie es früher einmal war, mein Bruder. Was vergangen ist, kommt nicht wieder. Es lohnt sich nicht, den verflossenen Tagen nachzutrauern. Wir müssen uns der Zukunft stellen, auch wenn ihre Nächte voller Finsternis und Nebel sind und uns mehr Leid als Freude bescheren.

Woher willst du das wissen? Verfügst du jetzt über das Gesicht, so wie die großen Druiden?

Ivy schüttelte den Kopf. *Nein, es ist mir nicht gegeben, die Zukunft zu sehen. Dennoch muss es das Druidenblut sein, das mich mit diesen Ahnungen quält und mit schattenhaften Gestalten, ohne die Nebel auch nur einmal zu lüften.*

Sie schwiegen lange, während Ivy scheinbar wahllos ein Buch nach dem anderen herauszog, durchblätterte und wieder zurückstellte. Soweit es Seymour beurteilen konnte, war sie mit dem Ergebnis ihrer Suche bisher nicht zufrieden. Er konnte ihre zunehmende Nervosität spüren. Endlich gab Ivy auf und lief auf den Ausgang zu. Der Wolf sprang ihr hinterher und schlüpfte mit ihr durch die Tür. Ivy stürmte über den Platz an der Säule mit dem Pferd und seinen zwei Reitern vorbei, als sie unvermittelt innehielt.

Was ist?

Seymour bekam keine Antwort. Ivy stand nur wie erstarrt da und blickte zur Templerkirche hinüber. Der Werwolf ahnte, wie es in ihrem Geist arbeitete, doch er wusste, dass keine noch so drängenden Fragen ihn im Augenblick weiterbringen konnten. So wartete er geduldig, bis sich Ivy wieder in Bewegung setzte. Sie ging nun fast zögerlich auf das Portal der Kirche zu.

Sie ist versperrt, teilte ihr der Wolf mit. *Ich habe es gesehen. Der Priester verschließt stets die Tür hinter sich, wenn er die Kirche verlässt.*

Ivy antwortete wieder einmal nicht. Sie blieb nur reglos vor der Tür stehen.

Vielleicht witterte sie, ob sich jemand in der Kirche befand, oder überlegte, wie sie die Tür öffnen konnte. Alisa würde es mit ihrem Satz an Einbruchswerkzeug sicher gelingen.

Doch solch triviales Menschenzeug benötigte Ivy nicht, um in die Kirche zu gelangen. Das hätte er sich denken können, so oft, wie sie ihn mit ihren Fähigkeiten schon in Erstaunen versetzt hatte. Vor allem, wie schnell sie Neues erlernte, ja, geradezu in sich aufsog, während sich die Erben Nacht für Nacht mit ihren Übungen abmühten. Nun ja, die Erben waren auch noch jung. Kaum ein paar Jahre, im Gegensatz zu dem Jahrhundert, das er und Ivy bereits durch die Welt streiften.

Während der Werwolf über all das nachdachte, ließ er Ivy nicht aus den Augen. Was sie nun wieder vorhatte? Plötzlich sah er, wie Ivys Konturen verwischten, und schon war sie verschwunden. Nur ein Hauch von Nebel zog unter dem Türspalt hindurch.

Seymour schüttelte den Kopf. Erstaunlich. So schnell hatte Ivy also auch diese Fähigkeit der Vyrad übernommen. Es ärgerte ihn, dass er ihr auf diese Weise nicht folgen konnte. Ihm wäre Alisas Werkzeug lieber gewesen. Eine Tür, die geöffnet wurde, und durch die er hätte schlüpfen können. Für einen Moment stieg Zorn in ihm auf, und er hätte sich am liebsten gegen die Tür geworfen, um sie aus den Angeln zu schlagen. Man durfte die Kraft eines Werwolfes nicht unterschätzen, doch der Lärm, der dabei entstehen würde, hätte vermutlich unangenehme Folgen. Zumindest würden einige Vyrad angelaufen kommen, was weder ihm noch Ivy recht sein konnte. Und vermutlich war es auch nicht in ihrem Sinn, wenn er für jeden sichtbar vor dem Tor verharrte. Also zog er sich über den Hof zurück und suchte sich eine Ecke, in der er nicht so leicht entdeckt werden konnte, von der aus er aber beide Türen im Auge hatte, die in die Kirche führten.

Er musste nicht lange warten, da konnte er sich bereits zu seiner Vorsicht beglückwünschen. Es kam jemand. Ja, da näherte sich eine Gestalt vom Pump Court her, deren unhörbarer Schritt sie als Vampir auswies. Genauer gesagt als Vampirin. Und sie war ihm wohl bekannt. Seymour erwog, sein Versteck zu verlassen und sich ihr anzuschließen, entschied dann aber, erst zu beobachten, was sie so alleine hier vorhatte. Doch nicht etwa das Gleiche wie Ivy? Und gar aus demselben Grund, den er immer noch nicht kannte?

Seine Augen folgten der Vampirin, bis sie tatsächlich vor dem verschlossenen Tor zur Templerkirche stehen blieb. Sie zögerte und sah sich verstohlen um. Aha, auch sie hatte vor, etwas zu tun, was die Vyrad nicht schätzten und nicht erfahren sollten.

*

Alisa schlenderte über den Hof. Leo und die anderen hatten sich für den Rest der Nacht zum Üben in den Keller verzogen. Zu gern hätte sie gewusst, was sie dort unten trieben, doch sie hütete sich, auch nur in die Nähe des Kellers zu kommen! Lieber würde sie sich die Zunge abbeißen, als Leo zu fragen oder gar von ihm beim Spionieren erwischt zu werden. Nein, es war wohl besser, wenn sie sich von ihm fernhielt. Sie musste den Schmerz nicht noch vergrößern, indem sie sich seinem eisigen Blick aussetzte oder zusah, wie er mit Ivy turtelte.

Bei dem Gedanken daran fühlte sich Alisa so schlecht, dass sie schnell versuchte, nicht mehr an Leo zu denken. Sie überlegte, was die anderen aus ihrer Gruppe jetzt taten, wo das Dinner vorüber war. Alisa hätte nichts lieber gemacht, als weiterzutrainieren – an andere Dinge, die sie noch lieber tun wollte, erlaubte sie sich nicht zu denken –, aber Tammo und Fernand hatten Einspruch erhoben.

»Nach diesen tödlich langweiligen Vorträgen in der Halle müssen wir uns erst einmal erholen«, sagte Tammo bestimmt und Fernand nickte zustimmend.

»Alisa, das geht sonst über unsere Kräfte«, bestätigte der Pyras. »Wir müssen erst unseren Kopf auslüften, dann können wir uns wieder treffen und von mir aus in der letzten Stunde vor Sonnenaufgang noch ein wenig üben.«

Marie Luise war in diesem Punkt natürlich auch keine Hilfe. Sie schwieg sich aus und begnügte sich damit, den anderen eine abweisende Miene zu zeigen. Nicht einmal Malcolm sprach ein Machtwort. Vielleicht war das auch nicht seine Aufgabe.

Und schon waren die beiden Freunde verschwunden, um sich irgendwo in London herumzutreiben und wer weiß was anzustellen. Marie Luise wandte sich ab und trippelte in ihrem engen Rock davon.

Alisa sah Malcolm fragend an. »Was machen wir bis dahin?«

Er wand sich ein wenig. »Also, wenn du nichts dagegen hast, dann würde ich mich solange entschuldigen. Ich werde rechtzeitig zurück sein, um mit euch zu üben.«

»Du willst nicht, dass ich mit dir komme«, stellte sie enttäuscht fest.

»Nein, so ist es nicht«, wehrte er ab, doch es war klar, dass er anders dachte. Alisa wusste es nur zu genau. Zu deutlich konnte sie in seinen Gedanken lesen. Es war Segen und Fluch, so gut von den Dracas gelernt zu haben. Das Bild eines weitläufigen Parks blitzte in seinem Geist auf, dann die goldene Figur eines auf einem Thron sitzenden Mannes unter einem hoch aufragenden Baldachin. Von Weitem wirkte das Dach wie eine Kirchturmspitze. Ein Dutzend Stufen führten von allen vier Seiten zu dem riesigen Denkmal hinauf, das von einem vergoldeten Stafettenzaun umgeben und an den vier Ecken von weißen Skulpturengruppen bewacht wurde.

Obwohl Alisa diesen Ort und das Denkmal noch nie gesehen hatte, wusste sie nun, was Malcolm vorhatte und warum er sie nicht mitnehmen wollte, auch wenn er sicher nicht hoffen konnte, Latona ausgerechnet heute Nacht dort anzutreffen. Nein, er wollte einfach mit seinen Gedanken allein sein, in Erinnerungen schwelgen und sich der Hoffnung hingeben, dass alles gut werden würde.

»Du willst zu diesem Denkmal im Park, eurem Treffpunkt, nicht wahr?«

Malcolm fragte nicht, woher sie das wissen konnte. Er nickte nur und sah sie um Verständnis bittend an.

»In die Kensington Gardens, zum Albert Memorial, das Königin Victoria zu Ehren ihres verstorbenen Gatten errichten ließ. Sie hat ihn über alles geliebt und ist nie über seinen frühen Tod hinweggekommen. Ja, sie ist geradezu erstarrt und hat das Land und ihre Aufgaben als Königin jahrelang völlig vernachlässigt, sehr zum Missbehagen ihres Premierministers und ihrer Regierung.« Malcolm sah versonnen drein. »Was für eine außergewöhnliche Liebesgeschichte. So etwas findet man bei gekrönten Häuptern sonst nicht, die – mehr noch als andere Aristokraten – nur aus machtpolitischen Gründen ihre Ehen schließen. Königin Victoria ist in allem anders. Sie hat ihrem Volk stets eine vorbildliche Familie vorgelebt ohne Verschwendungssucht, Exzesse und Skandale, für die die Georges auf dem Thron vor ihr berüchtigt waren. Und auch Alberts Familie ließ keinen Skandal aus.« Malcolm schwieg und hing seinen Gedanken nach.

Alisa unterdrückte ein Seufzen. »Geh nur. Ich sehe dich dann eine Stunde vor Sonnenaufgang.«

Er nickte erleichtert. Da fiel Alisa noch etwas ein.

»Wie bin ich heute Morgen eigentlich in meinen Sarg gekommen? Ich kann

mich gar nicht mehr erinnern. Habe ich es tatsächlich geschafft, die Treppe bis zu meiner Kammer hinaufzusteigen, obwohl die Sonne schon über dem Horizont stand?«

Malcolm grinste. »Nein, ganz so war es nicht. Du bist auf der Treppe zusammengebrochen und ich habe dich dann in deine Kammer getragen und in deinen Sarg gebettet.«

»Danke, das ist sehr nett von dir«, sagte Alisa und sah bei der Vorstellung verlegen zu Boden.

»Ich konnte dich ja schlecht auf der Treppe liegen lassen, oder?«

»Trotzdem danke – und viel Erfolg bei dem, was du vorhast.«

Malcolm verabschiedete sich und schritt davon. Alisa sah ihm nach, bis er am Ende des Fountain Court um die Ecke verschwand.

Was sollte sie nun mit ihrer Zeit anfangen, bis er zurückkam? In die Bibliothek gehen und in einem der zahlreichen Rechtsbücher lesen? Überraschenderweise hatte sie überhaupt keine Lust darauf. Ziellos schlenderte sie in den Höfen umher, bis sie schließlich vor der Templerkirche stand. Wieder fühlte sie die ungewöhnliche Schwingung, die nicht ganz zu der alten Kirche passte.

Alisa sah sich um. Es war keiner der Vyrad zu sehen. Ob sie einen Blick hinein wagen sollte? Malcolm hatte ihr zwar zu verstehen gegeben, dass die Vyrad es nicht gern sehen würden, aber offiziell hatte niemand den Erben verboten, die Kirche zu betreten. Vermutlich, weil die Vyrad gar nicht daran dachten, dass die kirchlichen Mächte die Erben nun nicht mehr fernhalten konnten.

Andererseits, was konnte es in dieser alten Kirche schon geben, das es wert wäre, verborgen zu bleiben? Vielleicht hatte sie das alles falsch verstanden. Und außerdem brauchte sie sich ja nicht erwischen lassen.

Alisa trat auf die Tür zu und zog ihr Diebeswerkzeug hervor, das sie schon bei manch verschlossener Tür erfolgreich eingesetzt hatte. Sie führte die beiden Haken geschickt in das Schloss ein, hielt dann aber inne. Die Tür war zwar verschlossen, doch spürte sie ganz deutlich, dass sich jemand in der Kirche aufhielt. Lautlos zog sie die Haken zurück und eilte zur Seitentür, die in den Chor führte, doch auch sie war verschlossen.

Alisa zögerte. Sollte sie dennoch hineingehen? Sie lauschte, konnte aber keinen Laut von drinnen erhaschen, und auch die Witterung des alten Mannes, die sie wahrnahm, war viele Stunden alt.

Alisa beschloss, es zu wagen. Sie kehrte zu der älteren Tür am runden Kirchenschiff zurück und öffnete das Schloss. So leise wie möglich schob sie die Tür ein Stück auf, schlüpfte hinein und ließ sie wieder hinter sich zugleiten. Alisa blieb hinter der geschlossenen Tür stehen und ließ den Blick schweifen. Durch die nicht allzu großen Fenster drang nur wenig Licht ins Hauptschiff. Der Chor dagegen war von Mondlicht erhellt. Steinerne Fratzen starrten sie von den Wänden ringsum an. Über ihr erhob sich das in Form eines Sechsecks angelegte Gewölbe.

Wieder hatte Alisa das Gefühl, sie sei nicht alleine in der Kirche, obgleich sie niemanden hören oder sehen konnte. Ein wenig zaghaft schritt sie an der Wand entlang, die mit Ziersäulen und Spitzbögen geschmückt war, zwischen denen die Köpfe zu ihr herab Grimassen schnitten. Jeder sah anders aus. Einer streckte ihr die Zunge heraus, der andere grinste höhnisch unter dicken Augenbrauen, ein dritter war im Ausdruck von Schmerz erstarrt, während ein Bär oder etwas Ähnliches ihm ins Ohr biss. Alisa folgte einmal dem Rund und wandte sich dann dem hellen Fleck im Innern der Säulen zu, die die Kuppel der Decke stützten. Wo das Mondlicht durch die obere Reihe der Rundbogenfenster auf den Boden traf, ruhten steinerne Gestalten.

Gräber? Zweifellos. Die Vamalia trat näher und betrachtete die Skulpturen der Ritter auf den Grabplatten, von denen einige seltsam verdreht wirkten, wie sie da in ihrer Rüstung mit gekreuzten Beinen dalagen. Eine ungewöhnliche Darstellung, die etwas aussagen wollte, was Alisa aber nicht verstand. Sie beugte sich zu einer der Skulpturen herab. Ein Earl of Pembroke. Der Name war schwer zu entziffern. William vielleicht?

Alisa richtete sich wieder auf. Der steinerne Ritter vor ihr war vergessen. Eine feine Witterung zog ihr in die Nase, die sie hier nicht erwartet hätte. Sie wirbelte herum. Es war noch immer niemand zu sehen, dennoch war sie nun überzeugt, nicht alleine in der Kirche zu sein. Und sie wusste auch, wer sich außer ihr noch eingeschlichen hatte.

»Ivy?«, sagte sie halblaut. »Wo bist du? Ich weiß, dass du hier drin bist. Du brauchst dich also nicht zu verstecken.«

Sie erhaschte einen silbrigen Glanz, dann trat Ivy hinter einer der Säulen im Altarraum hervor.

»Ich verstecke mich nicht. Ich sehe mir die Kirche der Tempelritter an«, sagte

sie kühl und kam auf die Vamalia zu. »Und was ist mit dir? Bist du aus Neugier hier oder aus Langeweile?«

»Beides«, gab Alisa zu und unterdrückte einen Seufzer.

»Oder suchst du ausgerechnet in einer Kirche Trost, nachdem dich Malcolm abgewiesen und versetzt hat?«

»Er hat weder das eine noch das andere getan!«, widersprach Alisa energisch. »Das könnte er nur, wenn ich mit ihm zusammen wäre, was ich nicht bin, wie du sehr wohl weißt. Ja, es gab eine Zeit, in der ich ein bisschen für ihn geschwärmt habe …«

»… in der du in ihn verliebt warst!«, korrigierte Ivy.

»Selbst wenn, das ist bedeutungslos. Jetzt schätze ich ihn als Freund. Er hätte mich sicher mitgenommen, wenn er nicht gerade versuchen würde, Latona aufzuspüren. Natürlich will er das alleine tun. Ich glaube zwar nicht, dass er so viel Glück hat, ihr heute Nacht zu begegnen, aber wenn, dann wäre es mehr als unpassend, wenn er mich an seiner Seite hätte. Was sollte Latona denken? Sie könnte die Situation missverstehen.«

Ivy lachte trocken auf. »Dass ausgerechnet du dir darüber Gedanken machst, ob Latona etwas an der Situation missverstehen könnte!«

»Ja, und? Natürlich denke ich darüber nach. Das kann mir doch nicht gleichgültig sein.«

Nun klang es eher nach einem Schnauben. »Es ist ja schön, dass du so sehr um Malcolms und Latonas Gefühle besorgt bist. Aber wie wäre es, wenn du dich einmal um deine eigenen Gefühle sorgen würdest und die der Vampire, denen du lieb und teuer bist? Du, die du früher jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen wolltest, unterstellst denen, die dir nahestehen, was dir der erste Schein eingibt, ohne ihn auch nur zu hinterfragen. Du nimmst es einfach hin und schließt dich mit deinem Schmerz ein. Du hast bei den Dracas gelernt, vor allen deine wahren Gedanken und Gefühle zu verbergen – auch wenn es dir bei mir nicht gelingt –, aber es ist nicht immer von Vorteil, diese Fähigkeit so perfekt einzusetzen!«

Alisa öffnete und schloss ein paar Mal tonlos den Mund. Darauf wusste sie nichts zu sagen, und als ihr ein paar Fragen einfielen, hatte sich Ivy bereits abgewandt. Sie schritt an den Grabplatten vorbei und hielt dann kurz inne, um eine von ihnen zu betrachten. Alisa ließ sich von dem Thema ablenken, über das nachzudenken sie vielleicht zu sehr schmerzte, und sagte stattdessen:

»Was für seltsame Skulpturen. Ich habe noch nie Ritter in dieser Haltung mit gekreuzten Beinen gesehen.«

Ivy warf ihr einen Blick zu, den Alisa nicht zu deuten wusste. »Es ist nur ein Symbol dafür, dass sie am Kreuzzug teilgenommen haben. Sie waren Teil des großen Heeres, das nach Palästina zog, um die heiligen Stätten mit Feuer und Blut von den ungläubigen Mauren zu säubern. Viele der Templer begleiteten diese wogende Masse aus Bauern, Bettlern und Abenteurern, ja selbst Frauen und Kindern, die alles andere waren als ein Heer. Vielleicht gehörten die Templer zu den wenigen, die tatsächlich zu kämpfen verstanden und denen es zu verdanken ist, dass überhaupt ein Teil der Kreuzfahrer das Heilige Land erreichte. Dennoch verlor bestimmt die Hälfte bereits unterwegs bei Überfällen oder durch Krankheit und Schwäche ihr Leben. Der Rest ließ sich dann im Heiligen Land bereitwillig von den Sarazenen töten.« Ivy schüttelte den Kopf. »Wie viel sinnlose Gewalt und sinnloses Sterben. Immerhin wurden überall die Tapferkeit und der heldenhafte Kampf der Templer gerühmt. Egal, was für Verbrechen und absurde Sünden man ihnen später vorwarf, um den Orden zu zerstören, der dem Papst und manchem Herrscher zu eigenständig und zu mächtig geworden war – ihren Mut und ihren virtuosen Umgang mit dem Schwert hat nie einer angezweifelt.«

Alisa sah auf den Earl of Pembroke herab und versuchte sich den seltsamen Kriegszug vorzustellen, von dem Ivy gesprochen hatte. Und all das im Zeichen des Kreuzes und für den einen Gott, an den sie glaubten! Wobei die Mauren natürlich ebenfalls an ihren Gott glaubten und dass sie im Recht seien.

Alisa schüttelte den Kopf. Nein, wenn es um ihren Glauben ging, konnte sie die Menschen nicht verstehen. Schon alleine die Anzahl der in ihrer Pracht wetteifernden Kirchen, die überall in den Himmel ragten und dann das Volk, das hungerte und fror, während ihnen die Priester von der Kanzel herab verkündeten, im Himmelreich würden sie für ihr Leiden belohnt. Und das womöglich aus dem Mund eines fetten Bischofs, der in Samt und Seide gekleidet wie ein Fürst in Reichtum schwelgte und sich jeden Tag mit Köstlichkeiten vollstopfte und teuren Wein in sich hineingoss. Die Vamalia konnte es nicht fassen, dass das Volk den Schwindel nicht durchschaute und ihm ein Ende bereitete.

Ivy hob die Schultern. Offensichtlich hatte sie Alisas Gedanken verfolgt. »Was erwartest du von Menschen?« Ihre Stimme klang ungewöhnlich verächtlich.

Überrascht sah Alisa auf und erschrak vor Ivys abweisendem Ausdruck.

»Wollen wir uns noch ein wenig umsehen?«, schlug Alisa vor, doch Ivy lehnte ab.

»Ich muss gehen.«

»Wohin? Was hast du vor?«

Für einen Moment dachte Alisa, sie würde ihr nicht antworten, doch an der Tür drehte Ivy sich noch einmal um. Ihr Blick wirkte seltsam verschleiert, so als wäre ihr nicht klar, dass sie mit Alisa sprach.

»Ich muss noch einmal in die Bibliothek des Inner Temple. Mir ist eben etwas klar geworden. Ich weiß nun zumindest, wonach ich suche.«

Und noch ehe Alisa eine Erklärung für die rätselhaften Worte verlangen konnte, war Ivy verschwunden. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, die nun nicht mehr verschlossene Tür aufzuziehen. Sie schien einfach durch sie hindurchzutreten. Nur ein Hauch von Nebel blieb zurück und löste sich dann auf.

Alisa schwankte zwischen Staunen und Neid. Das hatte sie bei Ivy noch nie gesehen. War das ein Talent, das sie ihnen bislang verschwiegen hatte, oder gehörte es zu den Fähigkeiten, die sie in diesem Akademiejahr von den Vyrad lernen konnten? Vielleicht war es das, was Leo und die anderen im Keller so eifrig übten? Was für eine wundervolle Sache!

Hatte Ivy es etwa in nur einer Nacht geschafft, das zu erlernen? Wieder dieses ungläubige Gefühl, in das sich eine gute Portion Neid mischte. Kein Wunder, dass Leo sich immer noch zu ihr hingezogen fühlte.

Nein, das hatte sie nicht denken wollen. Das öffnete dem Schmerz wieder Tür und Tor und entfachte unschöne Gefühle, die sie Ivy gegenüber nicht empfinden wollte. Und doch stiegen böse Worte in ihr auf.

So unschuldig und zart ihr Äußeres wirkt, so durchtrieben und berechnend ist sie im Innern. Sie hat ihre Macht und ihre Magie genutzt, um Leo zurückzugewinnen. Um ihn zu verblenden und ihn mir zu stehlen. Wie sonst könnte er sich in den wenigen Wochen so sehr verändern? Wie seine Schwüre vergessen, die heißen Gefühle und das Glück, das er mit mir erlebt hat?

Die Vamalia schüttelte sich, um die böse Stimme in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen. Nein, so war es sicher nicht. Wenn, dann waren beide nicht unschuldig daran.

Ihr fielen Ivys Worte wieder ein. Wäre es möglich, dass sie das meinten, was

man beim ersten Hören verstand? Wie könnte das alles nur ein Missverständnis sein? Versuchte die Lycana sie zu trösten oder ihr Sand in die Augen zu streuen? Auch Ivy hatte sich verändert, nicht nur Leo, und nicht zu ihrem Vorteil, musste sich die Vamalia eingestehen.

Tief in Gedanken schritt sie vom Kirchenschiff in den neueren, für diese Kirche viel zu großen Chor. Ein seltsames Gefühl ließ sie innehalten. Es kam von weiter vorn, irgendwo am Altar, was sie nicht verwunderte. War das doch der heiligste Ort jeder Kirche. Und dennoch war es nicht das schmerzhafte Ziehen, das ihr die Macht der Kirche stets bereitet hatte. Es war ein anderes Gefühl, das sie nicht kannte. Alisa trat noch ein Stück näher. Sie konnte sich das nicht erklären. Abwartend blieb sie stehen und schloss die Augen. Sie überließ sich ganz dem unbekannten Gefühl und den Gedanken, die in bunten Fetzen um sie aufstiegen. Es war ein seltsames Durcheinander, das sie nicht zu deuten wusste. Doch sie spürte eine gewaltige, bodenlose Traurigkeit. Alisa sank auf die Knie. Erstaunt öffnete sie die Augen und ließ den Blick schweifen. Sie konnte sich nicht erklären, woher dieses Gefühl kam. Und dennoch brannten ihre Augen, als könnte sie Tränen vergießen.

Eine ganze Weile kniete Alisa reglos vor dem Altar und gab sich der Verwirrung und der Trauer hin. Dann erhob sie sich. Sie fühlte sich schwach und ausgelaugt.

Ob Ivy das auch gespürt hatte? Waren diese Empfindungen der Grund, warum sie so eilig in die Bibliothek wollte?

Alisa schleppte sich zur Tür, schlüpfte hinaus und verschloss sie dann wieder hinter sich. Sie blieb unter dem Kreuzgewölbe der wie ein Baldachin erbauten Vorhalle stehen und sah sich um. Noch immer war keiner der Vyrad zu entdecken. Rasch huschte sie über den Platz. Sie war plötzlich überzeugt, dass ihre Gastgeber sehr ungehalten reagieren würden, sollten sie von ihrem Eindringen in die Kirche erfahren. Sie wusste nur nicht, warum. Und natürlich war es schwierig, danach zu fragen, ohne sich zu verraten. Dennoch musste sie mehr erfahren, so viel war klar. Wenn Malcolm zurückkam, wollte sie ihn unauffällig ausfragen. Oder war es besser, mit Ivy darüber zu sprechen? Wenn irgendjemand etwas darüber wusste, dann die Lycana. Nur, würde sie auch bereit sein, dieses Wissen mit ihr zu teilen?

Noch vor einem Jahr hätte sie diese Frage im Brustton der Überzeugung bejaht.

Ivy war ihre Freundin. Natürlich würde sie ihr Wissen mit ihnen teilen.

Aber heute? Heute spürte sie Zweifel. Nicht nur an Ivys Offenheit. Sie zweifelte an allem, an ihren Freunden, an deren Gefühlen und ihrer Ehrlichkeit, und am meisten zweifelte Alisa an sich selbst. Vielleicht war es gut, dass die letzte Stunde der Nacht anbrach und sie sich nun auf ihre Übungen konzentrieren musste. Da blieb zum Grübeln keine Kraft und keine Zeit.

DIE MAUERN VON JERICHO

Am nächsten Abend sollten die Erben die Arbeit an ihren Fällen fortsetzen. Malcolm kehrte mit seiner Gruppe noch einmal zur Kirche St. Dunstan in the West zurück, um die unterirdischen Gänge zu untersuchen – falls es diese nach den umfangreichen Umbauten entlang der Fleet Street überhaupt noch gab!

Rowenas Gruppe wollte sich natürlich noch einmal im House of Correction umsehen und, wenn sie im Archiv mit den Aktenbergen nicht vorankamen, die Wächter ausfragen. Nachdem Malcolms Gruppe mit dieser Taktik so reibungslos an jede Menge Informationen gelangt war, sollte ihnen das ja wohl auch gelingen. Sie versammelten sich gerade im Hof, als Luciano bemerkte, dass Ivy sich entfernte, dicht gefolgt von Seymour. Er lief ihr hinterher und passte sie ab, als sie den Durchgang zum Pump Court durchquerte, mit dem der Bezirk des Inner Temple begann.

»Ivy, wo willst du hin? Wir gehen noch einmal zu dem Gefängnis, um mehr über unseren Fall herauszubekommen.«

Ivy wandte sich um. Sie lächelte nicht. »Ja, sicher. Das ist eure Aufgabe.« Sie machte keine Anstalten, ihm zu folgen.

»Kommst du denn nicht mit?«, drängte Luciano. »Du gehörst doch zu unserer Gruppe.«

Ivy schüttelte den Kopf. »Ich bin nur eine Unreine, schon vergessen?«

»Vergessen, nein, aber an so etwas denke ich nicht. Du gehörst zu uns und wir nehmen dich gerne mit.«

»Das ist sehr nett von dir, Luciano, aber ich habe heute Nacht etwas anderes vor. Ihr könnt gerne Seymour mitnehmen, wenn ihr möchtet.«

Der Wolf schien von dem Vorschlag nicht besonders angetan. Das konnte selbst Luciano sehen, der nicht behaupten konnte, sich mit der Psyche des Werwolfs auszukennen. Es war klar, dass Ivy den Vorschlag nicht machte, um Luciano und den anderen zu gefallen, sondern weil sie Seymour bei ihrem Vorhaben nicht dabeihaben wollte.

»Du warst auch gestern fast die ganze Nacht weg«, stellte Luciano fest, »während wir gezwungen waren, all die elend langen juristischen Vorträge und

Streitgespräche bei diesem sogenannten Dinner zu ertragen.«

»Tja, es muss auch Vorteile haben, nur eine Unreine zu sein«, gab Ivy zurück. Luciano zögerte noch immer, bis Ivy ihm einen kleinen Stoß gab.

»Nun geh zu den anderen zurück und tu, was die Vyrad von dir verlangen. Ihr werdet es auch ohne meine Hilfe schaffen, herauszufinden, welcher Fall gemeint ist. So viele Prozesse mit irischen Widerstandskämpfern und einstürzenden Mauern wird es ja wohl nicht gegeben haben!«

Die Art, wie sie mit ihm sprach, erinnerte Luciano fast ein wenig an Leo. Es kränkte ihn, aber er sagte nichts. Wenn Ivy lieber ihre eigenen Wege ging, dann war das ihr gutes Recht.

Er wandte sich ab. Auf halbem Weg drehte er sich noch einmal um. »Kommst du mit uns, Seymour?«

Zu seiner Überraschung trottete der Wolf hinter ihm her. Luciano bildete sich nicht ein, dass er dies aus Freundschaft tat. Gab es etwa ein Zerwürfnis zwischen Ivy und ihrem Bruder, das ihn beunruhigen sollte? Er versuchte, Seymours Geist zu erreichen, um ihn zu fragen, was los war, doch entweder gelang es ihm nicht, sich verständlich zu machen, oder der Wolf zog es vor, seine unausgesprochenen Fragen zu ignorieren.

»Können wir nun endlich gehen?«, fragte Karl Philipp unwirsch.

»Aber ja«, entgegnete Luciano. »Wer konnte schon ahnen, dass ausgerechnet du es so eilig hast, an unserem Auftrag weiterzuarbeiten.«

Der Dracas brummte nur abfällig. Es war allen klar, dass er nicht deshalb drängte. Er suchte nur nach einem Grund, unfreundlich zu sein. Luciano sah sich nach Clarissa um, konnte sie aber nirgends entdecken.

»Suchst du deine Liebste?«, fragte Franz Leopold leise.

»Ja. Hast du gesehen, wo sie hingegangen ist, während ich mit Ivy gesprochen habe?«

Leo schüttelte den Kopf. »Sie ist gar nicht mit in den Hof gekommen. Sie hat bereits unter der Eingangstür kehrtgemacht.«

Luciano stöhnte. »Könnt ihr noch einen Augenblick warten? Ich muss sie suchen.«

Franz Leopold hielt ihn am Arm fest. »Nein, das musst du nicht. Wenn sie beschlossen hat, hierzubleiben, dann solltest du das respektieren. Die anderen Servienten bleiben auch im Temple.«

»Clarissa ist aber keine Servientin«, brauste Luciano auf.

Der Dracas zuckte mit den Schultern. »Nenne es, wie du willst. Tatsache ist, dass sie noch über keine der magischen Fähigkeiten verfügt, die wir uns im Laufe der vergangenen Jahre angeeignet haben, und die wir heute Nacht brauchen werden. Dachtest du daran, ihr das Haupttor zu öffnen? Nein? Das bedeutet, sie müsste alleine oder mit Karl Philipp draußen warten – es sei denn, du willst ihr Gesellschaft leisten und uns die Arbeit alleine tun lassen.«

Wider Willen musste Luciano Leo recht geben. Keine der Möglichkeiten gefiel ihm, und Ivy war dieses Mal auch nicht mit dabei, um bei Clarissa zu bleiben.

»Na gut«, gab Luciano nach. »So habe ich eine Weile Zeit, um mir zu überlegen, wie ich sie später wieder versöhnlich stimme.« Er unterdrückte einen Seufzer.

Die Erben folgten zügig den ihnen nun schon vertrauten Straßen nach Clerkenwell. Während Rowena und Mervyn angeregt plauderten, hing Luciano seinen düsteren Gedanken nach.

»Nichts als Schwierigkeiten!«, sagte Leo nach einer Weile. »Sollen das etwa die Freuden der Liebe sein? Hättest du sie gewandelt, wenn du all das vorher gewusst hättest?«

Luciano wollte ihn schon wütend anfahren, doch er schluckte seinen Ärger hinunter. Ausnahmsweise machte sich Leo nicht über ihn lustig oder weidete sich an seinen Schwierigkeiten. Sein Ton sprach davon, dass er die Frage ernst meinte. Ja, es klang sogar ein wenig Schmerz darin.

Luciano nahm sich Zeit und dachte darüber nach, ehe er ihm antwortete.

»Ja, ich würde es wieder tun. Natürlich wünschte ich mir, es wäre einfacher und wir würden uns verstehen, doch vielleicht gehören die schweren Zeiten einfach dazu, um später das reine Glück der Liebe genießen zu können.«

Leo hob die Augenbrauen. »Daran glaubst du? Dass du das mit Clarissa erreichst?«

Wieder überlegte Luciano erst eine Weile, ehe er nickte. »Ja, ich glaube fest daran. Meine Liebe zu ihr ist unverändert. Das hat nichts damit zu tun, dass ich mich manchmal über sie ärgere. Ich heiße auch nicht alles gut, was meine Freunde sagen oder tun. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass ich unsere Freundschaft infrage stelle.«

Leo nickte nachdenklich. »Fast möchte ich dich um dein unerschütterliches

Vertrauen beneiden, doch ich fürchte, es ist auch ein wenig naiv. Was nützt die eigene Beständigkeit, wenn die Laune des anderen sich ändert wie das Wetter und die Schwüre von gestern plötzlich vergessen sind?«

Für einen Moment konnte Luciano den tiefen Schmerz fühlen. Doch hatte nicht Leo sich von Alisa abgewendet? Oder sprach er noch von Ivy und ihrer Zeit in Irland, wo sie sich verliebt und wieder entzweit hatten? Er war verwirrt. Doch ehe er Leo weiter fragen konnte, hatten sie das Gefängnis erreicht und hatten anderes zu tun.

Sie überwanden die Mauer wieder als Fledermäuse, während Karl Philipp in schlechter Laune mit Seymour draußen zurückblieb. Rowena half den anderen ins Innere des Gebäudes, da keiner von ihnen es für sinnvoll hielt, hier und jetzt zu testen, ob sie die neue Fähigkeit schon so gut beherrschten. Sie suchten direkt den Archivraum auf, den sie beim letzten Mal entdeckt hatten.

»Sollen wir uns wirklich in diesen Haufen stürzen?«, fragte Mervyn, während sein Blick über die Papierberge wanderte, in denen keine Ordnung zu erkennen war.

Luciano zog einen Aktenordner aus dem Regal und begann darin zu blättern. »Das sind Fälle aus dem Jahr 1876.« Er schob ihn zurück und versuchte es halbherzig auf der anderen Seite des Regals. »1865«

Im nächsten Regal fand er Ordner von 1840, 1878 und einen Stapel ungeordneter Blätter, die aus dem vorherigen Jahrhundert stammten. Luciano stopfte den Stapel noch unordentlicher zurück.

»Ich bin dafür, die Wächter zu befragen. Selbst wenn wir uns jeden Einzelnen vornehmen, geht es schneller, als diesen Raum zu durchforsten – falls dies überhaupt alle Akten sind, die es hier gibt. Womöglich schlummern noch weitere Berge auf den Dachböden.«

Franz Leopold nickte zustimmend und schenkte dem Nosferas ein übertrieben freundliches Lächeln. »Möchtest du die Befragung übernehmen?«

Luciano wich einen Schritt zurück. »Äh, ich dachte, das ist eher dein Spezialgebiet – Leuten das zu entlocken, was sie eigentlich nicht sagen wollen. Wenn einer etwas herausbekommen kann, ohne dass es Aufregung und Geschrei gibt, dann du.« Die anderen nickten und sahen ihn erwartungsvoll an.

Leo legte die Hand an die Brust und verbeugte sich mit einem eleganten Kratzfuß. »Euer Vertrauen ehrt mich, liebe Freunde. Ich verspreche, mein Bestes

zu geben. Möchte mich jemand bei dieser für unseren Erfolg so entscheidenden Mission begleiten?«

Luciano war sofort dabei, während Mervyn und Rowena bereitwillig zustimmten, sich währenddessen weiter im Archiv umzusehen.

Der erste Wächter, den sie alleine erwischten, war noch recht jung, dennoch versuchte der Dracas sein Glück. Mit ausgesuchter Höflichkeit erkundigte er sich nach einem Fall, auf den die Kriterien ihres Auftrags passten, doch der pickelige junge Mann starrte sie nur mit glasigem Blick an und schüttelte verständnislos den Kopf.

»Der taugt nichts«, stellte Luciano fest. Leo pflichtete ihm bei und entließ den Wächter wieder in seinen Dienst. Der Nosferas sah ihm nach, wie er mit unsicherem Schritt davonstakste.

»Und er kann sich nicht einmal mehr daran erinnern, uns getroffen zu haben?«

Leo nickte. »Sonst habe ich etwas falsch gemacht. Doch davon gehe ich nicht aus. Es ist recht leicht bei Menschen. Das kannst du nicht damit vergleichen, den Geist eines anderen Vampirs zu manipulieren. Menschen sind so einfältig, das würdest du auch hinbekommen.«

»Danke.« Luciano zog eine Grimasse.

»Das war als Kompliment gemeint!«

Luciano sah den Dracas misstrauisch von der Seite an. »Das bin ich von dir nicht gewöhnt.«

»Schon möglich«, murmelte Leo. Er blieb stehen und fasste sein nächstes Opfer ins Auge. »Ich glaube, der ist richtig. Was meinst du, wie alt der ist? Mindestens sechzig, würde ich sagen. Wenn er also schon länger hier arbeitet, müsste er etwas wissen.«

Forschen Schrittes trat Franz Leopold auf den Wächter zu, dessen Blick schon ein wenig glasig wirkte, ehe der Dracas seinen Geist überhaupt berührte. Die Ursache war schnell klar. Als sie näher traten, schlug ihnen eine scharfe Ginfahne entgegen. Angewidert verzog Luciano das Gesicht.

»Den würde ich nicht mal beißen, wenn man mich darum bittet!«

»Das würde dir auch nicht bekommen«, vermutete Franz Leopold und trat einen Schritt zurück.

»Was ist?«

Auffordernd hob er die Hand. »Möchtest du dein Glück versuchen?«

»Ich?« Luciano zögerte. »Ich habe doch gar keine Erfahrung damit. Was, wenn ich es versaue?«

»Ach was. Bei der Menge Gin, die der heute Nacht schon geschluckt hat, wird er sich sowieso an nichts mehr erinnern. Und wenn es aus dem Ruder zu laufen droht, helfe ich dir.«

Luciano sah Leo misstrauisch an. Wollte er ihm vielleicht eine Falle stellen?

»Womit habe ich dieses Misstrauen nur verdient«, säuselte der Dracas.

»Das fragst du noch?«, knurrte Luciano. »Denk mal über dein Verhalten in den vergangenen Jahren nach!«

Der betrunkene Wachmann unterbrach die beiden. »Was wollt ihr denn hier?« Er ließ seinen Blick über ihre dunklen Fräcke bis zu den feinen Lederschuhen wandern.

»Ihr seht nicht so aus, als würdet ihr hierher gehören. Also, raus mit der Sprache, wie seid ihr hier hereingekommen? Feine junge Herren, die sich an unseren Gefangenen ergötzen wollen, äh? Ein wenig beim Auspeitschen zusehen, was?« Er schien zu überlegen. »Kommt darauf an, was ihr dafür zahlt. Dann könnte ich mir das direkt überlegen.«

»Lass mich raten, deine Währung ist flüssig und heißt Gin«, gab Leo mit falscher Freundlichkeit zurück.

»Schlaues Bürschchen«, grinste der Wächter und ließ seine schwärzlich verfaulten Zahnstumpen sehen. »Wo kommt ihr denn her? So wie ihr sprecht, seid ihr nicht in England geboren, und schon gar nicht in London!«

Die beiden gingen nicht darauf ein. »Er gehört dir«, sagte Leo und wich ein wenig zurück, um dem Gestank zu entgehen, der dem Mund des Mannes entströmte.

Luciano näherte sich vorsichtig seinem Geist und glitt hinein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Was für ein seltsames Durcheinander an Gedankenfetzen und Gelüsten! Es schien wirklich kinderleicht zu sein, ihn zu jeder möglichen Tat zu überreden.

Habe ich dir doch gesagt, bestätigte Leo, der ihn offensichtlich mit seinen Gedanken begleitete. *Menschen sind so einfach gebaut – und dieser hier ganz besonders. Vermutlich hat der Gin ihm die Hälfte seines Hirns schon zerstört.*

»Willst du uns nicht etwas erzählen?«, begann Luciano, nachdem er sicher war, dass er den Geist des Wächters fest im Griff hatte.

»Was denn?«, fragte der ein wenig undeutlich, aber bereitwillig, alles zu tun, was die beiden jungen Herren von ihm verlangten.

»Eine spannende Geschichte von irischen Widerstandskämpfern, die hier in euren Zellen eingesessen sind. Vermutlich vor etwa fünfzehn Jahren.«

Der Mann strengte sich wirklich an und dachte nach, was aber nur träge vonstattenging. »Da gibt es viele Fälle«, antwortete er unsicher. »Dieses Geschmeiß von Iren macht nichts als Ärger. Welchen Fall wollt ihr hören?«

Leo und Luciano sahen einander an.

»Ich sage nur: Posaunenstöße ließen die Mauern von Jericho einstürzen«, antwortete Luciano in einer plötzlichen Eingebung. Vielleicht konnte der Wächter mit diesem Hinweis ja etwas anfangen. Die beiden Vampire waren über die Intensität der Gefühle überrascht, die Lucianos Frage auslöste.

»Das meint ihr. Das war ja ein Ding! Diese verfluchten Fenier. Gott möge sie strafen und alle ausrotten. Katholisches Geschmeiß. Früher hat man sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Das sollte die Königin ruhig wieder einführen!«

»Der Fall«, erinnerte ihn Franz Leopold sanft.

»Ach so, ja. Es war am 13. Dezember 1867, als eine Handvoll dieser Fenier versuchte, zwei ihrer Kumpane zu befreien. Casey und Burke hießen die beiden, die bei den Aufständen in Irland verhaftet worden waren. Jedenfalls hatten sie den Plan, während der täglichen Hofstunde ein Loch in die Mauer zu sprengen. Dazu haben sie sich Schwarzpulver besorgt. Eine Menge Schwarzpulver!« Der Wächter kratzte sich am Kopf. »Ich weiß nicht mehr ganz genau, wie das war, aber mein Kumpel Brian hat am Morgen verdächtige Gestalten herumlungern sehen, als er zum Dienst kam, und den Direktor verständigt. Der hat dann angeordnet, dass die Exerzierstunde im Hof an diesem Tag ausfällt, bis die Sache geklärt ist. Aber irgendwie ist es den Feniern trotzdem gelungen, den Karren mit dem Schwarzpulver von der Corporation Lane drüben hierher zu fahren und vor der Mauer in Position zu bringen. Doch als sie die Lunte entzünden wollten, mussten sie feststellen, dass keiner ein Streichholz bei sich hatte.« Der Wächter lachte. »Schöne Revolutionäre, nicht?«

»Dann scheiterte ihr Plan?«, drängte Luciano.

Der Mann wurde wieder mürrisch. »Das kann man so oder so sehen. Sie sprachen einen jungen Burschen an, der an der Ecke zum Clerkenwell Close stand und rauchte, um ihn um Feuer zu bitten. Ja, und dann entzündeten sie die

Lunte.« Der Wächter schwieg betreten. Erinnerungen durchfluteten seinen Geist. Eigentlich brauchten Luciano und Franz Leopold nicht mehr zu fragen, dennoch sprach der Nosferas die Worte aus:

»Ist es ihnen gelungen, ein Loch in die Mauer zu sprengen?«

»Es war wirklich verdammt viel Schwarzpulver«, sagte der Wächter und schüttelte, von der Erinnerung gefangen, noch immer fassungslos den Kopf. »Wie konnte das nur passieren?« Er hob den Kopf mit einem Ruck und starrte die beiden Vampire an. »Ein Loch, sagt ihr? Die verdammte Explosion riss die gesamte Mauer in Stücke, das erste Haus hier drüben, wo jetzt das neue steht, und mehrere Nachbarhäuser auf der anderen Straßenseite. Neun Leute waren sofort tot, mehr als einhundert wurden verletzt. Arme und Beine wurden von der Wucht abgerissen, einige verloren ihr Augenlicht. Ich glaube, sechs der Verletzten sind später im Spital gestorben. Brian und ich kamen noch recht gut davon. Wir hatten nur ein paar Schnittwunden von den herumfliegenden Glassplittern.«

»Und die Attentäter?«, fragte Luciano, der sich wider Willen von den Gefühlen des Mannes berührt fühlte.

»Man hat sie gefasst, nur wenige Tage später. Da haben die Detektive von Scotland Yard tatsächlich mal was hinbekommen. Der Anführer Michael Barratt wurde aufgeknüpft. Es war übrigens der letzte zum Tode Verurteilte, der öffentlich vor dem Newgate gehenkt wurde. Die anderen drei – eine Frau war auch darunter – bekamen lebenslange Haft und sitzen vermutlich noch im Newgate. Na ja, die wussten schon, warum sie die nicht zu uns geschickt haben. Hier hätten sie unter uns Wächtern keine Freunde gefunden und sich vermutlich schon bald zu ihrem Anführer gesellt!« Zur Bekräftigung spuckte der Wächter den beiden Vampiren vor die Füße.

Luciano ließ den Blick schweifen. Nun, nachdem er wusste, wonach er Ausschau hielt, konnte er sich die Macht der Zerstörung vorstellen, die nicht nur die Mauer des Gefängnisses wie die Stadtmauer von Jericho in sich hatte zusammenstürzen lassen. Er sah die Schäden an den Gebäuden etwas weiter weg, die notdürftig geflickt, und die neuen Häuser, die an der Stelle der völlig zerstörten errichtet worden waren.

Die beiden Vampire sahen einander an. »Und? Bringen wir es zu Ende?«, erkundigte sich Franz Leopold in der alten Sprache der Vampire. »Eigentlich

haben wir alles erfahren, was wir herausfinden sollten.«

»Dann müssen wir nur noch dafür sorgen, dass unser Informant uns ganz schnell wieder vergisst.«

»Soll ich dir helfen oder willst du es alleine versuchen?«, fragte Leo, und wieder fiel Luciano auf, wie sehr sich der Dracas verändert hatte. Früher hätte es seine Unterstützung nur auf Kosten von Verachtung und Kränkungen gegeben.

»Danke, ich versuche es allein, aber wenn du bitte eingreifen würdest, falls ich es nicht hinbekomme?« Leo nickte ohne einen Kommentar abzugeben.

Der Wächter sah verdutzt von einem der jungen Herren zum anderen. Er hörte zwar ihre Worte, konnte sie aber nicht verstehen.

»Seltsame Sprache«, murmelte er. »Französisch ist das nicht. Das habe ich schon mal gehört.«

Luciano konzentrierte sich noch einmal auf den Geist des Mannes, um ihre Spuren zu verwischen. Er war dabei vielleicht ein wenig übereifrig, denn plötzlich verdrehte der Wächter die Augen und sackte mit einem Seufzer in sich zusammen. Luciano sprang erschrocken zurück.

»Was habe ich getan? Er ist doch nicht tot?« Er beugte sich über den Mann.

Franz Leopold wehrte mit einer lässigen Handbewegung ab. »Aber nein. Wobei das auch nicht tragisch wäre, finde ich. Ja, ich weiß, das sollen wir nicht, du brauchst mich nicht mit Vorwürfen zu überschütten. Der kommt schon wieder zu sich. Du hast seinen Geist nur etwas zu heftig in die Zange genommen, deshalb hat er das Bewusstsein verloren. Morgen merkt er nichts mehr davon. Komm, lass uns die anderen aus dem Staub ihres Archivs befreien.« Er stieg über den reglos daliegenden Wächter hinweg.

»Sollen wir ihn einfach so hier liegen lassen?«, wollte Luciano wissen.

»Warum nicht? Wenn seine Kumpane ihn finden, muss er sich vielleicht anhören, dass er in Zukunft weniger trinken soll. Und das kann nicht schaden, wenn du mich fragst.«

Die beiden Vampire suchten Rowena und Mervyn im Archiv auf, um ihnen die freudige Nachricht zu bringen, dass ihre Aufgabe gelöst war, doch auch die beiden waren nicht untätig gewesen und auf Unterlagen gestoßen, die sie zur Lösung des Falls geführt hatten.

»Da, seht euch das an!« Rowena reichte ihnen eine Mappe, in der Zeichnungen die Zerstörung der mächtigen Explosion festhielten. Weitere Blätter enthielten

Vorschläge zum Neuaufbau und deren Kosten. Außerdem lag eine Seite der *Times* bei, die über den Anschlag berichtete. Sie sprach von einhundertzwanzig verletzten Männern, Frauen und Kindern und von insgesamt fünfzehn Toten.

»Und dabei ist es ihnen nicht einmal gelungen, unsere Leute zu befreien«, bemerkte Mervyn. »Dilettanten!«

»*Unsere* Leute?«, wiederholte Rowena in ungewohnt scharfem Ton.

Mervyn hob die Schultern. »Na ja, so ungerechtfertigt sind die Forderungen der Fenier gar nicht. Die Iren wurden über Jahrhunderte von den Engländern ausgebeutet und unterdrückt. Sie haben sie von den fruchtbaren Böden im Osten unserer Insel immer weiter nach Westen getrieben, bis ihnen – umgeben von Mooren und rauer See – nichts anderes übrig blieb, als sich der Piraterie zuzuwenden. Ein paar Schafe in den Mooren reichen nicht zum Überleben!«

Rowena stemmte streitlustig die Hände in die Hüften. »Ach, dann sind wir es, die die Iren zu Räubern, Revolutionären und Piraten gemacht haben?«

»Ja! Wobei eure Königin Elisabeth ja gar nichts gegen Piraterie hatte, solange es die französischen und spanischen Schiffe waren, die aufgebracht wurden, und sie einen Anteil davon abkassieren konnte!«

Der Nosferas sah fassungslos zu Leo hinüber, der sich offensichtlich prächtig amüsierte. »Siehst du, Luciano, so viel zum Thema harmonische Liebesbeziehung!«

Luciano hieb mit der Faust auf den Tisch, dass die beiden Streitenden verstummten. »Jetzt reicht es aber! Habt ihr nichts Besseres zu tun, als euch über die Kriege und Streitereien der Menschen zu entzweien? Was geht uns das an?« Die beiden sahen einander betreten an.

Leo rollte die Zeichnungen über die Zerstörung des Gefängnisses und den Zeitungsartikel zusammen. »Gehen wir zurück und berichten Lord Milton von unseren Ergebnissen«, schlug er vor. Die anderen hatten nichts dagegen einzuwenden. Während sich drei der Erben wieder in Fledermäuse wandelten, um die Mauer zu überwinden, wählte Leo die Gestalt eines Adlers, um die Papiere in den Schnabel klemmen zu können.

Sie holten den nun noch mürrischeren Karl Philipp ab und machten sich auf den Rückweg. Seymour war nirgends zu sehen. Vermutlich war es ihm zu dumm geworden, mit dem Dracas hier draußen vor dem Gefängnis auf die anderen zu warten. Luciano bot Karl Philipp an, ihm ihre Ergebnisse detailliert zu berichten,

doch er fuhr den Nosferas nur an, er solle den Mund halten und ihn nicht mit Dingen belästigen, die ihn nicht interessierten. Luciano hob die Schultern.

»Dann halt nicht. Zu schade. Dabei kann selbst ein Dracas nett sein, wenn er sich Mühe gibt. Sieh dir Leo an!«

Karl Philipp schnaubte verächtlich. »Ja, ich beobachte Franz Leopold genau und sehe mit großer Sorge, wie er sich von einem stolzen Dracas in ein verweichlichtes Etwas verwandelt hat, das sich nicht einmal zu schade ist, etwas mit einer Vamalia oder – noch schlimmer – mit einer unreinen Lycana anzufangen. Schande über ihn! Ich scheue mich, ihn überhaupt noch einen Dracas zu nennen.«

Die anderen sahen ihn entsetzt, betreten oder mit Abscheu an.

Leo schüttelte den Kopf. »Offenbar gelingt es dir in deiner Sturheit tatsächlich, erfolgreich jeden positiven Einfluss von außen abzuwehren. Ich würde dir deinen Starrsinn ja ausprügeln, wenn ich nur Hoffnung haben könnte, etwas damit zu erreichen.«

Karl Philipp ballte die Fäuste. »Komm her! Versuche es nur!« Doch Leo schüttelte den Kopf.

»Nein, ich warte lieber ab. Vielleicht passiert ja doch noch etwas, das dir die Augen öffnet.«

»Und was sollte das sein?«, erkundigte sich Karl Philipp in gehässigem Ton.

Leo hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich will nur hoffen, dass es bald passiert!«

*

Während Franz Leopold, Luciano und der Rest ihrer Gruppe dem Geheimnis im House of Correction auf die Spur gingen, kehrten Alisa, Tammo, Fernand und Marie Luise mit Malcolm zur Kirche St. Dunstan in the West zurück.

Am Morgen waren die vier wieder kläglich bei dem Versuch gescheitert, den Drang der Todesstarre zu überwinden, und wieder hatte Malcolm Alisa zu ihrem Sarg gebracht. An sich war es ein schönes Gefühl, zu wissen, dass ihr keine Gefahr drohte, irgendwo zusammenzubrechen und dort bis zum Abend ungeschützt liegen zu bleiben. Hindrik, dessen Aufgabe wie immer darin bestand, die drei Vamaliaerben zu beschützen, war in diesem Fall leider machtlos, was ihm gar nicht gefiel. Aber es war Alisa schrecklich peinlich, jeden Abend hilflos in die Kammer getragen und in ihren Sarg gebettet zu werden. Sie

konnte es kaum erwarten, endlich Fortschritte zu sehen und nach Sonnenaufgang mit erhobenem Haupt und kräftigem Schritt ihre Kammer selbst aufsuchen zu können, statt jedes Mal in Malcolms Armen zusammenzubrechen.

Sie erreichten die Kirche und machten sich auf die Suche nach dem Zugang zum Untergrund. Während Malcolm sich ein wenig im Hintergrund hielt, stürzten sich Tammo und Fernand eifrig in die Suche. Das war genau nach ihrem Geschmack. Marie Luise tat mal wieder so, als gehe sie das Ganze nichts an, war aber immerhin bereit, sie zu begleiten, als Tammo mit einem Freudenschrei eine vermauerte Tür in einer Art Keller fand, in den sie über eine schmale Treppe vom Nebeneingang im Hof aus hinabstiegen. Der hintere Teil des Kellers sah aus wie ein mittelalterliches Gewölbe und war sicher sehr viel älter als der Kirchenneubau darüber. Vielleicht hatte er zur Krypta der alten Kirche gehört oder zu einer größeren Familiengruft im Kirchhof von St. Dunstan. Jedenfalls fanden sie dort in der Wand eine schwere Tür, die auf einen vermauerten Durchgang führte.

Tammo deutete auf die Mauer, die sich in Farbe und Struktur von den Wänden drumherum deutlich unterschied.

»Wollt ihr euch jetzt etwa durch eine Ziegelwand graben, hinter der vermutlich gar nichts zu finden ist?«, fragte Marie Luise abfällig.

»Wenn es sein muss«, gab Fernand zurück. Er klopfte gegen die Wand. »Es ist auf alle Fälle ein Hohlraum dahinter. Ob es der Gang ist, den wir suchen, wissen wir erst, wenn wir durch sind.«

»Es reicht ja, wenn wir erst einmal ein paar Ziegel entfernen«, schlug Tammo vor. »Dann können wir als Fledermäuse hindurchschlüpfen und mit unserem Echosinn erkunden, wie es dahinter weitergeht. Ich glaube kaum, dass es nur eine vermauerte Gruft ist. Seht ihr das kleine Loch hier zwischen den Ziegeln, wo der Zement zerbröckelt ist?«

Tammo hielt seine Hand darüber. Seine Augen funkelten vor Abenteuerlust. »Ich kann einen Luftzug spüren. Also los. Machen wir uns an die Arbeit.« Fernand sah sich bereits nach einem passenden Werkzeug um, während Tammo ein kleines Messer aus der Scheide zog, das er seit einiger Zeit am Gürtel trug. Vermutlich hatte Alisas Diebeswerkzeug ihn auf den Einfall gebracht, dass so manches Menschengerät durchaus praktisch sein konnte.

Tammo wollte sich schon ans Werk machen, als Alisa ihm Einhalt gebot.

»Wir könnten aber auch Malcolm bitten, sich drüben auf der anderen Seite ein wenig umzusehen, und uns zu sagen, ob sich die Mühe lohnt.«

»Und wie sollte das gehen?«

Tammo und Fernand sahen Alisa fragend an. Marie Luise hatte vermutlich nicht zugehört.

Malcolm erwiderte Alisas Blick. »Wie stellst du dir das vor?«

»Ich würde vorschlagen, du löst dich in Nebel auf, kriechst durch dieses winzige Loch und nimmst drüben wieder Gestalt an. Wenn es wirklich einen Gang dahinter gibt, lösen wir ein paar Steine und kommen als Fledermäuse nach.«

»Das kann er? Sich in Nebel auflösen?«, echoten die beiden Freunde und sahen Malcolm verblüfft an.

Alisa nickte. »Ja, davon bin ich überzeugt.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Malcolm nach, ohne ihren Verdacht zu bestätigen.

Alisa lächelte. »Ich habe eine gute Beobachtungsgabe und kann ziemlich gut kombinieren. Also, stimmt es nicht, dass dies – neben eurer Widerstandskraft gegen den Lauf der Sonne – eure herausragende magische Fähigkeit ist?«

Malcolm zögerte, doch dann nickte er. »Das ist richtig, aber es ist nicht so gedacht, dass ich meine Fähigkeit einsetze, um euch bei dieser Aufgabe zu helfen. Wir können sie alle zusammen später trainieren.«

»Und bis dahin schadet es nicht, wenn du sie uns einmal vorführst und einen Blick hinter die Mauer wirfst, ehe wir hier ein Dutzend Ziegel aus der Wand brechen müssen«, fuhr Alisa fort, und Malcolm gab tatsächlich nach.

Staunend sahen die vier zu, wie er sich auflöste und der Nebel durch das winzige Loch kroch. Selbst Marie Luises Interesse schien geweckt. Und als Malcolm wieder vor ihnen stand und verkündete, dass hinter der Wand tatsächlich ein Gang zu finden sei, stieß sie fast widerwillig hervor:

»Das will ich auch lernen, wenn du es mir beibringen kannst.«

Malcolm schenkte ihr ein Lächeln. »Ich werde mir die größte Mühe geben und ich denke, dass Vincent uns dabei mit all seinen Kräften unterstützen wird.«

»Das Kind«, wehrte Marie Luise ab.

Malcolm nickte. »Ja, er sieht aus wie ein Kind. Aber er vereint mehr Kräfte in sich als viele Vyrad, die älter und reifer wirken.«

Während Malcolm mit Marie Luise sprach, hatten die anderen bereits die ersten Steine gelockert und entfernt.

»Das müsste für eine Fledermaus reichen«, meinte Tammo, der die Größe des Lochs kritisch begutachtete. Seine Schwester stimmte ihm zu.

»Dann lasst uns gehen.« Fernand schickte schon einmal seine Ratte vor, ehe er sich verwandelte und sich als Fledermaus durch das Loch stürzte. Tammo folgte seinem Beispiel. Alisa wandte sich zu Marie Luise um.

»Kommst du mit oder willst du hier warten?«

»Du wolltest eigentlich sagen: Schaffst du es, dich in eine Fledermaus zu verwandeln?«, sprach Marie Luise Alisas Gedanken laut aus.

»Nun, du hast dich ja nicht gerade dadurch ausgezeichnet, dich bei den Akademiestunden sonderlich angestrengt zu haben.«

»Ich kann es aber dennoch«, schnappte sie zurück und ließ den Worten Taten folgen. Malcolm tat es ihr gleich, und so flogen fünf Fledermäuse den gewölbten, feuchten Gang entlang und untersuchten jede Abzweigung. Es war bald klar, dass sie in dem Stollensystem gelandet waren, von dem der Küster ihnen berichtet hatte. Ein Labyrinth aus Rinnen und Gängen, in dem der Polizeichef und seine Männer nach der Herkunft des Verwesungsgeruchs gefahndet hatten. Durch die Umbaumaßnahmen der Fleet Street endeten viele der älteren Abzweige in Sackgassen, die Erben erkannten aber auch neue Abschnitte, die mit dem Abwassersystem in Verbindung standen und bis in die Keller der neu errichteten Häuser führten, von wo sie das Abwasser in Rinnen entsorgten und zu einem Sammelkanal weiterführten. Es roch nicht sehr angenehm hier unten, aber sicher bei Weitem nicht so schlimm, wie es die Polizei damals vorgefunden hatte. Zumindest konnten die Vampire keinen Verwesungsgeruch ausmachen, der von mehr als ein paar toten Ratten kam.

Sie folgten einem Abzweig, der unter den Bell Yard führte – zumindest war Fernand davon überzeugt, dass sie sich genau unter dem Haus befanden, dessen Zugang er zuvor von der Kirche aus oberirdisch erkundet hatte, und keiner zweifelte seine Meinung an. Alisa war sich selbst recht sicher, dass die Lage stimmte, und Fernand war, was den Verlauf von unterirdischen Gängen anging, noch immer der unangefochtene Meister unter ihnen. Da der Zugang zum Keller auch hier vermauert war und es oben im Haus sowieso keine Fleischerei mehr gab, machten sie kehrt und begaben sich auf die Suche nach dem Haus des

mörderischen Barbiers. Auch hier hatte Fernand vorsorglich auf der Straße den Weg zum Haus mit der Nummer 186 abgeschritten und führte die Freunde nun an. An der richtigen Stelle angekommen, wandelten sie sich zurück und untersuchten den einzigen Kellerraum, der von dem alten Haus mit Anschluss an den Kanal geblieben war und der nun unter der neuen Straße lag. Das Haus selbst gab es nicht mehr und auch in dem neuen Keller, in den sie durch einen herausgebrochenen Ziegel spähten, konnten sie nichts Interessantes entdecken. Sie witterten in alle Richtungen. Nein, der Tod war hier schon lange nicht mehr zu Gast gewesen. Alles, was sie fanden, war der Kadaver einer Ratte. Ein wenig enttäuscht kehrten sie zur Kirche zurück und machten sich auf den Heimweg.

*

Ivy saß auf dem Steinboden, die Beine im Schneidersitz untergeschlagen. Sie hatte die Augen geschlossen und regte sich nicht. Es schien, als sei sie wie die Grimassen schneidenden Köpfe an der Wand zu Stein erstarrt. Doch anders als bei diesen war ihr Geist rege und schmiedete Pläne. Es gab ein Problem. Ein bislang unlösbar scheinendes Problem, für das sie einen Weg finden musste, sollten nicht alle anderen Überlegungen hinfällig werden. Aber wie konnte das gehen?

Für einen Moment fühlte sie sich verzagt. Warum sollte es ausgerechnet ihr gelingen, diese Hürde zu überwinden, wenn selbst der Meister in so unendlich vielen Jahren keine Möglichkeit gefunden hatte? War der ganze Einfall nicht vermessen? Täte sie besser daran, sich demütig zu fügen und den Platz einzunehmen, der ihr vom Schicksal zugedacht worden war?

Ivy riss die Augen auf. Sie sprang auf die Füße. Nein! Waren das überhaupt ihre eigenen Gedanken? Manches Mal war sie sich nicht mehr ganz sicher.

Sie wischte die Zweifel beiseite und schritt forsch durch die in Dunkelheit gehüllte Templerkirche, bis sie den Altar erreichte. Ihre Handflächen begannen zu kribbeln, als sie die Arme ausstreckte und mit den Fingern den einfachen Steinblock berührte, der direkt auf der Grabplatte stand. Sie musste es nicht sehen, um zu wissen, dass sie recht hatte, denn sie konnte ihre Aura ganz deutlich spüren. Ihre und die Schwingungen des hohlen mit einem Rest von Flüssigkeit gefüllten Kristalls, den sie Zeit ihres Daseins um den Hals getragen hatte.

Wer konnte schon wissen, wozu das Schicksal sie ausersehen hatte? Vielleicht

war gerade sie dazu auserwählt, es zu Ende zu bringen? Aber dann musste ihr endlich eine Lösung einfallen! Ivy versuchte sich ganz auf die Überreste unter der Grabplatte zu konzentrieren, aber ihre Gedanken schweiften ab zu ihren Freunden, denen sie vielleicht keine Freundin mehr war. Sie unterdrückte das Gefühl des Bedauerns. Manchmal gab es wichtigere Dinge, die über den eigenen Wünschen standen. Hatte sie das nicht in Wien bereits geahnt? Ja, doch damals war sie noch nicht bereit gewesen, auf ihr kleines, selbstsüchtiges Glück zu verzichten. Sie hatte sich an den vergänglichen Hauch warmer Gefühle geklammert, die die Nähe ihrer Freunde ihr gaben, und wäre damit fast zur Zerstörerin ihrer Zukunft geworden. Nein, in diese Falle würde sie nicht noch einmal tappen!

Sosehr sich Ivy auch bemühte, sie konnte die Gesichter ihrer Freunde nicht aus ihrem Geist vertreiben. Hartnäckig stürmten die Erinnerungen auf sie ein. Sie konnte ihre Stimmen hören. Da war Leo mit seiner wundervollen Begabung, für den sie zärtliche Gefühle gehegt, und Luciano, in dem sie von Anfang an die noch im Verborgenen schlummernden Kräfte gespürt hatte. Mit Freude hatte sie seine Entwicklung verfolgt, die sie einfach nur grandios nennen konnte. Und dann Alisa. Sie war schon bei ihrer ersten Begegnung reifer gewesen als die meisten ihres Alters, umstrahlt von einer Aura, die einen brillanten Geist, aber auch Leidenschaft, gepaart mit Neugier und Hartnäckigkeit zeigte. Eine verteufelte Mischung, die Großes versprach. Ivy gab für einige Momente auf und lauschte mit wehem Herzen dem Vergangenen, als sie plötzlich einen Schritt zurücksprang.

Was hatte Alisa damals gesagt? Sie rief sich die Sätze ins Gedächtnis zurück. Es war in Irland gewesen, im Westen der Insel am Rand der wilden Moore, wo der Marmor von Connemara im Verborgenen schlummerte, der seine Kinder mit unglaublichen Kräften nährte. Sie hatte von der Heimaterde gesprochen, und erstaunt festgestellt, wie viel unentdeckte Magie in ihr wohnte. Ja, mithilfe der magischen Energieströme der Erde waren selbst die jungen Vampire in der Lage gewesen, Unfassbares zu leisten.

Das war es. Das war die Lösung! Über Ivys Antlitz breitete sich ein Lächeln der Erleichterung aus. Es sollte sie nicht wundern, dass es ausgerechnet Alisa war, die ihr einen Ausweg aus dem finsteren Tunnel zeigte, der sie schon zur Verzweiflung treiben wollte.

Ivy strich noch einmal über die steinerne Kante des Altars, dann verließ sie mit raschen Schritten die Templerkirche.

EIN BESUCH BEI BRAM STOKER

Am nächsten Abend machte sich Ivy nach dem Treffen in der großen Halle wieder davon. Seymour hatte sie, seit sie erwacht war, nicht aus den Augen gelassen, sodass es ihr nicht gelingen konnte, aufzubrechen, ohne dass er es bemerkte. Er folgte ihr in langen Sprüngen und doch hatte er Mühe, sich nicht abschütteln zu lassen, so schnell eilte Ivy durch die Nacht.

Ihm fiel auf, dass sie das Gelände des Temple auf der Südseite verließen und der Themse flussabwärts folgten.

Willst du nur auf die Jagd oder haben wir ein bestimmtes Ziel?

Ivy behielt ihr Tempo bei und schwieg. Sie folgte dem Embankment der Themse, das erst seit einigen Jahren das Ufer des Flusses säumte und ihn in ein steinernes Korsett presste. Wo heute das Wasser gegen eine Mauer schlug und dahinter Kutschen auf einer breiten Straße fuhren, waren vor einem Dutzend Jahren noch die braunen Fluten geflossen, und ein Gewirr von Stegen, Bootshäusern und Lagerhallen hatten das schlammige Ufer gesäumt, unterbrochen von den Abwasserrinnen, die ihre stinkende Fracht in den Fluss luden. Bei Hochwasser schlug der Strom zurück und überflutete nicht nur den Uferstreifen, sondern das ganze Stadtviertel bis in die Fleet Street hinein, um dann bei sinkendem Wasser den mit Müll beladenen Schlamm in allen Kellern und Gassen zurückzulassen. Malcolm hatte es ihnen plastisch beschrieben, doch Seymour fiel es schwer, sich vorzustellen, wie viel Dreck solch eine Stadt produzierte, und in was für einem Zustand das Themseufer vorher gewesen sein mochte, als der Inhalt jeder Jauchegrube dort zusammengetragen wurde.

»Am schlimmsten war es in den armen Vierteln am Südufer, beispielsweise in Southwark drüben, das streng genommen gar nicht zu London gehörte«, hatte Malcolm berichtet.

»Dort war von jeher das Vergnügungsviertel der armen Leute mit Theatern, Pubs und Bordellen.« Der Vyrad grinste breit.

»Es gab kaum Trinkwasser, denn das Wasser aus dem Fluss war komplett verseucht. Die Leute schrieben an die Zeitung und ans Parlament, sie gingen auf die Straße, aber natürlich tat sich nichts. Auch nicht, als die Cholera immer und

immer wieder ausbrach und Tausende dahinraffte. Da musste erst ein trockener Sommer ins Land ziehen, der als The Great Stink in die Geschichte einging. Es muss derart gestunken haben, dass sie im Parlament und in den Palästen nasse Tücher vor die Fenster hängten, um den Gestank ein wenig abzuhalten. Da entschieden die Reichen und Wichtigen endlich, etwas zu unternehmen: das Embankment. Die Abwasserkanäle wurden in Sammlern vereint und an der Themse entlang nach Süden geführt, das Ufer verbreitert, über den Rohren eine Straße angelegt und schließlich der Fluss mit einer Mauer begrenzt, um die regelmäßige Überflutung der niederen Stadtteile zu verhindern. London konnte wieder atmen.« Malcolm grinste. »Der ganze Dreck wird jetzt weiter südlich der Stadt in den Fluss geleitet, aber was kümmern den Londoner die Dörfer flussabwärts!«

Über diese neue Straße eilte Ivy nun am Ufer entlang auf Westminster zu.

Hast du gestern in der Bibliothek noch etwas herausgefunden? Hat dein Ausflug damit zu tun?, versuchte es Seymour noch einmal.

Ja, so ist es. Ich glaube nun zu ahnen, was ich tun muss.

Immerhin hatte er überhaupt eine Antwort bekommen, wenn Ivy auch nicht bereit schien, ihm Näheres zu verraten.

Warum bist du so abweisend? Warum können wir nicht zusammen gehen und unsere Gedanken wieder teilen wie früher?

Ivy schwieg lange, ehe sie sich in seinen Gedanken vernehmen ließ: *Weil es nicht mehr wie früher ist. Wir sind nicht mehr wie früher.*

Warum? Was hat sich geändert? Wir waren doch immer zusammen, und es war gut so.

In Transsilvanien waren wir nicht zusammen, widersprach Ivy, und ihre Stimme klang traurig.

Der Wolf stoppte abrupt. *Das wirfst du mir vor? Deshalb wendest du dich von mir ab? Weil ich dich im Stich gelassen habe und deine Entführung nicht verhindern konnte? Weil ich verletzt war und dir nicht folgen konnte, um dich zu befreien!*

Er klang entsetzt und gekränkt.

Nein, ich werfe dir nichts vor, gab Ivy weicher zurück. Der Wolf setzte seinen Weg fort, und sie zügelte nun ihr Tempo ein wenig, sodass er sie einholen konnte.

Was ist es dann?

Es ist viel geschehen. Du solltest wissen, dass nur mein Äußeres unverändert bleibt.

Ja, du hast dich verändert, das ist mir nicht entgangen, aber so schnell? In wenigen Wochen? Dass ich dich, die du einhundert Jahre an meiner Seite warst, nicht mehr wiedererkenne?

Manches, was man über Jahrhunderte aufbaut, kann in wenigen Augenblicken zerstört werden, erwiderte Ivy bitter. *Ein paar Wochen können eine lange Zeit sein!*

Was hat er dir angetan? Sage es mir, Ivy! Was hat Dracula mit dir gemacht?

Doch Ivy antwortete ihm nicht. Sie liefen schweigend nebeneinander her, während die Türme vom Palace of Westminster vor ihnen aus der Nacht auftauchten. Das neugotische Parlament mit seinen unzähligen Fenstern und Türmchen wirkte wie eine ganze Ansammlung von Kirchen, am einen Ende mit dem markanten Glockenturm, in dem Big Ben die Stunden schlug, am anderen der breitere Victoria Tower mit seinen vier Ecktürmchen. Ivy hielt inne und ließ ihren Blick von der Spitze des Turms mit seiner kunstvollen Uhr herab- und an dem lang gestreckten Gebäude entlangschweifen. Dann wich sie einige Schritte zurück. Sie eilte auf die Brücke hinaus, die an dieser Stelle die beiden Ufer miteinander verband.

Was machst du da?

Sie blieb ihm die Antwort schuldig. Ivy ging bis zur Mitte der Brücke und blieb dann stehen. Sie warf prüfend einen Blick zurück und lehnte sich gegen das Geländer. Hinter ihr fuhr ratternd eine hochrädrige Kutsche vorbei, aber sie beachtete sie nicht. Sie hatte dieses Gebäude schon einmal gesehen. Genau diesen nächtlichen Anblick im wechselnden Mondlicht unter einem stürmischen Nachthimmel. Verzweiflung schlug über ihr zusammen. Das Gefühl kam so unvermittelt und war so heftig, dass sich Ivy stöhnend zusammenkrümmte.

Ivy, was ist mit dir?

Nichts!

Ihre Lüge war offensichtlich, doch was half es ihm? Sie blockierte ihre Verbindung, sodass er ganz auf seine Beobachtungen und seinen Instinkt angewiesen war – und auf die Erfahrung ihrer langen, gemeinsamen Zeit, in der es so etwas allerdings nie gegeben hatte. Was besaß überhaupt noch Gültigkeit

und auf was konnte er sich stützen? Seymour begriff nicht, was vor sich ging. Er spürte nur, dass ihn Ivys Verhalten tiefer beunruhigte, als er sich eingestehen wollte. Er wusste, dass sie nach wie vor seine Gedanken lesen und seine Gefühle empfangen konnte, doch sie sagte nichts, was ihn hätte beruhigen können. Sie schottete sich nur immer weiter von ihm ab und tat verwirrende Dinge, ohne sie zu erklären. Fragend sah er zu ihr auf.

Es fiel Ivy schwer, doch sie ignorierte das Flehen in seinem Blick. Es gab im Augenblick Wichtigeres. Sie konzentrierte sich auf die fremde Verzweiflung. Sie musste den Grund dafür erfahren. Zwar ahnte sie bereits, was geschehen war, doch sie wollte es genau wissen. Was war hier an diesem Ort geschehen, und wie war es dann weitergegangen?

Wieder blitzten einige Facetten auf, dann ertönte ein Schrei in ihrem Geist, der wie eine Wunde schmerzte. Ivy prägte sich die Bilder gut ein. Sie würde den Schmerz nähren und den Stachel tiefer in sein Fleisch bohren, bis er nicht mehr anders konnte, als dem Verlangen nachzugeben. Es würde ihn verwundbar machen, ja, vielleicht sogar leichtsinnig.

Ivy ging zurück zum Westufer und umrundete das Parlamentsgebäude.

Wohin gehen wir?, versuchte es Seymour noch einmal.

Ich gehe nach Chelsea, gab Ivy zurück, wobei sie das erste Wort unnötig betonte. Seymour seufzte. Wenigstens hatte sie ihm eine Antwort gegeben, auch wenn der Tonfall und die Art, wie sie mit ihm sprach, ihm nicht gefielen.

Wie sehr du dich verändert hast. Ich dachte nicht, dass ich dich je verliere.

Ich habe mir das auch nicht gewünscht.

Wieder schwiegen sie, bis der Werwolf die Stille der Gedanken brach. *Willst du mir nicht sagen, was du in Chelsea zu finden hoffst?*

Hoffen? Nein, ich weiß genau, was ich in Chelsea finde. Und zwar in der St. Leonard's Terrace Nummer 18.

Wer wohnt dort?, fragte Seymour, doch dann ahnte er, wen sie suchte. *Bram Stoker?*

Gut kombiniert, lobte Ivy in spöttischem Ton.

Und was willst du von ihm? Wieder einmal mit ihm zusammen verreisen? Er konnte nicht verhindern, dass seine Stimme bitter klang.

Nein, ich möchte lediglich ein wenig mit ihm plaudern. Falls ich danach eine Reise antrete, dann nicht in seiner Gesellschaft, so viel will ich dir verraten.

Wann und wohin die Reise geht, wirst du also für dich behalten, vermutete der Wolf resignierend.

Richtig. Ich werde es dir schon sagen, wenn ich der Meinung bin, du solltest es wissen.

Nur wenn du der Meinung bist, schimpfte Seymour und zeigte seine Zähne.

Ivy nahm es mit einem Schulterzucken hin. Sie schwiegen, bis sie das Haus erreichten, in dem Bram Stoker mit seiner Frau Florence und seinem Sohn Irving Noel wohnte. Es war ein schmales Haus von nur zwei Fensterbreiten in einer gleichmäßigen Reihe von Backsteinfronten, die außer den schmiedeeisernen Gittern vor den tiefen Fenstern und dem Gitter vor dem winzigen Vorgarten keine Verzierungen aufwiesen. Auf der anderen Seite der Straße breiteten sich die weiten Rasenflächen des Burton's Court aus, dahinter ragten die Gebäude des Chelsea Royal Hospitals auf, das im Auftrag von König Charles II. als Ruhesitz für alte und verwundete Soldaten erbaut worden war.

Ivy wandte sich wieder Bram Stokers Wohnhaus zu. Sie ließ den Blick wandern und versuchte zu erspüren, wo sich Bram aufhielt. Ivy vermutete, dass das Innere wie bei den meisten viktorianischen Häusern dieser Art aufgeteilt war: Hinter der Eingangstür betrat man die Diele, von der aus man in den Salon gelangte oder Parlor, wie man hier sagte, dessen beide großen Fenster zum Vorgarten hin zeigten. Darüber befand sich das Schlafzimmer. Weiter oben brauchte sie nicht nach Bram zu suchen, einen Stock höher hinter den kleineren Fenstern lag normalerweise das Kinderzimmer und unter dem Dach die Kammer für das Hausmädchen. Im hinteren Bereich des Hauses waren die Wirtschaftsräume untergebracht, meist im Souterrain: Küche, Kohlenkeller, Abwaschküche und Bügelkammer – auch kein Ort, wo Bram sich aufhalten konnte. Darüber das Badezimmer und einen Stock höher das Kabinett oder die Bibliothek des Hausherrn. In älteren Häusern lag der Raum, in dem sich das Familienleben abspielte, im ersten Stock. Damals nannte man ihn noch Drawing Room, und im Erdgeschoss war neben der Halle ein kleineres Speisezimmer zu finden. Doch auch hier war das Herrenzimmer zum Garten oder Hof nach hinten hinaus gelegen.

Hoffentlich saß Bram nicht mit seiner Frau zusammen im Salon. Nein, hinter den großen Fenstern brannte kein Licht.

Oder war er ausgegangen? Die mondäne Welt legte sich um diese Stunde noch

nicht zu Bett, doch zu der Schicht der alten Aristokratie, die nur für ihr Vergnügen lebte und sich um so niedere Dinge wie Geldverdienen keine Gedanken machen musste, zählte sie Bram nicht.

Der Junge schlief sicher schon und auch das Mädchen, das Florence – wie alle Familien dieser Schicht – für die grobe Hausarbeit beschäftigte, hatte sich vermutlich zu Bett begeben, sobald ihre Pflichten es ihr erlaubten. Die Arbeit war anstrengend und begann bereits im Morgengrauen damit, die Kohleneimer aus dem Keller zu schleppen und die Öfen einzuheizen.

Vielleicht war auch Florence schon zu Bett gegangen. Zumindest hoffte Ivy darauf. Sie war vermutlich keine Nachtschwärmerin.

Und Bram? Lag er neben seiner Frau im Bett und schlief oder suchte ihn wieder einmal nächtliche Unruhe heim?

Ivy machte sich auf den Weg zur Rückseite des Hauses. Ja, sie hatte es geahnt. Dort oben brannte noch eine Lampe. Waren gar ihre intensiven Gedanken der Grund dafür, dass Bram keinen Schlaf finden konnte? Hauptsache, er war wach und sie konnte in Erfahrung bringen, was sie wissen wollte. Und vielleicht konnte sie noch einen Anstoß geben, um die Sache weiter ins Rollen zu bringen.

Bleib hier!, befahl sie Seymour, der sowieso nicht damit gerechnet hatte, mit ins Haus gebeten zu werden. Er knurrte leise. War es nötig, es auf diese Weise zu sagen?

Ivy wandte sich noch einmal um und schüttelte den Kopf. *Es gibt Zeiten, da kann man sich keine Empfindlichkeiten leisten, mein Bruder. Gewöhne dich lieber daran, denn sonst wirst du noch viele Kränkungen erfahren.*

Ihre Blicke trafen sich, und für einen Moment sah er so viel Schmerz, dass er ahnte, wie schwer sie an ihrem Wissen trug. Dann verschluckte Nebel die Gestalt mit dem Silberhaar und eine Maus schlüpfte über die Schwelle unter der Hintertür hindurch.

Seymour kehrte zur Vorderseite des Hauses zurück und ließ sich im Schatten eines Busches auf dem kleinen Fleckchen Grün vor dem Haus nieder. Etwas drückte schwer auf sein Herz. Was war es nur, das düster und gnadenlos auf sie zukam? Unaufhaltsam.

Vielleicht wollte er es gar nicht so genau wissen.

*

Bram Stoker saß in seinem Studierzimmer, das er auch als Bibliothek nutzte, und

las. Er hielt einen schmalen Band von George Gordon Noël Lord Byron aufgeschlagen in der Hand. *Childe Harolds Pilgerfahrt.*

Bram wusste selbst nicht so recht, warum er an diesem Abend gerade dieses Buch aus dem Regal gezogen hatte. Eigentlich war der Versstil des Lords ein wenig zu schwülstig und theatralisch für seine nüchterne Art. Und doch gab es etwas in diesen Worten, das ihn berührte, ja, seine Seele umtrieb. Es war diese düstere Leidenschaft, die unter der Oberfläche brodelte. Der Geist, der unruhig in die Welt drängte und keinen Trost in seinen eigenen Worten fand. Nicht in dem Sturm der Begeisterung, der Byrons Veröffentlichungen folgte, und nicht in den Schmeicheleien der Frauen, die ihn so umschwärmten. Er wollte etwas schaffen, ein Held sein, der die Welt verändert, und nicht nur mit schönen Worten in Erinnerung bleiben. Sein Klumpfuß, unter dem er seit seiner Geburt litt, demütigte ihn, und er versuchte alles, das Leiden zu verbergen. Er konnte kein Tanzparkett betreten, ohne es zu offenbaren. Also tanzte er nicht und betrieb nur Sport, bei dem ihn sein Fuß nicht behinderte.

Bram konnte den Selbsthass auf das Gebrechen nur allzu gut nachfühlen. Vielleicht zog es ihn deshalb immer wieder zu Byrons Versen. Er selbst hatte als Kind eine lange Phase schwerer Krankheit durchlitten, die ihn bewegungslos an sein Bett gefesselt hatte. Bis zu seinem achten Lebensjahr hatte er nur hinter zugezogenen Vorhängen im Dämmerlicht gelegen und das Wandern der Schatten beobachtet. Er konnte alleine weder stehen noch gehen. Wie oft hatte er sich eingebildet, er läge auf seinem Totenbett und die anderen warteten nur darauf, ihn in seinen Sarg zu heben und den Deckel zu schließen.

Es war ihm wohl bewusst, warum er sich so intensiv mit dem Tod und der Wiederauferstehung beschäftigte, und mit den Wesen der Nacht, die jeden Morgen in den Todesschlaf fielen, nur um am Abend in einem jungen, starken Körper wieder zu erwachen und sich auf die Jagd nach frischem Blut zu begeben!

Es war ein faszinierendes Steckenpferd oder eine krankhafte Leidenschaft, wie Florence es nannte, mit der er nicht mehr über diese Dinge sprach. Ja, seit er Latona ins Internat geschickt hatte, sprach er überhaupt nicht mehr darüber, was ihn bei Tag beschäftigte und nachts umtrieb. Er vermisste Latona, mehr als er zuzugeben bereit gewesen wäre, daher schob er den Gedanken weg und widmete sich wieder seiner Lektüre.

Als aber tief die Sonn im Westen schien,
Griff er zur Harfe, die er wohl zuzeiten
Anschlug zu kunstlos schlichten Melodien,
Wenn fremdes Ohr nicht lauschte. Durch die Saiten
Ließ rauschend nun er seine Finger gleiten
Und sang im Dämmerlicht sein Ade!
Dem Aug entflohen ferne Uferweiten,
Hinflog das Schiff auf Fittichen von Schnee;
Da klang sein »Gute Nacht« hinaus in Wind und See:

»Ade, ade! Der Heimat Saum
Versinkt in blauer Flut;
Der Nachtwind seufzt, auf Wogenschaum
Kreischt wilde Möwenbrut.
Der fliehenden Sonne folgen wir,
Die fern im Westen lacht:
Ein Lebewohl noch ihr und dir,
O Heimat! – gute Nacht!

»Welch klingende Worte des großen Dichters. Du liest Byron? Ich hätte nicht gedacht, dass er dir liegt, und doch …« Sie machte eine Pause und schien zu überlegen. Dann nickte sie versonnen. »Ja, ich verstehe. Es ist das Zerrissene, das Düstere, das ihn immer wieder forttreibt, was euch verbindet.«

Bram blinzelte, und als er sich davon überzeugt hatte, dass er weder an Hirngespinsten noch an von Sehnsucht getriebenen Halluzinationen litt, wandte er sich um und begrüßte Ivy, die am Fenster lässig in einem Stuhl saß, ein ähnliches Büchlein in der Hand, das er als das Seine erkannte. Wie lange war sie schon im Zimmer? Warum hatte er dieses Mal ihre Ankunft nicht gespürt?

»Weil ich es nicht wollte.«

Vermutlich. Er traute ihr alles zu.

Ivy legte den Kopf schief, beantwortete die erste Frage jedoch nicht.

»Bist du gekommen, um mit mir Gedichte zu lesen?«, fragte er, um einen leichten Tonfall bemüht.

»Warum nicht? Ist das nicht eine schöne Beschäftigung in einer so lauen Nacht, die noch ein wenig nach dem scheidenden Sommer schmeckt?«

Er ließ ihre Worte in sich nachklingen. Sie waren selbst fast ein Gedicht.

Ivy wehrte lachend ab. »Zu viel der Ehre. Bleiben wir lieber bei den wahren Meistern dieser Kunst. Ich finde *Childe Harolds Pilgerfahrt* ja ganz nett, aber das hier passt mir im Augenblick besser.«

Ivy begann zu lesen, dass es Bram abwechselnd eiskalt und heiß glühend durch den Körper rann.

Wenn ins Haus meiner Ahnen das Mondlicht sinkt
Und die düster schweigenden Mauern durchdringt,
Dann strahlt es von fern wie ein Glorienschein;
Es gleißt, aber wärmt nicht, ist kalt wie ein Stein.

Doch die Sonne erhelle die jüngere Zeit;
Sie leucht' dem Geschlecht, das dem Tode geweiht,
Wenn im Morgengrauen die Sterne erbleichen
Und lange Schatten die Trümmer umschleichen.

Bram lehnte sich in seinem hochlehnigen Sessel zurück und schloss die Augen. »Ja, ein wundervolles Gedicht. Wenn seine Worte erklingen, dann sehe ich dich wieder in Irland auf diesem Friedhof in den Ruinen der Abbey. Dieses Gedicht scheint sie genau zu beschreiben.«

Er öffnete die Lider und sah Ivy mit verträumtem Blick an. Diese lächelte und schüttelte den Kopf.

»Aber nein. Ich weiß nicht, ob Lord Byron je durch Irland gereist ist und Gedichte über unsere verfallenen Klöster verfasst hat. Ich müsste ihn fragen. Dieses jedenfalls beschreibt Newstead Abbey.«

Bram nickte. »Ja, die Heimat Byrons. Ich habe es leider nie besucht. Vielleicht sollte ich es einmal tun.«

Er hatte sich eine Weile mit dem Dichter beschäftigt. Nicht nur mit seinen Versen. Noch mehr mit seinem Leben und seinem rastlosen Streben nach Heldentum und Ruhm. »Die Byrons haben die Ländereien der Abbey von Heinrich VIII. erhalten, als dieser sich zum Oberhaupt seiner Kirche ernannte und alle katholischen Güter für die Krone annektierte. Trotz der geradezu sprichwörtlichen Verschwendungssucht der Lords blieb Newstead Abbey im Besitz der Familie, bis unser Dichter hier zu ihrem Oberhaupt wurde. Er hat das Anwesen an einen Freund verkauft. Ich vermute, seine finanzielle Lage bot keinen anderen Ausweg. Jedenfalls kann ich mir nach der Lektüre der Schriften

über sein Leben nicht vorstellen, dass er leichtfertig den Sitz der Familie aufgab, den sie Hunderte Jahre besessen hat. Es muss eine Schmach für ihn gewesen sein, so stolz, wie er auf seine Ahnenreihe war. Seine Herkunft und sein Titel waren ihm stets sehr wichtig.«

Ivy zog ein schiefes Lächeln. »Vielleicht frage ich ihn bei Gelegenheit, wenn es dich interessiert. Wobei er mir vermutlich nicht die Wahrheit sagen wird. Über Geld – oder noch schlimmer, über Geldnöte – spricht man in dieser Gesellschaft nicht.«

Bram lachte über Ivys offensichtlichen Scherz. »Oh ja, und frage ihn auch gleich, ob die Weigerung des Dekans von Westminster, ihn in Westminster Abbey beisetzen zu lassen, ihn verärgert hat.«

Ivy sah ihn nachdenklich an. »Es hat ihn ganz sicher verärgert, und es wäre wohl ein wenig taktlos, ihn das zu fragen – aber sicher nicht taktloser, als ihn auf seine Geldschwierigkeiten anzusprechen.«

Bram runzelte die Stirn. Für einen Scherz ging das irgendwie zu weit, doch er konnte sich nicht vorstellen, dass … Nein, das war nicht möglich. Er ließ die Sache auf sich beruhen, da Ivy das Thema wechselte.

»Hast du etwas von Latona gehört?«

Bram blickte betrübt drein. »Ich habe ihr schon dreimal geschrieben, doch bisher keine Antwort erhalten. Vielleicht waren meine Briefe zu nichtssagend. Wie könnte ich ihr etwas von dem, was uns wirklich bewegt, schreiben, wenn womöglich eine ihrer Lehrerinnen den Brief durchliest, ehe sie ihn erhält?«

»Dann weißt du nicht, wie es ihr dort geht?«

Er seufzte schwer. »Das weiß ich auch, ohne dass ich Post von ihr bekomme. Sie würde mir genauso wenig die Wahrheit schreiben, wie ich es in meinen Briefen tat. Es geht ihr schlecht! Sie leidet und kommt mit den anderen jungen Mädchen nicht zurecht, die ihr so gar nicht gleichen. Deren Leben in ruhigen und behüteten Bahnen verlaufen ist. Auch ist es lange her, dass sie zur Schule gegangen ist. Wobei die Zeit des Unterrichts vermutlich noch zu den angenehmeren Stunden gehört, denn sie hat einen wachen Geist und ist belesen, trotz der Jahre, die sie mit ihrem Onkel auf Reisen zugebracht hat.«

»Du machst dir viele Gedanken über Latona«, stellte Ivy fest. »Vielleicht zu viele? Sind es nicht auch deine eigenen Erfahrungen und Schwierigkeiten, die du in deiner Jugend hattest, die deine Befürchtungen nähren und ein solch düsteres

Bild zeichnen?«

Bram hob die Schultern. »Mag sein. Doch ich glaube, Latona sehr gut kennengelernt zu haben. Solch außergewöhnliche Situationen können einem einen Menschen in kurzer Zeit näher bringen als ein jahrelanges ruhiges Leben, das man nebeneinander führt.«

»Das ist richtig. Aber du solltest dich nicht in Vorwürfen selbst zerfleischen. Du hast das Internat sicher mit Bedacht gewählt?«

»Ja, es ist mir als das Beste empfohlen worden.«

»Ein altes Kloster, hast du auf unserer Überfahrt erzählt?«

»Bei Oxford«, ergänzte Bram und hielt dann inne. Ein seltsames Gefühl durchflutete ihn, als habe er einen schweren Fehler begangen. Er blinzelte verwirrt und sah dann Ivy an, die ihn wie immer anlächelte. Oder war da etwas Neues in ihrem Blick? Etwas Kühles, Distanziertes? Nein, das konnte nicht sein.

Ivy wechselte das Thema. Sie fragte nach Florence und nach Henry Irving, seinem Brotgeber.

»Ich kann nicht über mangelnde Arbeit klagen, was nur gut ist, denn das Theater läuft wieder, und es scheint eine gute Saison zu werden. Obgleich ich sagen muss, dass es nicht leicht ist, mit Henry zusammenzuarbeiten. Er sollte mich meine Arbeit tun lassen und ich ihn die seine. Er hat kein Händchen, ein Theater zu führen, muss ich leider sagen. Und sein Temperament ist in diesem Fall auch nicht von Vorteil.«

Ivy nickte verständnisvoll. »Seine Stärken liegen auf einem anderen Gebiet. Er gilt als der brillanteste Shakespeare-Darsteller seit Jahrzehnten, und sein Ruf ist bereits weit über London hinausgeeilt. Ich sollte mir eine Vorstellung ansehen.«

»Ja, das solltest du wirklich«, sagte Bram herzlich. »Und bring deine Freunde mit! Sag mir Bescheid, wann es euch passt, dann kann ich euch eine Loge reservieren. Nur, bitte bring Seymour nicht mit – zumindest nicht in seiner üblichen Gestalt!«

Ivy hob die Brauen. »Mögt ihr keine Wölfe in euren Theatern? Ich hätte die Londoner nicht für so engstirnig gehalten.«

»Leider ist es doch so«, bestätigte Bram mit einem Lachen.

»Er wird es verkraften. In Paris durfte er auch nicht mit in die Oper und in Wien nicht zu der Aufführung im Burgtheater, zu der uns Leo mitgenommen hat.« Sie machte eine Pause und sah Bram eindringlich an. »Ja, Wien, das war

eine aufregende Zeit. Und erst eure Reise nach Siebenbürgen und in die Karpaten. Denkst du noch oft daran?«

Bram nickte. »Ja, ich träume jede Nacht davon.«

»Albträume?«, vermutete Ivy.

Er wiegte den Kopf hin und her. »Ja und nein. Dracula ist der Name für den schlimmsten Alb! Er und seine grausamen rumänischen Kinder.« Die Erinnerung ließ ihn erschaudern. »Wenn ich nur daran denke, wie knapp wir in Schäßburg den Unreinen der Upiry entkommen sind! Ich wache stets schweißgebadet auf. Und dann diese Vampirinnen in ihrer grausam kalten Schönheit, die uns fast unser Blut und unser Leben geraubt hätten, wenn deine Freunde nicht im letzten Augenblick aufgetaucht wären. Der Moment, als die Lampe zu Bruch ging und die Klauen des untoten Weibes nach meinem Hals griffen, wird mir in meinen Träumen zur Ewigkeit und martert mich«, gab er mit leiser Stimme zu.

»Vielleicht geht es Professor Vámbéry und van Helsing genauso. Wobei ich mir denken könnte, dass van Helsing jenseits von Albträumen und schlechtem Schlaf steht.«

»Ja, mag sein«, stimmte ihr Bram mit einem halbherzigen Lachen zu, noch ganz in seinen Erinnerungen gefangen.

»Aber manches Mal komme ich auch zu einem guten Ende, und es gelingt mir, dich zu retten. Dann werde ich durch dein Lächeln belohnt, und der Traum könnte ewig währen.«

Ivy ging nicht darauf ein. »Hast du von deinen Begleitern in letzter Zeit etwas gehört?«, fragte sie stattdessen.

Bram nickte. »Professor Vámbéry hat mir vor einem Monat geschrieben. Ich hatte ihn eingeladen, und er schrieb mir, dass er sehr gerne wieder einmal nach London kommen würde. Er habe die Stadt in sehr guter Erinnerung behalten. Mitte der sechziger Jahre, als er von seinen Reisen aus Asien zurückkam, wurde er hier geradezu enthusiastisch empfangen.«

»Und? Kommt er?«, fragte Ivy gespannt.

»Vermutlich nicht. Jedenfalls nicht gleich. Er plant, noch einmal nach Persien zu reisen. Dieses Mal allerdings nicht als sunnitischer Derwisch verkleidet wie das erste Mal«, fügte Bram an. »Die Zeiten haben sich zum Glück geändert. Wenn man bedenkt, dass er einer der Ersten aus unseren Breiten war, der diese östlichen Länder bereist hat. Sie hatten sich damals völlig von der Außenwelt

abgeschlossen.«

»Ja, heute sind die Briten überall auf der Welt und nennen ein Reich ihr eigen, in dem niemals die Sonne untergeht«, sagte Ivy. Ihr sarkastischer Ton verriet, dass sie dem keinen Beifall zollte. »Und dein Freund van Helsing?«, hakte sie weiter nach.

»Oh, der hat mir eben erst geschrieben. Ich freue mich sehr, wenn er mich an seinen neuen Forschungserkenntnissen teilhaben lässt. Zumindest an dem Teil, den er weiterzuerzählen bereit ist.« Er deutete auf den Brief, der auf dem kleinen runden Tisch neben seinem Sessel lag.

Ivy warf nur einen flüchtigen Blick in die Richtung des Schreibens, dann lenkte sie Brams Aufmerksamkeit auf die beiden Gedichtbände von Lord Byron. Sie griff nach dem, in dem Bram gelesen hatte, und legte ihn auf das zweite Buch. »Brauchst du sie gerade?«

Bram schüttelte etwas erstaunt den Kopf. »Nein, wenn du darin lesen möchtest, nimm sie ruhig mit.«

»Aber nein. Mir wird in den nächsten Nächten kaum Zeit bleiben, Gedichte zu lesen. Ich dachte nur, wenn dir Lord Byron so am Herzen liegt, würde es dich freuen, wenn er dir deine Bücher signieren und eine Widmung für dich hineinschreiben würde.«

Bram sprang von seinem Sessel auf. »Also doch! Du treibst keinen Spaß mit mir? Lord Byron ist nicht tot?«

Ivy wiegte den Kopf hin und her. »Das würde ich so nicht sagen. Er ist gestorben, doch dann nach seiner Wandlung als Wesen der Nacht wiedererweckt worden.«

Bram konnte es nicht fassen. »Lord Byron ist ein Vampir! Wenn nicht du es wärst, der mir das sagt, ich könnte es nicht glauben.«

»Doch, es ist so. Er ist ein hochgeschätztes Mitglied der Vyrad und hat sein Domizil in einem der Inns of Court, deren andere Bewohner sich – zugegeben – mehr mit trockenen Gesetzestexten als mit wohlklingender Poesie beschäftigen. Die Bibliotheken des *Inner* und *Middle* Temple können sich aber durchaus sehen lassen.«

In Brams Augen blitzte Begehrlichkeit, die sich nicht auf die Bibliotheken bezog.

»Wenn ich ihn nur kennenlernen könnte, das wäre unglaublich.«

»Du würdest riskieren, Lord Byron dein Blut zu opfern?«, spottete Ivy.

»Wäre eine Begegnung denn so gefährlich? Ist er derart blutgierig?«

Sie verneinte. »Das glaube ich nicht. Du kannst ja mal gegen Abend zum Temple kommen. Es ist sehr interessant, das verspreche ich dir – und dass du deinen Besuch ungeschwächt überlebst.«

»Nun, dann gerne«, sagte er zögernd. »Was aber soll ich sagen, wenn ich auf die Vyrad treffe? Ich muss doch einen Grund haben, mich dort herumzutreiben.«

»Hast du nicht früher für die Justizverwaltung in Dublin gearbeitet?«

»Ja, wie mein Vater«, bestätigte Bram.

»Gut, dann bist du ja unter den Juristen gut aufgehoben. Du könntest über eine mögliche Mitgliedschaft mit ihnen sprechen«, schlug Ivy mit sanftem Spott vor. »Sie haben auch Förderer, die nicht als Barrister tätig sind.«

»Ja, das wäre möglich«, gab Bram zögernd zu. Ivy nickte ihm noch einmal zu, und dann war sie verschwunden, als habe sie sich in Luft aufgelöst. Bram eilte zum Fenster und stieß es auf. Sein Blick eilte nach allen Seiten, doch er erhaschte nur noch den Schatten des Wolfes, der um die nächste Ecke verschwand. Bram schloss das Fenster wieder, zog die Vorhänge vor und kehrte zu seinem Sessel zurück. Gedankenverloren starrte er vor sich hin.

Warum hatte Ivy ihn eingeladen, zum Temple zu kommen? Warum hatte sie ihm überhaupt verraten, wo die Vyrad hausten? War das Domizil eines Clans nicht ein streng gehütetes Geheimnis? Ja, er hatte gesagt, er würde Lord Byron gerne kennenlernen, doch hatte sie ihn nicht geradezu zu diesem Wunsch gedrängt?

Je mehr er darüber nachdachte, desto seltsamer kam ihm die Angelegenheit vor. Überhaupt verhielt sich Ivy merkwürdig. Hatte sie wirklich seiner Hilfe bedurft, um von Dublin nach London zu reisen? Warum hatte sie ihn heute in seinem Haus aufgesucht? Und warum interessierte sie sich für Latona und deren Befindlichkeit? So sehr er Ivy schätzte, ja, auf eine gewisse Art anbetete, so wenig konnte er sich das alles erklären. Sie war ein Vampir, mehr noch, ein magisches Wesen mit dem alten Blut der Druiden, das sich nicht für normale Sterbliche interessierte. Ihr Blick war auf Größeres gerichtet.

Ging es etwa darum? Waren das alles strategische Züge in einem großen Spiel, das er noch nicht durchschaute? Gehörte er zu den Spielfiguren? Er und vielleicht auch Latona? Ein Schauder erfasste ihn und in seinem Magen spürte er

ein flaues Drücken. Was für eine Figur würden er und Latona verkörpern? Zwei Bauern, die leichten Herzens geopfert werden konnten?

Bram hoffte, dass er sich irrte. Ein wenig mehr wert wäre er gern. Was dennoch keine Garantie dafür sein konnte, dass er zu denen gehörte, die übrig bleiben würden. Vermutlich war Ivy die Dame in diesem Spiel. Wer aber war der König? Seine Hand tastete nach dem Brief, den er am Nachmittag bekommen hatte, doch der Tisch war leer. Das Blatt lag auch nicht auf dem Boden. Es war überhaupt nicht mehr zu finden. Bram wollte nicht darüber nachdenken, was die einzig mögliche Erklärung war. Er schloss mit einem Seufzer die Augen und versuchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was genau in dem Brief stand, den Professor Abraham van Helsing ihm aus Amsterdam geschickt hatte.

LORD BYRON UND CLARISSA

Während Luciano mit seiner Gruppe noch einmal nach Clerkenwell unterwegs war, spazierte Clarissa ziellos auf dem Gelände des Temple umher. Sie redete sich ein, dass sie gar keine Lust hatte, das geschäftige London kennenzulernen. Doch die Wahrheit war, dass sie sich nicht traute, sich alleine auf den Weg zu machen. Sie fühlte sich noch immer nicht wohl in ihrer neuen Haut und war zutiefst verunsichert. Auf der einen Seite sehnte sie sich danach, Lucianos Liebe und Fürsorge anzunehmen, auf der anderen Seite wehrte sie sich noch immer gegen alle Veränderungen, die ihre neue Existenz mit sich brachte und die ihr ausnahmslos negativ erschienen.

»So alleine, schönes Fräulein?«

Clarissa schreckte aus ihren Gedanken auf. Sie starrte den Mann an, der sie angesprochen hatte. Nein, den Vampir, korrigierte sie sich, nachdem sie überprüft hatte, ob sein Körper Wärme ausstrahlte. Ein auf seine Weise sehr anziehend wirkender Vampir. Sein braunes Haar war kurz und gelockt, die hellen Augen waren direkt auf sie gerichtet. Die weiße Haut, die fein geschwungenen Brauen und das Grübchen am Kinn gefielen ihr, obgleich sie sich unter seinem intensiven Blick verlegen fühlte. Er sah gut aus, was sicher auch an der stolzen Haltung und der edlen Kleidung lag, die einer der besten Schneider in London angefertigt haben musste, soweit sie das beurteilen konnte. Er sah sogar noch eleganter, ja, aristokratischer aus als die Dracas, wobei er natürlich nicht deren einnehmend gleichmäßig schöne Gesichtszüge hatte.

»Woher kommen Sie?«, fragte der Fremde weiter. »Ich weiß, dass Sie mit den Erben angereist sein müssen, denn wenn Sie eine Vyrad wären, hätte ich schon längst Ihre Bekanntschaft gemacht. Dieser Stern wäre mir nicht lange verborgen geblieben!«

Clarissa hatte das Gefühl, erröten zu müssen, und senkte den Blick. »Danke, mein Herr. Ich bin Clarissa Todesco – nein, das war ich früher einmal, als ich noch in Wien lebte. Jetzt bin ich nur noch Clarissa, oder muss ich sagen Clarissa de Nosferas? Ich weiß es nicht. Ich bin ja nicht reinen Blutes, müssen Sie wissen.«

»Nein? Das habe ich mir gedacht. Sie müssten sonst mit den Erben bei ihren Übungen sein, nicht wahr?«

Clarissa nickte. Der Vampir machte keine Anstalten, das Gespräch zu beenden, obgleich sie ihn darauf hingewiesen hatte, dass kein reines Blut in ihren Adern floss. Clarissa konnte sich nicht vorstellen, warum dieser vornehme Vampir sich mit ihr abgab. War er überhaupt ein Vyrad? Er kam ihr seltsam bekannt vor, als habe sie sein Bild schon einige Male gesehen. Er bot ihr den Arm, und ein wenig unsicher nahm sie ihn an und spazierte neben ihm her, ohne darauf zu achten, wohin sie gingen. Eine leise Stimme in ihr sagte, dass dies ganz und gar ungehörig war, an der Seite eines fremden Mannes einherzuspazieren. Und sie musste sich wieder einmal selbst daran erinnern, dass sie nicht mehr Clarissa von Todesco war, die für jeden Schritt außer Haus eine Anstandsdame oder Zofe benötigte. Sie war jetzt eine Vampirin!

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«, erkundigte sie sich schüchtern.

Der Vampir verbeugte sich mit einem eleganten Kratzfuß, der ein wenig altertümlich wirkte. »Georg Gordon Noël Lord Byron, meine Verehrte.«

Clarissa starrte ihn verblüfft an. »Lord Byron? Der Dichter? Aber nein, das ist nicht möglich. Sie nehmen mich auf den Arm!«

Er wirkte ein wenig gekränkt. »Warum sollte ich das tun?«

Clarissa hob verwirrt die Schultern. »Ich weiß nicht. Wie könnte das möglich sein? Ich habe einige Ihrer Verse gelesen und von unserem Hauslehrer von Ihnen gehört. Ich dachte, Sie seien«, sie überlegte, »1825 oder so in Griechenland an einem Fieber gestorben.« Sie stiegen die Treppe zum Rosengarten hinunter und schlenderten über die weite Rasenfläche bis hinunter zu der Mauer, gegen die zu Zeiten der Tempelritter noch die Fluten der Themse geschlagen hatten. Heute schloss sich hier das Embankment mit seiner breiten Straße an.

»1824«, korrigierte der Vampir. »Und vermutlich wäre das Fieber wirklich mein Ende gewesen, wenn ich nicht eine Möglichkeit gefunden hätte, dem Tod zu entrinnen.«

»Das hört sich ja so an, als hätten Sie sich freiwillig zum Vampir wandeln lassen!«, rief Clarissa ungläubig.

»Ja, so ist es. Warum erstaunt Sie das so, mein Fräulein?«

Clarissa schüttelte den Kopf. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass man aus freiem Willen das nächtliche Dasein eines Blutsaugers wählen würde.«

Lord Byron blieb stehen und überlegte. »Nein? Ich finde, dass sich meine Nächte nicht allzu sehr von denen unterscheiden, als ich noch lebte, nur dass die Mahlzeiten mit ihrer Auswahl der Speisen – sagen wir – sehr viel eingeschränkter sind. Wir lebten schon damals die Nächte aus, als gäbe es keinen Morgen. Nun, den gab es dann auch nur für die, die auf die Jagd reiten wollten. Die meisten verließen ihre Betten erst nach der Mittagsstunde, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten. Generationen des Adels und des neuen Geldes haben so ihr Leben mit Nichtstun verschwendet. Der Schweiß der Arbeit war für den Pöbel reserviert, mit dem wir nichts zu tun hatten. Wir lebten schon damals in unseren Kreisen mehr nachts als bei Tag, feierten und flirteten, spielten und tranken, tafelten und tanzten. Bis auf das Tanzen war ich stets mit von der Partie.«

»Sie tanzen nicht?«, rief Clarissa, die sich an ihren Walzer mit Luciano in Wien erinnerte. In der Nacht, die so traurig für sie begonnen hatte, als all die Erben ohne sie zum Hofball gingen, und dann dieses Gefühl von Glück, als er zurückkehrte, um sich mit ihr im Walzer zu drehen.

»Nein«, gab Lord Byron ein wenig schroff zurück. »Damals nicht.«

Clarissa erinnerte sich, etwas von einem Klumpfuß gelesen zu haben. Unwillkürlich huschte ihr Blick zu den makellosen Stulpenstiefeln herab, in denen er ohne jedes Hinken neben ihr herschlenderte. Das Aufblitzen in seinen Augen verriet ihr, dass er um ihre Gedanken wusste. Peinlich berührt stotterte sie eine Entschuldigung, doch er brachte sie zum Schweigen.

»Sie haben ja recht. Es war dieser vermaledeite Fuß, der mich vom Tanzparkett fernhielt, wo ich keine elegante Figur hätte abgeben können. Aber dafür bin ich geritten wie der Teufel, dass versichere ich Ihnen.«

»Und jetzt behindert er Sie nicht mehr? Dabei dachte ich, wenn man gewandelt wird …« Clarissa brach ab.

»Dann bleibt man Nacht für Nacht so wie am Tag seines Todes?«, ergänzte Lord Byron. »Ja, das ist schon richtig. Man wird sein Gebrechen dadurch nicht los, doch man gewinnt mit jedem Jahr mehr an Kraft und Geschicklichkeit und bewegt sich schneller und leichter, ohne Schmerz und ohne je zu ermüden. Das kann man sich als Mensch gar nicht vorstellen.«

Clarissa lächelte ihn an. »Sie geraten ja richtig ins Schwärmen, Lord Byron. Man würde nicht darauf kommen, dass Sie von dem Dasein eines Vampirs

sprechen.«

Der Dichter runzelte die Stirn. »Nein? Warum nicht?«

»Es sind verfluchte Wesen, die Blut trinken!«

Das Argument wollte er nicht gelten lassen. »Was ist schon verflucht? Die armen Teufel, die sich Menschen nennen, aber unter menschenunwürdigen Bedingungen in Fabriken oder winzigen Kammern daheim, im Hafen oder auf der Straße Tag für Tag schuften, um den Hunger zu besiegen und ihn dann doch lieber in Gin ertränken, das nenne ich verflucht und von Gott verlassen! Ich fühle mich in meinem neuen Körper einfach nur prächtig.«

Darüber musste Clarissa nachdenken. Nach einer Weile warf sie ein: »Aber Sie sind jetzt nur noch ein Servient, ein Unreiner, der unter den Vyrad reinen Blutes steht. Stört Sie das nicht? Sie waren ein Lord, ein Aristokrat mit einer langen Linie vornehmer und mächtiger Ahnen, der sich in den obersten Kreisen bewegte und sich von einer Dienerschar umsorgen ließ.«

»Diener habe ich jetzt auch«, versicherte er der erstaunten Clarissa, »und es behandelt mich jeder mit dem Respekt, der mir zusteht. Ich war nicht, ich *bin* ein Lord und ein Aristokrat mit einer langen Linie vornehmer und mächtiger Ahnen!«

Clarissa starrte ihn ein wenig ungläubig an. Aber warum sollte er sie anlügen? »Wussten Sie denn Bescheid darüber, worauf Sie sich einlassen? Ich meine, als Sie sich beißen und zum Vampir wandeln ließen?«

Der Dichter überlegte. »Soweit man als Mensch in der Lage ist, sich die Existenz der nächtlichen Wesen vorzustellen, ja. Mein Interesse an Vampiren wurde bereits lange vor meinem Tod geweckt. Ich glaube es war im Jahr 1816, als ich mich mit einigen Freunden am Genfer See traf und wir in einer geisterhaften Nacht beschlossen, jeder solle einen Roman über ein Wesen der Finsternis schreiben. John Polidori, Claire Clairmont und die Shelleys waren mit dabei. Sie haben vielleicht von Mary Godwin, später Wollstonecraft Shelley gehört?«

Clarissa schüttelte den Kopf. »War sie eine Dichterin?«

»Und was für eine! Sie schrieb den Roman *Frankenstein oder Der moderne Prometheus.* Ein ganz außergewöhnliches Werk.« Seine Begleiterin schien den Titel noch nie gehört zu haben.

»Ich vermute, Ihre Eltern hatten etwas gegen die Lektüre dieses Werks,

welches sie nicht für ein junges Mädchen geeignet hielten. Doch ich kann es Ihnen – vor allem jetzt – nur ans Herz legen. Fragen Sie Vincent, den Vampir im Körper eines Jungen. Er wird Ihnen schon aufgefallen sein. Er sammelt alles, was an Dichtung über die Wesen der Nacht zu finden ist.«

Clarissa nickte, während Lord Byron in seiner Erzählung fortfuhr.

»Ich kam mit meiner Geschichte nicht so recht voran, aber mein Freund Polidori – er war lange mein Leibarzt und steter Reisebegleiter – nahm meine vagen Ideen auf und schuf den Vampir Lord Ruthven. Damals dachte ich, es wäre ein großartiger Einfall, eine rein der Fantasie entsprungene Idee, bis ich den ersten echten Vampir hier in London kennenlernte und erfuhr, dass Polidori nur etwas aufgegriffen hat, was es wirklich gab!«

»Hat der Vampir Sie gebissen?«

»Ja, natürlich. Es war eine spannende Nacht. Wir kamen ins Gespräch und fanden Gefallen aneinander. Das Ende vom Lied war, dass er mich auf meinen Reisen begleitete und nicht selten meine Dichtung befruchtete. Wir haben grandiose Abenteuer erlebt, waren Mitglieder im Geheimbund der Carbonari, um Italien von den Habsburgern zu befreien, reisten ins Reich des mächtigen Ali Pascha nach Albanien und nach Griechenland, um den edlen Hellenen in ihrem Befreiungskampf beizustehen.«

»Und dort sind Sie krank geworden?«

Der Dichter nickte und sah zum ersten Mal bitter drein. »Ja. Ich ritt trotz Regen aus und kam nass und kalt zurück. Worauf mich ein dummes Fieber darniederstreckte, ehe es zum entscheidenden Aufstand kam, und mich endgültig der Möglichkeit beraubte, etwas Großes in der Welt zu vollbringen, über das man später in den Geschichtsbüchern schreiben würde.«

»Sie haben etwas Großes vollbracht! Ihre Dichtung wird niemals sterben«, rief Clarissa aus, doch er zuckte geringschätzig mit den Schultern.

»Worte, was sind schon Worte. Ich wollte mich in Taten beweisen!«

Sie nickte, obgleich sie ihn nicht verstand.

»Gab es denn keine Hoffnung auf Genesung?«

Er schüttelte den Kopf. »Der Quacksalber von einem Arzt hat mich mehrmals zur Ader gelassen, doch ich wurde immer schwächer.«

»Und so haben Sie den Vampir, der Sie begleitet hat, gebeten, Sie zu wandeln, um ewig in der Dunkelheit weiterzuleben«, vermutete Clarissa.

»So ist es«, bestätigte der Dichter. »Er half mir über die erste schwere Zeit und brachte mich in meinem Sarg zurück nach London – wo man mir infamerweise ein Begräbnis in der Westminster Abbey verwehrt hat!«

Clarissa konnte sich eines Schmunzelns ob seiner Empörung nicht verwehren.

»Man hätte doch nur Ihren leeren Sarg bestatten können.«

»Ja, und?«

Lord Byron ließ das Thema fallen und begann über belanglose Dinge zu plaudern. Er hielt ihr eine Pforte auf, und sie folgten der Straße, die am Ufer entlang auf die London Bridge zuführte, die weit mehr als tausend Jahre die einzige Verbindung Londons und Westminsters mit dem südlichen Southwark gewesen war, wollte man nicht die einzige Pferdefähre bei Westminster nehmen und mit dem Fährgeld die Taschen des Erzbischofs füllen, der auf der anderen Seite in Lambeth seinen Palast hatte.

»Dann wurde 1750 die Westminster Bridge gebaut, und Sie können sich vorstellen, dass der Erzbischof darüber recht erbost war. Er forderte Entschädigung für seine Fähre, die nun nicht mehr viel einbringen würde. Und soviel ich weiß, hat das Parlament ihm eine nicht unerhebliche Summe zugesprochen.

In den letzten Jahrzehnten kam dann der Brückenbau richtig in Mode. Die Blackfriar, die Waterloo und die Southwark Bridge«, zählte der Dichter auf. »Und jetzt planen sie noch eine riesige und gleichzeitig elegante Brücke in der Nähe des Towers. Die Ingenieure wollen sich und aller Welt beweisen, was sie können. Sie haben sich nicht einmal gescheut, einen Tunnel unter der Themse durchzugraben. Weiter oben in den Docks. Ich kann mich noch genau erinnern, wie sie im Jahr nach meiner Wandlung damit begannen. Ab und zu brach Wasser ein und einige der Arbeiter sind ertrunken. Dann hatten sie mit der faulen Luft dort unten zu kämpfen, die ein Fieber ausbrechen ließ. Und als sie es fast zwanzig Jahre später endlich geschafft hatten, wollte keiner den Tunnel benutzen. Den Menschen ist es unheimlich, zu Fuß unter Vater Themse hindurchzuspazieren. Vielleicht schicken sie nun bald ihre Züge stattdessen unter dem Wasser hindurch. Man ist ja eifrig dabei, mit den *Underground*-Zügen die ganze Stadt zu unterhöhlen. Das soll das Mittel der Zukunft sein, um die Menschen zu ihrer Arbeit und wieder nach Hause zu bringen. Dabei ersticken sie bei jeder Fahrt beinahe am Rauch der Dampflock, der bei der Fahrt nach hinten

gepresst wird. Ich habe es mir selbst einmal angesehen, als die erste Strecke vor ungefähr zwanzig Jahren zwischen Paddington und Farringdon eröffnet wurde, und ich kann Ihnen sagen, mein Fräulein, ich war froh, dass ich nicht mehr atmen muss.« Er schüttelte in Erinnerung an das Erlebnis den Kopf. »Nein, das ist nichts für mich. Ein Dampfross in endlosen Tunneln. Sie täten besser daran, über Tage bei den bewährten Pferdeomnibussen zu bleiben. Wir haben damals höchstens einige unserer Reit- und Kutschpferde in Gewölben unterhalb der Straße untergebracht, als der Platz in den begehrten Vierteln wie Marylebone oder Mayfair ein rares Gut wurde.«

So plauderte er zwanglos, während sie sich von der Themse abwanden und in die City spazierten. Clarissa sah staunend zu der aufragenden Kuppel von St. Paul’s auf, die nach dem großen Stadtbrand 1666 auf der Asche der alten Kathedrale errichtet worden war. Sie umrundeten den Bau in respektvollem Abstand und machten sich dann auf den Rückweg durch das Stadttor Newgate, über dem das berüchtigte Gefängnis aufragte, vorbei am Old Bailey, dem Strafgerichtshof, wo Tag für Tag die schlimmsten Verbrechen untersucht und die Täter ihrer gerechten Strafe zugeführt wurden. So zumindest stellte es sich Clarissa vor, als sie sich über die Fleet Street dem Temple wieder näherten. Es waren bereits die frühen Morgenstunden, als sie die Tore durchschritten. Lord Byron verabschiedete sich von ihr mit einer Verbeugung und einem zarten Kuss auf ihren Handrücken.

»Es war mir ein Vergnügen«, versicherte er ihr. »Ich würde mich freuen, wenn wir uns morgen Abend wieder zu einem gemeinsamen Ausflug treffen könnten. Ich zeige Ihnen gerne noch mehr von Londons Licht- und Schattenseiten.«

»Das wäre ganz wunderbar«, erwiderte Clarissa ehrlich. »Dies ist die erste Nacht seit meiner Wandlung, in der ich mich fast lebendig fühle und nicht wie ein Dämon, der die Hülle, die ihm nicht gehört, verlassen sollte. Ich danke Ihnen von Herzen, Lord Byron.«

Er sah sie versonnen an. »Beinahe bin ich geneigt zu glauben, dass Sie noch ein schlagendes Herz in ihrer Brust tragen.«

Clarissa kehrte in die Kammer zurück, in der ihr Sarg mit denen einiger anderer Servienten stand, ohne sich nach Luciano und den anderen zu erkundigen. Sie wollte jetzt alleine sein mit ihren Gedanken.

*

»Wo kommst du denn her?«

Luciano stellte sich Ivy in den Weg, als er ihr am nächsten Abend im Hof vor der großen Halle über den Weg lief. »Du warst fast die ganze Nacht weg.«

»Das ist richtig«, bestätigte die Lycana, ohne seine erste Frage zu beantworten.

»Und wo warst du?«, bohrte er noch einmal nach. »Oder willst du mir zu verstehen geben, dass mich das nichts angeht?«

Ivy sah ihn missmutig an, dann aber lächelte sie leicht. »Eigentlich ja, aber du lässt dich nicht so leicht abschütteln, nicht wahr?«

Luciano verschränkte die Arme vor der Brust. »Nein! Also verrate es mir.«

Ivy zögerte noch einen Moment, dann gab sie nach. »Also gut. Ich habe Bram Stoker in seinem Haus in Chelsea besucht.«

Luciano sah sie verdutzt an. »Was? Warum das denn?«

Ivy hob die Schultern. »Einfach ein freundschaftlicher Besuch, weiter nichts.«

Luciano warf ihr einen Blick zu, der deutlich sagte, was er von dieser Behauptung hielt. Sie setzten ihren Weg gemeinsam fort und betraten kurz darauf die Halle. Ivy wechselte das Thema.

»Wo ist denn Clarissa?«

Nun war es an Luciano, auszuweichen. »Ich weiß es nicht. Wir lassen uns – äh – ein wenig Freiraum. Vielleicht ist es gut, wenn sie selbstständiger wird und sich hin und wieder anderen Vampiren anschließt.«

Sie blieben beide unter der Tür stehen, als sie Clarissa entdeckten, die sich in angeregtem Gespräch mit einem Gentleman befand. Luciano hatte gehofft, dass sie irgendwann wieder so lebhaft und strahlend werden würde, wie sie es als Mensch in Wien gewesen war, doch als er sie nun genau so vor sich sah, versetzte es ihm einen Stich.

»Sie scheint sich deinen Rat zu Herzen genommen zu haben«, meinte Ivy und sah Luciano von der Seite an. »Und sie hat sich gleich den berühmten Herzensbrecher Lord Byron gewählt. Ich muss sagen, ich bin überrascht, dass du dem gleichmütig zusehen kannst«, sagte sie ein wenig spöttisch.

»Dass es mit meinem Gleichmut vorbei ist, hast du sehr wohl gespürt«, gab er vorwurfsvoll zurück. »Nein, so dachte ich mir das nicht. Ich konnte ja nicht ahnen, was es für Folgen hat, wenn ich sie mal ein paar Stunden aus den Augen lasse.«

»Sie wirkt so fröhlich und gelöst. So habe ich sie nicht gesehen, seit ich in

London angekommen bin.«

Luciano starrte Ivy finster an. »Bohr noch in der Wunde! Ich stürme gleich los und reiße sie ihm aus den Klauen.«

Ivy lächelte spöttisch. »Das, mein lieber Luciano, solltest du unbedingt tun, wenn du für den Rest des Akademiejahres eine Furie an deiner Seite wünschst. Und vergiss nicht, ihr zu verbieten, auch nur ein Wort mit Lord Byron oder einem anderen Vampir zu wechseln. Zeige ihr, wo ihr Platz ist! Einen Schritt hinter dir, mit gesenktem Blick, stets als treue Servientin auf deine Befehle wartend.«

Luciano sah die Lycana empört an. »Du kannst nicht im Ernst denken, dass ich das jemals von Clarissa verlangen würde!«

»Du musst dich entscheiden«, gab Ivy sanft zurück. »Willst du eine selbstbewusste Vampirin an deiner Seite, die ihre eigenen Entscheidungen trifft und auch ihre eigenen Freundschaften pflegt, oder willst du eine Servientin und Dienerin, die sich unterordnet und der du befehlen kannst? Es ist beides möglich, aber du kannst nicht beides gleichzeitig haben. Zumindest nicht mit einer einzigen Vampirin.«

Luciano starrte Ivy an. Dann seufzte er tief. »Warum muss das so kompliziert sein?«

In Ivys Augen trat Verständnis, und er erkannte den tiefen wissenden Blick in ihren türkisfarbenen Augen wieder, der ihn vom ersten Tag an gefesselt hatte. »Freundschaft und Liebe sind kompliziert, und selbst wenn wir glauben, sie errungen zu haben, sind sie zarte Pflanzen, die gehegt werden wollen, um nicht einzugehen. Und auch das ist keine Garantie für dauerhaftes Glück. Wir mögen uns noch so anstrengen, es kann dennoch jeden Moment vorbei sein – aus eigener Schuld, derer wir uns nicht bewusst sind, oder weil der andere sich in seinen Gefühlen gewandelt hat.«

Sie sahen beide von Alisa zu Franz Leopold, die – einander den Rücken zugewandt – in verschiedenen Ecken des Saales standen. Alisa bei Malcolm, Tammo und Fernand, Franz Leopold bei Rowena und Mervyn.

»Es ist so schade und so unbegreiflich«, meinte Luciano mit einem Kopfschütteln.

»Es ist einfach nur dumm und falscher Stolz«, widersprach Ivy hart.

»Meinst du, wir könnten etwas tun?«, schlug Luciano zaghaft vor, der sich

lieber nicht vorstellen wollte, mit welchen Kommentaren ihn Leo bedenken würde, sollte er sich in sein Liebesleben einmischen und ihm Vorschläge für sein Verhalten unterbreiten.

Ivy schüttelte den Kopf. »Nein, da müssen die beiden jetzt selber durch, denn sonst, fürchte ich, lernen sie nichts daraus.«

»Und wenn sie nicht mehr zueinanderfinden? Ich glaube zwar nicht, dass Alisa und Malcolm zusammenkommen, aber was, wenn er Latona für immer verloren glaubt? Alisa und er verstehen sich gut.«

»Als Freunde, ja, das kann jeder sehen, außer ein derart arroganter Dracas.«

Luciano konnte sich nicht erinnern, Ivy schon einmal so abfällig von Leo reden gehört zu haben.

»Wenn sie sich nicht mehr finden, dann haben sie es auch nicht verdient und ihre Liebe würde an der nächsten kleinen Hürde zerbrechen. Denn Vertrauen und Offenheit gehören auch dazu, aber das haben die beiden anscheinend noch nicht begriffen.«

Ivy drehte sich auf dem Absatz um und stürmte durch den Gang zurück zum Tor. Luciano sah ihr verwundert nach. Sie benahm sich immer seltsamer. Und jedes Mal, wenn er glaubte, hoffen zu können, sie wäre wieder wie früher, wandelte sich ihre Stimmung innerhalb weniger Augenblicke. Nein, er hatte nicht die Spur einer Ahnung, was in der Lycana vor sich ging.

Luciano wandte sich wieder Clarissa und Lord Byron zu. Wie Ivy gesagt hatte, er musste sich entscheiden, auch wenn es schwerfiel.

Luciano brauchte einige Momente, um sich zu sammeln, dann setzte er eine freundlich-offene Miene auf, wie er hoffte, und trat auf die beiden zu. Das Gespräch brach ab. Clarissa sah ihn ein wenig ängstlich an. Lord Byron musterte ihn mit dem nonchalanten Blick der alten Aristokraten. Luciano verbeugte sich.

»Einen guten Abend wünsche ich. Ich weiß, wir hatten noch nicht das Vergnügen, Lord Byron. Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle?«

Der Dichter nickte gnädig, sodass Luciano ihm die Hand hinstreckte.

»Luciano de Nosferas. Es ist mir eine Freude, Sie persönlich kennenzulernen.«

Auch der Lord deutete eine Verbeugung an und ergriff die dargebotene Hand. »Die Freude liegt ganz auf meiner Seite, und ich kann Ihnen nur versichern, dass ich Sie um Ihre charmante Gefährtin beneide, nachdem ich sie kennenlernen durfte.«

Luciano verbeugte sich noch einmal. »Ich danke Ihnen für das Kompliment.«

Er wechselte noch ein paar Worte mit dem Dichter, wobei er es vermied, sein Werk zu erwähnen. Er hätte zugeben müssen, dass er sich nur vage daran erinnerte, was Lord Byron geschrieben hatte, und diese Blöße wollte er sich nicht geben. Doch der Lord schien ohnehin nicht erpicht darauf, seine Dichtung zu erörtern. Vielleicht hatte er bereits zu seinen Lebzeiten in jedem Salon und jedem Ballsaal, den er betrat, genug Lob und Schmeicheleien gehört, und war ganz froh, sich anderen Themen zuzuwenden.

Sobald es der Anstand gestattete, verabschiedete sich Luciano höflich. Er bot Clarissa den Arm und fragte: »Darf ich dich zu Tisch führen? Es wird gleich serviert.«

Zu seiner Erleichterung lächelte sie und folgte ihm zu dem Stuhl, den er für sie zurückschob. Vielleicht würde ja doch noch alles gut gehen. Wenn sie sich nur nicht zu sehr mit Lord Byron anfreundete. Was für Chancen hatte er schon gegen den gut aussehenden Dichter und Frauenheld?

Kopf hoch, Alter. Stell dir einfach vor, du seist ein Dracas. Mach dir unsere Arroganz und unsere übersteigerte Selbstsicherheit zu eigen!

Luciano fuhr herum und starrte in Franz Leopolds grinsendes Gesicht. »Vielen Dank für den Ratschlag«, meinte er trocken.

»Gern geschehen«, gab Leo liebenswürdig zurück und nahm auf Clarissas anderer Seite Platz.

*

»Was kann ich für Euch tun, Meister?« Razvan verbeugte sich tief vor seinem Herrn. Wieder einmal reagierte der alte Vampir nicht, und der Bucklige fragte sich nicht zum ersten Mal besorgt, ob seine besten Tage vorüber waren und er nun mit jedem Jahr ein wenig seiner Stärke einbüßte, bis er irgendwann besiegt und vernichtet werden würde oder einfach nur verging.

Dracula fuhr herum und blitzte seinen Diener mit seiner ganzen Macht an, dass der zurückwankte, sich unter Schmerzen krümmte und auf die Knie fiel.

»Zweifle nie wieder an mir!«, donnerte der Meister. »Ich kann es spüren, also hüte dich vor meinem Zorn.«

Obgleich der Bucklige nicht wagte, zu ihm aufzusehen, nickte er und presste einige gestammelte Worte der Entschuldigung hervor.

»Was willst du? Warum wagst du, mich in meinen Gedanken zu stören?«

Razvan sah noch immer nicht auf. »Ihr habt nach mir gerufen. Ich habe es deutlich gespürt«, wagte er anzumerken.

Der Zorn verwehte so unvermittelt, wie er aufgewallt war. Razvan stemmte sich hoch und richtete sich auf. Zaghaft ließ er seinen Blick vom Saum des langen Umhangs weiter hinaufwandern, bis er das hagere, weiße Gesicht erreichte, das auf seine Weise noch immer attraktiv erschien. Oder war es nur der hypnotische Blick, der einen nicht mehr losließ? Besser gesagt, dem man nur entfliehen konnte, wenn man in Gnaden entlassen wurde.

»Ja, richtig. Ich habe einen Auftrag für dich«, sagte der Meister fast freundlich.

Zu freundlich, stellte der Bucklige mit einem Hauch von Sorge fest, versuchte den Gedanken aber zu vertreiben. Er wollte nicht schon wieder so große Schmerzen auf sich laden.

Draculas rasch wechselnde Launen war er gewohnt. Sie gehörten zu ihm und standen dem Meister der Vampire zu. Doch in den vergangenen Monaten waren Stimmungen hinzugekommen, die Razvan bislang nicht kannte und die ihn erst mit Erstaunen und dann mit Sorge erfüllten. Manches Mal, wenn der Zorn des Meisters wie ausgebrannte Scheite in sich zusammenfiel, geriet dieser in eine grüblerische Stimmung. Dann glaubte der Diener Melancholie und eine tiefe Traurigkeit in den roten Augen erkennen zu können. Und neuerdings überraschte ihn zuweilen eine Sanftmut, die ihm einen Schauder über den Rücken jagte. Das passte einfach nicht zu ihm!

Auch jetzt war er mit seinen Gedanken wieder abgeschweift und starrte versonnen vor sich hin, den Hauch eines Lächelns um seine Lippen, die sonst ein grausamer Zug prägte. Irgendetwas ging hier vor sich, das Razvan zunehmend unheimlich wurde. Er hatte viel darüber nachgedacht, während sein Meister tagsüber in seiner Totenstarre Kräfte sammelte. Alles hatte damit angefangen, dass er diese seltsame irische Vampirin nach Poienari gebracht hatte. Ja, früher hatte er auch ab und zu von Erzsébet gesprochen, deren Verlust er noch immer nicht verschmerzen konnte, doch war das immer voller Zorn und Hass über ihre Vernichtung geschehen. Und mit namenloser Wut darüber, dass er sie nicht zurückholen konnte. Nicht einmal der Trost, ihre sterblichen Überreste zu finden und zurück nach Poienari zu bringen, war ihm vergönnt. Razvan wusste, dass Dracula lange vor der Zeit, als er sein Diener wurde, ja, als er überhaupt auf dieser Welt weilte, immer wieder nach London gereist war, nur um mit leeren

Händen zurückzukehren. Mit jedem Mal zorniger und grausamer gegen jedes Wesen, das es wagte, in dieser Stimmung seinen Weg zu kreuzen. Doch irgendwann hatte er aufgegeben und seitdem keinen Fuß mehr auf die Insel gesetzt, so hatte es der Meister angedeutet.

Umso erstaunter war Razvan gewesen, als Dracula im vergangenen Jahr nach Ivys erfolgreicher Flucht angekündigt hatte, London wieder einmal einen Besuch abzustatten. Allerdings war seitdem nichts weiter geschehen, und der Diener scheute sich, den Meister darauf anzusprechen. Es war ein heikles Thema. Alles, was mit Erzsébet zusammenhing, konnte ungeahnte Reaktionen nach sich ziehen, und da Razvan an seinem kümmerlichen Leben hing, schwieg er lieber und wartete ab.

»Einen Auftrag?«, wiederholte der Bucklige, nachdem Dracula keine Anstalten machte, mit seinen Anweisungen fortzufahren. Wieder dieser versonnene Blick, der vermuten ließ, dass sein Geist weit weg in einer anderen Sphäre wandelte.

Der Blick fasste den Diener ins Auge. Seine Gedanken kehrten auf die Festung in den Karpaten zurück.

»Ja, einen Auftrag. Du wirst zwei Dutzend stabile Särge besorgen und sie zur Höhle der entweihten Kapelle schaffen, in der meine Musen zu ruhen pflegten.«

Razvan nickte, obwohl ihm gleich mehrere Fragen durch den Kopf schossen.

»Zwei Dutzend stabile Särge«, wiederholte er gehorsam. »Aus Holz oder steinerne Sarkophage?«, erkundigte er sich.

Was hatte der Meister vor? Wollte er sich endlich von seinem Trübsinn abwenden und sich neue Gespielinnen suchen? Gleich zwei Dutzend? Nun, das würde ein Fest! Und für den Buckligen nicht einfach. Hatten die drei Grazien ihn nicht schon Nacht für Nacht bis aufs Blut gereizt?

»Holz! Särge aus Holz«, gab Dracula zurück. »Du lässt sie in der Kammer aufstellen und dann füllst du sie mit Erde von der kleinen Lichtung direkt vor dem Eingang.«

Razvan blinzelte. Hatte er das jetzt richtig verstanden? »Erde? Ich soll die Särge mit Erde füllen?«

»Ja, habe ich mich nicht klar ausgedrückt?«, polterte der Vampir, und der Diener wich eingeschüchtert zurück.

»Doch, schon, aber ich verstehe nicht …«

»Du musst deine Aufträge nicht verstehen. Du musst sie ausführen, so wie ich

es dir gesagt habe.«

Razvan nickte. »Ja, Meister, ich gehorche Euch. Ich bin Euer treuer Diener.«

»Das will ich hoffen! Halte dich an meine Anweisung und nimm nur die Erde zu Füßen der Kammer.«

»Warum?«, rutschte es dem Buckligen heraus. Und er wich gleich noch zwei Schritt zurück, doch zu seiner Überraschung antwortete Dracula, obgleich er ihn bedrohlich fixierte.

»Weil die Erde vom Blut meiner besiegten Feinde getränkt ist und ich an dieser Stelle am Sarg meines toten Weibes jenen Fluch sprach, der die Dämonen der Finsternis beschwor.«

»Der Pakt«, flüsterte Razvan und ein Schauder rann durch seinen Körper. »Der Pakt, der Euch zum Fürsten der Nacht werden ließ. Zum Vater der Vampire.«

Dracula nickte nur knapp, dann wandte er sich mit einem Rauschen seines Umhangs ab. Noch in der Bewegung verflossen seine Konturen und eine riesige Fledermaus stürzte sich von den Zinnen. Sie verschwand zwischen den Bäumen, hinter deren schon dünner werdendem Herbstlaub irgendwo dort unten der Eingang zur entheiligten Felsenkapelle verborgen war.

Der Bucklige sah seinem Herrn nach. »Zwei Dutzend Särge mit verfluchter Erde füllen«, wiederholte er und schüttelte den Kopf. So viele Fragen drängten sich ihm auf, und es fiel ihm so unendlich schwer, sich zu gedulden, bis der Meister bereit war, mehr von seinen Plänen preiszugeben.

VERHINDERTE FLUCHT

Latona legte sich wie gewohnt zur Ruhe, doch sie bemühte sich keineswegs, einzuschlafen, um für den nächsten öden Schultag Kräfte zu sammeln. Ganz im Gegenteil. Sie versuchte, wach zu bleiben, und lauschte den nach und nach verebbenden Geräuschen. Jeden Schlag der Uhr zählte sie mit. Sollte sie bis Mitternacht warten oder lieber noch länger, um ganz sicher zu gehen? Sie dachte an ihr geschnürtes Bündel unter dem Bett und die Kleider, die sie unter ihrem Kopfkissen versteckt hatte. Am besten wäre es, sich erst draußen vor dem Schlafsaal anzukleiden.

Die Uhr schlug zwölf. Latona bemerkte, wie sie schläfrig wurde. Sie zwinkerte heftig und riss dann die Augen weit auf, um ja nicht einzuschlafen. Nicht auszudenken, wenn sie einnickte und morgen beim Wecken ihr Bündel und die Kleider entdeckt werden würden. Das würde ein Geschrei werden! Latona stellte sich vor, wie Miss Cornbed sie mit ihren knochigen Fingern an der Schulter packen und schütteln würde, während sie in den höchsten Tönen zu keifen begann, dass es in den Ohren schmerzte. Dann würde sie Latona zur Direktorin schleppen. So einer verbiesterten alten Betschwester, die ihr einen Vortrag über die Tugenden einer jungen Dame halten würde. Anstand und Würde gehörten dazu, aber auch Demut und Zurückhaltung, Feingefühl und Takt.

Latona verdrehte die Augen. Nein, sie konnte es hier keinen Tag länger aushalten. Sicher würde Bram das verstehen, wenn er wüsste, wie es in einer solchen Mädchenschule zuging. Oder wusste er es gar und hatte sie trotzdem hierher verbannt?

Dafür sollte sie ihm die Augen auskratzen! Er hatte Verrat begangen, und das, nachdem sie endlich begonnen hatte, ihm zu vertrauen und ihn als eine Art Vormund zu akzeptieren.

Der Zorn und die Überlegung, wie sie sich an ihm rächen konnte, hielten sie bis ein Uhr wach. Sie lauschte dem Schlag der Glocke drüben in der Kapelle, dann rutschte sie leise aus dem Bett, griff nach ihrem Bündel und den Kleidern und schlich aus dem Schlafsaal. Eines der Mädchen drehte sich mit einem Seufzer auf die andere Seite, doch niemand hielt sie auf.

Draußen zog sich Latona rasch an, schwang ihr Bündel auf den Rücken und schlich den Gang entlang bis zur Hintertür, die in den Garten führte. Sie war mit einem Riegel verschlossen. Es kostete sie Überwindung, ruhig zu bleiben und ihn ganz langsam, Stück für Stück zurückzuziehen. Sie hatte es ausprobiert. Nur so war er leise genug zu öffnen, ohne eine ihrer Gefängniswärterinnen – wie sie sie insgeheim nannte – zu alarmieren. Endlich war der Riegel entfernt, und Latona zog die Tür so weit auf, dass sie hindurchschlüpfen konnte. Mit einem stillen Seufzer der Erleichterung schob sie den Türflügel wieder hinter sich zu und sog die kalte Nachtluft tief in sich ein.

Endlich frei! Oder zumindest fast. Nun galt es noch die Mauer zu überwinden, die den ehemaligen Klostergarten umschloss, was mit ihren langen Röcken sicher kein einfaches Unterfangen werden würde. Zumindest nicht, wenn sie danach nicht wie eine Landstreicherin aussehen wollte, die der nächste Constable, dem sie begegnete, auf der Stelle festnahm. Nein, schließlich wollte sie den Zug besteigen und nach London fahren, ohne Verdacht zu erregen. Die Schienen mussten hier ganz in der Nähe verlaufen. Man konnte selbst im Schlafsaal das Pfeifen der Lokomotiven hören. Sie brauchte also nur den nächsten Bahnhof zu finden. So lautete zumindest ihr Plan. Sehr weit konnte er nicht sein, das wusste sie von ihren Mitschülerinnen. Latona suchte nach den Münzen in ihrer Tasche. Allzu viele waren es nicht, obgleich Bram sie nicht knapp hielt. Leider hatte die Direktorin ihr den größten Teil abgenommen, um das Geld für sie aufzubewahren, da sie es während der Schulzeit sicher nicht benötige. Und falls doch eine Anschaffung zu tätigen wäre, könne sich Latona ja vertrauensvoll an sie wenden.

Sie schnitt eine Grimasse. Aber ja! Sicher hätte es die Direktorin aus der Fassung gebracht, wenn sie an ihr Büro geklopft und ihr gesagt hätte, sie würde ihr Geld benötigen nach London zu fliehen, um ihren Geliebten – einen Vampir – zu suchen.

Das Gesicht hätte sie sehen mögen! Aber vermutlich wäre die einzige Folge gewesen, dass man sie wegen überreizter Nerven in die Krankenstation gesperrt hätte. Und von dort war eine nächtliche Flucht viel schwieriger, da die Schwester im Nebenzimmer schlief oder gar bei ihren Schützlingen am Bett wachte, wenn sie es für notwendig hielt.

Na, wenigstens hatte sie einen Teil ihres Geldes woanders aufbewahrt und es so

vor den gierigen Klauen der Direktorin schützen können. Weit würde sie damit nicht kommen, aber zumindest für den Zug und ein wenig Proviant sollte es reichen.

Und dann? Was machst du, wenn du Malcolm nicht gleich finden kannst? Wo willst du schlafen? Bei den Armen in Clerkenwell, Camden oder Whitechapel, wo es billige Absteigen gibt? Zwischen dem unehrlichen Gesindel und den Frauen, die ihren Körper für ein paar Pence verkaufen, weil sie sich und ihre Kinder nicht anders ernähren können und weil sie den Gin brauchen, der den Geist betäubt und sie das Elend zumindest für eine Weile vergessen lässt?

Latona war noch nie in dieser Gegend gewesen, doch sie hatte *Oliver Twist* gelesen und nahm an, dass sich die Zustände, seit Dickens sie in seinem Roman angeprangert hatte, nicht groß geändert hatten.

Sie verdrängte den Gedanken daran. Es würde schon alles gut gehen. Sie würde als Erstes das Albert Memorial in den Kensington Gardens aufsuchen. So wie sie es ausgemacht hatten, als sie sich in Paris trennten. Ganz sicher war dort irgendwo eine Nachricht für sie, die sie zu ihm führen würde.

Ob er nach so langer Zeit überhaupt noch nach ihr Ausschau hielt? Sie war mehrmals dort gewesen und hatte nichts entdeckt. Ihr war es allerdings nicht möglich gewesen, genauer zu suchen. Es war bei Tag, bei sonntäglichen Spaziergängen mit Bram und Florence gewesen. Überall Leute, die sich im Park ergingen. Elegante Kutschen und edle Pferde, die die Aristokratie samt ihrer neuen Garderobe an schönen Nachmittagen im Hyde Park präsentierte. Wie hätte sie da über das Gitter steigen und das Denkmal zu Ehren des verstorbenen Prinzgemahls auf eine versteckte Nachricht untersuchen können?

Aber dieses Mal würde sie finden, was er für sie zurückgelassen hatte. Davon war sie überzeugt, denn wenn sie daran zweifelte, wäre ihre Flucht sinnlos. Wie könnte sie sonst den Unterschlupf der Vyrad in dieser riesigen Stadt finden?

Wenn alle Stricke reißen, dann kann ich immer noch nach Chelsea zurückkehren und Bram um Verzeihung bitten, dachte sie. *Er wird wütend sein, doch vermutlich wird er mich nicht einmal verprügeln.*

Und einfach vor die Tür setzen würde er sie auch nicht. So gut glaubte Latona ihn inzwischen zu kennen. Was riskierte sie also?

Höchstens, in Schimpf und Schande wieder hier eingeliefert zu werden. Nun, das war es ihr wert.

Inzwischen hatten sich ihre Augen an die Dunkelheit der Nacht gewöhnt. Wolken zogen über den Himmel und verdeckten einen Teil der Sterne, und auch die Mondsichel verschwand immer wieder. Latona schritt bedächtig zwischen den Blumenrabatten hindurch, eifrig darauf bedacht, nicht zu stolpern. Sie überquerte den Rasen, der weich unter ihren Schritten federte. Die Klosterschwestern hatten hier früher sicher Gemüse angebaut und Heilkräuter, wie die Aufteilung der Beete im hinteren Teil des Gartens noch immer andeutete. Nein, vermutlich hatten sich die adeligen Nonnen die Hände nicht schmutzig gemacht und den Rücken zum Hacken und Unkrautjäten gebeugt. Dafür hatte es sicher einfache Laienschwestern gegeben, nicht besser gestellt als jede Magd auf einem Bauerngehöft.

Im Schatten alter Bäume erreichte Latona die Mauer. Natürlich hatte sie sich ihren möglichen Fluchtweg vorher genau angesehen. Das Haupttor war ein noch schwierigeres Hindernis als die Gartenmauer, und selbst diese schien in weiten Teilen unüberwindlich. Doch hinter der alten Blutbuche war die Mauerkrone gebrochen, uneben und ein wenig niedriger. Und auch die Mauer selbst wies mehr Unebenheiten auf als anderswo. Hinzu kam, dass die Buche so nah an der Mauer wuchs, dass Latona ihre Äste greifen und sich so bis auf die Mauerkrone hinaufziehen konnte. Das hoffte sie jedenfalls. Ausprobiert hatte sie es noch nicht.

Latona blieb zwischen Baumstamm und Mauer stehen und atmete ein paar Mal tief durch. Dann schlüpfte sie aus ihren Schuhen und steckte sie in ihr Bündel. Ihre Röcke raffte sie nach oben und band sie mit einem Strick um die Hüfte. Dann griff sie nach dem höchsten Ast, den sie erreichen konnte, und stemmte die nackten Füße gegen die Mauer.

»Interessant, was du da vorhast.«

Latona blieb beinahe das Herz stehen. Sie war also doch entdeckt worden. In ihrem Schreck rutschten ihre Hände ab, und sie setzte sich unsanft ins Gras. Hastig sah sie sich um, konnte aber niemanden entdecken. Die Stimme war erstaunlich leise gewesen, ja, fast sanft, und – sie kam ihr bekannt vor. Doch wie sollte das möglich sein? Jedenfalls war es ganz sicher keine ihrer Gefängniswärterinnen gewesen – von denen keine mit einer sanften Stimme gesegnet war – und auch keine ihrer Mitschülerinnen.

Latona erhob sich und klopfte sich die dürren Blätter aus dem Kleid. Wieder

sah sie sich um. Nichts. Hatte sie sich das nur eingebildet? Zaghaft griff sie noch einmal nach dem Ast, als die Stimme erneut ertönte.

»Meinst du, du schaffst es über die Mauer, ohne dir etwas zu brechen oder auch nur dein Kleid zu zerreißen? Ich wünsche dir viel Glück dabei. Aber was dann? Was hast du vor, wenn du auf der anderen Seite stehst? Hast du jemals daran gedacht, dass sie euch weniger einsperren als vielmehr vor der feindlichen Welt draußen beschützen soll?«

Latona sah sich hektisch um. Wer war das, und wo versteckte sie sich?

»Zeig dich! Wer bist du, und was willst du?«, zischte sie in die Nacht.

»Ich bin ganz nah bei dir, Latona. Und wer ich bin, solltest du eigentlich wissen.«

Noch während die Unbekannte sprach, schien eine Gestalt neben Latona aus dem Boden zu wachsen – oder sich aus dem Nichts zu materialisieren? Oder hatte sie sich im Baum verborgen gehalten und war geräuschlos herabgesprungen? Latona vermochte es nicht zu sagen. Sie wusste nur, dass sie nicht mehr allein im nächtlichen Klostergarten stand. Eine zierliche Gestalt im langen Gewand in der Farbe von Mondlicht stand neben ihr. Türkisfarbene Augen betrachteten sie aus einem feinen, fast durchscheinenden Gesicht. Das Haar floss wie Silber über ihren Rücken. Und wenn das Licht heller gewesen wäre, so wusste Latona, hätte die Gestalt keinen Schatten geworfen. Ja, sie erkannte das Mädchen, oder besser gesagt, die Vampirin.

»Ivy!«, stieß sie hervor.

»Ganz recht. Es freut mich, dich so unverhofft wiederzusehen.«

Die Lycana verbeugte sich mit einem Lächeln auf den Lippen, das Latona ein wenig spöttisch erschien.

»Ach, willst du mir etwa einreden, dies sei ein Zufall? Du bist hier einfach so in Oxford an diesem alten Kloster vorbeigekommen, wo ich zur Schule gehe?«

Ivy schüttelte die silbernen Locken. »Nein, ich habe nach dir gesucht, aber ich habe nicht erwartet, dich hier draußen anzutreffen. Soweit ich über die Gepflogenheiten informiert bin, müsstest du um diese Zeit in deinem Schlafsaal im Bett liegen. Könnte es sein, dass ich dich beinahe verpasst hätte?«

»Ja, schon möglich. Also sag schon, was willst du? Ich habe es nämlich eilig.«

»Du kannst es kaum erwarten, über die Mauer zu klettern und dir dann auf der Straße nach London die Füße wund zu laufen?«

»Ich werde mit der Eisenbahn fahren«, widersprach Latona würdevoll. Dann dachte sie wieder an Ivys plötzliches Auftauchen. »Wie bist du eigentlich hier hereingekommen?«

Ivy zuckte nur mit den Schultern. Über so eine Kleinigkeit lohnte es anscheinend nicht zu sprechen.

»Ich weiß, dass ihr Vampire über magische Eigenschaften verfügt und über Kräfte, die man euch nicht ansieht. Könntest du mir also über die Mauer helfen? Das wäre sehr freundlich. Es ist doch ein wenig schwieriger, als ich dachte – vor allem in diesem Kleid.« Latona zog eine Grimasse.

»Es wäre mir ein Leichtes, dir hinüberzuhelfen, aber ich werde es nicht tun«, gab Ivy aufreizend sanft zurück.

»Ach, nein? Dann lass mich vorbei, versuch ich es eben selbst noch einmal. Ich muss mich beeilen!«

Ivy rührte sich nicht von der Stelle, und Latona wagte nicht, sie zur Seite zu schieben.

»Dich beeilen? Um nach London zu kommen? Warum? Hast du Nachricht von Malcolm?«

»Nein«, gab Latona widerstrebend zu. »Aber ich kann hier nicht ein Jahr tatenlos rumsitzen, wenn er auf ein Zeichen von mir wartet.«

Ivy hob die Brauen. »Tut er das denn? Nach so langer Zeit?«

Es gab Latona einen Stich und mit aller Macht kamen ihre eigenen Zweifel zurück, aber sie sagte tapfer: »Ja! Malcolm und ich haben uns ewige Liebe geschworen, und er hat mich gezeichnet, damit kein anderer Vampir sich an mir vergreift, das hat Hindrik mir gesagt, und auch Clarissa hat es gewittert. Und das bedeutet, er kommt und holt mich zu sich!«

Ivy beugte sich ein wenig vor. Ihre Nasenflügel blähten sich. »Ja, er hat dich als die Seine gezeichnet. Warum gehst du dann nicht in dein Bett zurück und wartest, bis er dich holt?«

»Weil …«, Latona hielt inne. »Wie soll er mich denn finden? Es ist schon so viel Zeit vergangen, und er hat mir ganz sicher eine Nachricht hinterlassen. Nur konnte ich sie bisher nicht finden, weil sie mich nicht aus den Augen gelassen haben. Und jetzt denkt Malcolm vielleicht, dass ich ihn nicht mehr liebe, und sucht mich deshalb nicht mehr. Also muss ich endlich nach London, damit er weiß, dass ich noch immer auf ihn warte!«

»Was für eine Leidenschaft. Ja, das Wort ist gut gewählt. Es steckt so viel Leiden in der Liebe«, sagte Ivy nachdenklich, ehe sie ihren Blick wieder fest auf Latona richtete.

»In einem Punkt kann ich dich tatsächlich beruhigen: Malcolm hat dich nicht vergessen und ist immer noch fest entschlossen, dich zu finden und zu seiner Gefährtin zu machen.«

Latona stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Es war also wirklich wahr, er hatte sie nicht vergessen. »Dann nimm mich mit!«, rief sie begeistert. »Bring mich nach London, ja, am besten gleich zu ihm. Du weiß doch, wo er und seine Vyrad leben?«

Ivy nickte. »Das könnte ich tun. Aber leider passt es nicht in meine Pläne – zumindest für den Augenblick.«

»Du hilfst mir also nicht?«, rief Latona unvorsichtig laut.

»Pass auf, Latona. Ich bringe dich jetzt in deinen Schlafsaal zurück, wo du dich wieder in dein Bett legen wirst. Und morgen und an all den folgenden Tagen wirst du brav zur Schule gehen und dich verhalten, wie man es von dir erwartet.«

Zornig stampfte Latona mit dem Fuß auf. »Das werde ich ganz sicher nicht tun! Ich reise noch heute nach London. Mit deiner Hilfe oder auf eigene Faust, ganz egal. Das geht dich überhaupt nichts an.«

Ivy schüttelte den Kopf. »Wie gesagt, ich habe meine Pläne – große, gefährliche Pläne, in die sich alles nahtlos einfügen muss, wenn sie gelingen sollen. Da muss jeder seinen Teil beitragen. Und dein Teil ist es, hier so lange zu warten, bis ich dich hole und zu Malcolm bringe.«

»Und wenn ich da nicht mitmache?« Trotzig verschränkte Latona die Arme vor der Brust.

»Dann werde ich dafür sorgen, dass du mitmachst«, gab Ivy noch immer sanft zurück.

»Wie willst du das anstellen?« Neugier mischte sich mit Furcht. »Mich im alten Gewölbekeller an die Wand ketten, damit ich nicht fliehen kann?«

Ivy schmunzelte. »Aber nein. Solch rüder Methoden muss ich mich zum Glück nicht bedienen. Ich gehe anders vor.«

»Wie denn?«, erkundigte sich Latona, obgleich sie sich nicht sicher war, ob sie es wirklich wissen wollte.

»Das wirst du erfahren, wenn du mir nicht versprichst, dich genau an meine

Anweisungen zu halten.«

Latona wechselte das Thema, nicht nur, um Zeit zu schinden und Ivy abzulenken. Eine Frage beschäftigte sie, seit sie Ivy erkannt hatte.

»Wie hast du überhaupt herausgefunden, wo ich bin, wenn Malcolm es immer noch nicht weiß?«

»Ich habe mich an den richtigen Mann gewandt: Deinen neuen Vormund.«

»Bram? Du hast Bram Stoker gefragt?«

Ivy nickte, als sei das selbstverständlich. »Genau. Ich habe ihn daheim in seinem Haus in Chelsea aufgesucht und ein wenig mit ihm über Poesie geplaudert.«

»Und da hat er dir erzählt, wo er mich hingeschickt hat?«, hakte Latona nach. Sie war empört. Da behauptete Bram, sie vor einem Vampir schützen zu wollen, und erzählte einem anderen, wo sie war.

Ivy lächelte. »Nun, sicher nicht so ganz mit Absicht. Sagen wir, ich habe einige Informationen aus ihm herausgelockt und dann noch ein wenig kombiniert und gesucht.«

»Pah!« Latona versuchte die Gedanken zu verdrängen, die in ihr aufstiegen, doch Ivy hatte sie bereits empfangen.

»Du fragst dich, warum es mir so einfach gelungen ist, dich zu finden, während Malcolm bisher nicht bei dir aufgetaucht ist, um dich aus der Schule zu befreien, die dir wie ein Gefängnis vorkommt? Vielleicht, weil ich von jeher anders bin und meine eigenen Wege gehe? Ich vermute mal, kaum ein Vampir käme auf die Idee, einen Menschen um Hilfe zu bitten. Wobei ich natürlich noch den Umstand zu meinen Gunsten ausnutzen konnte, dass Bram eine Schwäche für mich hat. Ich bin mit ihm zusammen von Dublin nach London gefahren, und bei solch einer Seereise hat man viel Zeit zu plaudern. Aber nun komm! Es wird Zeit, dass du in dein Bett zurückkehrst.« Ivy streckte die Hand aus, und Latona legte, gegen ihren Willen, die ihre hinein.

»Komm mit mir!«

Latona wehrte sich mit aller Kraft. Dachte sie zumindest. Dennoch ging ihr Körper lammfromm neben Ivy her und ließ sich bis in den Schlafsaal zurückbringen.

Du wirst jetzt schlafen und alle Gedanken an Flucht aus deinem Geist verbannen, flüsterte die eindringliche Stimme in ihrem Kopf. *Ja, leg dich hin*

und schließe die Augen. Latona spürte, wie Ivy sie sorgsam zudeckte.

»Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich dich holen. Bis dahin wirst du warten! Hast du mich verstanden?«

Widerwillig nickte Latona. »Versprichst du es?«

»Ja.«

»Versprichst du, dass ich Malcolm wiedersehe und du dafür sorgst, dass nichts und niemand uns mehr trennen kann?«

»Ich verspreche es, soweit es in meiner Macht steht. Und nun schlafe!«

Latona fielen die Augen zu, und sie sank in einen Traum hinab, der begleitet wurde von dem wundervollsten Paar blauer Augen, die sie irgendwo in London erwarteten.

*

Nachdem Alisa und ihre Gruppe die unterirdischen Örtlichkeiten untersucht hatten, an denen das Verbrechen stattgefunden – oder die zumindest zur Vertuschung und Beseitigung der Leichen gedient hatten, beschlossen sie, als abschließende Ergänzung noch die Akte bei der Polizei einzusehen. Tammo war enttäuscht, dass sie den Barbiersessel auf der Falltüre und den Keller des Hauses nicht mehr besichtigen konnten, aber da war nichts zu machen. Das Haus hatte dem Straßenbau weichen müssen und an dem neuen Gebäude war für die Erben nichts von Interesse. So stimmten er und Fernand ein wenig ungnädig Alisas Vorschlag zu. In alten Akten zu wühlen, kam ihnen nicht gerade spannend vor. Aber vielleicht erwartete Lord Milton so etwas, und leider hatten es Luciano und Leo mit ihrer Gruppe vorgemacht und einige Unterlagen über ihren Fall mitgebracht. Wobei sich dann die Frage stellte, wie sie diese aus dem Gebäude schaffen konnten. Eine Fledermaus würde nicht viel tragen können, und so weit wie die Vyrad waren sie noch nicht, dass sie alles, was sie in den Händen hielten, mit in Nebel auflösen konnten.

»Und wo müssen wir danach suchen?«, fragte Tammo in die Runde.

»Bei Scotland Yard?«, schlug Alisa vor. »Die sind doch für Kriminalfälle in London zuständig, oder nicht?«

»Falls es die zu Zeiten unseres verrückten Barbiers überhaupt schon gegeben hat«, warf Fernand ein.

Die drei sahen fragend zu Malcolm hinüber, doch der zuckte nur mit den Schultern und riet ihnen, das vorher abzuklären.

»Du könntest es uns auch einfach sagen«, empörte sich Tammo. »Das würde uns viel Zeit ersparen.«

»Ich weiß es selbst nicht so genau«, musste Malcolm zugeben und schlug vor, in die Bibliothek zu gehen, um dort nachzusehen.

Sie hatten Glück und trafen auf Vincent, der gerne bereit war, ihnen bei der Suche zu helfen, obgleich er gerade einen neuen Vampirroman las, den er eben erst in einer kleinen Buchhandlung entdeckt hatte. Mit einem Hauch von Bedauern schlug er das Buch zu, legte es vorsichtig, als sei es zerbrechlich, in das Holzkästchen, das auf dem Tisch stand, und winkte dann den Erben, ihm in den benachbarten Raum zu folgen. Sein kurzer Finger strich an einer Reihe Buchrücken entlang, dann zog er zwei Bände heraus und reichte sie Alisa.

»Hier in dem Dickeren müsstet ihr eine Menge über die Polizei Londons finden. Das dünne Schwarze berichtet über die Erfolge und Misserfolge von Scotland Yard, dessen Gründungsjahr übrigens 1829 war, wenn ich das noch recht im Gedächtnis habe.«

Die fünf bedankten sich und überließen Vincent wieder seiner Lektüre. Alisa stürzte sich auf das erste Buch, während Tammo und Fernand sich gelangweilt umsahen. Malcolm machte auch keine Anstalten, bei der Suche nach den benötigten Informationen zu helfen, dagegen nahm sich Marie Luise zu Alisas Überraschung das Buch über Scotland Yard, blätterte aber eher ziellos darin.

»Hört mal«, verkündete Alisa. »Das ist interessant.«

Fernand und Tammo warfen sich zwar Blicke zu, die besagten, dass nicht alles, interessant war, was Alisa dafür hielt, doch sie wandten sich ihr gnädig zu und taten zumindest so, als wollten sie keines ihrer Worte verpassen.

Alisa, die die Gedanken der beiden aufgefangen hatte, runzelte ein wenig ärgerlich die Stirn. »Ich fasse es euch so kurz wie möglich zusammen.«

Fernand neigte mit einem Grinsen den Kopf. »Wie rücksichtsvoll. Wir haben zu danken.«

Noch einmal kreuzten sie die Blicke, und Alisa merkte, wie es um die Mundwinkel der beiden zuckte. Rasch wandte sie sich dem aufgeschlagenen Buch in ihren Händen zu.

»Vor dem Jahr 1739 gab es in England nur unbezahlte Friedensrichter, denen sogenannte Constables unterstanden, deren Aufgabe es war, Verbrecher zu verhaften und dem Friedensrichter in seinem Haus zur Verurteilung vorzuführen.

Alle Männer der Gemeinde waren reihum dran. Man konnte sich aber auch einen Vertreter mieten.«

»Das hat sicher ganz fantastisch funktioniert«, bemerkte Marie Luise sarkastisch. Zu Alisas Erstaunen musste sie zugehört haben.

»Zumindest haben die Londoner nicht viel von ihnen gehalten. Sie gaben den Constables, die hier in der Stadt nachts ihren Dienst taten, den Spitznamen ›Charlie‹ und überschütteten sie mit Spott. Neben ihnen bildeten sich die Thief Takers – Diebesfänger – heraus. Jeder konnte sich selbst dazu ernennen, einen Verdächtigen stellen und vor den Friedensrichter bringen. Kam es zu einer Verurteilung, bekam der Thief Taker ein der Höhe der Strafe angemessenes Blutgeld.« Alisas Augen huschten über die nächste Seite.

»Lass mich raten. Es gab so manchen ›ehrenhaften‹ Bürger, der Gefallen daran fand, seinen Lohn auf diese Weise aufzubessern«, vermutete Fernand.

Alisa nickte. »Ja, es wurde ein Sport, junge Menschen zu einer Straftat zu verführen und sie dann vor den Richter zu schleppen, um die Prämie zu kassieren. Die Folge war, dass sich immer mehr Constables und Thief Takers mit den Verbrechern zusammentaten und die Beute teilten. Es war leicht, der Justiz ein passendes Bauernopfer zu präsentieren. Der berühmteste Diebesfänger war Jonathan Wild. Er soll über einhundert Straßenräuber an den Galgen gebracht haben. Er unterhielt ein Büro in London und nannte ein feudales Landhaus sein eigen. Seine Spezialität war es, Diebesgut wiederzubeschaffen, wofür er sich gut entlohnen ließ.«

»Ach, und er war nicht zufällig mit einigen Dieben und Hehlern bekannt, die ihm dabei halfen?«, warf Fernand ein.

Alisa nickte. »Ja, man sagt, er war der Erste, der die Londoner Unterwelt organisierte. Immerhin hat man seinem Treiben nach vielen Jahren ein Ende gesetzt und ihn in Tyburn hinrichten lassen.«

Tammo nickte wissend. »Das ist an der Ecke des Hyde Park, wo heute der Marble Arch steht. Dort waren wir neulich. Es war enttäuschend. Von der Hinrichtungsstätte ist nichts mehr zu sehen.« Seine Schwester versuchte sich an einem strafenden Blick. »Was denn? Und nun komm endlich zur Sache. Was interessieren uns die alten Zeiten? Unser Sweeney hat mehr als fünfzig Jahre später gemordet.«

Alisa las weiter und blätterte noch ein paar Mal um, ehe sie weitersprach.

»Also, hört zu: Aus dem Fall Jonathan Wild hat man 1739 Konsequenzen gezogen und ›öffentliche Dienststellen der Polizeirichter‹ geschaffen, wie es hier heißt. Das bedeutet, die Friedensrichter urteilten die Angeklagten nicht mehr daheim ab. Bald war das bekannteste Polizeigericht jenes in der Bow Street, was an seinem Gründer Oberst Thomas de Veil lag, und an seinem Nachfolger, dem Dichter Henry Fielding.«

»Dichter? Habe ich das richtig gehört?«, hakte Tammo nach. »Die Londoner haben ihre Verbrechensbekämpfung in die Hände eines *Dichters* gelegt?«

Alisa fuhr mit dem Finger die Zeile entlang. »Ja, so steht es hier. Ich habe es nicht falsch übersetzt.«

Tammo tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Die spinnen, die Londoner.« Alisa nickte und fuhr fort.

»Jedenfalls schuf dieser Fielding aus seiner Konstabler-Fahndungstruppe eine Detektivabteilung. Fünfzehn Männer, die man die Bow Street Runner nannte. Er führte sogenannte Fahndungslisten ein und hatte anscheinend großen Erfolg. Allerdings bekamen die Runner immer noch eine Erfolgsprämie, was die Missstände von früher wieder aufleben ließ.«

»War’s das? Meinst du, wir müssen in die Bow Street, um die Akte über Sweeney zu finden?«, hakte Fernand nach, aber Alisa schien ihm nicht zuzuhören.

»Es ist erstaunlich. Hört nur: *Zu Beginn unseres Jahrhunderts war London die größte Stadt der Welt und auch die mit den meisten Verbrechen. Mehrere Hundert Banden teilten sich die Gebiete entlang der* Themse *auf, sodass die Hälfte aller Schiffsladungen ihren Bestimmungsort nie erreichte. Es gibt Schätzungen, dass dreißigtausend Bewohner vor allem der östlichen Stadtteile von Einbrüchen lebten. Tausende hatten sich auf Diebstahl spezialisiert, die jüngsten Diebe, die bereits sorgsam ausgebildet wurden, waren kaum fünf Jahre alt.«*

»Was besonders eindrucksvoll von Dickens beschrieben wurde«, unterbrach eine jungenhafte Stimme. Vincent war zurückgekehrt.

»In *Oliver Twist* beschreibt er so eine Schule der Taschendiebe, wie er sie am Saffron Hill in Camden in einer heruntergekommenen Schenke entdeckt hat. Die Kinder mussten an einem mit Glöckchen bestückten Mantel ihre Fingerfertigkeit üben. Wehe eines der Glöckchen klingelte, während sie ein Schnupftuch oder

einen anderen Gegenstand aus den Manteltaschen fischten! Dann setzte es Prügel.«

»Wir wollten über den Beginn von Scotland Yard nachlesen«, erinnerte Marie Luise und streckte Alisa das Buch, das sie in der Hand hielt, aufgeschlagen entgegen. Vielleicht hatte sie keine Lust, es den anderen zusammenzufassen, oder ihr Englisch war nicht gut genug und sie wollte sich vor den anderen nicht bloßstellen.

»Wenn du dir nur nicht immer über andere Gedanken machen und dich ständig mit Sachen beschäftigen würdest, die dich nichts angehen!«, keifte Marie Luise, die sich vermutlich ertappt fühlte. Alisa nahm sich fest vor, ihren Geist wieder besser vor den anderen zu verschließen. Wenn Marie Luise so einfach in ihr lesen konnte, dann gelang das Leo auch, wenn er es versuchte, und das wollte sie auf keinen Fall. Er sollte sich nicht auch noch am Ausmaß ihres Schmerzes weiden. Nein! Sie konnte zwar immer noch nicht begreifen, warum er sie zurückwies und mit solcher Kälte behandelte – außer, weil er sich nun vielleicht doch für Ivy entschieden hatte? Aber selbst dann wäre es doch möglich gewesen, Freunde zu bleiben?

Es fiel ihr schwer, sich das vorzustellen. Danebenzustehen, wenn er Ivys Hand nahm und sie küsste. Nein, vielleicht war die einzige Möglichkeit, sich ganz aus dem Weg zu gehen. Damit das Brennen in ihrer Brust irgendwann einmal nachließ. Aber musste sie deshalb auch ihre anderen Freunde verlieren? Das traf sie fast noch einmal so hart.

Klar, über Ivy brauchte man nicht mehr nachdenken, wenn sie an Leos Seite blieb, aber Luciano? Er war schon immer in Ivy vernarrt gewesen und würde vermutlich ihre Freundschaft wählen und Alisa dafür aufgeben, wenn er gezwungen war, sich zu entscheiden. Sie warf Malcolm einen dankbaren Blick zu. Wenigstens ihn konnte sie ihren Freund nennen!

Sie sah ein gehässiges Glitzern in Marie Luises Augen, wobei sie sich eigentlich sicher war, ihren Geist sorgfältig verschlossen zu haben. Doch vielleicht war es zu naheliegend, woran sie dachte?

Alisa rief sich zur Ordnung und richtete ihre Gedanken wieder auf die Gründung von Scotland Yard aus.

»Ah, hier! Es war der spätere Premierminister Robert Peel, der 1829 die Metropolitan Police of London gründete. Die ersten eintausend Bobbys trugen

bereits eine blaue Frackjacke, weiße Hosen und Zylinder, wie heute noch, und wurden auf mehrere Reviere verteilt. Anscheinend haben die Londoner sich nicht darüber gefreut. Sie fürchteten, von der Regierung stärker überwacht zu werden, und verhielten sich recht feindselig. Was allerdings auch daher kam, dass die Polizei ihre Schlagstöcke gnadenlos gegen Demonstranten und andere Unruhestifter einsetzte. Übrigens, die City of London bekam eine eigene Polizei. Auch heute ist das noch immer ganz strikt getrennt. Bei unserem Fall wäre die Citypolizei zuständig gewesen, da sowohl die Kirche als auch der Fleischerladen und Sweeneys Haus östlich der Temple Bar und somit innerhalb der Grenze der City of London gelegen sind.«

»Wenn es diese Polizei damals schon gegeben hätte«, warf Tammo ein. Alisa nickte.

»Und was interessiert uns diese Metropolitan Police?«, erkundigte sich Fernand. »Ich dachte, wir suchen nach Scotland Yard.«

»Wenn ihr mich nicht ausreden lasst«, sagte Alisa und fuhr fort: »Als Präsidium der neuen Polizei wurde in Westminster das Haus am Whitehall Place 4 gewählt, wo einst der Whitehall Palace stand, ehe er abbrannte. Der Hintereingang, den die Polizisten meist benutzten, ging zum Great Scotland Yard hinaus. In den 40er-Jahren schließlich wurde eine Kriminalabteilung gegründet, deren Detektive von nun an in Zivilkleidern ermittelten.«

»Und die nach ihrer Hinterhofadresse benannt wurden?«, warf Tammo ungläubig ein.

Alisa nickte. »Ja, so in der Art.«

Fernand und Tammo sahen einander an und schüttelten dann einmütig die Köpfe. »Die spinnen, die Londoner«, wiederholte Tammo.

Alisa klappte das Buch zu. »Gut, dann wissen wir das jetzt auch. Zu Scotland Yard müssen wir jedenfalls nicht, da unser Fall vor dem Gründungsdatum lag. Ich denke, die größten Chancen haben wir in der Bow Street – wenn diese alten Akten dort noch immer aufbewahrt werden.«

Tammo stieß einen dramatischen Seufzer aus. »Gut, wühlen wir uns also durch staubige Akten. Wobei ich es eigentlich nicht einsehe. Haben wir unseren Fall nicht bereits vollständig gelöst?«

»Die anderen haben auch Unterlagen gebracht. Komm, lass uns wenigstens nachsehen«, drängte seine Schwester. »Wenn wir heute Nacht nichts finden,

lassen wir es sein. Versprochen.«

»Ich werde dich bei Gelegenheit daran erinnern!«

DER TOWER OF LONDON

Da alle Erben ihre Aufgaben gelöst hatten, verbrachten sie die nächsten beiden Nächte damit zu üben, sich in Nebel aufzulösen und – was noch schwieriger war – den Ruf der Sonne zu überwinden. Luciano wunderte sich schon kaum mehr, dass Ivy sich zurückzog und den Rest der Nacht verschwunden blieb. Es erstaunte ihn allerdings, dass Seymour während der Übungen bei ihnen blieb. Auch Clarissa kam mit in den Keller, wurde aber wenig später von Lord Byron abgeholt und folgte ihm, nach einem kurzen Blick zu Luciano. Es fiel ihm schwer, doch er unterdrückte seine aufwallende Eifersucht und gab sich beherrscht. Er schaffte es sogar, ihr eine vergnügliche Nacht zu wünschen. Mit einem Lächeln hakte sie sich bei Lord Byron unter und ließ sich von ihm wer weiß wohin entführen. Luciano knirschte mit den Zähnen, schaffte es aber, so etwas wie ein Lächeln zu bewahren, bis sie fort waren. Er spürte, dass Leo ihn von der Seite ansah.

»Was ist?«, fuhr er ihn an. »Was starrst du mich so an?«

»Ich habe mich nur gefragt, was du da gerade tust.«

»Ich übe mich in Toleranz!«, fauchte Luciano.

Leo nickte langsam. »Aha, so nennt man das. Ich dachte, du versuchst gerade deine Liebste an einen anderen loszuwerden. Da hättest du sicher eine gute Wahl getroffen. Der Lord verachtet die Frauen zwar zutiefst, dennoch hat er sie nie verschmäht und ist einer Affäre mit einer Schönheit niemals abgeneigt.«

»Das weiß ich auch, aber wenn ich will, dass Clarissa freiwillig zu mir zurückkommt, dann muss ich sie erst gehen lassen.«

»Sagt wer? Das ist doch sicher nicht auf deinem Mist gewachsen?«

»Ivy«, erwiderte Luciano nur düster. »Sie sagte mir, ich müsse mich entscheiden.«

»Und du hast Toleranz statt Tyrannei gewählt?«

»Ja. Was dagegen?«

Leo wiegte den Kopf hin und her. »Nein. Mach, was du für richtig hältst. Ich bin ja ganz offensichtlich nicht der beste Ratgeber, was Beziehungen zu Vampirinnen angeht.«

»Stimmt«, hieb Luciano in die Kerbe. »Erst hast du es mit Ivy vermasselt, dann mit Alisa.«

»Dabei weiß ich noch nicht einmal, was ich bei Alisa falsch gemacht hätte«, gestand Leo erstaunlich offen.

»Bei Ivy aber schon«, hakte Luciano nach. Wann traf man den Dracas schon in solch einer selbstkritischen Stimmung an? Das musste man ausnutzen.

Leo nickte nachdenklich. »Ja, bei Ivy schon.«

»Und deshalb versuchst du es wieder bei ihr?«

Leo sah ihn perplex an. »Ich? Bei Ivy? Wie kommst du auf den Blödsinn?«

»Ich hatte so den Eindruck. Und vielleicht nicht nur ich.«

»Falls du damit Alisa meinst, dann soll sie das ruhig denken, nachdem sie mich so eiskalt für Malcolm abserviert hat.« Seine Augen blitzten, und Luciano ahnte, wie verletzt er war. Einen Augenblick sah er tiefer, als er je bei dem Dracas geblickt hatte. Dann verschloss sich die Miene und die alte Überheblichkeit war wiederhergestellt. »Mach schon, konzentrier dich, Luciano. Du bist dran. Wenn du dich nicht anstrengst, wirst du es niemals schaffen und musst bei unserer nächsten Übung zurückbleiben.«

Luciano nickte und trat an das Gitter.

Ja, Leo war verletzt. Hoffentlich nicht nur in seinem Stolz. Vielleicht hatte sich Leo zum ersten Mal weit hinausgewagt und seine Gefühle und sein wahres Ich preisgegeben. Er hatte es riskiert, verletzt zu werden, und genau das, wovor er sich mit seiner Arroganz immer zu schützen versucht hatte, war auch passiert. Wie lange würde es dauern, bis er das Risiko noch einmal einging?

*

Als sich die Erben am nächsten Abend wieder in der Halle trafen, erwarteten sie, neue Fälle zugeteilt zu bekommen. In den vergangenen beiden Nächten hatten sie weder Lord Milton noch Lady Margaret zu Gesicht bekommen, da diese mit irgendeinem wichtigen Fall im Tower beschäftigt waren, doch heute Abend nahmen die Führer der Vyrad und des Temple Inn Court wieder ihre gewohnten Plätze ein. Außer den Erben waren auch einige der Barrister des Court in ihren langen schwarzen Roben und mit den grauen Perücken auf dem Kopf anwesend. Es waren sowohl Clanmitglieder reinen Blutes als auch Unreine, die teils als Studenten, teils auch erst als fertige Advokaten gewandelt worden waren. Die meisten hatten Stapel von Akten dabei, die mit rosaroten Bändern zu

verschieden dicken Paketen zusammengeschnürt waren. In kleinen Gruppen saßen sie beisammen und unterhielten sich lebhaft, aber mit leiser Stimme. Zur Verwunderung mancher Erben lehnten sie es nicht ab, ebenfalls einige Becher Blut zu leeren. Vielleicht waren sie so sehr mit ihren Fällen beschäftigt, dass ihnen die Zeit fehlte, selbst auf die Jagd zu gehen?

Alisa wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Senior Benchers vorne am Tisch zu. Lord Milton wartete, bis die Erben ihre Becher mit Blut geleert hatten, ehe er das Wort ergriff. Der Vyrad erhob sich. Die Gespräche verstummten.

»Meine lieben Erben der Clans. Ihr habt eure erste Aufgabe gut gelöst, und wie mir zugetragen wurde, habt ihr in den vergangenen Nächten auch fleißig geübt, unsere magischen Fähigkeiten zu erlernen. Mir wurden bereits die ersten Erfolge gemeldet, was mich freut und zuversichtlich stimmt, dass ihr alle bald der Sonne trotzen oder als Nebel durch jede noch so kleine Ritze fließen könnt. Doch nun zu heute Nacht. Ich hatte vorgehabt, euch mit neuen, dieses Mal aktuellen Fällen zu versorgen, bei denen die Ermittlungen von Scotland Yard noch laufen, als sich heute etwas ereignete, von dem ich annehme, dass es euer Interesse findet. Ich bin schon eine ganze Weile mit einem Fall beschäftigt, der ein wenig ungewöhnlich ist und nicht den üblichen Kriminalfällen entspricht, bei denen ich als Advokat hinzugezogen werde. Es ist nicht einmal sicher, ob es sich überhaupt um Verbrechen handelt – und wenn ja, welche Seite die Täter und welche die Opfer waren. Das ist Ansichtssache. Eines jedenfalls ist sicher: Wir haben es mit Toten zu tun. Mit sehr vielen Toten! Mehr will ich im Augenblick nicht sagen. Ich hoffe, ich habe eure Neugier geweckt. Trinkt aus und sammelt euch dann draußen im Fountain Court, dass wir gemeinsam den Ort des Geschehens aufsuchen: den Tower of London.«

Gespannt machten sich die Erben mit einigen der Vyrad als Begleiter auf den Weg. Lord Milton kam selbst mit und auch Lady Margaret begleitete sie. Beide trugen sie die düsteren Umhänge ihrer Zunft und schritten schweigend vor den Erben her. Zu Lucianos Freude schlossen sich diesmal auch Ivy und Seymour an. Als dann noch Clarissa zu ihm trat und ein wenig schüchtern fragte, ob er etwas dagegen hätte, wenn sie ihn begleite, strahlte er über das ganze Gesicht.

Er streckte ihr beide Hände entgegen. »Ganz im Gegenteil! Ich freue mich, wenn du mitkommst, und ich glaube auch nicht, dass wir heute irgendwelche magischen Fähigkeiten benötigen, die du noch nicht beherrschst.«

Clarissa seufzte. »Ich werde sie wohl nie erlernen, oder?«

Luciano legte ihr den Arm um die Schulter. »Warum denn nicht?«

»Weil ich eine Unreine bin«, gab sie ein wenig ungeduldig zurück.«

»Ja und? Können die Servienten der Vyrad etwa nicht bei Tag umherspazieren oder sich in Nebel auflösen?«

»Doch schon, aber unterrichtet werden nur die Erben.«

Dem musste Luciano zustimmen. »Ja, aber sobald ich Zeit habe, übe ich mit dir alles, was ich in den Akademiejahren gelernt habe. Bestimmt kannst auch du dich bald in eine Fledermaus verwandeln oder Gedanken lesen.«

Sie sah ihn mit sehnsuchtsvoll aufgerissenen Augen an. »Wirklich? Dann wäre ich wenigstens kein nutzloses Anhängsel mehr.«

Luciano wollte ihr widersprechen und betonen, dass sie weder ein Anhängsel noch nutzlos sei, als er Leos träge Stimme in seinem Kopf vernahm.

Also, Ersteres kannst du ja versuchen ihr beizubringen, aber bei dem Thema Gedankenlesen wäre ich vorsichtig, vor allem, da du es noch immer nicht gelernt hast, deinen Geist vor einem fremden Zugriff zu verschließen. Willst du wirklich, dass Clarissa deine Gedanken lesen kann? Das ist nicht unbedingt immer von Vorteil!

Ich habe nichts vor ihr zu verbergen!, gab Luciano ein wenig steif zurück.

Bist du dir sicher? Leos Zweifel waren deutlich zu hören. *Wobei, wenn ich recht darüber nachdenke, ist die Gefahr nicht zu groß. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du es schaffst, ihr auf diesem Gebiet viel beizubringen.*

Danke für dein großes Vertrauen in meine Fähigkeiten, ätzte Luciano beleidigt.

Ich bin lediglich ehrlich, lieber Luciano.

Clarissa sah von einem zum anderen. »Unterhaltet ihr euch gerade in Gedanken? Über mich?«

»Aber nein«, riefen beide wie aus einem Munde.

»Wir unterhalten uns nur über Luciano und die Qualität seiner Möglichkeiten«, fügte der Dracas mit einem vielsagenden Blick hinzu.

Clarissa ergriff Lucianos Hand. »Ich weiß, dass du das nicht freundlich meinst. Es gibt überhaupt nichts Freundliches in deinem Charakter, weshalb es mich nicht wundert, dass Alisa dich verlassen hat, um sich jemandem zuzuwenden, dem Vertrauen, Beständigkeit und Liebe nicht nur leere Worte sind. Ich kann sie zu ihrem Entschluss nur beglückwünschen.«

Obgleich Luciano sie mit zunehmend entsetzter Miene anstarrte und ihre Hand vielsagend drückte, um sie zum Schweigen zu bringen, sprach sie weiter. Nicht einmal Leos nun geradezu furchteinflößende Miene hielt sie davon ab.

»Ja, ich habe mich gewundert, dass sie sich überhaupt mit dir eingelassen hat, nach dem Verrat, den du an ihr begangen hast – von Luciano und mir gar nicht zu sprechen.«

»Gutes Stichwort«, fiel ihr Luciano hastig ins Wort. »Wir wollen diese unschöne Episode vergessen und nicht mehr darüber sprechen.«

Mit einem besorgten Blick auf Leo versuchte er Clarissa hinter sich zu schieben, um sie aus der Gefahrenzone zu bringen. Der mörderische Glanz in Leos Augen ließ ihn befürchten, dass er seine Erziehung vergessen und etwas Unüberlegtes tun könnte. Natürlich war er bereit, seine Liebste mit Fäusten oder jeder Waffe zu verteidigen, derer er habhaft werden konnte, doch er war realistisch genug, um zu wissen, dass er gegen Franz Leopold keine Chance hatte, selbst wenn dieser sich nicht in einer solch beunruhigenden Stimmung befand.

»Du brauchst keine Angst um deine Servientin zu haben«, sagte Franz Leopold in einem vor Kälte klirrenden Ton. »Ich schlage mich nicht mit Vampirinnen, und mit Unreinen schon gar nicht. Das ist unter meiner Würde.«

Und damit wandte er sich ab und stürmte davon. Luciano entdeckte ihn erst wieder unter den Erben, als sie die City von London durchquert hatten und die Mauern des Towers düster vor ihnen aufragten.

*

»Das ist also der berühmte Tower von London«, meinte Mervyn und ließ den Blick über den flachen, begrünten Graben zu dem äußeren mit trutzigen Türmen besetzten Mauerring schweifen.

»Ja, es gibt viele, interessante Geschichten über ihn«, antwortete Rowena, die sich wieder einmal bei ihm untergehakt hatte, was Alisa nicht ohne Neid beobachtete. Warum nur verstanden sich die beiden so gut und zankten kaum einmal miteinander? Zu Sören und Chiara wollte sie erst gar nicht hinschauen. Die beiden schienen ständig in einer Wolke von Zärtlichkeit versunken, ohne noch einen Gedanken an ihre Umgebung zu verschwenden.

Ja, widerlich! Finde ich auch, kommentierte Tammo ihren Gedanken.

Raus!, schimpfte Alisa und verschloss ihren Geist mit einer Energiewelle von

solcher Wucht, dass sich Tammo stöhnend an den Kopf griff.

»Das war nicht nett!«

»Lass es dir eine Lehre sein!« Sie starrte ihn finster an, doch er lachte nur.

»Der älteste Teil, den Wilhelm der Eroberer erbauen ließ, nachdem er 1066 England unterworfen hatte, ist die Burg mit den vier Türmen im Zentrum«, erklärte Rowena gerade. »Er wollte ein Zeichen setzen und mit der beeindruckenden Festung die aufrührerischen Londoner zur Ordnung rufen. In den darauffolgenden Jahrhunderten wurden dann die beiden Mauerringe hinzugefügt und ein tiefer Wassergraben, der schnell zur übelsten Kloake wurde, weil sich jeder Abtritt darin entleerte. Erst vor einiger Zeit hat Königin Victoria bestimmt, den zum Himmel stinkenden Sumpf trocken legen zu lassen und zuzuschütten.«

Tammo stöhnte gelangweilt. »Wen interessiert so was? Erzähl uns lieber was wirklich Spannendes.«

Rowena drehte sich fragend zu ihm um. »Und was wäre das zum Beispiel?«

Tammo warf die Arme in die Luft. »Na was schon? Der Tower war, soweit ich gehört habe, ja nicht nur die Festung des Königs, sondern auch sein Kerker für besondere Gefangene. Haben nicht hier draußen irgendwo die Hinrichtungen stattgefunden?«

Rowena lächelte und wies mit der Hand nach links zu einem nahen Hügel. »Ja, dort drüben auf dem Tower Hill. Die Enthauptungen der edlen Gefangenen waren ein gern besuchtes Schauspiel. Es war ja eine Ehre, hier hingerichtet zu werden. Der gemeine Verräter wurde in Tyburn gehängt, ausgeweidet und gevierteilt.«

Sie schnitt eine Grimasse, während Tammo breit grinste. Auch Fernand und Joanne gesellten sich zu ihnen. »Erzähl weiter. Jetzt wird es interessant«, forderte Joanne die Vyrad auf.

Rowena schüttelte zwar den Kopf, tat ihnen aber den Gefallen.

»Wie ich schon sagte, es war ein beliebter Zeitvertreib zuzusehen, wie der Henker ihnen mit dem Beil den Kopf von den Schultern trennte. Manches Mal kamen so viele, dass man Tribünen errichtete, damit jeder etwas sehen konnte. Bei einer der letzten Hinrichtungen auf dem Tower Hill brach allerdings eine der Tribünen unter dem Ansturm zusammen, und nicht nur der Verurteilte verlor sein Leben, sondern auch zwanzig der Zuschauer.«

Tammo und die Pyras kicherten und verlangten mehr.

»Erzähl uns etwas Schauriges«, verlangte Fernand.

»Ja, eine verpatzte Hinrichtung oder so etwas«, schlug Tammo vor. Alisa rollte ob so viel Sensationsgier mit den Augen, blieb aber stehen, um weiter zuzuhören.

Rowena überlegte kurz, dann nickte sie. »Gut. Wenden wir uns James Scott zu, dem ersten Duke of Monmouth. Er war ein unehelicher Sohn König Charles II., der nach der Restauration den Thron bestieg. Nach dem Tod seines Vaters beanspruchte Scott die Krone und zettelte eine Rebellion gegen seinen Onkel James II. an. Die Rebellion wurde niedergeschlagen, er wurde in den Tower gebracht und zum Tode verurteilt. Als man ihn auf das Schafott hinaus auf den Tower Hill führte, erwartete der Henker – der ansonsten den Beruf eines Metzgers ausführte –, dass der Delinquent ihn für eine saubere Ausführung seiner Arbeit entlohnen würde. Das war durchaus üblich, wollte man einen ordentlich geführten Schlag. Doch James Scott dachte wohl, ein Mann mit königlichem Blut müsse seine eigene Hinrichtung nicht bezahlen, und er brachte kein Gold mit.«

Tammo schüttelte den Kopf. »Oje, ich ahne Schlimmes.«

Rowena nickte mit gespielt tragischer Miene. »Der Henker war erzürnt, und als James Scott den Kopf auf den Block legte, traf die Axt beim ersten Mal nur ein wenig seinen Hals, gerade genug, um ihm eine schöne Wunde zuzufügen. Und auch der zweite Schlag war kaum besser. Ja, man hört, er habe fast ein Dutzend Mal zugeschlagen, und noch immer war der Kopf nicht vollständig vom Leib getrennt. Schließlich zog er sein Fleischermesser und vollendete seinen Auftrag.«

Joanne klatschte in die Hände und Tammo lachte.

»Die Geschichte ist noch nicht zu Ende«, unterbrach Rowena. »Wie üblich wurde nun der Kopf der Menge gezeigt und dann auf einen Spieß gesteckt, um durch die Stadt getragen und anschließend zur Mahnung an der London Bridge aufgespießt zu werden. Die Wachen waren schon unterwegs, als den Leuten bei Hof einfiel, dass man von James Scott kein Porträt besaß. Das verstieß gegen die Tradition! Immerhin war er ein königlicher Spross. Also ließ man den Kopf rasch von der London Bridge zurückholen, ehe die Raben sich an ihm gütlich taten, brachte ihn zum Tower und ließ einen Chirurgen den Kopf wieder am

Körper befestigen. Ein breiter Kragen verbarg die unschöne Naht. Dann wurde nach einem Maler geschickt, der das Porträt des Duke in nur einem Tag malen sollte.« Rowena zog die Nase kraus. »Ihr ahnt, warum sie zur Eile drängten?«

Dieses Mal musste selbst Alisa lachen.

Ehe sich Rowena weiteren blutrünstigen Geschichten zuwenden konnte, rief Lord Milton die Erben zu sich.

»Kommt mit mir. Es ist kurz vor zehn Uhr. Wir müssen das Tor passieren, ehe der Yeoman Warder mit dem Schlüssel der Königin kommt.«

Alisa sah fragend in die Runde, doch Rowena, die das Rätsel vielleicht hätte lösen können, ging mit Mervyn schon auf das erste Tor zu. Sie passierten den Lions Tower, doch zu Tammos Enttäuschung begrüßte kein furchterregendes Löwengebrüll die Besucher. Die königlichen Exoten waren bereits vor fünfzig Jahren in den Regent’s Park umgezogen. Eine Zugbrücke führte über den nun trockenen Graben auf die beiden mächtigen, zylindrischen Türme des Byward Tower zu, in deren Mitte sich ein Tor öffnete.

»Beeilt euch!«, forderte Lord Milton die Erben auf. Sie gingen durch das Tor und gelangten auf einen gepflasterten Weg zwischen zu beiden Seiten aufragenden Mauern und Türmen. Der Lord führte die jungen Vampire an der Basis eines vieleckigen Turmes vorbei, der in seinen oberen Geschossen in eine runde Form überging. Sie folgten der Water Lane, wie ein Schild verriet, und passierten dann ein Fallgitter unter einem Turm, der sie ins Innere des zweiten Mauerrings führte. Lord Milton gebot den Erben, sich in die Schatten zurückzuziehen und sich ruhig zu verhalten.

Schritte von Stiefeln waren zu hören. Sie hallten von den Mauern zu beiden Seiten der Water Lane wider. Die Vampire erhaschten den Schein einer Laterne. Die Schritte bewegten sich zum äußeren Tor, dann hielten sie inne. Ein Knarren wie von einem großen Schlüssel in einem Schloss erklang. Noch ein Tor schlug zu und wurde verriegelt. Dann kehrten die Männer zurück. Als sie sich dem Fallgitter näherten, durch das die Vampire den inneren Festungshof betreten hatten, trat ein Wachposten aus einer Nische und rief: »Halt! Wer kommt da?« Die Schritte draußen vor dem offenen Tor verharrten.

Alisa beugte sich ein wenig vor. Sie konnte einige Männer in roten Uniformen mit dem breiten, gefältelten Tudorkragen um den Hals im Schein der Lampe erkennen. Der Vorderste, der wohl zu den von Lord Milton erwähnten Yeoman

Warders gehörte, antwortete: »Die Schlüssel!«

»Wessen Schlüssel?«, gab der Wachmann zurück.

»Die Schlüssel von Königin Victoria«, antwortete der Warder.

»Als ob der das nicht wüsste«, raunte Tammo seiner Schwester zu. »So eine Farce!«

»Das nennt man Tradition«, gab Alisa ebenso leise zurück.

Tammo hob die Schultern. »Ich nenne es Blödsinn!«

Sie stieß ihn in die Rippen, als der Torwächter weitersprach. »Dann geh' vorüber. Alles ist in Ordnung.« Der Wächter gab den Weg frei und die Männer marschierten durch das Tor. Vom Innern der Festung traten nun noch mehr Warders hinzu und reihten sich neben dem Torweg auf. Sie präsentierten die Waffen, und als der Chief Warder seinen Hut lüftete, riefen sie alle:

»Gott schütze Königin Victoria!«

Die anderen Warders fielen ein, erhoben ihre Hüte und riefen: »Amen!«

Die Turmuhren rund um den Tower schlugen zehn Uhr. Zwei der Warders hoben ihre Trompeten und bliesen den Zapfenstreich. Dann marschierte die Wachmannschaft über den Hof davon. Die Vampire warteten, bis die Männer hinter dem White Tower verschwunden waren, ehe sie ihren Weg fortsetzten.

Alisa schlenderte hinter den anderen her und ließ ihren Blick über die Gruppe von Vampiren schweifen. Sie suchte nach Malcolm und hoffte, er würde ihr noch mehr über die berühmte Londoner Festung erzählen.

Es prickelte in ihrem Rücken. Ja, es fühlte sich so an, als streiche ihr jemand sanft über das Haar. Es war, als berührten Fingerspitzen ihren Hals, verharrten für einen Moment, wanderten an ihrer Schulterlinie entlang und dann ganz langsam über ihren Rücken. Alisa zuckte zusammen. Es schauderte sie. Ein heißes Prickeln breitete sich über ihren ganzen Körper aus und ließ sie erbeben. Sie fuhr herum und starrte Franz Leopold an, der noch immer am Fuß des Turmes stand, durch dessen Tor sie den Hof betreten hatten, und zu ihr herübersah. Obwohl er einige Dutzend Schritte entfernt und der Mond noch nicht aufgegangen war, glaubte Alisa für einen Moment, die alte Zärtlichkeit in seinem Blick zu erkennen. War seine Liebe zu ihr doch noch nicht erkaltet? Gab es etwa Hoffnung für sie?

Ein Glücksgefühl rieselte durch ihren Körper und ließ ihre Miene erstrahlen. Sie hob die Hände und wollte auf ihn zugehen, als die Wärme in seinem Blick

erlosch. Alisa erstarrte. Es war ihr, als habe jemand einen Kübel Eiswasser über ihr ausgeschüttet, so viel Kälte war in seinen Augen.

Zum Glück legte sich in diesem Moment eine Hand auf ihre Schulter, und Malcolms warme Stimme schmolz die eisige Verzweiflung.

»Alisa, da bist du ja. Komm mit, du willst doch sicher alles über den Tower hören, was ich darüber gehört habe, wissbegierig wie du bist.«

Alisa bemühte sich, sein Lächeln zu erwidern. »Aber ja, du musst mir alles erzählen. Ich brenne darauf, noch mehr blutrünstige Anekdoten zu hören.«

»Da bist du hier am richtigen Ort«, erwiderte er schmunzelnd. »Wir haben den Hof gerade durch den Bloody Tower betreten, der nicht umsonst diesen Namen trägt.«

Obwohl sich Alisa mit aller Kraft auf Malcolms Stimme und sein Lächeln konzentrierte, spürte sie Leos Blick in ihrem Rücken, der ganz und gar nichts mehr von Zärtlichkeit hatte. Gegen ihren Vorsatz drehte sie sich noch einmal um, gerade, als er den Blick senkte und auf Ivy richtete, die nun an seiner Seite stand und ihn mit ernster Miene etwas fragte. Als er sich ihr zuwandte, verschwand die Aura von Zorn und Hass, die ihn wie eine Wolke umgeben hatte. Rasch wandte sich Alisa wieder ab. Sie war froh, dass Malcolm sofort zu erzählen begann, obgleich es ihr zu Anfang schwerfiel, ihm zuzuhören und Leos geliebtes und gehasstes Bild aus ihrem Geist zu vertreiben. Doch dann begann die Geschichte sie zu fesseln und lenkte sie von ihrem Kummer ab. Ihren Arm in den seinen gehängt, presste sie sich näher an ihn, als sie es sonst getan hätte, und empfand wenigstens ein bisschen Trost durch seine Nähe.

»Der Tower war ja von jeher ein Ort, an dem viele hochrangige Adelige eingekerkert wurden und auf ihre Hinrichtung warteten, nachdem sie in einem mehr oder weniger ordentlichen Prozess zum Tode verurteilt worden waren. Doch nicht alle, die hier den Tod fanden, hatten sich eines Verbrechens schuldig gemacht. Nein, oft war ihr einziges Vergehen, dem Machtstreben eines anderen im Wege zu stehen. So beispielsweise Lady Jane Grey. Sie ging als die Königin für neun Tage in die Geschichte ein. Sie wurde das Opfer der Machtgier der Familie ihres Ehemanns Guildford Dudley, die sie durch einen Putsch auf den Thron brachte, doch die katholische *Bloody Mary,* Tochter des Tudorkönigs Heinrich VIII. erwies sich als die Stärkere und nahm Lady Jane und ihren Mann gefangen. Er wurde draußen auf dem Tower Hill geköpft. Seiner Gemahlin Jane

gewährte man die Gnade einer privaten Hinrichtung dort drüben auf dem Rasen vor der Royal Chapel of St. Peter ad vincula. Als sie das Schafott bestieg, war sie gerade einmal sechzehn Jahre alt!«

Alisas Blick wanderte über den gepflegten Rasen, über den zwei große Raben hüpften und nach etwas Essbarem zwischen den grünen Halmen pickten. Sie stellte sich vor, wie das junge Mädchen, das ungefähr in ihrem Alter gewesen war, hocherhobenen Hauptes über das Grün schritt, um ihren schlanken Nacken auf den Block zu legen, während der Scharfrichter bereits die Axt hob.

»Und dann gab es noch zwei Opfer, deren Tod man nur als heimtückischen Mord bezeichnen kann«, fuhr Malcolm fort.

»Fast ein Jahrhundert vorher starb König Eduard IV. und hinterließ seine beiden erst zwölf und neun Jahre alten Söhne Eduard und Richard. Der ältere war nun offiziell König Eduard V. Ihr Onkel ließ sie – angeblich zu ihrem Schutz – in den Tower bringen, wo sie eines Nachts spurlos verschwanden, worauf sich besagter Onkel als Richard III. zum König krönen ließ. Gerüchte sagen, sie wurden dort drüben in dem Gebäude, das damals noch Garden Tower hieß, erwürgt und ihre Leichen an einen Ort gebracht, wo sie niemals entdeckt werden würden. Seitdem wird der Turm Bloody Tower genannt.«

»Und man hat nie mit Sicherheit erfahren, was mit den Prinzen geschehen ist, und ob ihr Onkel wirklich den Mord in Auftrag gegeben hat?«, wollte Alisa wissen.

Malcolm schüttelte den Kopf. »Nein, sicher weiß man es nicht, allerdings fand man viel später durch Zufall unter dem Treppenaufgang, der zur St. John’s Chapel im White Tower führt, die Skelette zweier Knaben, eingemauert in der mächtigen Wand. Der damals regierende König Charles II. war überzeugt, die verschwundenen Prinzen gefunden zu haben, und ließ sie feierlich in Westminster beisetzen.«

Lord Milton rief sie nun zu sich und forderte sie auf, ihm zu folgen. Sie passierten die innere, mächtige Turmfestung mit den vier schlanken Ecktürmchen, deren Wände früher weiß getüncht worden waren und die daher der White Tower hieß. Heute diente sie nur noch als Lager von Waffen und anderen Ausrüstungsgegenständen, die Königin Victorias Truppen so brauchten. Lord Milton ließ den Tower rechts liegen und ging auf die St.-Peter-Kapelle zu, die an die nördliche Mauer des inneren Rings anschloss. Je näher die Vampire

kamen, desto intensiver roch es nach vielen Menschen, die hier noch vor wenigen Stunden gearbeitet und Schweiß ausgedünstet hatten, aber auch nach längst vergossenem Blut und alten Gebeinen, die lange irgendwo in der Tiefe geruht hatten.

Ein Mann trat aus dem Schatten des angelehnten Kirchenportals und schritt auf Lord Milton zu. Er streckte ihm die Hand entgegen und schüttelte seine Rechte, während er eine Verbeugung andeutete.

»Mylord, ich habe Sie erwartet. Wie schön, dass Sie meine Nachricht erhalten haben und es so schnell einrichten konnten, hierher zu kommen.« Er ließ ein wenig verwirrt den Blick über die versammelten Erben schweifen.

»Ich hätte allerdings nicht gedacht, dass Sie so viele Begleiter mitbringen. Ich hoffe, wir geraten nicht in Schwierigkeiten.« Er leckte sich ein wenig nervös die Lippen. »Die Warders verstehen keinen Spaß, wenn es um die Sicherheit des Towers geht, und nach der Schlüsselzeremonie sollte sich kein Fremder mehr im Innern der Mauern aufhalten. Sie dürfen nicht vergessen, dass nur ein paar Schritte weiter die Kronjuwelen Ihrer Majestät aufbewahrt werden.«

»Nur keine Sorge, wir werden hier niemanden beunruhigen. Vermutlich hat keiner der Warders überhaupt mitbekommen, dass wir hier sind.«

Der Mann wirkte zwar nicht ganz überzeugt, doch was sollte er tun, da sie bereits alle im inneren Hof des Towers versammelt waren?

»Wo ist sie?«, verlangte Lord Milton zu wissen. »Sind sie auch ganz sicher, dass es sich um die Königin handelt?«

Der Mann nickte. »Überzeugen Sie sich selbst, Mylord.« Er trat ein Stück beiseite und deutete einladend auf das offene Kirchenportal. Der Vyrad wich zurück.

»Nein, nicht dort in der Kapelle. Bringen Sie sie nach nebenan, wie wir es bei den anderen auch gemacht haben.«

»Aber wollen Sie nicht sehen, wo wir die Kiste entdeckt haben? Ich dachte, in diesem besonderen Fall lassen wir vorerst alles, wie wir es vorgefunden haben.«

Lord Milton zögerte. Sicher nicht, um zu überlegen, ob er nicht doch die Kirche betreten sollte, denn das würde ihm nicht gelingen, das versicherte ihr auch Malcolm, den Alisa leise danach fragte. Nein, außer ihm und den anderen beiden Erben, die mit in Rom gewesen waren, um von den Nosferas zu lernen, war es keinem Vyrad möglich, eine Kirchenschwelle zu überschreiten. Genau

das schien ihm durch den Kopf zu gehen.

»Folgt Mr Anderson in die Kirche«, wies er sie an. »Seht euch um und lasst euch von ihm erklären, was die Archäologen hier seit mehr als drei Jahren machen. Und dann wird er uns zeigen, weswegen ich euch gerade heute Nacht hierher mitgenommen habe.«

Tuschelnd folgten die Erben dem Archäologen in die nur spärlich beleuchtete St.-Peter-Kapelle und scharten sich um die mit Bändern abgesperrten tiefen Gruben im Kirchenboden.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, begrüßte sie Mr Anderson förmlich. »Sie wissen vermutlich, dass diese Burg über Jahrhunderte ein Gefängnis für wichtige, hochwohlgeborene Gefangene war, und dass draußen auf dem Tower Hill unzählige Hinrichtungen durchgeführt wurden. Im Gegensatz zu gemeinen Verbrechern, die meist in Tyburn gehängt wurden, starben die Verurteilten hier unter der Axt des Henkers. Ihre Köpfe wurden auf der London Bridge ausgestellt, ihre Körper jedoch begrub man hier unter St. Peter. Zahlreiche Lords waren unter ihnen, Earls und Dukes, aber auch Ladys und selbst Königinnen, darunter manche Ahnen der heute herrschenden Familien. Deshalb beschloss unsere verehrte Majestät Königin Victoria vor drei Jahren, man solle die Steinplatten von St. Peter öffnen und die Körper der Unglücklichen bergen, um sie zu identifizieren und dann an einem ihnen angemessenen Ort wieder zu bestatten.« Er räusperte sich.

»Nun, sie hatte sicher nicht damit gerechnet, dass die Arbeiten so lange andauern könnten. Allerdings wusste auch keiner, mit wie vielen Toten wir es hier zu tun bekommen würden.« Wieder machte er eine Pause, ehe er leise aber betont deutlich fortfuhr: »Wir haben bislang fast eintausendfünfhundert Tote geborgen.«

»Und wie viele davon konnten Sie identifizieren?«, fragte Alisa neugierig.

Mr Anderson seufzte. Das war wohl der wunde Punkt. »Kaum ein paar Dutzend. Leider. Aber die, nach denen wir besonders Ausschau gehalten haben, konnten wir finden. Lady Jane Grey beispielsweise und den verehrten Sir Thomas Morus.«

Es irritierte den Archäologen sichtlich, dass der Name keine Reaktion hervorrief und er in fragende oder noch mehr gelangweilte Gesichter blickte.

»Sie haben noch nie von Thomas Morus gehört? Er war Ritter und Lordkanzler

Heinrichs VIII., später auch Erzbischof von York und Verfasser des berühmten Werks *Utopia*. Er war ein treuer Anhänger der katholischen Lehre und bekämpfte Luther und seine Schriften. Allerdings war er nicht bereit, seinen König als sein Kirchenoberhaupt anzuerkennen, als sich Heinrich VIII. nach seinem vergeblichen Versuch, eine Annullierung seiner Ehre mit Katharina von Aragón zu erreichen, vom Papst lossagte und seine eigene Kirche gründete. Morus hat bis zu seinem Tod die anglikanische Kirche abgelehnt. Auch die Haft im Tower konnte seinen Willen nicht brechen, und er wurde im Gegensatz zu anderen Vertretern des Hochadels nicht bevorzugt behandelt mit täglichem Freigang, gutem Essen oder gar eigenen Dienstboten. Ganz im Gegenteil! Man tat alles, um ihn zum Einlenken zu zwingen, doch er blieb standhaft. So verurteilte ihn Heinrich VIII. als Hochverräter zur üblichen Strafe: Hängen, Ausweiden und Vierteilen! Begnadigte ihn aber dann doch, ohne vorherige Folter auf dem Tower Hill enthauptet zu werden.«

»Und deshalb sind wir heute Nacht hierhergekommen?«, erkundigte sich Tammo.

Der Archäologe schüttelte den Kopf. »Nein, nicht seinetwegen. Uns ist es endlich gelungen, die sterblichen Überreste von Königin Anne Boleyn zu finden!« Er deutete auf eine unscheinbare Kiste.

»Sie haben die Königin in diese Kiste gesteckt?«, wunderte sich Alisa.

»Nicht wir«, wehrte Mr Anderson erschrocken ab. »So haben wir sie geborgen. »Wenn also ein paar der jungen Herren so freundlich wären, mit anzufassen, dann können wir sie nach nebenan tragen, wo Lord Milton sie persönlich in Augenschein nehmen möchte. Er hat es ausdrücklich abgelehnt, dies hier in der Kirche zu tun«, fügte er hinzu, und seine Verwunderung war deutlich zu hören.

Tammo und Fernand erbarmten sich und trugen die Kiste hinaus, die ganz sicher kein Sarg war. Sie stellten sie in der Mitte des kleinen, steinernen Raumes ab, in dem die Vyrad zwei Lampen entzündet hatten. Lord Milton trat an die Kiste und legte seine Handflächen auf den zerschrammten Deckel.

»Darf ich?«, fragte er den Archäologen höflich.

Der nickte ihm aufmunternd zu. »Aber bitte, Lord Milton. Dazu sind Sie ja heute hierhergekommen, nicht wahr?«

Mit feierlicher Miene hob Lord Milton den Deckel der Kiste und sah auf die wenigen Reste hinab, die von Heinrichs VIII. großer Liebe übrig geblieben

waren, die dann auf sein Geheiß hingerichtet worden war.

Schweigend sah der Lord auf die Knochen und den abgetrennten Kopf hinab. »Sie ist es wirklich«, sagte er nach einer Weile, hob den Blick und ließ ihn über die Erben schweifen. Er winkte sie heran, näher zu treten und einen Blick in die Kiste zu werfen.

»Königin Anne Boleyn, die zweite Frau Heinrichs VIII. Sie war Hofdame, als des Königs Blick auf sie fiel, weigerte sich aber, seine Geliebte zu werden. Doch er begehrte und umwarb sie. Schließlich sagte er sich gar von Rom los und gründete kurzerhand seine eigene Kirche, um sie heiraten zu können. So wurde sie zur Königin von England, aber Fortuna war nicht lange auf ihrer Seite. Die Liebe des Königs war wankelmütig, und schon bald schenkte er seine Gunst einer anderen.«

»Ja, das soll vorkommen«, zischte Clarissa mit einem Blick auf Leo, der sich ein bisschen abseits hielt, doch Luciano brachte sie mit einem Blick zum Schweigen.

»Da das Parlament die Ehe mit Anne aber als unauflöslich bestätigt hatte, konnte er sich nicht scheiden lassen, ohne in ganz Europa seinen Ruf zu ruinieren, also wurde ein Komplott geschmiedet und Anne beschuldigt, mit ihrem Bruder Inzest begangen zu haben, was natürlich völliger Blödsinn war. Sie hat sich eigentlich nur eines Fehlers schuldig gemacht: Sie hat dem König nur eine Tochter geboren – die später als Königin Elisabeth I. den Thron besteigen sollte. Danach folgten nur noch Fehlgeburten. Und dann waren da noch die ehrgeizigen Brüder Seymour, die Jane Seymour als neue Königin sehen wollten.

So war Anne Boleyns Schicksal besiegelt. Nur durch ein Todesurteil konnte der König seine Frau loswerden. Unter der Folter gestand ihr Bruder den Inzest, an den niemand glaubte, nicht einmal der König selbst, aber ihr Tod war beschlossene Sache. Er gewährte ihr allerdings die Gnade einer privaten Hinrichtung hier auf dem Grün vor der Kapelle und einen letzten Wunsch. Königin Anne bat darum, nicht mit der Axt, sondern mit dem Schwert hingerichtet zu werden – eine Methode, durch die der Tod so schnell eintritt, dass ein sanfter Ausdruck im Gesicht des Hingerichteten zurückbleibt, weil er den Schmerz des Todes nicht mehr spürt.«

Lord Milton kniete sich nieder und strich mit dem Finger über den Halswirbel, der mit einer scharfen Schneide sauber abgetrennt worden war.

»Ihr fragt euch vielleicht, warum die Königin in einer solch rohen Kiste liegt. Man hatte schlichtweg vergessen, einen Sarg für sie bereitzustellen, und so machte man sich nach ihrer Enthauptung fieberhaft auf die Suche nach Ersatz.« Seine Hand strich an der Kante der Kiste entlang. »Diese Kiste war eigentlich dazu gedacht, Pfeile aufzubewahren. Doch dann räumte man sie rasch leer, und sie wurde zur letzten Ruhestätte von Königin Anne Boleyn.«

Während Lord Milton sich noch eine Weile mit dem Archäologen unterhielt, gingen die Erben im Hof umher und ließen den Blick den White Tower hinaufwandern, in dessen Verlies der Bruder der Königin gezwungen worden war, die unglaublichen Anschuldigungen zu gestehen. Luciano und Clarissa schlenderten einmal um die alte Festung, während Leo und Ivy in Richtung Bloody Tower verschwanden. Tammo und Fernand ärgerten die großen Raben, die sehr ungnädig darüber waren, aus ihrem Schlaf gerissen zu werden, und mit ihren scharfen Schnäbeln nach ihnen hackten. Zum Erstaunen der Vögel und auch zu Alisas Verwunderung wandelte sich Tammo in einen von ihnen und richtete noch mehr Verwirrung an, als er krächzend auf sie hinunterfuhr, dass sie in alle Richtungen davonstoben.

»Unglaublich!«, hauchte Alisa. »Der Kleine hat sich richtig gemacht. Ich hätte nicht gedacht, dass er so einen schweren Gestaltwechsel hinbekommt.«

»Er ist halt ein echter Vamalia«, fügte Malcolm mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

Alisa nickte geschmeichelt und duckte sich, als zwei der Raben kreischend herabgestürzt kamen und dann um die Ecke des White Tower verschwanden.

»Na, hoffentlich vertreibt Tammo die Raben nicht endgültig. Dann müsste er sich ja am Untergang Englands schuldig fühlen.« Alisa sah Malcolm fragend an. Der grinste breit.

»Dieser Aberglaube geht auf eine uralte Prophezeiung zurück, die besagt, sollten die Raben aus dem Tower verschwinden, würden seine Mauern und das ganze Königreich fallen. Kein Monarch der vergangenen Jahrhunderte wollte das Risiko auf sich nehmen, zu überprüfen, ob an dieser Vorhersage etwas dran ist, und so werden die Raben bis heute gehegt und gepflegt.«

Alisa lachte. »Dann versuche ich lieber mal,Tammo wieder zur Vernunft zu bringen. Wir wollen ja nicht, dass ein Krieg zwischen Vyrad und Vamalia ausbricht, weil wir eure heiligen Raben gestört haben.«

Sie wandelte sich genauso problemlos zu einem der schwarz gefiederten Vögel und stob unter Malcolms neidischem Blick davon.

MIT BLANKEN FÄUSTEN

Auf den Besuch im Tower folgten ein paar tödlich langweilige Nächte. Jedenfalls fanden das Tammo und Fernand. Das Urteil anderer fiel weniger harsch aus, Alisa fand es sogar interessant. Lady Margaret versorgte die Erben mit Recherchearbeiten zu alten Fällen, die sie in der Bibliothek des Temple Inn Court nachschlagen mussten, doch im Gegensatz zu ihrem ersten Fall erforderten sie keinen Einsatz in den Straßen von London, was der Grund für Tammos und Fernands Unmut war. In alten Akten zu wühlen, war nicht ihr Ding.

Zum Glück wurde dieses Programm stets zwei Stunden nach Mitternacht beendet. Die Erben kehrten in die Halle zurück und bekamen jeder einen Vyrad zur Seite gestellt, der ihre bislang kläglichen Versuche, der Todesstarre zu entgehen, zu mehr Erfolg führen sollte. Die meisten Erben stellten sich deutlich geschickter an, wenn es darum ging, sich in Nebel zu verwandeln, und einigen gelang es bereits ohne Hilfe eines Vyrad, einfache Gitter zu überwinden – wenn es keinen Luftzug von der anderen Seite gab, der den mühsam gerufenen Nebel in die falsche Richtung trieb! Dass es auch hierfür meist eine Lösung gab, versuchte Malcolm gerade Alisa und Tammo beizubringen. Fernand musste zuerst noch schaffen, seinen Körper vollständig aufzulösen – bisher blieb er stets im Gitter hängen, obgleich man seine Konturen kaum mehr erkennen konnte. Er schimpfte und fluchte, aber immerhin übte er tapfer weiter.

Bei Marie Luise hing der Erfolg ihrer Bemühungen von ihrer Laune ab. Oder besser gesagt davon, ob sie überhaupt bereit war, sich so weit herabzulassen, dass sie sich bemühte. In manchen Nächten war sie ganz gut, dann wieder tat sich gar nichts, und nicht selten segelte sie beleidigt davon, um die Nacht mit etwas anderem zu verbringen, von dem der Rest der Gruppe nichts wusste. Alisa hatte sie einmal neugierig danach gefragt, aber nur einen hochmütigen Blick statt einer Antwort erhalten.

Von Luciano wusste sie, dass auch er recht gute Fortschritte machte, und dass Leo sich bereits an Türschlitze und Schlüssellöcher heranwagte. Diese zu überwinden war schwieriger, da der entstehende Luftzug mit abnehmender

Größe der Öffnung zwangsläufig zunahm. Das erleichterte die Sache in manchen Fällen, aber man konnte sich auch in eine Falle hineinmanövrieren, wenn man sich von der einen Seite mit dem Luftzug durch eine schmale Öffnung ziehen ließ, auf der anderen Seite aber feststellen musste, dass man nicht zurückkonnte und es keine Möglichkeit gab, die Tür oder was immer man überwunden hatte, von dieser Seite zu öffnen.

»Tja, dann hast du halt Pech gehabt«, kommentierte Tammo Malcolms Ausführung mit einer Grimasse.

»Genau, und dir bleibt nichts anderes übrig, als dort zu warten, bis du in deine Todesstarre fällst und von irgendeinem Menschen gefunden wirst, der dich dann freundlicherweise ins Sonnenlicht hinausträgt, wo du verbrennst, ehe du noch einmal die Gelegenheit bekommst, die Augen zu öffnen«, ergänzte Malcolm.

»Quatsch«, widersprach Tammo mit vor Vergnügen funkelnden Augen. »Bis dahin können wir dem Ruf der Sonne widerstehen. Wenn also der Mensch die Tür aufschließt, überwältigen wir ihn, entkommen und suchen uns einen sicheren Unterschlupf für den Rest des Tages.« Er zeigte seine Zähne und grinste Malcolm breit an.

»Aha, und du willst mir weismachen, dass du das leichter erlernen wirst, als die Stärke und den Verlauf eines Luftzugs einzuschätzen, und die Wirbel, die entstehen, für dich zu nutzen?«

Tammo hob die Schultern. »Woher soll ich das wissen? Das hängt schließlich davon ab, wie gut du darin bist, es uns beizubringen.«

Malcolm schwankte zwischen Lachen und Verärgerung. »Du bist eine echte Landplage, Tammo!«

Der Vamalia schüttelte den Kopf und setzte eine Unschuldsmiene auf. »Das ist die falsche Bezeichnung, verehrter Malcolm, man nennt das eine Herausforderung!«

Alisa knuffte ihn in die Rippen. »Jetzt reicht es aber. Lass uns weiterüben und hör Malcolm gut zu, dass er es dir nicht noch mal extra erklären muss.«

Ivy zog sich in diesen Stunden meist zurück. Oft alleine, sodass Seymour entweder Alisas oder Lucianos und Leos Gruppe Gesellschaft leistete. Was Ivy in den vielen Stunden trieb, wusste niemand, denn sie hüllte sich in Schweigen. Alisa hatte Seymour gefragt, doch er hatte ihr versichert, ebenfalls im Dunkeln zu tappen.

»Besonders viel Spaß scheint sie in ihrer freien Zeit jedenfalls nicht zu haben«, meinte Luciano, als Alisa das Thema wieder einmal anschnitt.

»Wie kommst du darauf? Nicht dass ich Ivy im Verdacht hätte, scharf auf solche Vergnügungen zu sein, wie Tammo und die Pyras sie bevorzugen. Aber es gibt ja auch noch andere interessante Dinge in London. Das Britische Museum soll zum Beispiel unglaubliche Exponate zeigen.«

Luciano schüttelte vehement den Kopf. »Nein, ich kann mir Ivy beim besten Willen nicht auf einer Museumstour oder beim Einkaufsbummel in der Bond Street vorstellen. Ich finde, sie wird von Nacht zu Nacht ernster und trauriger.«

»Letzthin kam sie mir richtig zornig vor«, widersprach Alisa.

»Mag sein, auch das«, gab Luciano zu, »aber wann hast du sie das letzte Mal lachen gehört? Oder einfach nur in einer fröhlichen Stimmung erlebt?«

Alisa sah ihn betroffen an. »Du hast recht. Ich habe mir zu wenig Gedanken um sie gemacht. Es ist mir nicht aufgefallen, wie sehr sie sich verändert hat. Warum nur ist sie unglücklich? Ich meine – hast du etwas mitbekommen? Könnte es sein, dass sie einfach nur wegwill? Weg von jemandem?«, fügte sie leise hinzu.

»Von Leo? Meinst du das?« Luciano sah sie aufmerksam an. Alisa nickte.

»Ja. Haben sie sich vielleicht gestritten? Hast du etwas mitbekommen? Oder hat er sie ein weiteres Mal abserviert?«

Luciano schüttelte mit Nachdruck den Kopf. »Weder das eine noch das andere. Zumindest, soweit ich weiß. Außerdem kann er sie nicht abservieren, wenn er gar nicht mit ihr zusammen ist. Das haben die beiden doch schon in Irland endgültig geklärt.«

Alisa seufzte. »Wenn es nur so wäre. Ich weiß, was ich gesehen und gespürt habe.«

»So?« Luciano sah sie stirnrunzelnd an. »Genau das bezweifle ich. Ich habe den Eindruck, dass ihr beide, sowohl du als auch Leo, völlig neben euch steht, und weder euer Geist noch euer Gefühl zu klaren Schlüssen in der Lage sind. Keine Ahnung warum, aber euer Benehmen ist einfach nur schwachsinnig!«

»Du weißt nicht, wovon du redest.«

»Davon, dass ihr nicht einmal mehr miteinander sprecht!«

»Man kann nicht mehr mit ihm sprechen. Außerdem solltest du erst einmal deine Beziehung mit Clarissa ins Lot bringen, bevor du dich erdreistest, anderen in Liebesdingen Ratschläge zu erteilen.«

Nach diesen Worten wandte sie sich ab und stürmte davon.

»Sag ich doch, schwachsinnig!«, rief er ihr nach. »Und nicht nur Leo gegenüber!«

*

Seymour machte sich mal wieder auf die Suche nach Ivy. Er hegte nicht viel Hoffnung, sie innerhalb der Tore des Temple zu finden, und war daher angenehm überrascht, dass die frische Spur, der er folgte, ihn über den Platz vor der Kirche zur Bibliothek des Inner Temple führte. Er trat lautlos ein. Ivy reagierte nicht, obgleich er sich nicht der Illusion hingab, sie habe sein Kommen nicht bemerkt. Sie saß an einem Tisch über einige Papiere gebeugt und ignorierte ihn. Als er näher trat, entdeckte er das Tintenfass und den Federhalter in ihrer Hand. *Was schreibst du da?*

»Du bist nicht etwa neugierig, mein Bruder?«, antwortete sie, ohne in ihrer Arbeit innezuhalten. Schwungvoll glitt die Stahlfeder über das Papier und bedeckte es mit tintenblauen Zeichen.

Nenne es Neugier oder Interesse, gab Seymour ein wenig missmutig zurück. *Darf ich meine eigene Schwester nicht mehr fragen, was sie tut?*

»Du darfst. Doch es steht mir auch frei, meine Belange für mich zu behalten. Nein, du brauchst jetzt nicht beleidigt zu brummen. Ich schreibe Briefe, das ist alles.«

Briefe? Der Werwolf glaubte sich verhört zu haben. *Ich kann mich nicht erinnern, dass du in den vergangenen einhundert Jahren jemals einen Brief geschrieben hättest.*

»Ja, und? Darf ich es deshalb heute nicht tun?«

Plötzlich kam ihm eine Idee. *Du schreibst an unsere Mutter Tara, weil du gegen ihren Rat und ohne ihr Wissen nach London gereist bist?*

Ivy lachte auf. »Ach Seymour! Vielleicht gegen ihren Rat, aber sicher nicht ohne ihr Wissen. Du glaubst doch nicht, Tara könnte irgendetwas entgehen? Nein, und ich müsste auch nicht die Post bemühen, um mit ihr zu sprechen, aber das weißt du so gut wie ich.«

Vielleicht hast du ja auch sie aus deinen Gedanken ausgeschlossen.

»Ich habe es zumindest versucht«, gab Ivy ungewohnt offen zu. »Aber – ohne dich beleidigen zu wollen – bei ihr ist das nicht so einfach wie bei dir.«

Seymour brummte, kam dann aber wieder auf seine ursprüngliche Frage

zurück. *An wen schreibst du dann?*

Er reckte den Kopf, um etwas erkennen zu können.

Ivy stöhnte. »Du bist nicht nur verdammt neugierig. Du bist auch unglaublich hartnäckig! Also gut.« Sie hob den ersten bereits verschlossenen Brief hoch, der an Professor Abraham van Helsing in Amsterdam adressiert war. Der Wolf sog scharf die Luft ein.

Du schreibst an einen Vampirjäger?

»An einen Mann, der geholfen hat, mich aus den Händen Draculas zu befreien«, berichtigte Ivy.

Du hast ihn doch nicht etwa eingeladen, nach London zu kommen, rief Seymour entsetzt.

»Aber nein, ganz im Gegenteil«, widersprach Ivy kühl, die sich zu keiner weiteren Auskunft über ihren Brief hinreißen ließ. Der Werwolf gab es auf und erkundigte sich nach dem zweiten Brief, an dem sie gerade schrieb.

»Er ist an Latona«, gab sie widerwillig zu.

Latona? Dann weißt du, wo sie sich aufhält? Willst du sie zu Malcolm führen?, fragte er weiter, als Ivy nickte.

»Nein, auch hier liegst du falsch. Ich halte die beiden voneinander fern. Zumindest im Moment noch.«

Warum? Bist du gegen diese Verbindung? Malcolm hat sie bereits gezeichnet, dann ist es auch sein Recht, sie als die Seine zu wandeln.

Ivy winkte ab. »Das soll er, wenn er solch einen Narren an dem Mädchen gefressen hat. Mir ist das gleich. Aber im Augenblick ist es mir lieber, er sinkt noch nicht in die Arme seiner geliebten Latona und hat dann für nichts mehr Augen als für sie.«

Ist es dir etwa lieber, er schwänzelt um Alisa herum und hält sie von Leo fern?, schimpfte Seymour. *Denn das tut er, das spüre ich. Wenn Malcolm nicht wäre, hätten sich die beiden schon lange wieder versöhnt und zueinandergefunden.*

Ivy nickte. »Ja, das sehe ich auch so.«

Seymour starrte sie entsetzt an. *Du zerstörst absichtlich Alisas und Leos Liebe? Willst du ihn für dich haben?*

»Nun werde nicht dramatisch. Ich hege schon längst keine zärtlichen Gefühle mehr für unseren Dracas, und ich versuche auch nicht, ihn auf diese Weise Alisa auszuspannen. Allerdings stimmt es, dass ich die beiden im Augenblick lieber

nicht glücklich vereint sehe.«

Manches Mal erkenne ich dich nicht wieder, stieß Seymour hervor.

»Warum? Weil ich nicht die liebe, sanfte Ivy bin, die ich zu sein schien? Das ist schon richtig, doch du tust mir Unrecht, wenn du mir solch niedere Gründe unterstellst.«

Sie schrieb ihren Brief zu Ende, und Seymour war zu sehr damit beschäftigt, sein Entsetzen über ihr Verhalten zu verdauen, als dass er sie noch einmal unterbrochen hätte. Als sie fertig war und das Blatt zusammenfaltete, wandte sie sich wieder an ihren Bruder.

»Hast du jemals darüber nachgedacht, dass starke Gefühle wie Wut und Verzweiflung die Sinne schärfen und zu erstaunlichen Leistungen führen können? Die Glückseligkeit der Liebe dagegen schläfert ein, macht schwach und angreifbar.«

Und das soll der Grund sein, warum du nichts dafür tust, dass Alisa und Leo wieder zusammenfinden oder die Hürden zwischen Luciano und Clarissa beseitigt werden?«

Ivy sah ihn nachdenklich an. »Manches Mal bin ich mir selbst nicht ganz sicher. Bin ich verachtenswert gleichgültig gegen meine Freunde geworden? Oder noch schlimmer, vollkommen berechnend und intrigant und nur noch darauf bedacht, alle so zu manipulieren, um sie meinen Plänen dienlich zu machen? Bin ich zu weit gegangen?«

Er schwieg verwirrt und dachte über ihre Worte nach, während Ivy sich erhob und zur Tür schritt.

Ach wenn du mir noch wie früher vertrauen und deine Gedanken mit mir teilen würdest, klagte der Wolf.

»Ist dir niemals in den Sinn gekommen, dass ich dich mit meinem Verhalten nicht zu kränken, sondern zu schützen versuche?«, sagte Ivy im Hinausgehen.

Seymour erstarrte mitten in der Bewegung. Obgleich er vorgehabt hatte, ihr zu folgen und sich dieses Mal nicht wieder abschütteln zu lassen, machte er nun keine Anstalten mehr, sich der Tür zu nähern, die hinter ihr zufiel. Ihre Worte klangen ihm in den Ohren. Konnte das wahr sein? Für einen Moment fühlte er sich gerührt.

Das Gefühl verblasste so schnell, wie es aufgewallt war. Oder versuchte sie nur, ihn auf andere Weise loszuwerden und auch ihn zu manipulieren?

Und wenn es doch wahr sein sollte? Was bedeutete es, wenn Ivy ihn, den Werwolf, zu schützen versuchte? War es nicht immer andersherum gewesen? Er, der starke Wolf, der sich um seine zarte Schwester sorgte?

Er wusste seit Langem um ihre stetig wachsenden Kräfte. Und dennoch. Was könnte es für eine Gefahr geben, vor der er bewahrt werden müsste? Ihm fiel nur ein Wesen ein, das erschreckend leicht mit seinen Wolfskräften fertig geworden war: Dracula.

Dann war es also, wie Seymour befürchtete. Das Stück war noch nicht vorbei, und der zweite Akt würde in London spielen. Nur, welches Ende war für dieses Drama vorgesehen?

Seymour spürte, wie es ihn eiskalt überlief. Zum ersten Mal seit seiner Wandlung zum Werwolf spürte er so etwas wie Angst. Nicht um sein eigenes Leben. Er fürchtete, dass Ivy sich auf etwas eingelassen hatte, das ihr jetzt schon aus den Händen geglitten war, und dessen zerstörerischen Folgen sie nicht mehr entkommen konnte.

*

Zum Glück waren die Erben so sehr mit ihren Übungen beschäftigt, dass Alisa meist all ihre Konzentration benötigte und nicht so viel über Leo nachdenken konnte. Heute Nacht war Vincent einmal wieder ihr persönlicher Trainer, und die Übungen mit ihm waren eine echte Herausforderung. Dafür zeigten sich aber auch jede Nacht Fortschritte, und Alisa war zuversichtlich, dass sie noch vor der Wintersonnwende den Bann der aufgehenden Sonne endgültig überwunden haben würde. Bisher war es ein Spiel auf Kraft und Zeit. Es kostete sie unglaublich viel Energie! Sie kämpfte und biss die Zähne zusammen, sie tat alles, um wach zu bleiben und weiter denken und handeln zu können, doch sehr bald schon waren ihre Kraftreserven aufgebraucht, und dann sackte sie wie eine leblose Puppe in sich zusammen, noch ehe sich die Sonne vollständig vom Horizont gelöst hatte. Immerhin war es ihr ein Trost, dass es ihr gelang, den Zeitpunkt immer weiter hinauszuschieben. Sie hatte Vincent damit beauftragt, minutiös jeden Morgen festzuhalten, wie lange sie durchhielt.

Wenn es doch nur schneller ginge! Doch die Schritte blieben klein, selbst wenn sie in die richtige Richtung wiesen. Und jedes Mal tauchte pünktlich Malcolm auf, um sie aufzufangen und zu ihrem Sarg zu tragen. Wovon sie allerdings nie etwas mitbekam. Alisa wusste nicht so recht, ob sie es bedauern sollte oder ihn

zurechtweisen und es ihm verbieten. Aber wer sollte sie dann in ihre Kissen betten? Der kleine Vincent? Das war albern, obgleich seine Körperkräfte dazu ausreichten. Sie hatte ihn schon Särge voller Bücher schleppen sehen!

Es war wieder so weit. Jeder der Erben hatte sich mit dem ihm zugeteilten Vyrad in eine andere Kammer zurückgezogen und stürzte sich – mehr oder weniger eifrig – in seine Übungen. Die Sonne erschien am Horizont, doch Alisa schritt hocherhobenen Hauptes im kleinen Salon auf und ab und zitierte Verse von Byron, während Vincent mit einem Buch auf den Knien im Schneidersitz auf dem Boden saß. Er tat zwar so, als gelte seine Konzentration nur dem neusten Erwerb seiner Sammlung, doch Alisa wusste, dass er sie aus den Augenwinkeln beobachtete und jede Schwankung ihrer Stimme belauerte. Wenn sie sich auch nur verhaspelte, verriet sie damit das Nachlassen der Konzentration und damit ihrer Kräfte. Alisa nahm sich fest vor, das Gedicht dieses Mal fehlerfrei zu rezitieren, doch im letzten Drittel begann ihre Zunge schwer zu werden. Sie versprach sich, die Worte kamen ihr allmählich nur noch undeutlich über die Lippen. Sie bemerkte es, konnte aber zu ihrem Ärger nichts dagegen tun. Schließlich klappte Vincent sein Buch zu und erhob sich.

»Gehen wir. Es ist gleich wieder so weit.«

Und in diesem Moment ging auch schon die Tür auf und Malcolm trat in den Salon. Er lächelte ihr zu.

»Du bist ja noch richtig wach. Wunderbar! Du machst gute Fortschritte.«

Alisa wandte sich ihm zu, stolperte und musste sich an der Lehne des Sessels festhalten, um nicht zu stürzen. »Ich werde es heute noch länger schaffen«, nuschelte sie undeutlich und schloss für einen Augenblick die Lider, um sich auszuruhen und Kräfte zu sammeln. Dann stemmte sie sich wieder auf und wartete, dass sich das verschwommene Bild um sie herum klärte.

»Geh noch einmal um den Tisch herum«, befahl Vincent. »Und dann wiederholst du mir noch einmal eines der Gedichte, die du mir aufgesagt hast.«

Lord Byrons Worte fielen ihr im Moment nicht ein. Das einzige Gedicht, an das sie sich noch zu erinnern glaubte, war der Zauberlehrling von Goethe. Wie war noch gleich der Anfang gewesen? Alisa unterdrückte ein Gähnen. Wenn es sie nur nicht so viel Konzentration kosten würde, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Sich gleichzeitig an die Zeilen zu erinnern und die Anstrengung meistern, die Worte verständlich auszusprechen, war schwer genug.

»Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.«

Sie hielt inne. Vincent lobte sie, obgleich Alisa wusste, dass sich ihre T eher nach genuschelten D anhörten. Sie schüttelte den Kopf, um den Blick zu schärfen, ging noch drei Schritte, wobei sie sich an einer Stuhllehne festhielt, und sagte:

»Seine Wort und Werke
Merkt ich und den Brauch
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch.«

Sie blieb vor Malcolm stehen und sah mit flatternden Lidern zu ihm auf. Sie wussten beide, was nun kommen würde. Alisa verdrehte die Augen und sackte mit einem kleinen Seufzer in sich zusammen. Malcolm fing sie auf und legte sie über seine Arme. Ihr Kopf fiel nach hinten. Aus ihrem Haar lösten sich die letzten Nadeln, sodass ihre rötlich blonden Flechten bis zum Boden herabhingen.

Vincent sprang vom Boden auf, klemmte sich sein Buch unter den Arm und ging zur Tür.

»Gut, das war’s für heute. Sie macht sich. Ich denke, bald ist sie so weit. Sie muss nur noch lernen, ihre Kräfte besser einzuteilen. Dann fällt es ihr auch leichter, sich noch auf andere Dinge zu konzentrieren – nicht nur auf Gedichte.«

Vincent hielt Malcolm die Tür auf, der mit der Last in seinen Armen hinaustrat, um Alisa wie jeden Morgen zu ihrem Sarg zu tragen und in ihre Kissen zu betten.

*

Franz Leopold kehrte von seiner Übung zurück. Er war stolz darauf, so schnelle Fortschritte zu machen. Die anderen seiner Gruppe lagen bereits erstarrt in ihren Särgen, doch er hatte sich unter dem unerbittlichen Training von Lady Margaret persönlich selbst besiegt und war sogar noch in der Lage, sich höflich vor ihr zu verbeugen, sich mit nahezu klar klingenden Worten zu verabschieden und sich auf eigenen Füßen auf den Weg zu seinem Sarg aufzumachen. Er trat durch das Tor und setzte seinen Fuß mit Bedacht auf die erste Stufe, als er oben an der Treppe Malcolm gewahrte, der die leblose Alisa in seinen Armen hielt.

Das war zu viel!

Vermutlich wäre nachts nichts passiert. Leo hätte die aufwallenden Gefühle von Zorn und Eifersucht verdrängt, seine eisige Miene aufgesetzt und Malcolm mit einer scharfzüngigen Beleidigung bedacht – in höflichen Worten und mit distanziert kalter Stimme. Doch nun stand die Sonne bereits so hoch am Himmel, dass ihre Strahlen die Dächer golden aufleuchten ließen, und für solch eine Beherrschung fehlte dem Dracas die Kraft, die er nun benötigte, um die Treppe hinaufzustürzen und die Hände zu Fäusten zu ballen.

»Lass sie sofort los!«, knurrte er.

»Ach ja? Soll ich Alisa die Treppe herunterfallen lassen?«, gab Malcolm zurück.

»Du hast kein Recht dazu, ihre hilflose Lage auszunützen!«, fuhr Leo fort, ohne auf den dummen Einwand des Vyrad einzugehen.

»Wenn du glaubst, Alisa weiß nicht, dass ich sie jeden Morgen zu ihrem Sarg trage und zur Ruhe bette, so irrst du dich«, erwiderte Malcolm.

»Schon möglich, aber nur, weil du sie heimtückisch ausnutzt und sie täuschst.«

»Steck deinen Kopf unter kaltes Wasser oder – noch besser – zieh dich in deinen Sarg zurück und schlaf!«, rief Malcolm verärgert.

Doch Leo blieb so vor ihm stehen, dass er nicht weitergehen konnte. Er umklammerte mit der einen Hand das Treppengeländer und hatte die andere noch immer drohend zur Faust geballt.

»Gib doch zu, dass du dich nur zum Zeitvertreib mit Alisa abgibst, weil es dir immer noch nicht gelungen ist, Latona aufzuspüren. Weiß sie, dass du sie sofort fallen lassen wirst, sobald Latona auch nur in deine Nähe kommt? Dann wird Alisa nur noch Luft für dich sein.«

»Ach, du meinst, wie für dich, seit du den ersten Fuß in den Temple gesetzt hast?«, konterte Malcolm.

»Komm her und nimm ihm Alisa ab!«, befahl der Dracas Vincent, der es sich ein paar Stufen höher auf der Treppe bequem gemacht hatte und den Streit mit Interesse verfolgte.

Vincent erhob sich und nahm Malcolm Alisa aus den Armen, obgleich dieser nicht den Eindruck vermittelte, als sei er damit einverstanden. Der kleine Vampir ließ ihm keine Wahl, wollte er nicht, dass die Sache in ein unwürdiges Gezerre um Alisas leblosen Körper ausartete.

»Und was jetzt?«, wollte Malcolm wissen und wandte sich dem Dracas zu, als ihn schon der erste Faustschlag ins Gesicht traf. Malcolm taumelte. Wer hätte gedacht, dass der Dracas zu dieser Tageszeit und in diesem Zustand zu solch einem Schlag fähig sein konnte? Malcolm brauchte einen Augenblick, um sich zu sammeln. Auch seine Reflexe waren nach Sonnenaufgang nicht in ihrer besten Form. Es gelang ihm gerade noch, dem zweiten Hieb auszuweichen, sodass er nur seine Schläfe streifte. Dafür traf er nun Leo so hart unterhalb des Auges, dass die Haut aufplatzte und ihm Blut über die Wange herabrann. Der Dracas war viel zu langsam in seinem Versuch, sich zu ducken. Leo stieß einen Wutschrei aus und hechtete vor. Er umklammerte Malcolm und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Der griff nach Leos Hals und presste ihm die Kehle zu. Ineinander verkrallt taumelten sie vor und zurück. Vincent brachte Alisa ein paar Stufen höher in Sicherheit, behielt aber den Kampf im Auge, ein seliges Lächeln auf den Lippen.

Nun schien Malcolm die Oberhand zu gewinnen und landete noch einen Schlag auf Leos Auge, doch als der nach hinten fiel, zog er Malcolm mit sich. Gemeinsam polterten sie die Treppe bis ins Vestibül hinunter. Dort wälzten sie sich auf dem Boden, umklammerten einander oder schlugen im Wechsel aufeinander ein. Es war nicht abzusehen, wer den Sieg davontragen würde. Zwar war Malcolm in einem besseren Zustand, da er von klein auf gelernt hatte, gegen die Todesstarre anzugehen, dafür kämpfte der Dracas mit all dem aufgestauten Zorn, den er so lange hinter seiner abweisenden Maske verborgen hatte.

Plötzlich öffnete sich das Tor. Ivy und Seymour traten ein und blieben ob des unerwarteten Spektakels unter dem Türrahmen stehen.

»Was ist denn hier los?«, rief Ivy.

Vincent, der mit der Last in seinen Armen ein Stück tiefer gestiegen war, um nichts zu verpassen, lieferte eifrig eine Zusammenfassung der Ereignisse.

»Nur schade, dass die Dame, um deren Zuneigung oder Ehre oder was auch immer sie sich prügeln, gar nichts von dem vortrefflichen Kampf mitbekommt. Stattdessen hängt sie schlafend in meinen Armen. Ich werde also gut aufpassen müssen, um es ihr heute Abend bis ins kleinste Detail berichten zu können. Wobei ich hoffe, dass der Dracas – falls der gewinnt – nicht meint, im Anschluss auch noch auf mich losgehen zu müssen, weil ich die Kleine gehalten habe, solange er beschäftigt war«, fügte er mit einem bübischen Grinsen hinzu.

»Das wird er nicht wagen, Vincent.«

Ivy setzte sich neben ihn auf die Treppe, ohne die Kämpfenden aus den Augen zu lassen. Sie hatten es inzwischen geschafft, sich beide recht übel zuzurichten. Ihre Gesichter begannen bereits anzuschwellen, und sie bluteten aus mehreren Wunden. Die Platzwunde an der Schläfe hatte sich Malcolm wohl bei seinem Sturz die Treppe hinunter zugezogen. Leo dagegen konnte inzwischen nur noch aus einem Auge schauen, das auch schon recht mitgenommen aussah.

Seymour umkreiste jaulend die Kämpfenden, die verbissen miteinander rangen, ohne dass einer von ihnen bereit gewesen wäre, nachzugeben. Der Wolf zerrte an Leos Frack und schnappte nach Malcolms Ärmel, doch alles, was er erreichte war, dass er einen Schlag auf die Schnauze erhielt und aufjaulend zurücksprang. Sein vorwurfsvoller Blick richtete sich auf Ivy, die, das Kinn in die Hände gestützt, dem Kampf schweigend zusah.

»Dein Wolf scheint von diesem Spektakel nicht sonderlich erfreut«, stellte Vincent fest.

»Ja, er fordert mich auf, dem ein Ende zu setzen.«

»Und? Wirst du es tun?« Vincent sah das zierliche Mädchen, das kaum größer als er selbst war, interessiert von der Seite an.

Ivy schüttelte scheinbar ungerührt den Kopf. »Nein, das habe ich nicht vor. Es tut den beiden ganz gut, wenn sie sich ein wenig abreagieren. Viel passieren kann zu dieser Tageszeit nicht. Sie sind beide nicht recht bei Kräften. Ich vermute sogar, dass sie irgendwann mitten in ihrem Kampf einfach einschlafen.«

»Durchaus möglich«, gab Vincent ein wenig lauter zurück, um das Stöhnen und das Krachen der Faustschläge zu übertönen, mit denen sich die beiden Streithähne bedachten.

»Au, der war gut«, kommentierte Vincent, als Leo einen sauberen Treffer auf Malcolms Kinn landete. Der Vyrad schwankte und stieß zu allem Übel mit dem Hinterkopf gegen die Treppe. Er knirschte mit den Zähnen und spuckte Blut, dann warf er sich wieder auf seinen inzwischen ebenfalls wankenden Gegner.

»Weißt du, ich hätte nicht gedacht, dass der Dracas so viel einstecken kann – und noch besser austeilen! Gute Rechte, das muss ich sagen. Scharfes Auge, das jede Lücke in der Deckung erkennt, und schnelle Reflexe. Ja, nicht schlecht. Dabei erschien er mir immer als ein verweichlichtes Bürschchen.«

»Ja, die Dracas, die verzogenen Modepuppen. So kann das Äußere täuschen«,

stimmte ihm Ivy zu.

Seymour versuchte noch einmal vergeblich, die Kontrahenten voneinander zu trennen. Dann setzte er sich auf die Hinterbeine und jaulte.

»Nein, lass sie. Sie halten eh nicht mehr lange durch. Und dann werden sie erst einmal in ihre Starre verfallen und sich ein wenig erholen. Warte es ab, die schlimmsten Blessuren werden schon wieder verheilt sein, wenn sie sich heute Abend aus ihren Särgen erheben.«

Doch Seymour wollte ihre Einschätzung offensichtlich nicht teilen. Er jaulte noch einmal auf, dann begannen sich seine Formen zu verändern. Der weiße Pelz schien sich zurückzuziehen, die Schnauze verkürzte sich und wandelte sich in menschliche Züge.

Vincent hob überrascht die Augenbrauen und sah Ivy fragend an. Die Lycana zuckte mit den Schultern, »Ja, es wundert mich auch, dass er sich – fast möchte ich sagen, in der Öffentlichkeit – grundlos wandelt. Wobei ich doch annehme, du wusstest, dass mein Bruder Seymour ein Werwolf ist?«

Vincent antwortete nicht. Er sah fasziniert der Verwandlung zu. Nur Augenblicke später sprang der Mann auf und riss die beiden Kontrahenten grob auseinander. Er fing von beiden Seiten einen Fausthieb ein, was ihn aber nicht zu stören schien. Mit ausgestreckten Armen hielt er die beiden voneinander fern.

»Schluss jetzt. Seht nur, wie es hier aussieht. Wie auf einem Schlachtfeld! Es ist genug Blut geflossen.«

Die beiden unternahmen noch einen halbherzigen Versuch, sich dem eisernen Griff des Werwolfs zu entwinden, dann gaben sie auf. Malcolm griff sich an die blutende Lippe und zog den Zahn heraus, der nur noch an einem Faden hing, während sich Leo das Blut von der Wange wischte, das aus einem Riss unterhalb des Haaransatzes herabrann. Auf seinem linken Auge sah er nichts mehr, und auch das rechte begann bereits zuzuschwellen.

»Verflucht Seymour, wer hat dir erlaubt, dich einzumischen«, schimpfte Franz Leopold, während Malcolm ihn nur mit großen Augen anstarrte. Vielleicht hatte er noch nicht begriffen, wer der Mann mit dem eisenharten Griff war. Sein hageres Gesicht ließ sein Alter schwer schätzen, das Haar hing ihm in weißen, verfilzten Strähnen herab. Sein magerer Körper, in dem so viel Kraft steckte, wurde von einem fadenscheinigen Kittel und einer halblangen Hose verhüllt, die ihm viel zu weit waren.

»Seid ihr jetzt vernünftig? Kann ich euch loslassen, ohne dass ihr euch gleich wieder an die Kehle geht?«

»Das musst du den irren Dracas fragen«, stieß Malcolm hervor.

Doch der sagte gar nichts mehr. Er verdrehte das noch halb geöffnete Auge und sackte in sich zusammen. Seymour ließ ihn zu Boden sinken und lockerte auch den Griff um Malcolms Schulter. Der Vyrad machte sich los und ließ sich auf die unterste Treppenstufe sinken.

»Eifersüchtiger Narr«, stieß er hervor und spuckte noch einmal eine Ladung Blut aus. Dann schloss auch er die Augen und rutschte zu Boden.

Ivy erhob sich und schüttelte ihr silbernes Gewand aus. »Gut, das war’s. Sehen wir zu, dass wir unsere Särge aufsuchen und uns zur Ruhe legen.«

Seymour sah auf den Dracas herab, dessen Wunden zögerlich aufhörten zu bluten, und wandte sich dann seiner Schwester zu.

»Das scheint dich ja völlig kalt zu lassen. Ivy, was ist nur mit dir los? Wohin ist dein liebenswertes Wesen verschwunden?«

Ivy sah ihn ernst an. »Vielleicht ist es ja genau andersherum. Endlich kannst du mich erkennen, nachdem ich die Maske des lieben Mädchens abgestreift habe.«

Seymour erwiderte nichts. Er schüttelte nur den Kopf und verzog das Gesicht, als empfinde er Schmerzen. Er beugte sich zu Franz Leopolds reglosem Körper herab, doch Ivy war schneller und zog ihn in ihre Arme.

»Nimm du Malcolm«, wies sie ihren Bruder an. »Bring ihn hinüber zum Haus der jungen Vyrad und trage ihn in seine Kammer hinauf, aber gib acht, dass er keinen Schaden erleidet. Die Sonne steht bereits hoch, und die Schatten schwinden schnell.«

»Danke für den Hinweis, doch ich bin lange genug in Gesellschaft von Vampiren, um zu wissen, dass sie die Sonnenstrahlen meiden müssen. Immerhin scheint dir nicht jedes Schicksal gleichgültig, was ein wenig Hoffnung in mir aufsteigen lässt.«

Er warf sich Malcolm wie einen Sack über die Schulter und stürmte hinaus. Die Tür fiel krachend hinter ihm ins Schloss.

»Er sollte zum Theater gehen«, murmelte Ivy scheinbar ungerührt. »Er hat so einen düsteren Sinn für Dramatik.«

Beinahe zärtlich hob sie den Dracas auf und trug ihn die Treppe hoch. Vincent brachte Alisa in ihren Sarg, schloss den Deckel und folgte dann Ivy eine weitere

Treppe hoch, wo die Kammern der jungen Vampire lagen. Er wartete an der Tür, bis Ivy ihre Last abgelegt hatte.

»Kommst du?«

»Ja.« Doch sie rührte sich nicht von der Stelle. Die Hand an den offenen Deckel gelegt, sah sie auf das malträtierte Gesicht herab, das im Augenblick seine berückende Schönheit nahezu eingebüßt hatte. Ihre Miene veränderte sich nicht, nur ihre Augen schimmerten, als wären sie feucht. Dann schlug sie den Deckel mit einem Knall zu und stürmte zur Tür, um ihren eigenen Sarg aufzusuchen. Vincent brachte sie noch bis zu ihrem Zimmer, dort verbeugte er sich und machte sich dann auf den Weg zu seinem eigenen Quartier. Er musste dazu zwar den halben Temple Inn Court durchqueren, doch er wusste, welchen Weg er nehmen musste, um stets im Schatten bleiben zu können. Und während sich Lord Milton und einige seiner Barrister in ihren schwarzen Umhängen und grauen Perücken zum Old Bailey aufmachten, um einem wichtigen Prozess beizuwohnen, legte sich ein sehr nachdenklicher Vincent in seinen Sarg und dachte noch lange über diesen Morgen nach, bis er es endlich zuließ, dass auch ihn die Starre übermannte und seinen Geist zur Ruhe brachte.

ALISAS ZORN

Alisa machte sich wie jeden Abend auf den Weg zur Middle Temple Hall, als sie in der Eingangshalle auf Malcolm stieß. Sie starrte ihm ins Gesicht, das im flackernden Licht der Lampen zu beiden Seiten einfach nur grotesk wirkte.

»Was bei allen Dämonen der Hölle ist dir denn zugestoßen?«

Sie packte ihn am Arm und schob ihn näher ins Licht, um die verkrusteten Risse und grün unterlaufenen Schwellungen genauer in Augenschein zu nehmen. Malcolm versuchte sich an einem Lächeln und öffnete die von einer Blutkruste verschorfte Lippe, wobei er seitlich eine frische Zahnlücke präsentierte.

»Nichts von Bedeutung«, wiegelte er ab. Er versuchte sich aus ihrem Griff zu winden, doch so leicht ließ sich Alisa nicht abschütteln.

»Ach ja? Und wer war dein Gegner bei diesem bedeutungslosen Zusammentreffen?«

»Na, was denkst du wohl?«, erklang Ivys Stimme neben ihr, die mit Seymour vom Hof her durch das Gittertor trat. »Franz Leopold de Dracas! Das ist ja nicht schwer zu erraten.«

»Und warum habt ihr euch so zugerichtet?«

»Auch das erübrigt sich eigentlich zu fragen«, ergänzte Ivy, nachdem Malcolm nicht bereit war, ihr zu antworten, und schleunigst das Weite suchte.

»Ja?« Alisa war überzeugt, dass Ivy unmöglich meinen konnte, was ihr selbst als Erstes durch den Kopf geschossen war. Doch die Lycana nickte und schnitt eine Grimasse.

»Genau das. Sie haben sich um einen Weiberrock geprügelt, genauer gesagt um den, der hier an meiner Seite steht. Und falls du das auch noch wissen willst: Leo hat damit angefangen, weil er es nicht ertragen konnte, mit anzusehen, wie Malcolm dich zu deinem Sarg tragen wollte.«

»Und da ist er einfach auf Malcolm losgegangen und hat ihn geschlagen?«, erkundigte sich Alisa fassungslos, die sich solch ein ungezügeltes Verhalten bei dem seit Wochen in eisiger Zurückhaltung verharrenden Dracas nicht vorstellen konnte.

»Ja. Wobei es sich Malcolm durchaus nicht nehmen ließ, ordentlich

zurückzuschlagen. Es war ein recht beeindruckender Faustkampf, und du musst nicht glauben, dass Leo besser aussieht als Malcolm. Ah, da kommt er übrigens.« Sie wies nach draußen, wo der Dracas gerade von der Middle Temple Lane her in den Fountain Court einbog.

Alisa fuhr herum. »Na der kann was erleben!«, rief sie und stürmte hinaus. Ivy sah zu Seymour hinunter, der zu winseln begann.

»Sorgst du dich um Leo? Er hat Malcolms Schläge ganz gut überstanden, aber nun noch eine derart wütende Alisa? Ja, vielleicht sollten wir uns Sorgen um ihn machen«, sagte sie spöttisch. Seymour machte Anstalten, ihr zu folgen, doch Ivy legte ihre Hand in seinen Nacken.

Nein, das halte ich für gar keine gute Idee. Lass die beiden das unter sich austragen. Kommst du? Ich geh jetzt zu Malcolm in die Halle und achte darauf, dass er viel frisches Rinderblut trinkt, damit seine Wunden schneller heilen und der Zahn bald nachwächst. Und ich werde dafür sorgen, dass unsere beiden Kampfhähne ein wenig Abstand voneinander halten. Vielleicht rette ich damit die eine oder andere Vampirexistenz. Obgleich ich mich ja nicht mehr in die Angelegenheiten anderer einmischen wollte. Du meinst, ich spotte? Ich sei unangebracht zynisch? Vielleicht mein lieber Bruder. Ja, vielleicht hast du recht.

*

Franz Leopold schlenderte um die Ecke auf die Halle zu. Er ging langsamer als sonst, um nicht zu hinken. Er hatte sich bei seinem Sturz die Treppe hinunter das Bein böse verdreht, sodass es selbst nach seiner Tagesruhe noch höllisch schmerzte. Zum Glück war es nicht gebrochen, denn sonst würde er noch einige Nächte Probleme damit haben. So hoffte er, bereits am nächsten Abend von den Schmerzen befreit zu sein und wieder frei ausschreiten zu können, ohne lächerlich das Bein nachziehen zu müssen.

Es gelang ihm zwar einigermaßen, das Hinken zu verbergen, doch der Schaden, den sein Gesicht bei der Prügelei genommen hatte, ließ sich leider nicht so leicht verstecken. Franz Leopold hatte kurz erwogen, sich die schwärzlich verfärbten Flecken von Matthias überschminken zu lassen, doch der Zweifel im Blick seines Schattens hatte ihn schnell davon abgebracht. Die Schwellungen würden dennoch zu sehen sein, er konnte ja kaum aus den Augen sehen. Da war es besser, zu den Spuren seines Kampfes zu stehen und den Kopf hoch zu tragen. Sollte es jemand wagen, über ihn zu spotten! Es war ihm zumindest ein geringer

Trost, dass Malcolm vermutlich kaum besser aussah.

Als er in den Hof einbog, sah er Alisa auf sich zustürmen. Eine Woge von Zorn umgab sie, und da sie nicht im Mindesten von seinem Aussehen überrascht schien, war ihm klar, dass sie die Neuigkeiten bereits vernommen hatte.

»Guten Abend, Alisa«, empfing er sie, doch sie erwiderte seinen Gruß nicht einmal. Stattdessen schleuderte sie ihm entgegen:

»Was erdreistest du dich! Wie kannst du es wagen, Malcolm anzugreifen und dermaßen niederzuprügeln, dass es ihm heute Abend noch mehr als deutlich ins Gesicht geschrieben steht?«

»Er wusste sich durchaus zu wehren«, erwiderte Leo mit einer Grimasse.

»Ja, das sehe ich. Und glaube ja nicht, dass ich auch nur ein Fünkchen Mitleid mit dir habe. Du hast es dir selbst zuzuschreiben, und ich hoffe, deine Schmerzen halten lange an, um dich an dein bodenloses Verhalten zu erinnern.«

Sie war einfach anbetungswürdig in ihrem Zorn! Er hätte sie am liebsten in seine Arme gerissen und geküsst. So wie damals in Wien, nach ihrem aufregenden Fechtkampf. Auch damals war sie ihm in ihrer Wut wunderschön und begehrenswert erschienen. Man war allerdings gut beraten, nicht zu vergessen, dass sie in dieser Stimmung gefährlich sein konnte. Der gut gezielte Tritt war ihm noch deutlich in Erinnerung.

»Ich wusste gar nicht, dass du so rachsüchtig bist«, gab er zurück und trat einen Schritt näher, sodass er sie besser riechen konnte. Ja, selbst in ihrem Duft konnte er den vibrierenden Zorn wittern.

»Das hat nichts mit Rachsucht zu tun. Dein Verhalten ist einfach nur widerlich und nicht einmal eines Dracas würdig. Du hast Malcolm grundlos angegriffen und verletzt.«

»Einen Grund gab es schon«, berichtigte Franz Leopold.

»Welchen denn? Etwa Eifersucht? Zu der du kein Recht hast und für die es auch keinen Grund gibt!«

Täuschte er sich, oder hatte sich ihre Wut ein kleines bisschen besänftigt? Vielleicht sollte er sie doch einfach küssen und abwarten, was passierte. Selbst wenn er noch einmal ihr Knie zu spüren bekam, dass er glaubte, die Sterne würden auf ihn herabstürzen. Womöglich war es das wert. Malcolm hatte kein Recht auf Alisa. Die Vamalia gehörte ihm! Und außerdem hatte der Vyrad Latona für sich gezeichnet. Sollte er seine Energien lieber auf die Suche nach

seinem Mädchen verwenden und seine Finger von Alisa lassen!

Er trat noch einen Schritt vor und wollte sie gerade packen, da wich sie zurück. Abwehrend hob sie die Hände.

»Was immer du vorhast, komm nicht näher und wage es nicht, mich auch nur zu berühren!«, warnte sie ihn. »Du wirst dich in Zukunft von mir fernhalten und auch von meinen Freunden. Lass Malcolm in Ruhe und untersteh dich, auch nur einem meiner Freunde jemals wieder etwas anzutun, sonst schwöre ich dir, du wirst es bereuen!«

Franz Leopold spürte, wie der Zorn wieder in ihm aufloderte. Wie sie sich für Malcolm in die Bresche warf und ihn verteidigte wie eine Gluckhenne, die um ihr Junges herumgackerte. Nun, vielleicht brauchte der Vyrad ja den Schutz der Vamalia und war froh, wenn er sich hinter einem Weiberrock verstecken konnte, statt sich noch einmal einem Kampf unter Männern zu stellen. In diesem Augenblick hätte er Alisa lieber geohrfeigt als geküsst! Vielleicht war ihr das bewusst, denn ihre Augen funkelten gefährlich.

»Begeh nicht den Fehler, mich zu unterschätzen. Du wirst keine weitere Gelegenheit bekommen, mir gegenüber dein größtes Talent auszuspielen.«

»Ach, und das wäre?«, erkundigte er sich.

»Als ob du das nicht wüsstest«, schleuderte sie ihm ins Gesicht. »Du bist ein Spross deiner Familie, die sich offensichtlich nicht nur von Blut ernährt, sondern von dem Triumph, andere zu demütigen und zu quälen und ihnen unsagbares Leid zuzufügen. Aber mit mir nicht mehr!«

Alisa wirbelte herum und stürmte in die andere Richtung davon. Franz Leopold rührte sich nicht von der Stelle, nur sein Geist flog ihr hinterher. Hatte er gerade richtig gehört? So recht konnte er ihre Worte nicht verstehen. *Sie* war es doch gewesen, die ihre Schwüre gebrochen und ihn abserviert hatte wie ein altes Spielzeug, das einem langweilig geworden ist. Was warf sie ihm eigentlich vor? Sein Zorn sackte in sich zusammen und wandelte sich in Verwirrung. Seit Wochen hatte er sich von Alisa ferngehalten und auch seinen Geist ihr gegenüber verschlossen. Was sollte er in ihren Gedanken lesen? Wollte er sich etwa selbst quälen und miterleben, wie sie in ihrem Liebesglück mit Malcolm schwelgte? Nein, so selbstzerstörerisch war er nicht veranlagt. Nach diesen seltsamen Vorwürfen jedoch sandte er ihr seinen Geist nach und drang in den ihren ein. Vielleicht hatte der Ausbruch sie so verwirrt, dass sie alles vergaß, was

sie bei den Dracas gelernt hatte, oder er war ihr noch immer so weit überlegen, dass ihr Schutz gegen sein Eindringen keine Wirkung zeigte, jedenfalls stieß er auf keinen Widerstand.

Das Triumphgefühl war nur von kurzer Dauer. Der tiefe Schmerz und die Verzweiflung, die er dort vorfand, ließen ihn entsetzt zurücktaumeln. Sie erschreckten ihn so, dass er die Verbindung zu Alisas Geist verlor. Und er wagte keinen zweiten Versuch, sich ihm noch einmal zu nähern.

Was zum Teufel war hier eigentlich los? Konnte es sein, dass er sich dermaßen geirrt hatte? Nein, das war nicht möglich. Sie war im Augenblick wütend auf ihn, weil er Malcolm niedergeschlagen hatte, aber der Schmerz konnte nicht seine Schuld sein. Vielleicht hatte sie sich mit Malcolm zerstritten? Vielleicht war ihr aufgegangen, dass sie nur der Lückenbüßer für ihn war und Latona niemals ersetzen konnte? Ja, so musste es sein. Anders konnte er sich die tiefe Verletzung, die er gespürt hatte, nicht erklären.

*

»Ach hier bist du.«

Alisa hatte ihn kommen hören. Beziehungsweise, gehört hatte sie eigentlich nichts, doch seine Witterung eilte ihm voraus, noch ehe seine Stimme hinter ihr erklang. Er war besorgt. Natürlich. Ihm entging schließlich nie etwas, und auch wenn er nicht wie ein Wachhund stets an ihren Fersen blieb, wusste er, was seine Schützlinge trieben und wie es ihnen ging. Vermutlich deshalb hatte Dame Elina Hindrik vom ersten Akademiejahr an zu ihrem Beschützer erwählt.

Alisa tat noch immer so, als sei sie in die Porträts vertieft, die sich an den Wänden der Galerie entlangreihten. Sie hatte ihre Fassung noch immer nicht zurückgewonnen und scheute sich, Hindrik in die Augen zu sehen, solange sie sich in diesem aufgelösten Zustand befand. Er könnte sehen, was in ihr vorging, obwohl er nicht am Unterricht der Dracas teilgenommen hatte.

Natürlich ließ sich Hindrik nicht so leicht entmutigen. Er folgte ihr langsam von einem düsteren Ölgemälde zum nächsten, scheinbar genauso interessiert in die starren Gesichter fremder Menschen und Vampire vertieft.

»Du warst nicht in der Halle, als sich die Erben dort einfanden, um ihren Becher Blut zu trinken.«

»Ja und? Ist das schlimm?«

Hindrik schien über den Klang ihrer Stimme zu sinnieren, ehe er bedächtig

antwortete. »Nein, ist es nicht. Aber weißt du, du hast es nicht nötig, ein paar Pfunde zu verlieren, so wie früher ein gewisser Nosferas. Deine Kleider sitzen perfekt und bringen deine Figur ganz wundervoll zur Geltung und du hast dich – falls ich das noch hinzufügen darf – im vergangenen Jahr ganz prächtig entwickelt. Eigentlich will ich sagen, dass du zu einer nicht nur – wie jeher – erstaunlich schlauen, sondern auch wunderschönen Vampirin herangereift bist.«

Nun drehte sich Alisa doch zu ihm um. »Was soll das, Hindrik?«, rief sie schroff.

Er hob die Schultern. »Ich sage nur die Wahrheit. Darf ich das nicht?«

»Und diese spezielle Wahrheit brannte dir gerade so sehr auf dem Herzen, dass du mich im gesamten Temple gesucht hast, um sie mir sogleich mitzuteilen?«

»Nicht im gesamten Temple«, wich Hindrik aus. »Ich bin deiner Spur gefolgt.«

Alisa stöhnte ein wenig genervt. »Danke, ich habe es vernommen, aber du musst mein Selbstbewusstsein nicht aufbauen.«

Abrupt wandte sie sich wieder dem Porträt an der Wand zu. Hindrik trat noch dichter an sie heran. Sie spürte seine kühlen Hände auf ihren Schultern. Seine Worte waren nur ein Hauch.

»Bist du dir da ganz sicher, Alisa?«

Das war beinahe zu viel. Sie verspürte das Bedürfnis, sich in seine Arme zu werfen und hemmungslos zu schluchzen, doch sie beherrschte sich. Sie konzentrierte sich auf das Bildnis vor sich, um ihren Gleichmut wiederzufinden. Sie nahm die Züge des Mannes in sich auf, die ihr seltsam vertraut erschienen. Wie konnte das sein? Das Bild musste mehr als einhundert Jahre alt sein. Und doch musste sie an ihre Abenteuer im fernen Transsilvanien im vergangenen Jahr zurückdenken. Ihr Blick strich zum unteren Rahmen und blieb an dem Namen, der darunter stand, hängen. Alisa stieß einen Ruf der Verblüffung aus.

»Hindrik, sieh mal. Weißt du, wer das ist?«

Der Servient beugte sich vor. »Van Helsing«, las er vor. »Ja, die Züge sind den seinen ähnlich, das muss ich sagen. Ich erinnere mich an ihn, obgleich ich ihm nur einmal begegnet bin.«

»Das kann er nicht sein«, widersprach Alisa. »Das Gemälde ist viel zu alt. Er ist ein Mensch, da bin ich mir ganz sicher, und selbst wenn er ungewöhnlich jung aussehen sollte, kann er unmöglich älter als fünfzig oder sechzig Jahre sein.«

»Dies ist auch nicht der Abraham van Helsing, den wir kennenlernen durften«, berichtigte eine Stimme. Die beiden fuhren herum. Ivy war es gelungen, sich unbemerkt zu nähern. Sie hob die Hand.

»Darf ich vorstellen: Abrahams Urgroßvater Georg van Helsing, der gefährlichste Vampirjäger seiner Zeit.«

»Aha.« Alisa betrachtete das Porträt noch einmal kritisch. »Und warum haben es die Vyrad hier aufgehängt?«

»Vielleicht so etwas wie eine Jagdtrophäe?«, schlug Ivy vor.

»Dann ist es ihnen also am Ende gelungen, ihn zu töten? Oder haben sie ihn gar zu einem der ihren gemacht, um von seinen Methoden zu lernen?«

Ivy schüttelte den Kopf. »Nein, es war kein Vyrad, der ihn tötete und buchstäblich in Stücke riss.« Ihre Stimme wurde leise und nahm einen seltsamen Klang an. »Es war ein anderer alter, mächtiger Vampir.«

Alisa hob die Augenbrauen. »Doch nicht etwa Dracula persönlich?«

Ivy nickte. »Du hast es erraten.«

»Ist van Helsing auch in die Karpaten gereist und hat Dracula auf seiner Festung Poienari aufgespürt, so wie wir im vergangenen Jahr?«

»Nein, Georg van Helsing ist hier in London gestorben.«

»Dracula war in London?« Alisa sah überrascht von dem Bild zu Ivy.

»Ja, und er war nicht alleine. Er reiste mit seiner Gemahlin aus dem fernen Transsilvanien hierher, als sich der Vampirjäger auf ihre Spuren heftete.«

»Seiner Gemahlin?«, hakte Alisa nach.

»Elisabeth, oder Erszébet, wie er sie nannte.«

Nun war Alisa verwirrt. »Ich dachte, sie habe sich in die Schlucht gestürzt, lange bevor Vlad T¸epes¸ zu Dracula dem Vampir wurde.«

»Das ist richtig, doch er bewahrte ihren Körper auf und schloss einen Pakt mit dem Teufel. Er erfüllte noch einige Jahre seine Pflicht als Fürst an der mörderischen Front zwischen Christen und Türken, aber dann musste er den Pakt mit seiner Seele bezahlen, um als nächtlicher Blutsauger wiedergeboren zu werden. Jede Nacht wieder jung und unsterblich in seiner Gier nach Blut, bei Tag jedoch nur ein toter Körper. Diesen Fluch zu überwinden, gelang ihm erst viel später.«

»Doch warum hat er sich überhaupt auf diesen Pakt eingelassen? War ihm der Tod nicht als Erlösung willkommen, nachdem er das Einzige verloren geben

musste, das er jemals geliebt hat?«, fragte Alisa.

»Nein, denn der Teufel oder Dämon oder wie wir ihn auch nennen – manche Geschichten sagen auch, er sei ein Magier oder Druide gewesen – gab ihm noch etwas: Das Elixier der Wiederauferstehung, das ihm seine geliebte Erzsébet zurückgab. Auch sie wurde ein Wesen der Nacht. Zusammen weilten sie in ihrer finsteren Ewigkeit und zeugten Nachkommen: die Väter und Mütter unserer Clans.«

Alisa hatte mit offenem Mund zugehört. »Das gibt es nicht«, stieß sie hervor. »Und was passierte mit van Helsing?«

»Er lauerte den beiden hier in London auf und vernichtete Erzsébet«, sagte Ivy knapp.

Alisa stieß scharf die Luft aus. »Hölle und Teufel. In seiner Haut wollte ich nicht stecken, als Dracula wie der Rachedämon auf ihn herabfuhr.«

»Nein, das war sicher kein schöner Anblick«, bestätigte Ivy.

»Konnte Dracula seine Geliebte kein zweites Mal zurückrufen?«

Die Lycana wiegte nachdenklich den Kopf. »Es wäre ihm vielleicht gelungen, denn Erzsébet trug noch immer den Kristallflakon mit einem Rest des Elixiers um den Hals, doch Dracula war nicht an ihrer Seite, als es geschah, und es ist ihm bis heute nicht gelungen, ihre Überreste aufzuspüren und an sie heranzukommen.«

»Hat er es denn noch immer nicht aufgegeben?«

Ivy zuckte mit den Schultern. »Schon möglich.«

»Und woher weißt du das alles?«, verlangte Alisa zu wissen.

»Vieles weiß ich von unserem Meister selbst.«

»Er hat es dir erzählt?«, wunderte sich die Vamalia.

»Nicht absichtlich«, räumte Ivy widerstrebend ein. »Er denkt viel an die Vergangenheit und an das, was er verloren hat!«

»Und der Rest? Woher hast du den?«, wollte Hindrik wissen, der bis dahin ihrer Erzählung schweigend gelauscht hatte.

»Es gibt immer Leute, die das Bedürfnis haben, Ereignisse in Schriften und Büchern festzuhalten, und andere, die diese dann zu verbergen suchen.«

»Und es gibt wieder andere – neugierige – Leute, die diese Schriften aufspüren, die nicht für fremde Augen gedacht sind«, ergänzte Hindrik.

Ivy neigte das Haupt. »Ja, so ist es. Verborgene Kammern, geheime Türen

hinter Buchregalen, vielleicht noch ein paar tödliche Fallen, um der Sache ein wenig Würze zu verleihen?«

»Wo hast du das Buch aufgespürt?«, wollte Alisa wissen.

»An einem Ort, über den sie nicht sprechen wird«, fiel ihr Hindrik ins Wort. »Und auch über den Inhalt sollten wir nun schweigen! Nicht umsonst hat man Maßnahmen ergriffen, die Ereignisse in Vergessenheit geraten zu lassen und das Geheimnis zu wahren.«

Noch einmal hob Ivy die Schultern. »Wenn du meinst. Doch nicht allen Geheimnissen tut es gut, wenn sie auf ewig gewahrt bleiben. Manches Mal muss man eines aus seinem Grab heben, um mit seiner Enthüllung ein reinigendes Gewitter zu bewirken.«

»Mag sein. Wenn der Gewittersturm nur nicht alles, was man bewahren will, in seiner entfesselten Gewalt mit hinfortfegt.«

»Ja, darauf sollte man achten«, gab Ivy leichthin zurück. »Es ist nie von Vorteil, wenn die Dinge außer Kontrolle geraten.«

»Werden sie das?«, fragte Hindrik ernst.

Ivy überlegte. »Schon möglich«, gab sie ehrlicher zu, als es den beiden Vamalia vielleicht lieb war.

*

Abraham van Helsing saß im Studierzimmer seiner Wohnung in Amsterdam und sah auf das Schreiben herab, das der Postbote ihm überbracht hatte. Er hatte es bereits ein Dutzend Mal gelesen, und dennoch studierte er den Brief erneut Wort für Wort, um zu ergründen, was sie auf den ersten Blick nicht sagten. Noch immer verwirrt nahm er drei weitere Briefe zur Hand. Zwei davon stammten von Bram Stoker. Den ersten legte er gleich wieder zur Seite. Er enthielt nichts Bemerkenswertes. Er berichtete nur Alltägliches und gab dem Wunsch Ausdruck, van Helsing bald einmal wiederzusehen.

Der zweite war da schon interessanter. Er hatte ihn nach seiner Reise nach Irland im Sommer geschrieben, und die Zeilen sprühten geradezu vor unterdrückter Erregung. Bram Stoker gab sich zuerst geheimnisvoll. Vielleicht hatte er sich vorgenommen, dem Professor nichts zu verraten. Anderseits schrieb er diesen Brief ja alleine deshalb, weil es sonst niemanden gab, dem er sich mitteilen und mit dem er über die unglaubliche Begegnung sprechen konnte. Also dauerte es nicht lange, bis er seine verworrenen Andeutungen aufgab und

damit herausplatzte, dass ihn die Lycana Ivy aufgesucht und in seiner Gesellschaft nach London gereist war, was wohl bedeutete, dass sich die Erben dort bei den Vyrad versammelt hatten.

Überschwänglich lud Bram ihn ein, nur um im nächsten Satz mit fast komischer Verzweiflung abzuwiegeln, da ihm offensichtlich in diesem Moment eingefallen war, dass der Adressat van Helsing nicht nur Arzt und Forscher sondern auch Vampirjäger war. Zwar hatte er mitgeholfen, Ivy aus Draculas Händen zu befreien und sie unversehrt mit ihren Freunden nach Wien zurückzuschicken, doch wer konnte schon wissen, ob er sich nicht wieder seiner alten Passion erinnerte und sich mit dem Eifer eines Bluthundes auf die Jagd nach den kalten Herzen machte.

Mit einem grimmigen Lächeln griff van Helsing nach seinem Stockdegen und zog die silbern glänzende Klinge hervor, die mehr als nur einmal mit Vampirblut benetzt worden war.

Wollte er nach London auf die Jagd gehen? Er spürte, dass alleine der Gedanke seinen Pulsschlag beschleunigte. Er war schon viel zu lange hier in Amsterdam und quälte sich mit mittelmäßigen und ignoranten Studenten herum. Er musste fürchten, langsam alt und träge zu werden. Van Helsing trat vor den Spiegel, musterte die Falten, die sich Jahr für Jahr tiefer in sein Antlitz gruben, und strich sich das graue Haar zurück. Er nahm den Degen zur Hand, ließ ihn ein paar Mal durch die Luft sausen und fiel in einen Ausfallschritt. Als er sich wieder aufrichtete, spürte er ein Stechen im Rücken, das er nur mit Mühe ignorieren konnte. Rasch schob er den Degen in seine unauffällige Hülle zurück und griff nach dem dritten und interessantesten Brief, den er einige Zeit nach Brams zweitem Schreiben erhalten hatte.

Die Handschrift war ihm unbekannt. Er versuchte in ihr zu lesen. Sie war voller Schwung und sprach von Kraft, und war doch auch ein wenig ungelenk, von mangelnder Übung geprägt. Die Bögen und Schlingen hatten in ihrer Neigung etwas Altmodisches, obgleich er wusste, dass die Schreiberin – zumindest äußerlich – kaum vierzehn Jahre alt schien. Dass dies nur auf einer Täuschung beruhte, war ihm ebenfalls bewusst. Van Helsing schloss die Augen. Er sah die irische Vampirin vor sich, die seinen Freund Bram mit ihrem elfenhaften Äußeren verzaubert hatte. Doch van Helsing glaubte tiefer sehen zu können und fand hinter dem lieblichen Gesicht unerwartete Härte und einen eisernen Willen.

Hatte das ihr Dasein als Wesen der Nacht mit sich gebracht, das nun schon mehr als einhundert Jahre andauerte, oder war es den jüngsten Ereignissen geschuldet? Vermutlich beides.

Er öffnete die Augen und richtete den Blick wieder auf Ivys erstes Schreiben. Sie war also noch einmal bei Bram gewesen und hatte dort seinen Brief gefunden, den er ihm als Antwort gesandt hatte. Anders war ihr Wissen um seine Reisevorbereitungen nicht zu erklären. Oder hatte Bram ihn der Vampirin vorgelesen? Auch das traute er seinem Freund zu. Egal, wie sie an die Informationen gelangt war, jedenfalls schrieb sie ihm und forderte ihn auf, seine Reise nach London zu verschieben.

Nein, sie wolle ihn keinesfalls davon abhalten, diese erstaunliche Stadt zu sehen und seine Freundschaft mit Bram Stoker zu erneuern. Unter Umständen könne sein Besuch hier sogar bald vonnöten sei, doch im Augenblick sei es nicht passend. Er solle sich gedulden und in Amsterdam bleiben, bis sie sich wieder melde.

Van Helsing war über diese Nachricht erstaunt – dass die irische Vampirin überhaupt an ihn schrieb – und auch ein wenig verärgert, wie sie sich erdreisten konnte, über seinen Aufenthaltsort bestimmen zu wollen.

Seine erste Reaktion war Trotz gewesen, und er war schon auf dem Weg zum Dachboden, seinen Koffer zu holen, um für eine Reise nach London zu packen, als er innehielt und darüber nachzudenken begann, was Ivy zu diesem Brief bewogen haben mochte. Es ging nicht einfach darum, ihn von London fernzuhalten, solange die Erben dort ihrer Ausbildung nachgingen. Nein, diesen Gedanken verwarf er gleich wieder. Warum sonst der Nachsatz, dass seine Anwesenheit vielleicht später vonnöten sein könnte?

Vielleicht fürchtete sie, Dracula könne von ihrem Aufenthalt im Königreich erfahren und einen zweiten Versuch wagen, sie in seine Gewalt zu bekommen? Hatte er ihnen nicht deutlich zu verstehen gegeben, dass er sich nur für den Moment geschlagen gab und sich zurückzog, um seine Wunden zu lecken und neue Pläne zu schmieden?

Van Helsing dachte lange darüber nach. Konnte es sein, dass ihn Ivy zu Hilfe rufen wollte, wenn sie sich von Dracula bedroht fühlte? Einen Vampirjäger, der sie vor dem Vater der Vampire beschützen sollte? Immerhin hatte er schon einmal geholfen, sie zu retten. Möglich war es, und dennoch meinte er, noch

etwas anderes zwischen den Zeilen lesen zu können. Er fragte sich, wer hier in diesem Spiel die Fäden in der Hand hielt, und wer die Puppen waren, die an ihnen tanzten.

Sooft er Ivys Brief auch las, er kam nicht dahinter. Dennoch, seine Neugier war geweckt, und er war bereit, zumindest vorläufig abzuwarten, wie sich die Dinge entwickelten. Er schrieb Bram, dass ihn wichtige Untersuchungen noch eine Weile in Amsterdam festhielten und er sich rechtzeitig melden wollte, wenn er seinen Reisekoffer packen würde, um nach London zu fahren.

Dann stürzte er sich wieder in seine Forschungen. Er untersuchte den interessanten Fall einer jungen Frau, die nach einer Reise ins ferne Siebenbürgen mit seltsamen Stimmungsschwankungen zurückgekehrt war. Sie nachtwandelte, fühlte sich schwach und war blass. Ihr Vater, ein Freund aus alten Tagen, war wie ihr Hausarzt ratlos und hatte van Helsing als Experten hinzugezogen. Ihm war klar, worum es sich handelte, als er die winzigen Spuren nicht verheilender Wunden an ihrem Hals entdeckte. Was ihn allerdings erstaunte, war die bleibende Wesensänderung der Patientin, obwohl sie doch aus der Reichweite des Vampirs, der sie gezeichnet hatte, entfernt worden war. Van Helsing dachte an Latona, die er in Wien untersucht hatte, und die ihm später, als er ihr Vertrauen gewonnen hatte, so manch interessantes Detail verraten hatte. Vielleicht sollte er noch einmal mit ihr reden? Ja, das versprach interessant zu werden.

Währenddessen testete er verschiedene Behandlungsmethoden an seinem neuen Vampiropfer, ohne zufriedenstellende Ergebnisse zu erzielen. Es war, als würde ein Fieber die junge Frau verzehren.

Zum Teufel mit Ivy und ihrem Intrigenspiel! Wer war er, dass er sich von einem irischen Mädchen vorschreiben ließ, wann er sich wo aufhielt?

Van Helsing hatte sich eigentlich schon entschlossen, die Reise nicht länger aufzuschieben, als er ein zweites Schreiben aus Ivys Hand erhielt. Mit einer ungebührlichen Hast, die er sich nicht eingestehen wollte, riss er den Brief auf und entfaltete das Blatt aus schwerem, teurem Papier.

Wie vom Donner gerührt starrte er minutenlang auf das Bild in seinen Händen herab. Es war eigentlich nur eine Skizze, dem ein Gemälde als Vorlage gedient haben musste, zumindest ließ der angedeutete Rahmen um das Porträt dies vermuten. Er sah in die Augen, die ihm entgegenstarrten.

Obgleich Ivy – falls sie dies wirklich selbst gezeichnet hatte – keineswegs als herausragende Künstlerin gelten konnte, war es ihr gelungen, den Charakter des Bildes einzufangen und die Züge so darzustellen, dass es van Helsing nicht schwerfiel, zu erkennen, wen das Bild darstellte. Für einen Augenblick hatte er gar geglaubt, er selbst sehe sich entgegen, doch dann war ihm der Irrtum aufgegangen. Nein, allein die Frisur und das wenige, was man von der Kleidung erkennen konnte, deuteten auf ein vergangenes Jahrhundert. Wenn dieses Gemälde in London hing und ihm dermaßen ähnelte, konnte es sich nur um seinen Urgroßvater Georg von Helsing handeln, mit dessen Ruhmestaten ihn seine Großmutter als Knaben fasziniert und ab und zu auch geängstigt hatte. Ja, vielleicht waren es diese Geschichten gewesen, die ihn dazu bewogen hatten, seinen Weg einzuschlagen und in die Fußstapfen des großen Vampirjägers zu treten, der so jung sein Leben lassen musste.

Leider weilte seine Großmutter nicht mehr unter den Lebenden, als er die Geschichten kritisch zu analysieren begann, die Widersprüche gerne aufgeklärt und die Lücken in den Erzählungen gefüllt hätte. Es war ihm trotz großer Mühe bisher nicht gelungen, auf alle Fragen eine Antwort zu finden. So hatte er die offenen Rätsel um seinen Urgroßvater vergessen, oder zumindest immer seltener daran gedacht, bis ihm nun dieser Brief ins Haus flatterte, von dem ihm sein Ahn nachdenklich entgegenstarrte. Ansonsten stand nicht viel in dem Schreiben.

»Wollen Sie beenden, was ihm versagt blieb?«, fragte Ivy provokant. »Dann üben Sie sich in Geduld. Tun Sie nichts Unüberlegtes und kommen Sie jetzt noch nicht nach London! Ich weiß, dass die Unruhe stärker wird und Ihre Neugier Sie treibt. Dennoch bitte ich Sie, rühren Sie sich nicht vom Fleck, bis ich Sie rufe.«

Von widersprüchlichen Gefühlen hin und her gerissen, sah van Helsing auf das Blatt in seinen Händen. Nichts fiel ihm schwerer, als untätig zu sein. Es drängte ihn, aufzuspringen und sofort seine Reiseutensilien zusammenzuraffen, doch er blieb sitzen und zwang sich, das Schlimmste zu tun, das es gab: nichts. Einfach nur abzuwarten, wie sich die Dinge entwickelten.

SCOTLAND YARD

Ruhelos strich Razvan an der Mauer entlang und hielt Ausschau nach dem Meister, der am frühen Abend zur Jagd aufgebrochen und seither noch nicht zurückgekommen war.

Wo blieb er nur? Er hatte angedeutet, dass es nun endlich losgehen würde. Razvan hatte alles in die Wege geleitet, was Dracula ihm aufgetragen hatte, und eigenhändig Schaufel für Schaufel verfluchter Karpatenerde in die Särge gefüllt, bis sie sauber in Reih und Glied in der entheiligten Felsenkapelle bereitstanden. Bereit wofür? Das war die große Frage, die ihn umtrieb und die der Meister ihm noch immer nicht beantwortet hatte.

Nur eines hatte sich seit jener Nacht getan, in der er seinem Diener den Befehl erteilt hatte. Der Meister hatte sich verändert! Er strahlte einen Tatendrang aus, den der Bucklige zum letzten Mal vor seiner Abreise nach Wien an ihm bemerkt hatte. Dracula verschwand wieder häufiger von der Burg und kehrte erst bei Sonnenaufgang zurück. Eine Atmosphäre der Geschäftigkeit zog durch das alte Gemäuer. Es tat sich etwas. Irgendwelche Vorbereitungen waren im Gange, und es raubte Razvan jede Ruhe, dass er nicht einmal erahnte, was das sein könnte.

Der Hauch eines Flügelschlags ließ ihn herumfahren. Er erhaschte noch einen Blick auf die Fledermaus, die auf der Plattform des runden Turmes landete, dann trat der Meister schon aus dem Nebel. Razvan verbeugte sich ehrerbietig.

»Ich hoffe, Ihr hattet eine ergötzliche Nacht und eine reizvolle Jagd, Meister.«

Er winkte ab. »Nur ein paar Schlückchen Blut im Vorbeigehen. Doch falls du mich fragst, ob es eine erfolgreiche Nacht war, so kann ich das mit Fug und Recht behaupten.« Er sah seinen Diener mit triumphierendem Strahlen an.

»Das freut mich«, sagte der Bucklige mit einer erneuten Verbeugung und musste sich auf die Zunge beißen, um seinen Herrn nicht zu drängen, ihm endlich mehr zu verraten. Dracula beobachtete ihn, und ein höhnisches Grinsen huschte über sein Gesicht.

»Ich sehe, du platzt beinahe vor Neugier, doch ich muss wohl anerkennen, dass du dich in Beherrschung geübt hast. Daher will ich heute Nacht großzügig mit dir sein und deinen Wissensdurst befriedigen.«

Razvan glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Begierig sah er zu seinem Meister auf.

»Die Vorbereitungen sind abgeschlossen«, begann er und machte dann eine Pause, in der er den Buckligen spöttisch musterte, doch der hütete sich, seine Ungeduld zu zeigen. Endlich sprach Dracula weiter.

»Ich habe noch in der Nacht, in der ich dir deinen Auftrag gab, mit einer Kanzlei in London Kontakt aufgenommen. Ein altehrwürdiges Haus, dessen Dienste ich früher schon einmal in Anspruch genommen habe. Ich gab den Auftrag, in Holborn oder in der Nähe ein Haus in ruhiger Lage für mich anzumieten, und bekam schon bald einen Brief von einem Jonathan Harker. Der Witterung des Briefes nach zu urteilen einer der jüngeren Angestellten der Firma, aber das nur nebenbei. Ich wies ihn an, einen schnellen und sicheren Transportweg zu finden, um fünfundzwanzig schwere – sagen wir, Kisten, nach London zu bringen.«

Razvan seufzte auf. »Die Särge reisen nach London? Und sagtet Ihr nicht gerade fünfundzwanzig?«

Dracula nickte. »Ja, ich werde die wertvolle Fracht begleiten.«

Der Bucklige konnte sich zwar immer noch nicht vorstellen, was für einen Sinn es haben sollte, einfache Erde über Tausende von Kilometern zu transportieren, doch immerhin wusste er nun, wie es weitergehen würde.

»Ihr reist also nach London. Wann und auf welchem Weg? Der Pass ist bereits verschneit«, sprudelte er hervor, ehe er sich zurückhalten konnte, doch der Meister war in gnädiger Stimmung und rügte ihn nicht.

»Ich breche schon morgen Nacht auf. Bei Einbruch der Dunkelheit werden die Zigeuner, die mir schon manchen Dienst erwiesen haben, mit ihren Wagen das Tal hochkommen und die Särge aufladen. Mit ihren kräftigen Pferden werden sie ihre Fracht nach Süden bis zur Donau bringen, wo ein wendiges kleines Dampfschiff wartet, das uns bis zur Mündung bringt. Ein paar der Männer begleiten mich bis dorthin, wo die Särge auf die *Odysseus* umgeladen werden. Ein hochseetauglicher Schoner, der uns rasch durch die Dardanellen ins Mittelmeer bringen wird. Von dort nimmt er Kurs auf die Straße von Gibraltar und folgt dann der Küste Spaniens und Frankreichs bis wir die Mündung der Themse erreichen. Und in kaum drei Wochen landen wir in London an.«

Razvan überlegte. »Ginge es nicht schneller, Europa mit dem Zug zu

durchqueren und sich erst in Hamburg oder Rotterdam einzuschiffen?«

Dracula nickte. »Ja, schon. Das ist es auch, was jener junge Harker mir zuerst vorschlug, aber so recht will mir das nicht schmecken. Es wäre notwendig, die Fracht mehrmals auch bei Tage umzuladen. Ich möchte nicht, dass etwas schiefgeht und unsere ganz speziellen Kisten eventuell zu viel Aufmerksamkeit erregen.«

»Ich könnte doch mitkommen und dafür sorgen, dass alles glattgeht«, rief der Diener eifrig.

»Nein. Was kannst du schon ausrichten, wenn die Posten an der Grenze zu Österreich oder Deutschland ihre neugierigen Nasen in die Särge stecken? Du bleibst hier auf Poienari.«

Enttäuscht schwieg Razvan.

»Wir machen es, wie ich gesagt habe. Selbst wenn uns die Winde ungünstig stehen, werden wir London rechtzeitig erreichen.«

»Rechtzeitig wofür?«, wagte der Bucklige zu fragen.

»Nicht wofür«, korrigierte Dracula. »Rechtzeitig vor der längsten Nacht des Jahres, in der die Kräfte der Finsternis herrschen, ehe die Wintersonnwende die Macht des Tages wieder ansteigen lässt. Der erste Sonnenaufgang ist einer der magischsten Augenblicke des ganzen Jahres. Und nun geh hinauf in mein Gemach und kümmere dich um mein Gewand, das ich auf der Reise tragen werde. Ich muss mich in London unter Menschen bewegen können.«

Razvan nickte und entfernte sich, obgleich er noch immer nicht verstand. Leider gab es nur wenig Hoffnung, dass der Meister ihm vor seiner Abreise seine Pläne noch deutlicher auseinandersetzen würde.

*

Die nächste Woche wurden die Erben nicht geschont. Die Vyrad halfen ihnen in ihrem Kampf gegen den Ruf der Sonne, konnten den Erben den Schmerz allerdings nicht dauerhaft abnehmen, den es zu überwinden galt. Nicht alle besaßen die Stärke, ihre Konzentration aufrechtzuerhalten und dem Drängen zu widerstehen, das zu einem dumpfen Schmerz wurde und den Körper in Stücke zu reißen drohte. Alisa kämpfte. Vincent war nicht mehr bereit, ihr seine Kräfte zu leihen, um die Pein zu lindern und zu verhindern, dass sich ihr Blick trübte.

»Du schaffst das«, sagte er schlicht und blätterte in seinem Roman.

»Ich kann nicht mehr«, keuchte Alisa, deren Leib sich zusammenkrampfte.

»Wie spät ist es?«

Vincent sah zum Fenster hinüber, durch das der helle Tag ins Zimmer flutete.

»Du hast es gleich geschafft. Noch wenige Augenblicke, dann löst sich die Sonne vom Horizont und steigt über den Dächern auf.«

»Und dann?«, stieß sie zwischen den Zähnen hervor. Sie krallte sich an die Tischkante, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, und versuchte sich wieder aufzurichten.

»Dann wird es leichter«, gab Vincent ungerührt zurück. »Das haben auch schon dein Freund Franz Leopold und die beiden Pyras mit Freude herausgefunden.«

Sie wollte gerade behaupten, Leo sei nicht mehr ihr Freund, als sie spürte, wie der Krampf abebbte und der Schmerz einem dumpfen Pochen wich. Alisa richtete sich auf und sah sich ungläubig im Zimmer um. Sie kniff die Augen zusammen und blinzelte. Alles war so unglaublich bunt und hell. Zaghaft trat sie an das Fenster heran, das ein rötlich schimmernder Seidenstoff verhüllte. Sie fühlte sich, als würde sie durch Wasser waten. Alles schien langsam und schwerfällig zu sein, doch der Drang, die Augen zu schließen und sich der Todesstarre zu ergeben, war vorüber. Alisa griff nach dem Stoff und sah Vincent fragend an. Der blickte nicht von seinem Buch auf, sagte aber:

»Du kannst ihn zurückziehen, wenn du möchtest. Noch scheint die Sonne nicht ins Zimmer, aber bedenke stets, wir können zwar unserem Todesschlaf trotzen, die Strahlen der Sonne aber verbrennen uns, ganz gleich, wie groß unsere mentalen Kräfte geworden sind.«

Zaghaft schob Alisa den Stoff zur Seite und sah in den Hof hinaus. Sie hatten heute zum Üben einen Raum gewählt, der zum Inner Temple gehörte und dessen Fenster zum Kirchhof zeigten. Staunend ließ Alisa ihren Blick über eine prächtige Welt wandern, die so anders erschien. Schön war sie, wenn auch unangenehm grell. Ihr Blick sprang umher und saugte sich gierig an diesen neuen Farben fest, die sie so nicht kannte. Das saftig grüne Gras im Kirchgarten hinter dem Chor, die letzten Blumen, die in Rosa und Gelb leuchteten, die Backsteine, deren sattes Rotbraun an manchen Stellen trotz der Rußschicht noch zu erkennen war, und dann der Himmel! Alisa drückte die Wange an die Scheibe und sah staunend in den Himmel, der sich in einem schimmernden, hellen Blau präsentierte, wie sie es noch nie gesehen hatte. Vincent ließ sie eine Weile staunen, dann klappte er das Buch zu und erhob sich.

»Möchtest du hinunter in den Hof gehen und dich ein wenig umsehen?«

Alisa zögerte. »Kann ich das denn?«

Vincent nickte. »Solange wir uns im Schatten aufhalten, wird uns nicht viel geschehen. Ich habe bemerkt, dass meine Haut sich zunehmend grau färbt und sich trocken anfühlt, wenn ich zu lange draußen unterwegs bin. Nach einer Weile wird es richtig unangenehm und ich bekomme das Gefühl, die Haut würde gleich reißen, doch mehr ist mir bislang nicht passiert. Also nichts, was nicht am nächsten Abend wieder verschwunden wäre.«

»Und wenn ich plötzlich einschlafe?«, gab Alisa zu bedenken.

Vincent lächelte. »Das wirst du nicht. Du hast den Ruf überwunden. Jetzt kannst du dich frei bewegen. Nicht mit deiner gewohnten Kraft und auch nicht so schnell und geschickt, aber doch so, dass du unter Menschen nicht auffallen würdest.«

»Das kann ich kaum glauben«, widersprach Alisa, die mit seltsam eckigen Bewegungen auf den kleinen Vampir zustakste. Zumindest kam es ihr so vor. Vincent versicherte ihr, dass man ihr nichts anmerken würde. Er reichte ihr den Arm und führte sie die Treppe hinunter.

Es war schon ein wenig seltsam, dass sie am Arm des kleinen Jungen hing, den sie um zwei Haupteslängen überragte, doch sie glaubte zu spüren, dass Vincent durch die Sonne nichts von seiner Kraft eingebüßt hatte. Sollte sie doch fallen, könnte er sie mühelos auffangen und zu ihrem Sarg tragen.

Sie traten in den Hof. Vincent führte sie auf der Ostseite im Schatten zum Garten, wo sie die Farbenpracht in sich aufsog.

Der Vyrad machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das ist gar nichts. Du musst einen Garten im Frühling oder Sommer im Sonnenlicht sehen. Das ist unglaublich! Jetzt, so spät im Herbst, hat das Gras längst seine Frische eingebüßt und die meisten Blumen sind bereits verwelkt.«

Sie spazierten weiter. Alisa ließ ihn los, nachdem sie spürte, dass sie sich zwar nur langsam, aber doch recht sicher auf den Beinen hielt. Sie kehrten um und folgten den Mauern der Bibliothek und der Inner Temple Hall bis zu dem von Säulen getragenen Gewölbe, das in den schmalen Pump Court führte. Auch er lag noch im Schatten.

»Was macht ihr, wenn die Sonne zu hoch steht, um die Höfe sicher durchqueren zu können?«, fragte Alisa, die interessiert ihren Arm betrachtete,

dessen fast durchscheinende weiße Haut ihren Glanz verlor und sich in Grau wandelte. Zumindest schmerzte es bislang nicht.

»Wenn die Sonne hoch am Himmel steht, müssen wir durch die Keller. Sieh dir die Gebäude an, die die Höfe umschließen. Alle Keller sind miteinander verbunden, sodass wir jeden Winkel des Temple erreichen können, ohne einen Fuß nach draußen setzen zu müssen. Ich meine natürlich außer der Templerkirche. Die kann ohnehin keiner betreten.«

Außer den Nosferas und uns Erben, fügte Alisa in Gedanken hinzu.

»Und wenn ihr euch außerhalb des Temple bewegen wollt? Ich dachte, ihr nehmt an den Gerichtsverhandlungen im Old Bailey teil«, bohrte Alisa weiter.

»Dann müssen wir den Weg durch die alten Abwasserkanäle wählen, was keiner gerne tut, denn es ist nicht einfach, sich dort unten Robe und Perücke nicht zu beschmutzen. Was macht das für einen Eindruck, wenn man von Unrat stinkend im Gerichtssaal auftaucht!«

Alisa grinste bei der Vorstellung, dann zog sie die Stirn kraus. »Die alten Gänge unter der Fleet Street, die schon unser mörderischer Barbier Sweeney benutzt hat?«

Vincent nickte. »Genau. Durch sie kommt man zum Old Bailey und durch die halbe Stadt. Seit das Embankment am Ufer der Themse gebaut wurde, kann man bei jeder Tageszeit geschützt sogar bis nach Westminster laufen.«

»Zu Scotland Yard?«

»Zum Beispiel.«

Vom Pump Court her kam Malcolm auf sie zu. Er strahlte Alisa an. »Was für eine Freude, dich hier zu sehen – vor allem um diese Tageszeit! Du hast es also geschafft. Ich gratuliere dir! Ich wusste, dass du den Kniff irgendwann herausfinden würdest. Denn du bist keine, die sich von ein paar Unannehmlichkeiten abhalten lässt.«

Alisa zog eine Grimasse. »Ein paar Unannehmlichkeiten ist dreist untertrieben. Es sind Höllenschmerzen!«

Malcolm nickte zögernd. »Ich weiß nicht. Für euch vielleicht. Ich empfinde es lediglich als unangenehm.«

Fragend sahen sie zu Vincent.

»Die Schmerzen werden mit jedem Mal weniger, du wirst sehen.«

»Das ist beruhigend«, meinte Alisa, die sich vornahm, gleich am nächsten

Morgen wieder die Sonne zu besiegen.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte sie versucht munter, obgleich sie das Gefühl hatte, ihre Muskeln würden sich bei jedem Schritt verkrampfen. Ihre Haut hatte inzwischen einen deutlichen Grauton angenommen, und sie fragte sich bang, wie ihr Gesicht wohl aussah.

»Jetzt wird Malcolm dich zu deinem Sarg begleiten. Das reicht für heute.«

Alisa protestierte anstandshalber, da sie nicht zugeben wollte, wie erleichtert sie war, obgleich wach zu bleiben jetzt wirklich einfacher war als während der ersten Minuten des Tages, bis die Sonne den Horizont vollständig überwunden hatte.

Vincent überließ Malcolm Alisas Arm, verbeugte sich und verabschiedete sich von den beiden. Dann verschwand er unter dem Durchgang des Pump Court, seinen Vampirroman noch immer in der Hand. Vermutlich wollte er schnell zu seinem Sarg, um in Ruhe sein Buch zu Ende lesen zu können, vermutete Alisa, die sich von Malcolm über die Straße führen ließ, die den Inner Temple vom Middle Temple trennte. In diesem Moment war sie froh, dass sie so schmal war. Der obere Teil der Häuser war bereits in gleißendes Sonnenlicht getaucht. Die Straße selbst aber lag noch im Schatten.

»Heute muss mich niemand zu meinem Sarg tragen«, triumphierte Alisa, als sie die Eingangstür hinter sich zuzogen.

»Das wurde aber auch langsam Zeit«, antwortete ihr eine wohlbekannte Stimme, während sie gleichzeitig Malcolms Bedauern über diese Tatsache auffing.

Was gab es da zu bedauern? Er war Latona verpflichtet, dachte sie fast ein wenig erzürnt, ehe sie sich dem Dracas zuwandte, der lässig die Treppe herunterkam. Er bewegte sich langsam, doch sie konnte nicht sagen, ob das Tageslicht ihn lähmte oder ob er nicht schneller sein wollte.

»Guten Morgen Alisa. Darf ich dir verraten, dass das Tageslicht deinem Teint nicht gerade schmeichelt?«

»Vielen Dank für das Kompliment«, zischte Alisa. Sie hätte es gern zurückgegeben, doch obgleich das Licht des Tages auch an Franz Leopold nicht spurlos vorbeiging und die Haut ein wenig stumpf wirkte, war er noch immer so strahlend schön, dass es ihr in den Augen wehtat wie das blendende Sonnenlicht draußen im Hof. Verstimmt wandte sie sich ab und zog Malcolm neben sich die

Treppe hoch.

Die beiden Vampire starrten einander abschätzend an, als sie einander passierten.

»Was ist?«, fragte Malcolm herausfordernd. »Willst du mir verbieten, Alisa, zu begleiten? Sehnst du dich nach einer weiteren Tracht Prügel? Nur zu!«

Der Dracas hob die Brauen. »Wer von uns beiden hat hier mehr Prügel eingesteckt? Du bist doch nicht so anmaßend, dir einzubilden, du könntest es mit mir aufnehmen? Bedenke, ich werde mit jedem Tag schneller und stärker und bewege mich bei Tageslicht freier. Also sei gewarnt. Aber wenn du es unbedingt ausprobieren willst. Bitte!«

Alisa sah fassungslos von einem zum anderen. »Ihr beide seid ja solche Schwachköpfe! Wenn ihr euch unbedingt prügeln wollt wie die Straßenjungen, bitte. Aber nehmt mich nicht als Ausrede für euer kindisches Verhalten. Ich gehe jetzt in meine Kammer und lege mich in meinen Sarg!« Sie hob die Röcke und rauschte davon.

»Ja, das ist eine gute Idee. Ein wenig Schönheitsschlaf wird dir nicht schaden«, hörte sie Leo sagen, ehe sie die Tür hinter sich zuwarf.

*

Am nächsten Abend rief Lord Milton die Erben zu sich. Er lobte ihre Fortschritte. Viele von ihnen hatten bereits keine Schwierigkeiten mehr, sich in Nebel aufzulösen und trotz deutlichen Luftzugs noch eine Stelle zu finden, an der sie gefahrlos durch kleine Ritzen oder Löcher schlüpfen konnten. Und auch den Kampf gegen die Sonne hatten bereits einige der Erben bestanden. Andere wehrten sich noch vergeblich oder ließen sich gar nicht erst auf den schmerzhaften Kampf ein. Zumindest vermutete Alisa, dass Marie Luises und Karl Philipps Misserfolge daher rührten. Immerhin brillierte Franz Leopold in beiden Disziplinen! Zu Alisas Erstaunen waren bei den Erfolgreichen, die Lord Milton lobend erwähnte, auch die beiden Pyras und ihr Bruder Tammo, der sich mächtig ins Zeug gelegt haben musste, um schneller ans Ziel zu gelangen als beispielsweise Sören.

Das sind aber auch ganz wunderbare Fähigkeiten, die einem ganz neue Freiheiten erlauben, kommentierte er ihren Gedanken.

Sie hätte sich denken können, dass der Wind für seinen ungewohnten Eifer aus dieser Ecke wehte.

Was kümmert dich das Motiv? Ist nicht der Erfolg alleine wichtig?

Alisa musste schmunzeln. Er war doch nie um eine Antwort verlegen.

Lord Milton verordnete denen, die noch Schwierigkeiten hatten, weitere Übungsnächte, die anderen rief er zu sich, um ihnen eine andere Aufgabe zu übertragen.

»Natürlich wünsche ich, dass ihr, wenn der Morgen graut, weiter daran arbeitet, die Todesstarre immer leichter zu überwinden, doch in den Stunden davor werdet ihr euch mit etwas anderem beschäftigen. Es geht um den Mord an einer älteren Dame, der in ihrer eigenen Wohnung brutal der Schädel eingeschlagen wurde. Ich möchte, dass ihr euch auf den Weg zu Scotland Yard macht und euch die Akte über den Mordfall Marion Gilchrist anseht, von dem ich euch neulich berichtet habe.«

»Sollen wir uns dann auf die Suche nach ihrem Mörder machen?«, schlug Tammo eifrig vor.

»Scotland Yard hat schon jemand verhaftet«, entgegnete Lord Milton. »Einen Oscar Slater. Er wird in zwei Wochen im Old Bailey vor Gericht stehen.«

Tammo zog ein enttäuschtes Gesicht. »Dann müssen wir also nur den ganzen Papierkram lesen?«

»Um dann den Prozess im Gerichtssaal selbst zu verfolgen, nicht wahr?«, rief die Vamalia und sah Lord Milton mit glänzenden Augen an.

Der nickte. »Genau, Alisa. Wer es von euch bis dahin geschafft hat, so weit zu kommen, kann mit uns zum Central Criminal Court kommen. Und wer weiß, vielleicht gibt es ja doch noch einen Mörder zu jagen?«, fügte er nachlässig hinzu, ließ sich aber keine weiteren Informationen entlocken, obgleich Tammo und Joanne ihn drängten zu verraten, ob Scotland Yard etwa den Falschen verhaftet habe.

»Genau das sollen wir ja beim Studieren der Akten herausfinden«, mischte sich Alisa ein.

»So ist es«, bestätigte Lord Milton. »Und nun macht euch auf den Weg. Lasst euch nicht erwischen und vermeidet es, Spuren eures Besuchs zurückzulassen.«

Er gab ihnen noch einen Tipp, in welchem Raum in Scotland Yard sie die Akten vermutlich finden würden, und schickte sie dann los.

Sie waren zu siebt: Alisa, Tammo und die beiden Pyras, Franz Leopold, Chiara und Mervyn. Luciano musste zurückbleiben, sehr zu seinem Ärger. Zwar

schaffte er es inzwischen sehr gut, sich in Nebel aufzulösen und auch die Richtung zu bestimmen, in der er floss, doch gegen die Sonne verlor er noch immer Morgen für Morgen den Kampf.

Lord Milton schickte ihnen Malcolm hinterher – oder hatte er selbst darum gebeten, mitkommen zu dürfen? Jedenfalls war Leo darüber nicht erfreut, das glaubte Alisa zu spüren, obwohl er seine Gefühle hinter einer undurchdringlichen Maske zu verbergen versuchte.

Oder bildete sie sich da etwas ein? Vermutlich war hier der Wunsch der Vater des Gedankens, dachte sie ärgerlich.

Die Erben machten sich auf den Weg. Sie folgten der Fleet Street, die in The Strand überging und immer geradeaus nach Südwesten führte, bis sie Trafalger Square erreichten, den weitaus größten Platz Londons mit dem riesigen Brunnen und der Nelson-Statue. Von dort bogen sie schräg nach links ab in die Straße, die nach dem Whitehall Palace benannt wurde, dem zweiten Königspalast in Londons Geschichte, wie Malcolm seinen Begleitern erklärte.

»Ihr müsst euch vorstellen, dort, wo sich heute das Parlament am Ufer der Themse entlangzieht, war vor eintausend Jahren nur eine sumpfige Insel. Noch bevor Wilhelm der Eroberer nach England kam und den Tower erbaute, ließ König Eduard der Bekenner einen Palast direkt neben der Westminster Abbey bauen. Übrigens hat auch Wilhelm der Eroberer zeitweise in Westminster gelebt. Wie so oft war es ein Feuer, das den Palast zumindest teilweise zerstörte und König Heinrich VIII. zwang, sich nach einer neuen Residenz umzusehen.«

»Heinrich VIII.? War das der mit den vielen Frauen?«, erkundigte sich Chiara.

Malcolm nickte. »Ja, die sterblichen Überreste seiner zweiten Frau haben wir im Tower gesehen. Also, der König kaufte seinem Kardinal den benachbarten York Palace ab, erweiterte ihn großzügig und nannte ihn nun Palace of Whitehall. An Stelle dieser ganzen Gebäude, die ihr hier ringsum seht, dehnte sich der Palast aus. Heinrich VIII. ließ Kegelbahnen und Tennisplätze errichten, eine Grube für Hahnenkämpfe und einen Hof für Tjosten, also Lanzenstechen.«

Tammo stöhnte und verdrehte die Augen. »Noch eine Geschichtsstunde! Ich ertrage es nicht.«

Joanne stimmte ihm zu. »Wenn du uns schon mit dem alten Zeug quälst, dann erzähle uns zumindest etwas Blutrünstiges.«

Tammo nickte zustimmend.

Malcolm schwankte zwischen Ärger und Belustigung, dann nickte er. »In Ordnung. Dann lassen wir eben Blut fließen. Man sagt, Heinrich VIII. habe – während seine Frau Anne Boleyn im Tower mit dem Schwert hingerichtet wurde – hier in Whitehall Tennis gespielt.«

Die Pyras und Tammo sahen einander an. »Ja, schon ganz gut, aber das geht noch blutiger, oder nicht?«

»Na gut. Kommt ein Stück weiter.« Malcolm führte sie die Straße weiter zu einem schönen, aber angesichts der vielen palastartigen Bauten hier nicht besonders auffälligen Gebäude.

»Der Nachfolger von Königin Elisabeth I., James I. ließ das Banqueting House hier neben uns erbauen. Im ersten Stock ist ein herrlicher Bankettsaal, in dem Maskenspiele abgehalten wurden.«

»Wir warten«, erinnerte ihn Joanne mit so finsterer Miene, dass Alisa gegen ihren Willen lachen musste.

»Gut, ich beeile mich. James' Sohn König Charles I. versuchte wie in Frankreich den Absolutismus einzuführen und ohne das Parlament zu regieren, was ihm nicht gut bekam. Er löste einen Bürgerkrieg aus, und zu seinem Pech gewann das Parlamentsheer. Vor allem die puritanische Kavallerie unter Oliver Cromwell besiegelte sein Schicksal.«

Mervyn nickte wissend. »Oliver Cromwell, ja, ein Name, der jedem Iren noch heute einen Schauder über den Rücken jagt.«

»Genau dieser. Man nahm den König gefangen und schleppte ihn nach Westminster, wo in den Resten des alten Königspalasts das Parlament tagte und Gericht gehalten wurde. Cromwell zwang das Parlament, den König des Hochverrats anzuklagen und das Todesurteil über ihn zu fällen. Vor dem Bankettsaal, den sein Vater hat erbauen lassen, wurde das Schafott aufgebaut. Tausende kamen. Durch das Fenster im ersten Stock dort oben betrat der König sein Schafott. Der Scharfrichter Richard Brandon war königstreu und weigerte sich, seinen Monarchen hinzurichten. Nicht einmal Cromwells Bestechungsversuche überzeugten ihn. So drohte er dem Henker selbst mit dem Galgen. Am Tag der Hinrichtung standen dann plötzlich zwei maskierte Henker auf dem Schafott und niemand konnte sagen, wer dem König den Kopf von den Schultern trennte. Allerdings beging Brandon nur wenige Monate später Selbstmord, daher ist anzunehmen, dass er doch zum Schlächter seines Königs

geworden war.«

Er sah sich beifallheischend um. Joanne nickte beifällig und Tammo grinste breit. »Ja, das war schon eher nach meinem Geschmack.«

»Dann waren es also die Engländer, die mit der Unsitte anfingen, ihre Könige zu enthaupten«, kommentierte Chiara trocken. »Und die Franzosen ließen es sich in ihrer Revolution später nicht nehmen, es ihnen gleichzutun.«

»Ja, nur dass sie statt einer Axt die Guillotine benutzten«, fügte Alisa hinzu.

Tammo hob die Schultern. »Na ja, was sollten sie tun? Bei den Unmengen, die sie zum Tode verurteilten, hätten sie sonst ein ganzes Heer von Scharfrichtern verschlissen.«

Fernand gluckste. »So habe ich das noch nie betrachtet.«

»Aber nun lasst uns zu Scotland Yard hineingehen und uns den Fall ansehen«, erinnerte sie Alisa an den Grund ihres Ausflugs nach Westminster.

Sie mussten zwei Querstraßen zurück, ehe das graue, nicht sehr ansprechende Haus über ihnen aufragte, dessen Hinterausgang zum Great Scotland Yard hinausging, der der Polizeibehörde – die ja eigentlich Metropolitan Police of London hieß – im Volksmund ihren Namen gegeben hatte.

Natürlich konnten sie nicht einfach in das Gebäude spazieren, und schon gar nicht zu dieser Stunde. Die Tür war zwar nicht abgeschlossen, aber es saß ein Polizeibeamter hinter dem Tresen am Empfang. Selbst wenn der einen gelangweilten, wenn nicht gar schläfrigen Eindruck machte, würde er sie sicher anhalten und nach ihrem Begehr fragen. Doch so etwas stellte für die Vampire jetzt kein Hindernis mehr dar, über das sie sich den Kopf zerbrechen mussten. Sie umrundeten das Gebäude einmal und sammelten sich dann neben der Hintertür.

»Ich wandle mich in Nebel, gleite tief über dem Boden bis in den Gang hinter dem Empfang und öffne euch dann ein Fenster, sodass ihr als Fledermäuse bequem hinauffliegen könnt«, schlug Malcolm vor.

»Lass mich es versuchen«, bettelte Alisa. »Ich bin mir sicher, dass ich es schaffe.«

»Natürlich schafft sie es. Wann hat Alisa jemals aufgegeben, ehe sie etwas perfekt beherrschte«, murmelte Leo, aber es klang nicht nach einem Kompliment. Das empfand anscheinend auch Tammo, denn er fuhr den Dracas an:

»Ja! Alisa ist gut, und so manch einer der Erben täte gut daran, sich eine Scheibe von ihrem Ehrgeiz abzuschneiden, besonders aus einem bestimmten Clan. Ich will ja keine Namen nennen.«

Leo hob nur die Schultern. Vielleicht war es unter seiner Würde, mit dem jüngeren Vampir zu streiten.

»Vielleicht sollten wir es alle mit dem Nebel versuchen«, schlug Mervyn vor. »Das wäre eine gute Übung unter echten Bedingungen.«

Malcolm zögerte. »Ich weiß nicht, wie die Luftbewegungen dort drinnen sind. Nicht dass etwas schiefgeht und einer von euch in eine Richtung geweht wird, in die er nicht möchte, oder gar völlig auseinandergeblasen, dass er die Rückverwandlung nicht mehr schafft.«

»Dann müssen wir das vorher eben nachprüfen. Wenn du es nicht machst, tu ich das«, meinte Alisa, die bereits in einer Nebelwolke verschwand. Sie sah noch Malcolms entsetzten Gesichtsausdruck, während Leo eher zufrieden wirkte, oder täuschte sie sich? Dann verschwanden die Gesichter aus ihrem Blickfeld und die Gestalten der Freunde schwollen zu Riesen an.

Natürlich waren es nicht die Erben, die wuchsen, sondern Alisa, die zusammenschrumpfte. Zuerst hatten die Freunde geglaubt, Alisa wolle es als Nebel versuchen, bis eine kleine graue Maus auf Tammos linken Schuh kletterte. Tammo bückte sich und hob sie hoch.

Wärst du so freundlich, mir die Stufen hochzuhelfen und die Tür einen Spalt weit zu öffnen?

Tammo grinste. »Stets zu deinen Diensten, Schwesterherz.« Er stieg mit der Maus auf der Handfläche die wenigen Stufen hoch und öffnete die Tür gerade so weit, dass Alisa hindurchschlüpfen konnte. Sie wuselte auf ihren kurzen Beinchen an der Schranke des Empfangs vorbei bis zur nächsten Tür, deren Türspalt am Boden so hoch war, dass sie sich darunter durchquetschen und einen Blick in den Gang dahinter werfen konnte. Er war düster, wenn auch nicht völlig dunkel. Zwei Lampen waren an den Ecken zu beiden Seiten angebracht, die in die Seitenflügel führten.

Alisa machte sich auf den Rückweg und kehrte zu den Wartenden zurück.

»Kein starker Luftzug zu spüren«, berichtete sie, als sie ihre normale Gestalt wieder angenommen hatte. Ich denke, wir können es gefahrlos wagen.«

Malcolm zögerte noch immer. Langsam hatte Alisa das Gefühl, dass etwas

anderes dahintersteckte als seine Sorge um die Erben.

»Schafft ihr das auch ohne mich?«

Seine Mitstreiter sahen ihn fragend an.

»Ich habe noch etwas vor und stoße dann wieder zu euch.«

Alisa nickte wissend. »Kensington Gardens?«

»Ja, ich werde nicht ruhen, bis ich sie wiederfinde«, sagte er fest.

Leo hob die Brauen, hielt sich aber ausnahmsweise zurück.

Alisa legte ihm die Hand auf den Arm. »Ich wünsche dir viel Glück.« Dann wandelte sie sich mit den anderen zu Nebel und floss hinter Mervyn unter der Tür durch und an dem Wachmann vorbei bis in den düsteren Gang, den sie bereits gesehen hatte, während Malcolm sich wieder einmal zum Albert Memorial aufmachte.

Der Raum, den Lord Milton ihnen beschrieben hatte, war leicht zu finden. Die Erben nahmen wieder ihre natürliche Gestalt an, sobald sie den Gang erreichten, und machten sich lautlos auf den Weg in das Büro im zweiten Stock, in dem der Kommissar saß, der den Fall Gilchrist bearbeitete. Es roch nach Staub und kaltem Zigarettenrauch. Der ganze Raum wirkte vollgestopft. Eine Ordnung konnten die Erben auf den ersten Blick nicht erkennen. Die Akten, die sie suchten, waren zusammen mit anderen Fällen bunt durcheinander auf seinem Schreibtisch gestapelt.

Sie beschlossen, die Aussagen der Zeugen aufzuteilen und sich dann das Wichtigste gegenseitig vorzutragen. Beinahe eine ganze Stunde lang herrschte Ruhe. Nur das Umblättern von Seiten war zu hören. Tammo schlug seinen Teil als Erster zu.

»Und? Seid ihr so weit?« Obgleich nicht alle nickten, begann er, zu berichten. Er hatte die Aussage der Polizisten durchgesehen, die als Erstes am Tatort gewesen waren.

»Das Opfer hieß Marion Gilchrist und war dreiundachtzig Jahre – für einen Menschen also schon richtig alt. Ihr Dienstmädchen heißt Helen Lambie. Sie war an jenem Abend gegen sieben Uhr abends lediglich zehn Minuten abwesend – sagt sie –, als ihre Herrin erschlagen wurde. Die alte Frau hatte Schmuck im Wert von dreitausend Pfund in ihrer Wohnung und lebte in der stetigen Angst vor Einbrechern. Daher hatte sie ihre Wohnungstür zusätzlich noch zu Riegel und Kette mit zwei Schlössern versehen lassen.«

»Und dennoch wurde sie in diesen wenigen Minuten, in denen ihr Mädchen abwesend war, von einem Fremden – wie die Polizei behauptet – mit einem schweren Gegenstand erschlagen«, ergänzte Alisa, der schon der erste Widerspruch auffiel.

»Wer hat die Aussage des Hausmädchens?« Fernand reichte ihr seinen Blätterstapel. »Und die des Nachbarn der Wohnung darunter, der die Geräusche gehört und dann mit der Lambie hinaufgegangen ist, als sie zurückkam?«

Chiara schlug die erste Seite auf. Auch sie fasste die Aussage für die anderen kurz zusammen. Als sie reihum drangewesen waren, schwiegen die Vampire verblüfft.

»Irgendetwas ist hier richtig faul«, meinte Tammo schließlich. »Oder glaubt ihr, die Menschen sind so dumm, dass sie das nicht sehen?«

Alisa schüttelte den Kopf. »Nein, ich vermute eher, dass sie es nicht sehen wollen. Aber warum?«

»Das werden wir vielleicht beim Prozess erfahren«, hoffte Chiara.

PROZESS AM OLD BAILEY

Dracula saß in der Kajüte des Kapitäns und blätterte in seinem Logbuch. Mit einem amüsierten Lächeln verfolgte er Seite für Seite die Vorfälle, die Kapitän Jackson notiert hatte. Zusammengenommen konnten sie in den ersten Tagen lediglich ein nachdenkliches Stirnrunzeln hervorrufen. Dann aber begannen einige Mannschaftsmitglieder unter seltsamen Schwächeanfällen zu leiden. Hinzu kam der zunehmende Wind, der sich zu einem Sturm auswuchs. Der Tonfall der Eintragungen veränderte sich von Seite zu Seite. Immer unheimlicher wurden dem Kapitän die Vorfälle an Bord, besonders, als die ersten Todesfälle zu beklagen waren.

Vor zehn Tagen hatten sie den Schwarzmeerhafen mit ihrer Fracht verlassen, und seitdem war ein Drittel der Besatzung durch mysteriöse Umstände ums Leben gekommen! Einer von ihnen war einer rätselhaften Schwäche erlegen. Es war, als würde der Matrose einfach dahinwelken. Nacht für Nacht wurde er schwächer, bis er am vierten Morgen verstarb. Kein Fieber, kein Ausschlag, nur zwei winzige, nässende Wunden am Hals. Wie der Biss einer Schlange.

War es möglich, dass sich ein giftiges Schlangengetier im Laderaum verkrochen hatte? Die Männer suchten jeden Winkel des Dreimasters ab, konnten aber außer einigen toten Ratten nichts entdecken.

Dann verschwand der Schiffsjunge. Spurlos. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit, als der Maat ihn mit einem Auftrag nach Backbord schickte, wurde er das letzte Mal gesehen. Die Leiche des Maats wurde eine Nacht später im Gang zu den hinteren Laderäumen entdeckt, wo sich die fünfundzwanzig schweren Kisten stapelten – die erstaunlich an Särge erinnerten –, welche der Kapitän nach London bringen sollte.

Der Maat hatte sich das Genick gebrochen. War er die steile Treppe hinuntergestürzt? Ja, die See wurde immer rauer, je weiter sie das Mittelmeer nach Westen durchquerten, doch konnte einem Mann seiner Erfahrung solch ein Missgeschick geschehen? Er war mehr als fünfundzwanzig Jahre zur See gefahren! Oder hatte ihm ein Mitglied der Besatzung eins über den Schädel gegeben und ihn dann dort unten liegen lassen? Der Maat war kein einfacher

Mann gewesen und hatte oft den Unmut der Mannschaft entzündet. Der Kapitän vernahm mit Sorge das Geflüster der Männer. Am wahrscheinlichsten erschien ihnen, in Achmed, dem kräftigen Schwarzen vom Rand der Sahara den Schuldigen zu suchen, doch offen auszusprechen traute sich das niemand. Dann aber war der hünenhafte Schwarze der Nächste, der bei seiner nächtlichen Wache verschwand, gerade als sie die Straße von Gibraltar hinter sich gelassen hatten. Eine Stimmung von Furcht und Misstrauen breitete sich unter den Männern aus, die sich, als das nächste Besatzungsmitglied verschwand, in Panik wandelte.

Dracula las die Logbucheinträge und sog genüsslich die Atmosphäre der Angst in sich ein. Für heute Nacht beschloss er, sich zurückzuhalten. Der Sturm wurde immer stärker, und er fürchtete, die Männer könnten die Kontrolle über das Schiff verlieren, sollte er die Mannschaft noch weiter dezimieren. Vielleicht würde der Kapitän Lissabon anlaufen und neue Männer anheuern. Dann könnte er sich satt trinken. Ansonsten würde er ein wenig darben müssen, bis sie den Kanal hinter sich gebracht hatten und in die Themse einliefen.

Dracula las die letzten Einträge noch einmal durch und lachte leise vor sich hin. Es gefiel ihm. Die Fahrt mit dem Schiff durch die raue See, der Geruch nach Blut, Schweiß und Angst der Männer um ihn und die fiebrige Vorfreude, die mit jeder Seemeile wuchs, die sie sich London näherten. Fast hätte er seinen Vorsatz über Bord geworfen und sich über den Koch hergemacht, der gerade draußen die Tür der Kapitänskajüte passierte. Doch der Meister hielt sich zurück. Er konnte nicht riskieren, dass die Männer vor lauter Angst ihrer Arbeit nicht mehr nachkamen. Vor allem durften sie nicht auf den Gedanken kommen, die Ursache ihres verteufelten Pechs hier an Bord zu suchen. Nicht auszudenken, wenn sie auf den Einfall kamen, die Kisten in ihrem Laderaum zu durchsuchen. Er würde auf der Hut sein müssen. Der letzte Eintrag des Kapitäns sprach von einem Fluch, den das Schiff und seine Mannschaft heimgesucht zu haben schien. Sollten seine Gedanken noch weiter in diese Richtung wandern, würde sich Dracula gezwungen sehen, sich als Nächstes den Kapitän vorzunehmen und das Logbuch zu den toten Männern auf den Meeresgrund zu schicken.

Doch noch überließ er dem fähigen alten Seebären das Kommando und freute sich über jede Meile, die sie durch die schäumenden Wogen zurücklegten und seinem Ziel entgegeneilten.

*

Ivy saß wieder einmal in der Templerkirche. Sie hatte sich einen Platz mitten im Rund des alten Kirchenschiffs zwischen den Grabmälern der Kreuzritter gewählt. Die Fratzen schneidenden Steinköpfe starrten auf sie herab.

Da saß sie nun mit untergeschlagenen Beinen und wartete, während die letzten Minuten der Nacht verrannen. Ivy spürte das bekannte Ziehen in ihrem Leib, als sich hinter Londons Dächern die Sonne erhob, doch sie blieb reglos sitzen. Von Minute zu Minute wurde es heller in der Kirche. Die Farben der Fenstermosaiken begannen zu glühen. Und dann fiel der erste Sonnenstrahl durch das östlichste Fenster und schnitt einen glühenden Streifen aus dem Steinboden. Die Helligkeit schmerzte Ivy in den Augen, doch noch immer rührte sie sich nicht. Sie verfolgte die Wanderung des Sonnenfelds. Dann tauchte ein zweites auf und folgte dem ersten bei seinem langsamen doch unaufhaltsamen Gang durch das Kirchenschiff. Endlich, als der gleißende Strahl schon beinahe ihr Gewand berührte, erhob sich Ivy und zog sich bis zur Tür zurück. Sie wartete noch einige Minuten, dann erst verließ sie die Kirche. Der Eingang im Westen lag noch im Schatten, und auch der ein wenig tiefer gelegene schmale Hof auf der Nordseite. Er endete in einer langgezogenen Nische, zwei Schritte tief unter dem Plattenweg, der zum Garten hinter dem Chor führte. Ivy ließ ihren Blick aufmerksam schweifen und nahm jedes Detail in sich auf. Dann huschte sie, den Schatten folgend, von einem Hof zum nächsten und zog sich in die schützende Dunkelheit ihres Sarges zurück.

*

Einige Nächte nach ihrem Besuch bei Scotland Yard begann der Prozess gegen den mutmaßlichen Mörder Oscar Slater, einen deutschstämmigen Juden, den Scotland Yard durch den heldenhaften Einsatz seiner Kommissare auf der Flucht nach Amerika verhaften und nach London zurückbringen hatte können, wo er nun vor Gericht gestellt wurde.

Ganz gleich, was im Gerichtssaal geschehen würde, alle waren aufgeregt und höchst angespannt, sollte das doch ihr erster Ausflug bei Tageslicht werden! Luciano hatte in den vergangenen Nächten gute Fortschritte gemacht, sodass auch er am Prozess teilnehmen konnte. Clarissa dagegen war vor Sonnenaufgang zu ihrem Sarg zurückgekehrt und lag nun dort in ihrer Todesstarre, was Luciano

nicht unrecht war, wie er Alisa anvertraute.

»Weißt du, da ist sie gut aufgehoben und kann nicht zu Schaden kommen. So ganz ungefährlich ist dieses Unterfangen für uns Vampire schließlich nicht.«

»Und solange sie schläft, kann sie in deiner Abwesenheit auch nicht mit Lord Byron flirten«, fügte Alisa hinzu, und obgleich Luciano protestierte und versicherte, keine so niederen Gedanken zu hegen, wusste sie, dass er genau daran gedacht hatte.

Natürlich konnte auch Hindrik sie nicht begleiten, doch einige der Vyrad wurden von Lord Milton bestimmt, an der Seite der Erben zu bleiben und ihnen zu helfen, sollten ihre Kräfte nachlassen.

Die Sonne ging irgendwo hinter dichten Wolken verborgen über London auf. Das waren die schwersten Minuten, in denen die Erben all ihre Kräfte zusammennehmen mussten, um den uralten Drang zu bekämpfen. Neidisch sah Alisa Malcolm völlig entspannt ihr gegenübersitzen, während sie die Zähne zusammenbeißen musste, um nicht laut zu stöhnen.

Er tut nur so ungerührt, hörte sie Leos Stimme in ihrem Kopf. *Es strengt auch die Vyrad ganz schön an, zumindest so lange, bis die Sonne den Horizont verlassen hat.*

Lange hatte er nicht mehr so mit ihr gesprochen. Warum tat er das? Was hatte er vor? Wobei es sie fast noch mehr wunderte, dass er in diesem Moment die Kraft aufbrachte, in ihre Gedanken einzudringen. Alisa benötigte all ihre Energie, die Augen offen zu halten und nicht zu seinen Füßen zusammenzusinken und einzuschlafen. Vielleicht war es gerade der Gedanke an die Peinlichkeit, vor Leos Augen zu versagen, der ihr die Kraft gab, die kritischen Minuten zu überstehen, ohne dass Vincent eingreifen musste.

»Gut gemacht«, lobte der seine Schülerin, als sich ihre Glieder entkrampften und sie sich ihm mit einem Lächeln zuwandte. »Wie ich sehe, werden meine Kräfte nicht mehr gebraucht.«

»Ja, du kannst zu deinen Romanen zurückkehren«, antwortete Alisa, doch Vincent schüttelte den Kopf. »Nein, ich werde euch begleiten. Der Fall interessiert mich.«

»Lassen die denn auch Kinder in den Gerichtssaal?«, erkundigte sich Tammo.

Vincent maß den Dreizehnjährigen mit überheblichem Blick. »Das musst ausgerechnet du sagen!«

Tammo antwortete mit einem entwaffnenden Lächeln. »Immerhin sehe ich drei Jahre älter aus als du. Und ich vermute mal, es ist ratsam, dass du dich mit deinem Wissen und deiner Erfahrung zurückhältst, wenn du keinen Aufruhr im Gerichtssaal verursachen willst.«

»Mach dir keine Sorgen, dessen bin ich mir bewusst«, sagte Vincent würdevoll. »Die Menschen müssen ja nicht merken, wer hier auf wen aufpasst.« Er hakte sich bei Alisa unter.

Es war ein kalter, wolkenverhangener Dezembertag, und dennoch kam Alisa alles grell vor. Zum Glück mussten sie heute nicht fürchten, plötzlich von einem Sonnenstrahl erwischt zu werden, zumindest versicherte ihnen das Lord Milton, der sich damit wohl auskennen musste. Er trug seinen schwarzen Umhang und die graue Lockenperücke, auch wenn er nicht als Verteidiger des Angeklagten bestellt war. Dennoch würde er nicht bei den Erben unter den normalen Zuschauern sitzen, sondern mit einigen anderen Barristern weiter vorn.

Obgleich die Erben in den vergangenen Monaten häufig die Fleet Street entlanggegangen waren, sahen sie sich heute staunend um. Es herrschte noch mehr Verkehr und ein bunter Trubel, der sie fast schwindelig machte. Oder lag das am ungewohnten Tageslicht, das ihrer Haut den Glanz nahm und sie stumpf werden ließ? Geschah so etwas Ähnliches auch mit ihren Gedanken?

Alisa erkundigte sich bei Vincent, während sie den Ludgate Circus überquerten.

Der kleine Vampir wiegte den Kopf hin und her. »Ja, so ganz von der Hand weisen lässt sich das nicht. Unsere Glieder werden schwerfälliger und unsere Sinne sind getrübt, obgleich die Farbenpracht auf uns einstürmt. Vielleicht ist das zu viel für unsere Augen und lenkt uns von unseren schärferen Sinnen ab. Unsere Kräfte lassen bei Tageslicht deutlich nach, und ich denke, auch unser Geist ist nicht mehr zu dem fähig, was er uns nachts eingibt. Es ist also stets Vorsicht geboten, wenn sich ein Vampir am Tage hinauswagt. Nicht nur die Sonne selbst ist gefährlich für uns, auch die Menschen sollten wir zu dieser Tageszeit nicht außer Acht lassen, da wir unsere Überlegenheit ihnen gegenüber ein Stück weit einbüßen.«

Sie folgten dem Ludgate Hill ein Stück und bogen dann in die Straße ein, wo sich der Central Criminal Court, den alle nur Old Bailey nannten, neben dem Tor und dem Newgate-Gefängnis erhob.

»Auch wenn es von außen nicht so aussieht, ist das Newgate-Gefängnis heutzutage fast ein angenehmer Ort«, erklärte Vincent und wies auf das imposante Gebäude mit einer abschreckenden Fassade aus roh behauenem Mauerwerk.

»Früher waren die Zellen des Kerkers über und unter der Erde vollgestopft, und je tiefer man hinabstieg, desto näher glaubte man sich der Hölle, aus der es kein Zurück gibt. Die Luft war geschwängert von Gestank und allerlei Pestilenzen …«

»Ja, das kennen wir vom House of Correction«, unterbrach ihn Luciano.

»Stellt es euch vor wie dort, vielleicht sogar noch schlimmer«, fuhr Vincent fort. »Das erste Gefängnis über dem Stadttor stammte bereits aus dem Mittelalter. Im achtzehnten Jahrhundert wurde es dann abgerissen und durch das wesentlich weitläufigere Gebäude ersetzt, das ihr hier seht.

Kurz nach seiner Fertigstellung wurde das Gefängnis bei den Gordon-Unruhen in Brand gesteckt. Man sagt, dass dreihundert der Gefangenen dabei entkamen. Viele, vor allem in den tiefer gelegenen Verliesen, sind allerdings erstickt oder verbrannt. Natürlich wurde Newgate wieder aufgebaut und dann der Galgen von Tyburn hierher verlegt. Es war immer ein Fest, wenn es eine Hinrichtung gab, und die Leute kamen schon in den frühen Morgenstunden, um sich einen guten Platz zu sichern. Dort drüben im *Magpie and Stump* wurde ein Execution Breakfast serviert, um sich die Zeit bis acht Uhr zu vertreiben, zu der normalerweise das Aufhängen stattfand. Der Verurteilte wurde durch diese schmale Gasse zwischen dem Gefängnis und dem Gerichtshof, die man Dead Man’s Walk nannte, heraus zum Schafott geführt und der Körper nachher irgendwo dort verbuddelt. Der Andrang war so groß, dass irgendwann Anfang des Jahrhunderts fast dreißig der Zuschauer zu Tode gequetscht wurden. Danach hat man einen Tunnel zwischen Gefängnis und St. Sepulchre, der Kirche dort drüben in der Giltspur Street, gebaut, wo ein Priester dem Verurteilten die Beichte abnahm. Schließlich ging man dazu über, die Hinrichtungen unter Ausschluss der Öffentlichkeit im Gefängnishof durchzuführen, was nicht alle Londoner erfreute. Sie fühlten sich einer Attraktion beraubt!«

Die Erben betraten mit ihren Begleitern hinter den würdig dreinblickenden Barristern das Gerichtsgebäude und ließen sich zum älteren der beiden Gerichtssäle führen, in dem der Prozess heute stattfinden würde. Zum Glück für

die Vampire verfügten die Säle heutzutage über ein Dach. Das war nicht immer so gewesen. Früher zog man es vor, unter freiem Himmel Recht zu sprechen, wo der Gestank der vielen Menschen besser entweichen konnte und man sich vor Ansteckungen aller Art sicherer fühlte.

Die Vyrad führten ihre Schützlinge zu den Zuschauerbänken und geboten ihnen, sich zu setzen und ruhig zu verhalten. Die Erben sahen sich neugierig um. Außer den drei jungen Vyrad hatte noch keiner von ihnen je zuvor einen Gerichtssaal betreten.

Der mit dunklem Holz vertäfelte Raum strahlte eine ehrwürdige, aber auch düstere Atmosphäre aus. In der Mitte erhob sich ein von einem hölzernen Geländer umgebenes Podest mit einem Stuhl, auf dem der Angeklagte für alle gut sichtbar Platz nehmen würde. Jenseits der Zuschauerbänke an der gegenüberliegenden Wand hinter der Schranke, die man The Bar nannte, befand sich – ebenfalls ein wenig erhöht – der Platz der Richter. Links wurden die Zeugen vernommen. Dem Gericht gegenüber saßen auf der einen Seite die Vertreter der Anklage und auf der anderen die Verteidiger. An der rechten Wand nahmen die zwölf Geschworenen Platz. Ein Protokollführer würde alles mitschreiben, was im Gerichtssaal ausgesagt wurde.

Lord Milton und seine Barrister hatten in der ersten Reihe hinter den Verteidigern Platz genommen. Vielleicht wollten sie damit demonstrieren, auf welcher Seite sie standen? Endlich kehrte Ruhe ein. Die Zuschauer, unter denen sich auch einige Journalisten befanden, wurden aufgefordert, sich zu erheben und das hohe Gericht zu begrüßen. Der Richter in seiner roten Robe und der grauen Perücke trat ein, deren strenge Lockenpracht ihm bis über die Schultern herabhing. Seine beiden Beisitzer folgten. Erst als sich die drei Männer auf den Stühlen mit den hohen, geschnitzten Rückenlehnen niedergelassen hatten, durften sich auch die anderen Anwesenden wieder setzen.

Der Angeklagte wurde mit gefesselten Händen von zwei Uniformierten hereingeführt und zu seinem Platz geleitet, der fast wie ein Käfig wirkte. Ja, ein wenig erinnerte das Podest an die Tiergehege einer Menagerie, wo die Exoten der gaffenden Menge dargeboten wurden.

Alisa betrachte den Angeklagten verblüfft. Sie hatte gelesen, dass er ein deutschstämmiger Jude war, aber über sein Aussehen war nichts vermerkt gewesen. Nun aber sprang ihr der Widerspruch zu den Zeugenaussagen, die sie

gelesen hatte, geradezu ins Auge. Oscar Slater musste bereits vierzig Jahre alt sein, war mittelgroß, breitschultrig und beleibt, und er trug einen auffälligen schwarzen Schnurrbart unter einer sehr geraden Adlernase. Obgleich er bereits seit zwanzig Jahren in England lebte, war er ein dunkler Typ, dem man auf den ersten Blick ansah, dass er Ausländer war.

In den Akten war vermerkt, dass Helen Lambie, das Hausmädchen, und der Nachbar ihn gesehen hatten. Zusammen waren sie die Treppe hinaufgestiegen und hatten den mutmaßlichen Mörder noch in der Wohnung des Opfers angetroffen, wo er an ihnen vorbei und dann aus dem Haus gestürmt war.

Zuerst hatte Helen Lambie erklärt, den Mann nicht identifizieren zu können. Auch Mr Adams ein Stock tiefer war keine große Hilfe, denn er hatte seine Brille vergessen. Allerdings bezeichnete er ihn als einen sehr vornehm aussehenden Mann, den er in diesem Moment für einen Verwandten von Miss Gilchrist hielt. Die Polizei veröffentlichte trotz der vagen Aussagen eine Suchmeldung nach einem Mann zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, ungefähr einen Meter und siebzig groß, glatt rasiert, schlank mit einem hellgrauen Mantel und einer Tuchmütze.

Draußen auf der Straße hatte das kleine Laufmädchen Mary Barrowman einen Mann gesehen, der um die dreißig Jahre alt sein sollte, groß, schlank, glatt rasiert mit einer schiefen Nase, der einen hellbraunen Mantel und einen runden Tweedhut trug. Offensichtlich zwei verschiedene Männer – der eine, der beim Verlassen der Wohnung gesehen worden war, der andere, wie er die Stufen des Hauses herunterlief und davonrannte.

Obgleich zuerst vermerkt worden war, man dürfe diese beiden Männer nicht verwechseln, war später in den Akten immer nur noch von einem gesuchten Mörder die Rede, den die drei Zeugen gesehen haben wollten.

Auf den eher dicken, vierzigjährigen und schnurrbärtigen Oscar Slater passte keine der Beschreibungen.

Der Crown Prosecutor wurde vom Gericht aufgefordert, die Fakten vorzutragen. Der gewichtige Staatsanwalt erhob sich, strich die glänzende Seidenrobe über seinem hervorquellenden Bauch glatt und räusperte sich vernehmlich. Dann begann er den Tatverlauf zu beschreiben. Er schilderte mit dramatischer Stimme, wie der Angeklagte in die Wohnung der armen Miss Gilchrist eingedrungen war, die alte, hilflose Dame aus niederer Habgier mit

seinem mitgebrachten Hammer erschlagen hatte – den man dann bei seiner Festnahme in seinem Koffer fand – und ihr unter anderem eine Brillantbrosche raubte, die er dann versetzte, ehe er sich mit seiner Freundin auf die Flucht nach Liverpool begab, von wo aus er sich nach Amerika abzusetzen gedachte.

Der Verteidiger, ein unscheinbarer junger Mann, sprang einige Male auf und rief: »Einspruch, Euer Ehren!«, wobei der Richter meist grimmig dreinsah und »Abgelehnt!«, rief.

Tammo drehte sich zu seiner Schwester um. »Ich dachte, Scotland Yard hat herausgefunden, dass diese Brosche, die Slater versetzt hat, gar nicht mit der übereinstimmte, die der Ermordeten gestohlen wurde.«

Alisa nickte. »Ja, und außerdem hat er sie bereits einen Monat vor dem Mord versetzt. Das dürften sie als Beweis gar nicht anführen.«

»Und den Hammer auch nicht«, fügte Mervyn an. »Der Arzt konnte nicht bestätigen, dass er zu der Wunde passte. Außerdem war er vollkommen sauber. Ich glaube nicht, dass man das Blut so gründlich hätte abwaschen können. Schade, dass wir das Beweisstück nicht vorliegen hatten. Unsere Witterung hätte uns verraten, ob der Hammer mit Menschenblut in Berührung gekommen ist.«

Sie schwiegen, denn gerade wurden Dr. Glaister und danach sein Kollege Dr. Galt in den Zeugenstand gerufen. Es waren die beiden Ärzte, die die Obduktion durchgeführt hatten. Merkwürdigerweise tauchte der Arzt, der an den Tatort gerufen worden war und die Tote vor Ort untersucht hatte, nicht auf der Zeugenliste auf.

Der Staatsanwalt legte den neben anderem Werkzeug im Gepäck des Angeklagten gefundenen Hammer als Beweisstück vor und ließ ihn von den Geschworenen begutachten. Dann wandte er sich an den Zeugen.

»Dr. Glaister. Sie haben die Tote untersucht. Könnte dieser Hammer die Mordwaffe sein?«

Der Arzt wog den Hammer in der Hand. »Na ja, Miss Gilchrists Schädel war völlig zertrümmert. Ich denke mal, wenn man vierzig bis sechzig Schläge mit solch einem Hammer ausführt, könnte man eine solche Zerstörung anrichten.«

»Sechzig Schläge! Das müsst ihr euch mal vorstellen«, wiederholte Joanne leise. »Was der Mörder in zehn Minuten alles hingekriegt hat! Und dann hat er auch noch die versteckten Schmuckstücke gefunden und ist an der Lambie und dem Nachbarn einfach vorbeispaziert!«

Der Verteidiger erhob sich. »Hätten sie angesichts der schweren Verletzungen eine solche Waffe erwartet?«, fragte er den Zeugen. Der schüttelte den Kopf. »Nein, ich hätte eine schwerere Waffe vermutet.«

Auch die von der Verteidigung berufenen medizinischen Experten hielten den Hammer als Waffe für unwahrscheinlich. Sie tippten eher auf einen Schürhaken oder ein Brecheisen.

»Lord Milton war in der Asservatenkammer«, verriet Vincent. »Der Hammer ist tatsächlich sauber und ganz sicher nicht die Mordwaffe.«

Überhaupt waren auch an keinem Kleidungsstück in Oscar Slaters Gepäck Blutspuren gefunden worden.

Helen Lambie wurde als Zeugin aufgerufen. Sie erklärte, dass sie seit drei Jahren die Wohnung mit Miss Gilchrist geteilt und ihr als Dienstmädchen gedient habe. Der Ankläger war wieder an der Reihe. Er trat vor den Zeugenstand, sah das Mädchen streng an und deutete dann mit einer ausholenden Geste auf Oscar Slater.

»Miss Lambie, ist es nicht so, dass sie am Abend der Tat diesen Mann aus der Wohnung ihrer Herrin haben kommen sehen?«

Helen Lambie straffte sich. »Ja, das ist er. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Einspruch! Der Herr Staatsanwalt beeinflusst die Zeugin!«

»Stattgegeben.«

Der Ankläger rollte mit den Augen und rang seine roten, fleischigen Hände. »Nun gut, Herr Kollege, dann lassen Sie es mich anders formulieren. Sitzt der Mann, den Sie aus Miss Gilchrists Schlafzimmer haben kommen sehen, hier im Gerichtssaal?«

Helen Lambie deutete auf den Angeklagten. »Das ist er. Das wird Mr Adams bestätigen. Ich kam mit ihm die Treppe hoch, denn er hatte Geräusche gehört, als würde etwas fallen oder Feuerholz gehackt werden. Die Tür war versperrt, ich öffnete mit meinen Schlüsseln, und so traten wir ein. Dieser Mann kam aus dem Schlafzimmer, drängte sich an uns vorbei und lief die Treppe hinunter. Ich ging erst in die Küche und dann ins Esszimmer und fand dort die arme Miss Gilchrist tot in ihrem Blut liegen. Als ich schrie, eilte Mr Adams – der im Flur geblieben war – zu mir.«

Mit zufriedener Miene setzte sich der Staatsanwalt und überließ die Zeugin dem Anwalt der Verteidigung. Der erinnerte die Anwesenden, dass Mr Adams

an jenem Abend die Polizei darauf hingewiesen habe, kurzsichtig zu sein und seine Brille nicht bei sich gehabt zu haben.

»Miss Lambie, hatten Sie, als Sie den Mann in der Wohnung Ihrer Herrin erblickten, bereits den Verdacht, dass etwas Schlimmes geschehen war?«

Das Mädchen zögerte. »Nein, nicht sofort. Die Tür war ja nicht aufgebrochen oder so.«

»Heißt das, Miss Gilchrist muss ihren Mörder selbst eingelassen haben?«

»Ja, vermutlich.«

»War sie nicht eine sehr misstrauische Dame? Hatte sie nicht aus Angst vor einem Überfall zusätzliche Schlösser anbringen lassen?«

»Ja, schon«, gab das Mädchen zu.

»Kann man, wenn man vor die Tür tritt, von oben sehen, wer die Treppe heraufkommt?« Wieder nickte Helen Lambie.

»Was den Schluss nahelegt, dass Miss Gilchrist ihren Mörder kannte!«, fügte der Anwalt hinzu, worauf die Anklage »Einspruch!«, rief. »Das ist eine Mutmaßung.«

»Ich glaube, nicht nur die Herrin kannte den Mann«, sagte Alisa. »Warum sonst hat das Dienstmädchen gar keinen Verdacht geschöpft, als sie den Mann in der Wohnung vorfand?«

»Aber warum sagt sie dann, dass es Slater war?«, wunderte sich Tammo, doch Helen Lambie gab in ihrer Naivität die Antwort selbst, denn auch der Anwalt der Verteidigung wollte noch einmal wissen, ob sie sich wirklich sicher sei. Schließlich habe sie nach einer ersten Vernehmung erklärt, den Mann nicht identifizieren zu können.

»Doch ich bin mir sicher. Die Beamten von Scotland Yard haben mir und Mary vorher immer wieder die Fotografie des Mannes gezeigt, sodass wir keinen Zweifel hegten, als wir ihm das erste Mal nach seiner Verhaftung gegenüberstanden.«

Tammo barg das Gesicht in den Händen und stöhnte. »Und das nennt man dann unbefangene Zeugenbefragung!«

Alisa schüttelte fassungslos den Kopf. »Fällt denn außer uns niemandem auf, was für eine Farce hier aufgeführt wird? Schon jetzt müssten sie sich bei Mr Slater entschuldigen und ihn als freien Mann hinausgeleiten. Sie haben rein gar nichts gegen ihn in der Hand!«

Danach wurde das vierzehnjährige Laufmädchen Mary Barrowman aufgerufen. Auch sie deutete sofort auf den Angeklagten, als der Staatsanwalt ihr die Frage stellte, ob sie jenen Mann hier sähe, der in der Mordnacht die Stufen des Hauses heruntergekommen war.

Der Verteidiger stöhnte, dann wandte er sich an das Mädchen. »Beschreiben Sie den Abend. Es war gegen sieben Uhr, nicht wahr?«

»Es war dunkel und es regnete. Der Mann kam die Stufen von Queens Terrace 15 heruntergerannt und stieß mit mir zusammen. Dann lief er in Richtung West Cumberland Street davon.«

»Ist es nicht richtig, dass die Straße dort sehr schlecht beleuchtet ist?«

Mary nickte.

»Und haben Sie nicht gesagt, der Mann trug einen braunen Mantel und einen runden Tweedhut?«

Wieder nickte sie.

»Wie seltsam, dass er oben in der Wohnung von Miss Gilchrist noch einen hellgrauen Mantel und eine dunkle Tuchmütze trug. Unser Herr Angeklagter muss wohl im Treppenhaus die Gelegenheit gehabt haben, sich umzuziehen«, fügte der Verteidiger sarkastisch hinzu, ehe er sich wieder setzte. »Keine weiteren Fragen.«

Doch das Verfahren ging weiter. Alisa hatte zunehmend Schwierigkeiten, den Stimmen zu lauschen, deren Worte zu einem an- und abschwellenden Rauschen verschwammen. Auch die beiden Pyras vor ihr kämpften, und Tammo sackte gar einmal in sich zusammen und wurde energisch von dem Vyrad an seiner Seite wachgerüttelt. Alisa erschrak, als Lucianos Kopf gegen ihre Schulter sank. Selbst Vincent schien Schwierigkeiten zu haben, ihn wieder wach zu bekommen. Endlich schwang der Richter den Hammer, und der Klang, mit der er die Vertagung des Verfahrens verkündete, war wie eine Erlösung. Alisa konnte sich später kaum mehr an ihren Rückweg zum Temple erinnern, doch immerhin schafften es die Vyrad, alle ihre Schützlinge unversehrt zu ihren Särgen zurückzubringen, ohne Aufsehen zu erregen.

*

Während sich die Erben unter der Aufsicht von Lord Milton und einigen seiner Barrister noch einmal zum *Central Criminal Court* aufmachten, blieb Ivy wieder einmal im Temple zurück. Seymour sah ihnen nach und wandte sich dann zu Ivy

um.

Darf ich dich heute begleiten?

Sie hob nachlässig die Schultern. »Das lohnt sich nicht, ich habe nichts Spannendes vor.«

Und doch gehst du nicht mit den anderen.

Seymour glaubte einen Zug von Verachtung über ihre Miene huschen zu sehen. »Was interessieren mich die Unzulänglichkeiten der Menschen? Wie sie sich betrügen und aus Habgier und Hass gegenseitig umbringen!«

Früher hast du anders gedacht, warf der Werwolf ein.

»Schon möglich«, gab Ivy kurz angebunden zurück. Sie begab sich wieder einmal in die Bibliothek des Inner Temple, wo sie in der geheimen Kammer, die sie entdeckt hatte, nach und nach alle Bücher und Schriften studierte, die dort lagerten. Da sie ihn nicht ausdrücklich wegschickte, folgte Seymour ihr in den winzigen, stickigen Raum und legte sich zu ihren Füßen, während sie die brüchigen Seiten eines alten Folianten durchblätterte. Obwohl es aussah, als würde sie jedem Blatt nur einen flüchtigen Blick gönnen, war Seymour überzeugt, dass ihr nicht eine Silbe entging und sie sich jedes Wort genau einprägte.

»Du schmeichelst mir und meinen Fähigkeiten«, sagte Ivy beiläufig, ohne von ihrer Lektüre aufzusehen.

Wohl kaum, wenn du es schaffst, nebenher auch noch in meinen Gedanken zu lesen.

»Eine alte Gewohnheit.«

Sie schwiegen lange, während sich Ivy durch drei weitere Bücher arbeitete. Dann schob sie die Wälzer von sich, blieb aber reglos sitzen. Seymour döste vor sich hin, bis eine Aura von Wut ihn streifte, die von einer Welle von Hass abgelöst wurde. Beunruhigt hob er den Kopf und studierte Ivys Miene, auf der er die wechselnden Gefühle zu erkennen glaubte. Ihr Geist schien weit weg zu weilen, als habe er ihren Körper verlassen und nur eine leblose Hülle zurückgelassen. Doch wohin war er gereist?

Nicht zum ersten Mal stieg in Seymour ein schlimmer Verdacht auf. Wann hatte dieses seltsame Verhalten begonnen? Er grübelte darüber nach, obwohl er die Antwort eigentlich wusste, doch er fürchtete sich davor, was dies für sie alle bedeuten konnte – und für Ivy. Ja, es hatte nach ihrer Befreiung aus den Händen

Draculas angefangen. Offensichtlich hatten die Entführung und ihre Gefangenschaft auf der Festung in den Karpaten Spuren in ihrem Geist hinterlassen. Und prägte ihn noch immer?

Seymour sah, wie sich Ivys Miene entspannte. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen, dann öffnete sie die Augen und sah ihn mit klarem Blick an. Ihr Geist war in die Bibliothek des Inner Temple zurückgekehrt.

»Schau mich nicht so besorgt an«, sagte Ivy ein wenig unwirsch.

Ich habe aber allen Grund zur Sorge. Deine Reise nach Transsilvanien hat dich verändert.

»Meine Reise? Das hast du schön gesagt. Als ob ich dorthin gefahren wäre, um mir die schönen Berge anzusehen.«

Ich weiß sehr wohl, dass er dich gezwungen hat, indem er deinen Geist beherrscht, ja, umklammert und geradezu lahmgelegt hat, und genau das ist der Grund meiner Sorge. Merkst du, wie häufig du seit deiner Rückkehr geistig abwesend bist? Wie sehr deine Stimmungen schwanken und wie oft ich Gefühle mitbekomme, die nicht die deinen zu sein scheinen? Ich fürchte, Dracula ist zu tief in deinen Geist eingedrungen. Seymour machte eine Pause, um zu sehen, wie sie seine Worte aufnahm, ehe er das aussprach, was ihm auf der Seele brannte.

Könnte es sein, dass die Verbindung zwischen seinem und deinem Geist nicht wieder vollständig gelöst wurde? Wäre es möglich, dass er noch immer unbemerkt Einfluss auf dich ausübt und vielleicht gar deine Gefühle und Handlungen beeinflusst?

Ivy schlug das letzte Buch zu und räumte es an seinen Platz zurück. Dann erst drehte sie sich zu Seymour um. In ihrer Miene war nicht zu lesen, wie sie seine Worte aufnahm. Sie schritt auf die Geheimtür zu und ließ den Wolf hindurchschlüpfen, ehe sie sie hinter ihm schloss. Er dachte schon, er würde keine Antwort auf seinen Verdacht bekommen, als Ivy sich ihm noch einmal zuwandte und ungewohnt sanft sagte:

»Sorge dich nicht, mein Bruder. Es ist nicht so, wie du fürchtest. Nein, ganz im Gegenteil. Ganz im Gegenteil!«

Und mit diesen rätselhaften Worten ließ sie ihn mit seinen eigenen Gedanken zurück.

DAS URTEIL

Latona entfaltete den Brief und las ihn noch einmal, obwohl sie ihn längst auswendig konnte. Es waren ja auch nicht viele Worte, die das feine handgeschöpfte Papier bedeckten. Sie betrachtete die zierliche Schrift mit ihren feinen Schwüngen. Immer wieder glitt ihr Blick zu den letzten beiden Worten:

Ivy-Máire.

Das Bild der Vampirin stieg vor ihr auf. Wie sie sie zum ersten Mal gesehen und für ein Kind gehalten hatte. Doch bereits beim zweiten Hinsehen war ihr klar geworden, dass der schmale Körper und das junge Gesicht trogen. Vielleicht war Ivy der mächtigste Vampir, den sie je getroffen hatte.

Mächtiger selbst als Dracula? Die Erinnerung an den Vater der Vampire, ließ sie schaudern.

Ja, vielleicht.

Ihr Blick richtete sich wieder auf den Brief, und ihre Gedanken wanderten zu ihrer letzten Begegnung im nächtlichen Klostergarten zurück. Latona spürte, wie die alte Wut zurückkehrte. Mächtig oder nicht, was ging es Ivy an, was sie tat? Warum mischte sie sich in ihr Leben ein und erdreistete sich, ihr Befehle zu erteilen? Natürlich hatte sie es freundlicher formuliert, sodass sie auf den ersten Blick wie Vorschläge und Bitten klangen. Doch im Grunde genommen wollte sie ihr keine Wahl lassen. Wie Bram. Wie all die anderen, die sich bemüßigt fühlten, ihr Leben zu lenken.

Verdammt! Sie war erwachsen, und sie würde selbst entscheiden, was sie mit ihrem Leben anfing. Das ging Bram nichts an, der sie hier in dieses vermaledeite Internat geschickt hatte, und noch weniger eine irische Vampirin, mit der sie nichts zu schaffen hatte. Das Ganze ging nur Malcolm und sie selbst etwas an.

Zornig zerknüllte sie den Brief und wollte ihn ins Feuer werfen, doch etwas hielt sie zurück. Mit einem Seufzer strich sie das Schreiben wieder glatt und las es noch einmal.

Liebe Latona,

ich weiß, dass Du meine Worte nicht vergessen hast, doch es ist einige Zeit

verstrichen, seit wir uns im Garten des Klosters trafen. Ich bitte dich, bleibe, wo Du bist. Dies ist nicht der rechte Augenblick, nach London zu kommen und eine Entscheidung zu erzwingen. Warte, bis die drohenden Schatten verweht sind. Dann ist Deine Zeit gekommen. Ich werde nach Dir schicken, wenn die Gefahr vorüber ist.

Ivy-Máire

Sie würde nach ihr schicken, wiederholte Latona erbost. War sie ein Lakai? Was dachte sich diese Ivy dabei, so mit ihr umzuspringen? Latona nährte ihren Zorn, um nicht über den drohenden Schatten nachdenken zu müssen und darüber, was dieser für Ivy und für die anderen Vampire bedeuten konnte.

*

Es war der vierte Tag des Prozesses. Zum ersten Mal kam auch Marie Luise mit, wobei ihr Begleiter vom ersten Augenblick an große Mühe hatte, sie wachzuhalten. Sie zeigte ihr Desinteresse wieder einmal deutlich. Ob es wirklich an dem Fall lag, von dem sie vermutlich im Vorfeld nicht viel mitbekommen hatte, oder ob sie nur so tat, um ihre Schwäche zu verbergen, wusste Alisa nicht zu sagen. Ihre Gedanken vor den anderen verbergen konnte Marie Luise noch immer, trotz des zunehmenden Tageslichts.

Zu Alisas und Lucianos Freude war auch Ivy an diesem Morgen mit zum Old Bailey gekommen. Für heute wurde der Urteilsspruch erwartet. Endlich wurde Slater in den Zeugenstand gerufen. Er betonte seine Unschuld, doch der Staatsanwalt schnitt ihm das Wort ab. »Antworten Sie nur auf meine Fragen.«

Mit allerlei Tricks versuchte er Slater zu einem Geständnis oder zumindest zu irgendwelchen Widersprüchen zu verleiten, doch der Angeklagte hielt sich gut.

»Sie hatten einen Hammer in Ihrem Gepäck. Wie ungewöhnlich, finden Sie nicht? Ein Souvenir? Eine Erinnerung an Ihre Tat?«

»Nein! Ich hatte allerlei Werkzeug dabei. Alles, was ich besaß, war in den sieben Koffern, die ich nach Amerika mitnehmen wollte. Wir dachten schließlich nicht daran, nach England zurückzukehren.«

»Und die Brosche, die Sie aus Ihrer Beute versetzt haben?«

»Die Brosche, die ich versetzt habe, gehörte meiner Mutter, und das war bereits ein Monat vor dem Mord. Das hat der Pfandleiher doch bestätigt. Ich brauchte das Geld für meine Reise nach Amerika. Ich wollte dort neu anfangen.«

»Mit Ihrer Geliebten Antoine, nicht wahr? Sie sind aber doch mit einer anderen Frau verheiratet?«

»Ja, das mag vielleicht moralisch Anstoß erregen, deshalb bin ich aber noch lange kein Mörder«, rief Oscar Slater, der langsam die Nerven verlor.

»Erzählen Sie uns doch einmal, wie das am Abend Ihrer Flucht war. Sie liefen nach dem Mord direkt zum Bahnhof, wo Ihre Geliebte Sie erwartete?«

»Nein, wir hatten seit Langem geplant, an diesem Tag abzureisen. Alle unsere Freunde und Bekannten wussten davon.« Er beugte sich vor und rief: »Das war keine Flucht! Ich habe die Reise Wochen vorher geplant! Warum hätte ich mich denn im North Western Hotel in Liverpool unter meinem richtigen Namen Oscar Slater angemeldet, dass Sie mich finden und verhaften konnten?«

»Ein gutes Argument«, meinte Tammo, doch der Staatsanwalt hob nur die Schultern. »Jedem Mörder unterläuft ein Fehler.«

»Ich bin kein Mörder! Ich habe diese Miss Gilchrist nicht einmal gekannt, geschweige denn von ihrem Schmuck gewusst!«

Aber das half ihm alles nichts. Die beiden Advokaten hielten ihr Plädoyer, doch der junge Mann, der vom Gericht als Verteidiger bestellt worden war, konnte sich gegen die polternd vorgetragene Rhetorik seines erfahrenen Gegners von der Staatsanwaltschaft nur schlecht behaupten. Die Erben hatten den Verdacht, dass so mancher Geschworene sich von der Rede des Crown Prosecutor mehr betäubt denn durch Argumente überzeugt fühlte, und leider schien auch Lord Guthrie, der Richter, seinem Bann erlegen zu sein.

Schließlich zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück und die Erben warteten mit einem unguten Gefühl auf die Urteilsverkündung,

»Er ist unschuldig!« Darin waren sie sich alle einig. Nicht nur, dass kein einziger Beweis gegen ihn auf dem Tisch lag, ja nicht einmal ein Indiz, das nicht entkräftet worden war. Einige hatten auch in Oscar Slaters Geist gelesen und außer Furcht und zunehmender Panik nichts gefunden. Er hatte diesen Mord nicht begangen.

»Sie werden ihn freisprechen«, behauptete Alisa.

Tammo war nicht so überzeugt. »Die Mädchen haben mit ihrer Behauptung, ihn erkannt zu haben, viele der Geschworenen überzeugt.«

»Aber das ist doch Unsinn«, brauste Alisa auf. »Sie haben sich selbst widersprochen und zugegeben, sein Foto als das des gesuchten Verdächtigen bei

der Polizei gezeigt bekommen zu haben, kurz bevor sie ihn dann identifizierten. So ein Humbug! Das muss doch jeder durchschauen.«

Luciano hob die Schultern. Auch er war nicht recht überzeugt. »Die Geschworenen haben mir keinen so hellen Eindruck gemacht. Und wen stört es schon, wenn dieser deutsche Jude für etwas baumelt, dass er nicht getan hat? Scotland Yard könnte mit einem Fahndungserfolg aufwarten und das Gericht sich rühmen, einen Mörder beseitigt und die Straßen sicherer gemacht zu haben.«

»Ich hoffe, du irrst dich.«

Doch Tammo und Luciano sollten recht behalten. Die Geschworenen brauchten eine Stunde und zehn Minuten. Ihr Spruch lautete »schuldig«. Neun hatten auf »schuldig« plädiert, fünf auf »Schuldbeweis nicht erbracht«, nur einer auf »nicht schuldig«.

Über Slaters leidenschaftlichter Beteuerung seiner Unschuld hinweg verkündete Lord Guthrie das Todesurteil.

*

Die Erben machten sich auf den Rückweg zum Temple. Sie waren recht schweigsam, was sicher daran lag, dass es heller Tag war und die Natur ihren Tribut forderte. Doch so mancher von ihnen war in seinen Gedanken noch bei dem Prozess und seinem unfassbaren Ende. Vor allem Alisa ließ das Fehlurteil keine Ruhe.

Bis sie die Fleet Street erreichten, schwieg sie, dann hielt sie es nicht mehr aus. »Das kann man ja nicht einmal mehr als Justizirrtum bezeichnen! Es muss doch jedem, der halbwegs vernünftig denken kann, klar gewesen sein, dass Oscar Slater nur als Sündenbock herhalten muss. Wie praktisch, einen bösen deutschen Juden gefunden zu haben, dem man diese Tat in die Schuhe schieben kann.«

»Regst du dich auf, weil er ein Deutscher ist?«, erkundigte sich Fernand.

»Nein, weil er es nicht war und dies so offensichtlich ist, selbst wenn man nicht in der Lage ist, Gedanken zu lesen. All Ihre Indizien – von Beweisen gar nicht zu reden – haben sich buchstäblich in Luft aufgelöst. Wie kann man ihn dann schuldig sprechen und zum Tode verurteilen?«

»Die beiden Mädchen haben ihm mit ihrer Aussage das Genick gebrochen«, meinte Mervyn.

»Diese dummen Hühner, die nur nachgeplappert haben, was die Polizei ihnen

eingegeben hat«, brauste Alisa auf. »Sie haben sich doch ständig widersprochen, ist das nur mir aufgefallen? Erst konnte das Hausmädchen ihn nicht beschreiben, dann wurde eine Suchmeldung verfasst, die sich von der der anderen völlig unterschied – und beide haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit Slater!«

»Was willst du?«, mischte sich Tammo mit einem Grinsen ein. »Unser werter Oscar Slater ist ein echter Verwandlungskünstler, wenn du noch die anderen hinzunimmst, die ihn gesehen haben wollen. Lass mich überlegen.« Er zog die Stirn kraus. »Um 6.55 Uhr Mrs Liddel, um 7.10 Uhr Adams und Lambie und die Borrowman und um 7.12 Uhr Agnes Brown. Er hat sich dazwischen nicht nur jedes Mal umgezogen, sondern auch noch einen Mord begangen und die Kassette mit dem Schmuck gefunden und aufgebrochen. Ich sollte ihn mal im Gefängnis besuchen und mir ein paar Tipps geben lassen, wie man so etwas fertigbringt.«

»Dann musst du dich aber beeilen«, meinte Joanne trocken. »Wenn er erst einmal zum Galgen geführt wird, ist es mit den Interviews vorbei.«

Die Erben verabschiedeten sich voneinander und suchten ihre Särge auf. Alisa legte sich noch ganz empört nieder und wachte mit derselben Empfindung wieder auf. Sie konnte das nicht einfach auf sich beruhen lassen!

»Und was willst du dagegen tun?«, wollte Luciano wissen, mit dem sie zur großen Halle ging.

»Dem Mann zur Flucht verhelfen«, schlug Chiara vor.

Luciano verdrehte die Augen. »Das geht uns doch gar nichts an. Das ist Sache der Menschen. Es wird noch mehr Ungerechtigkeiten geben als dieses eine Fehlurteil.«

»Das ist kein Grund, es einfach so hinzunehmen«, widersprach Alisa.

Luciano hob nur die Schultern. Das Thema interessierte ihn nicht weiter. Und auch die anderen hatten den Fall für sich abgeschlossen.

Zu Alisas Verwunderung war es Lord Milton, der am nächsten Abend nach ihrer Blutration in der Halle darauf zurückkam und ihre Meinung hören wollte. Er befragte sie zu den Zeugen und den Indizien und wollte dann wissen, wer nach Meinung der Erben der Täter gewesen sein könnte.

»Es ist mir klar, dass ihr mir keinen Namen präsentieren könnt. Aber versucht ihn einzugrenzen. Was für ein Typ ist er? Wie kam es zu der Tat? Wie stand er zu seinem Opfer?«

»Sie hat ihn auf alle Fälle gekannt. Gut gekannt«, rief Tammo. »Die Alte war so ängstlich – das zeigen ja die ganzen Schlösser an ihrer Tür –, dass sie so einen wie Slater, der ja offensichtlich nicht zu ihrem Bekanntenkreis gehörte, niemals eingelassen hätte.«

»Ja, und auch Mr Adams beschrieb den Mann, der ihm in der Wohnung begegnete, als vornehm, und hielt ihn gar für einen Verwandten. Das wäre ihm bei Slater nicht passiert – nicht einmal ohne Brille!«, fügte Alisa an.

»Das heißt?«, erkundigte sich Lord Milton.

»Miss Gilchrist hat ihren Mörder gut gekannt und ihm so weit vertraut, dass sie ihn bei Abwesenheit ihres Mädchens in ihre Wohnung ließ. Sie ahnte nichts Böses. Ja, vielleicht hatte der Mörder nicht einmal vor, sie zu töten, und es lediglich auf ihren Schmuck abgesehen. Und dann geriet die Sache außer Kontrolle«, fasste Franz Leopold zusammen.

Alisa nickte. »Ich glaube auch nicht, dass der Mord geplant war. Sonst hätte sich der Täter nicht diesen Zeitpunkt ausgesucht, bei dem er jederzeit mit der Rückkehr des Hausmädchens rechnen musste. Viel zu unsicher. Schließlich hat sie ihn ja auch noch in der Wohnung angetroffen. Nein, es muss eine Tat im Affekt gewesen sein.«

»Was ist mit der Tatwaffe?«, wollte Lord Milton wissen. »Wenn er nicht mit der Absicht kam, sie zu töten, dann brachte er keine Waffe mit oder doch?«

»Nein, wer läuft schon ohne schlechte Absichten mit einem Brecheisen durch die Gegend«, scherzte Joanne.

»Na keiner, den Mr Adams als vornehmen Mann beschreiben würde«, vermutete Fernand.

»Dann muss es ein Gegenstand sein, der sich dort im Salon befunden hat, und nach dem er spontan griff«, überlegte Mervyn.

»Ein Schürhaken? Zumindest in der Küche muss es einen gegeben haben«, schlug Joanne vor.

»Ich tippe auf den Stuhl«, sagte Fernand. »Stand in der Beschreibung des Tatorts, den wir bei Scotland Yard fanden, nicht etwas von einem blutigen Stuhl?«

Alisa kniff die Augen zusammen und versuchte sich an den genauen Wortlaut zu erinnern.

»Dicht neben dem Kopf mit dem Sitz diesem zugewandt, stand ein

gewöhnlicher Stuhl. Dr. A. wies drauf hin, dass das linke Hinterbein des Stuhls von Blut troff und die Innenseite der vorderen Beine Blutspritzer aufwies. Seiner Meinung nach hatte das Hinterbein offensichtlich Kontakt mit der Schädelverletzung.«

Luciano nickte Alisa anerkennend zu. »Was du dir alles merken kannst. Dann war der Stuhl die Waffe, mit der Miss Gilchrist erschlagen wurde.«

Alisa nickte. »Das ist uns wohl allen klar. Ich frage mich nur, warum dieser Doktor nicht als Zeuge aufgerufen wurde.« Sie seufzte.

Lord Milton nickte mit zufriedener Miene. »Da haben wir doch schon einiges zusammengetragen. Nun versucht den wahren Mörder zu identifizieren. Ihr habt bereits gute Anhaltspunkte. Fangt in Miss Gilchrists Umfeld an und sucht nach – ja, wonach sucht ihr? Marie Luise!«

Die Dracas hatte mit abwesender Miene dagesessen und vermittelte nicht den Eindruck, als habe sie auch nur ein Wort von dem mitbekommen, was gesprochen worden war. Nun richtete sie ihren Blick ohne ein Zeichen von Überraschung auf Lord Milton.

»Na, da hat er sich ja genau die Richtige gegriffen«, murmelte Tammo.

»Ja, ich bin auf ihre Zusammenfassung gespannt«, stimmte ihm Joanne zu.

Marie Luise ließ den Blick über die Erben schweifen. Als er Tammo und die Pyras erreichte, zeigte er deutlich Verachtung. Diese schwang auch in ihrer Stimme, als sie Lord Milton antwortete.

»Wir suchen nach einem Mann mit vornehmem Aussehen, der mit dem Opfer verwandt oder gut bekannt ist, der vermutlich in Geldschwierigkeiten war und sich aus diesen vielleicht mit den gestohlenen Schmuckstücken befreien konnte. Ein Mann mit Einfluss, würde ich sagen, der auch Helen Lambie bekannt ist und den sie in dieser Nacht sehr wohl erkannt hat!«, fügte Marie Luise hinzu.

»Wie kommst du darauf?«, erkundigte sich Lord Milton, der von dieser Behauptung genauso überrascht war wie die meisten Erben.

»Helen Lambie und Mary Barrowman haben beide gelogen, das ist uns allen klar. Nur war Mary lediglich einfältig und ließ sich von der Polizei beeinflussen. Helen dagegen wusste, dass sie den Falschen beschuldigte. Warum hat sie es dennoch getan? Ich konnte eine tiefe Beunruhigung, ja Angst in ihr spüren, die sie zu unterdrücken suchte. Sie verdrängte etwas, und dennoch rückte ab und zu jemand in die Erinnerung an jenen Abend, der im Prozess gar nicht erwähnt

wurde: eine Miss Birrell. Sie muss eine Nichte der Ermordeten sein, wenn ich das richtig verstanden habe. Etwas ist an diesem Abend geschehen, das Helen hinterher bereute und krampfhaft zu vergessen suchte. Ich denke, da müssen wir einhaken, wenn wir die Wahrheit finden wollen.«

Lord Milton lächelte breit. »Gut. Dann würde ich vorschlagen, ihr teilt euch wieder in Gruppen auf und geht den Spuren nach. Ich würde euch auch raten, noch einmal zu Scotland Yard zu gehen. Sucht nach den Polizeibeamten, die zuerst mit der Tat zu tun hatten. Es kommt mir so vor, als sei die Akte, die dem Prozess zugrunde lag, nicht ganz vollständig gewesen.«

*

Die Erben waren die ganze Nacht unterwegs und kehrten mit erstaunlichen Ergebnissen zurück, die es lohnten, weiter verfolgt zu werden. Sie hatten nicht nur Miss Birrell, die Nichte von Miss Gilchrist aufgespürt, sondern auch erfahren, dass Helen Lambie sie noch in der Mordnacht aufgesucht, nachdem sie die Leiche ihrer Herrin gefunden hatte. Außerdem hatten sie die Namen der Kriminalbeamten herausgefunden, die sich in den ersten Tagen mit dem Fall befasst hatten, noch ehe Oscar Slater ins Netz der Fahndung geraten war. Wichtig erschien ihnen vor allem Detective-Lieutenant John Thomson Trench, ein erfahrener Kriminalbeamter mit mehreren Auszeichnungen, der dann aber sehr schnell von dem Fall abgezogen worden war und auch nicht mehr in der offiziellen Akte auftauchte, geschweige denn als Zeuge vernommen worden war. Sie könnten Trench einmal einen Besuch abstatten und mit ihm über seine Ermittlungen plaudern! Später. Für den Augenblick wollten sie es dabei belassen. Tammo und die Pyras bestanden auf ihrem nächtlichen Spaß, und auch die anderen meinten, für heute Nacht genug vom Fall Slater zu haben. Nur Alisa schien ein wenig enttäuscht und verkündete dann, sich mit ihrem spannenden Roman zurückzuziehen, den Vincent ihr geliehen hatte.

Gut gelaunt verabschiedete sich Luciano von den anderen und machte sich auf die Suche nach Clarissa. Er musste nicht lange suchen, doch in dem Moment, als er sie erblickte, war es mit seiner guten Laune schlagartig vorbei.

Er fand sie in der Bibliothek hinter der Middle Temple Hall. Sie war nicht allein. Lord Byron leistete ihr wieder einmal Gesellschaft. Gegen diese Tatsache an sich hatte Luciano nichts einzuwenden. Zumindest versuchte er sich das immer wieder einzureden. Was er aber in diesem Moment vor sich sah, musste

jeden Mann in höchsten Zorn versetzen.

Die Tür war nur angelehnt, als er aus dem Innern des Bibliothekszimmers Clarissas Stimme zu hören glaubte. Lautlos trat er ein, vielleicht in der Absicht, sie zu überraschen und ein warmes Lächeln in ihre Miene zu zaubern. Was auch immer sein letzter Gedanke gewesen war, er entfiel ihm, als er die Tür aufschob und sein Blick auf die beiden Gestalten fiel. Clarissa stand vor dem Fenster und blickte hinaus. Sie trug eine der raffiniert gefältelten Abendroben, die ihrer schlanken Figur so schmeichelte, mit schmalen Ärmeln, die kaum mehr als eine Rüsche über der Rundung ihrer Schultern waren und sicher ein reizendes Dekolleté enthüllten. Lord Byron stand dicht hinter ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr, was sie verlegen kichern ließ.

»Sie sollten so etwas nicht sagen, Mylord«, wehrte sie verlegen ab.

»Da haben Sie recht, mein Kind. Ich sollte so etwas nicht nur sagen«, erwiderte der Dichter, und zu Lucianos Entsetzen beugte er sich vor und küsste die weiße Haut ihrer Schulter.

Luciano blieb erstarrt unter der Tür stehen, Clarissa dagegen fuhr herum. »Lord Byron! Nein!«, rief sie, doch er erstickte ihren Protest in einem zweiten Kuss auf ihre Lippen.

»Das dürfen Sie nicht«, protestierte sie schwach, als sie wieder sprechen konnte.

»Nein? Warum nicht? Diese Lippen sollten keine Nacht ungeküsst bleiben. Und wenn es sonst keiner tut …«

»Schluss damit, auf der Stelle!«, stieß Luciano hervor, der seine Sprache wiederfand. Zornentbrannt stürmte er ins Zimmer, während Clarissa mit einem Aufschrei zurückwich.

»Wie können Sie es wagen?«, schrie er den Dichter an. »Clarissa ist mein! Und es steht Ihnen nicht zu, sie auch nur zu berühren!«

»Ah, so ist das«, antwortete der Lord ungerührt. »Sollte das nicht die freie Entscheidung der Dame sein, wem sie ihre Gunst schenkt?« Er hob ein Monokel ans Auge und musterte Luciano mit einem Hochmut, der ihn noch mehr in Rage brachte.

»Sie hat Nein gesagt! Hören Sie besser zu, statt einer Dame Ihre unwillkommene Aufmerksamkeit aufzudrängen!«

Er ballte die Fäuste und funkelte den Lord an, der ihn noch immer mit einer

Miene musterte, die ihn an die Dracas erinnerte.

»Willst du mir nun einen Kinnhaken verpassen oder so etwas?«, erkundigte sich Lord Byron. »Nein, wie gewöhnlich. Wenn du schon die Ehre deiner Dame verteidigen willst, dann bitte mit Stil. Du musst mir deinen Handschuh ins Gesicht schlagen und Satisfaktion verlangen. So war das zumindest zu meiner Zeit.«

Der Lord stutzte, als sein Blick auf Lucianos Fäuste fiel. Noch ehe der Nosferas sich entschieden hatte, ob er den Lord wirklich schlagen wollte, hatte dieser seine Handschuhe ausgezogen und hielt sie Luciano hin. Der blinzelte verwirrt. Seine Wut geriet ins Wanken. Der Dichter brachte ihn mit seinem seltsamen Verhalten aus dem Konzept.

»Hier, nimm. Ich borge dir meine Handschuhe.«

»Um sie Ihnen ins Gesicht zu schlagen?«, erkundigte sich Luciano fassungslos.

Lord Byron hob die Schultern. »Wenn du dich beleidigt fühlst und meinst, es wäre nötig.«

Luciano sah zu Clarissa hinüber, die recht verlegen dreinsah.

»Nein«, wehrte sie ab. »Es ist ja nichts geschehen. Bitte, mach meinetwegen nicht solch einen Wirbel. Können wir es nicht einfach vergessen? Lord Byron wird es nicht wieder tun.« Sie sah ihn flehend an, doch der Dichter verbeugte sich leicht in ihre Richtung.

»Das kann ich nicht versprechen, Fräulein Clarissa. Wer einmal die Süße Ihrer Lippen gekostet hat, der wird nicht wieder von ihnen loskommen.«

Das war zu viel! Luciano griff nach den Handschuhen und schlug Lord Byron damit rechts und links ins Gesicht.

»Das werden Sie mir bezahlen!«

Der Dichter neigte den Kopf. »Aber mit Vergnügen. Nennen Sie mir Ihren Sekundanten, Herr Luciano de Nosferas. Wir treffen uns morgen zur fünften Stunde in Westbourne Green.« Der Dichter zog die Stirn kraus und fügte leise, wie zu sich selbst gewandt, hinzu. »Ich denke, das ist der geeignete Ort, zumindest war er das noch zu meinen Lebzeiten.«

»Ein Duell?«, rief Clarissa mit schriller Stimme. »Sie wollen sich meinetwegen duellieren?«

Lord Byron schenkte ihr ein Lächeln. »Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen, meine Liebe.«

Luciano wurde es ganz schwindelig. Vor ein paar Minuten noch war er frei und unbeschwert auf der Suche nach Clarissa gewesen, um vielleicht angenehm plaudernd ein wenig mit ihr durch den Garten zu spazieren, und auf einmal war er dabei, ein Duell mit dem großen Dichter Byron zu verabreden. Doch nun gab es kein Zurück mehr, das ließ sein Stolz nicht zu. Außerdem hatte er bei den Dracas recht gut mit einem Degen umzugehen gelernt. Ob Leo den seinen mit nach London gebracht hatte? Er musste ihn fragen, ob er ihn sich borgen durfte. Jedenfalls würde er sich gut schlagen!

»Gut. Morgen, fünf Uhr, Westbourne Green«, wiederholte Luciano knapp. »Mit dem Degen, bis nach einem Treffer Blut fließt.«

Lord Byron schüttelte den Kopf. »Es ist an mir, die Waffe zu wählen«, widersprach er sanft. »Und ich sage Pistolen auf zwanzig Schritte.«

»Was?«, entrüstete sich Luciano, der vage in Erinnerung hatte, dass der Beleidigte die Waffen wählen durfte. »Sie haben meine Erwählte belästigt!«

Lord Byron nickte. »Das ist richtig, aber du hast mir dafür ins Gesicht geschlagen. Also ist es jetzt an mir, die Waffen festzulegen. Und ich sage Pistolen. Ich war zu meiner Zeit als Meisterschütze bekannt. Dem Degen konnte ich dagegen nicht viel abgewinnen.«

Er hob seine Handschuhe auf, die Luciano auf den Boden hatte fallen lassen, und streifte sie mit übertriebener Sorgfalt über, ehe er den Blick wieder hob und seinen Duellgegner fixierte. Luciano erwiderte den Blick, um den eisigen Ausdruck bemüht, den Leo so perfekt beherrschte.

»Gut, dann eben Pistolen. Ich kann zwar nicht behaupten, dass ich in diesen Waffen geübt bin, doch ich werde mir ihre Funktionsweise zeigen lassen, wenn Sie mir vorher eine zur Verfügung stellen.«

»Selbstverständlich. Nennen Sie mir Ihren Sekundanten. Ich werde den meinen zu ihm schicken.«

Luciano zögerte einen Moment. »Franz Leopold de Dracas wird mir sekundieren«, sagte er dann und hoffte, dass Leo ihm auch wirklich zur Seite stehen würde. Schließlich war das sein erstes Duell, und wenn sich jemand mit so etwas auskannte, dann sicher der Dracas.

Clarissa versuchte noch einmal zu protestieren, doch dieses Mal gaben ihr beide Vampire zu verstehen, dass sie das nun nichts mehr anging. Darin zumindest waren sich die Kontrahenten einig. Fassungslos sah sie von einem

zum anderen.

»Das ist ja völlig verrückt! Ich kann und werde es nicht zulassen, dass ihr mit Pistolen aufeinander schießt und euch gegenseitig verletzt.«

Luciano wehrte ab. »Nun beruhige dich, Clarissa. So ist es unter Gentlemen eben Brauch. Nichts, worüber du dich aufregen müsstest. Es geht schließlich um deine Ehre, und die Sache kann nur so aus der Welt geschafft werden.«

»Wenn es um mich geht, dann darf ja wohl auch ich entscheiden, was ich für nötig halte und was nicht!«, widersprach Clarissa hitzig. »Und ich will dieses Duell nicht!«

»Gehen Sie, Fräulein Clarissa«, forderte sie Lord Byron auf. »Dies ist nichts, womit Sie sich weiter befassen sollten. Es oblag seit jeher dem Mann, die Ehre der Frau zu schützen.«

»Ach ja?« Clarissa funkelte ihn an. »Dann wird es höchste Zeit, dass sich das ändert!«

Aufgebracht rauschte sie hinaus und schlug die Tür hinter sich zu. Luciano empfand fast so etwas wie Erleichterung. Das war jetzt eine Sache zwischen ihm und Byron, so wie der Lord gesagt hatte.

Warum regte sie sich überhaupt so auf? Fürchtete sie etwa um ihn, nachdem der Lord eingestanden hatte, ein Meisterschütze zu sein? Der Gedanke rührte ihn, auch wenn ihre Sorge unbegründet war. Ja damals, zu Lord Byrons Zeiten, als Männer mit Pistolen aufeinander geschossen hatten, war manches Duell böse ausgegangen. Manch einer war von der Kugel tödlich getroffen worden oder später an einer brandigen Wunde verstorben. Aber was sollte ihm schon geschehen? So ein Geschoss konnte einen Vampir nicht töten oder ihm dauerhaften Schaden zufügen. Es würde im schlimmsten Fall schmerzhaft werden, dachte Luciano tapfer und zwang sich zu einem grimmigen Lächeln.

Lord Byron erwiderte es und schritt zur Tür. Die Klinke schon in der Hand, drehte er sich noch einmal zu dem Nosferas um.

»Wir werden natürlich mit Silberkugeln schießen«, sagte er betont beiläufig und fixierte Luciano mit einem lauernden Blick. »Was für einen Reiz hätte es, wenn es bei einem Duell gar keine Möglichkeit gäbe, seinen Gegner zu vernichten.«

Die Tür fiel zu und Lord Byron entfernte sich geräuschlos. Luciano dagegen stand wie erstarrt da. Es war, als müsse er noch einmal erleben, wie sein

Schatten Francesco in Irland im Kampf um Ross Errily von einer silbernen Kugel vernichtet worden war, die ihn mitten ins Herz getroffen hatte. Es gab keine Rettung. Wenn Silber das Herz eines Vampirs vergiftete, war dies endgültig, wie wenn ein Schwertstreich ihm das Haupt von seinem Hals trennte oder die Sonne den Vampir zu Asche verglühen ließ. Francescos Körper war noch vor Ort zu Staub zerfallen und vom Wind verweht worden. Nichts war von Lucianos Schatten geblieben.

Ein seltsames Gefühl der Enge legte sich um seinen Hals, und er verspürte so etwas wie Übelkeit. Wenn Lord Byron wirklich solch ein Meisterschütze war, wie er behauptete – und es gab keinen Grund, dies anzuzweifeln –, dann würde Lucianos Dasein vielleicht schon morgen Nacht zu Ende sein.

Und er würde Clarissa nie mehr sehen. Niemals! Das konnte und wollte er sich nicht vorstellen. Wie sehr hatte er gehofft, endlich alle Misstöne zwischen ihnen auszuräumen und ihre Liebe gemeinsam genießen zu können, so wie in den wenigen Stunden, die ihnen vor ihrer Wandlung vergönnt gewesen waren. Warum hatte er sich nicht mehr angestrengt? Es war das Gefühl gewesen, eine Ewigkeit Zeit zu haben, und nun war es vielleicht vorbei, ehe es richtig begonnen hatte. Und was würde aus ihr werden, wenn er sie alleine zurücklassen müsste? Eine tiefe Traurigkeit erfasste ihn. Luciano setzte sich an den kleinen Sekretär am Fenster, nahm einen Briefbogen aus der Schublade, Tinte und einen Federhalter, und begann zu schreiben.

Geliebte Clarissa,

Er hielt inne. Wie sollte er es ihr sagen? Was für Worte gab es, seine Gefühle zu beschreiben? Würde sie um ihn trauern? Ihn vermissen? Wie lange? Wann würde sie sich einem anderen Vampir zuwenden? Doch nicht etwa Lord Byron, diesem …

Luciano seufzte. Diese Gedanken sollte er lieber nicht weiter verfolgen. Er tauchte die Feder noch einmal ein und schrieb.

*

Ivy umkreiste wieder einmal die Templerkirche, doch heute machte sie keine Anstalten, das Innere zu betreten. Nein, ihr Blick wanderte immer wieder zu den Dächern der Gebäude empor, die das mittelalterliche Gotteshaus umringten. Grübelnd blieb sie stehen. Sah zum Chor hinüber, ließ den Blick lange dort

verharren und wandte sich dann wieder den Häusern des Inner Temple zu. Sie rief die Nebel und flatterte als Fledermaus auf eines der Dächer hinauf. Dort wandelte sie sich zurück und marschierte über den Dachfirst. Ein gewagter Sprung brachte sie auf das benachbarte Dach. Auch hier sah sie sich sorgfältig um. Immer wieder glitt ihr Blick zum Chor der Kirche hinüber. Endlich nickte Ivy. Sie wollte sich gerade wieder zur Fledermaus wandeln und in den Hof zurückkehren, als Luciano und Leo den Hof betraten. Selbst aus dieser Entfernung spürte Ivy, dass etwas Ungewöhnliches vor sich ging. Die ganze Körperhaltung der beiden Vampire verriet ihre Anspannung, und Leo strahlte so etwas wie Besorgnis aus.

Ungewöhnlich. Sehr ungewöhnlich!

Sie drang mühelos in Lucianos Geist ein, dennoch dauerte es eine Weile, bis es Ivy gelang, die miteinander ringenden Gedanken, die von Befürchtungen durchtränkt waren, zu entwirren und sich ein Bild der Lage zu machen. Endlich verstand sie, was vorgefallen war und wohin die beiden Freunde so eilig unterwegs waren.

Ivy zog eine Grimasse und schüttelte den Kopf. *Was seid ihr doch für Narren!*

Sie überlegte, ob es nötig sein würde, einzugreifen, als Alisa mit Clarissa unter dem Durchgang zum *Pump Court* auftauchte. Auch Clarissa wirkte aufgelöst und ängstlich, doch Alisa sah sie fest an. Sie sprach mit ruhiger Stimme auf sie ein. Ivy spürte sehr wohl, dass auch Alisas Nerven angespannt waren und ihre Gedanken hektisch nach einem Ausweg suchten, doch sie verstand es bewundernswert, nach außen eine kühle Fassade zu bewahren, die beruhigend auf Clarissa einwirkte.

Ivy blieb auf dem Dach sitzen und sah den beiden Vampirinnen nach, bis sie in der schmalen Gasse verschwanden, die sie zum Tor an der Fleet Street führte.

Nein, sie wurde hier nicht gebraucht. Ihre Freunde würden es auch ohne sie schaffen. Sie konnte sich wichtigeren Dingen zuwenden.

DAS DUELL

Es waren einige Stunden vergangen, als Alisa Franz Leopold im Hof vor der Templerkirche entdeckte. Sie stürmte auf ihn zu und packte ihn am Ärmel.

Er sah in ihr zorniges Gesicht und seufzte. »Es kommt mir wie ein Déjà-vu vor, doch ich versichere dir, ich habe weder Malcolm verprügelt noch einen anderen Vampir, der dir am Herzen liegen könnte.«

»Hör mit dem Unsinn auf«, herrschte sie ihn an, und in ihrem Ton klang nun mehr Verzweiflung als Zorn.

»Oh, dann ist es ja noch schlimmer, als ich dachte. Jetzt bin ich neugierig. Was bringt dich so außer Fassung?«

»Als ob du das nicht wüsstest!«, rief sie. »Luciano wird sich morgen Nacht mit Lord Byron duellieren. Und nun wage nicht, es abzustreiten! Ich weiß, dass du sein Sekundant sein wirst.«

Leo stöhnte. »Stimmt, aber du hast nichts damit zu tun und es geht dich auch nichts an. Also vergiss es, oder tu zumindest so, als ob du nichts davon wüsstest.«

»Was? Bist du noch zu retten? Luciano will sich von Lord Byron ein Loch in die Brust schießen lassen und mich soll das nicht kümmern? Der Lord ist ein legendärer Schütze und Luciano hat vermutlich noch nie eine Pistole in der Hand gehalten. Müssen wir uns wirklich fragen, wie das ausgehen wird?« Ihre Stimme kletterte noch einige Töne höher. »Sie schießen mit silbernen Kugeln!«

Franz Leopold zuckte kaum merklich zusammen. Hatte er das nicht gewusst? Wenn ja, so gab er es jedenfalls nicht zu, sondern beharrte darauf, dass das nicht zu ändern war und sie nichts anderes tun könnten, als den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Alisa starrte ihn entgeistert an. »Ist das dein Ernst? Er ist dein Freund! Du müsstest für ihn einstehen.«

Leo nickte. »Ja, Luciano ist mein Freund, und ich stehe ihm in dieser Stunde bei. Deshalb bin ich sein Sekundant. Ich werde mit ihm schießen üben und ihm jeden guten Ratschlag geben, den ich über Duelle weiß, mehr kann ich nicht tun.«

»Du musst es verhindern, wenn du ein wahrer Freund sein willst!«, verlangte Alisa.

»Indem ich mich der Kugel in den Weg werfe und mein Leben für das seine gebe?«

»Blödsinn! Natürlich nicht«, fauchte Alisa. »Das Duell darf gar nicht stattfinden. Er muss es absagen. Soll er sich eben bei Lord Byron entschuldigen.«

»Dafür, dass der sein Mädchen geküsst hat? Nein! Alisa, du verstehst davon nichts. Lass Luciano einmal etwas Mutiges und Ehrenvolles tun, worauf er nachher mit Recht stolz sein kann.«

»So ein Geschwätz kann nur ein Mann von sich geben! Ja, er kann stolz darauf sein, wenn es ihn danach noch gibt und die Silberkugel ihm nicht sein Herz zerfetzt hat!«

Leo hob die Schultern. »Manches Mal muss man ein Risiko eingehen und seine Angst überwinden, um an Kraft und Erfahrung zu gewinnen.« Alisa verdrehte die Augen.

»Woher weißt du überhaupt von der Sache?«, verlangte Leo zu wissen. »Hat Luciano sich bei dir ausgeweint?«

»Nein, du musst gar nicht diese angeekelte Miene aufsetzen. Er hat mir kein Wort gesagt, obwohl ich ihm ganz schön zugesetzt habe, es mir zu verraten.«

Leo hob fragend die Brauen. »Clarissa?«

»Nein! Du hast mir doch beigebracht, Gedanken zu lesen. Schon vergessen?«

Leo seufzte. »Manches Mal wünschte ich, ich hätte es nicht getan. Dann hat Luciano es also wieder einmal nicht geschafft, seinen Geist vor deiner Neugier zu verschließen. Das hätte ich mir denken können.«

»Das hat nichts mit Neugier zu tun. So etwas nennt man unter Freunden sich Sorgen um jemanden machen. Wenn einer mit einer Grabesmiene herumläuft, will man wissen, was ihn bedrückt!« Sie starrten sich eine Weile an.

»Du hast also nicht vor, etwas dagegen zu unternehmen?«

Leo schüttelte den Kopf. »Nein, und auch du wirst dich still verhalten. Ich weiß, dass du daran denkst, zu Lord Milton oder Lady Margaret zu laufen, doch ich beschwöre dich: Tu es nicht! Luciano würde es dir nicht danken, und die Vyrad vermutlich auch nicht. Die alten Ehrbegriffe zählen hier noch etwas. Und von einem Duell tritt man nicht zurück!«

Alisa sah ihn noch einige Augenblicke mit harter Miene an, dann wandte sie sich ab und rauschte davon.

»Vermutlich hat er gar nicht vor, Luciano zu vernichten«, rief Leo ihr hinterher, doch er konnte nicht sagen, ob Alisa es hörte.

*

Es war eine kalte Novembernacht. Nebel kroch über das Pflaster der Gassen und quoll zwischen den alten Parkbäumen hervor. Doch die Wiese, die Lord Byron für ihr Treffen gewählt hatte, erhob sich ein wenig über das graue Nebelmeer und lag klar im Licht des tief stehenden Mondes.

Leo sah sich um und nickte beifällig. »Er hat den Ort gut gewählt. Vermutlich ist dies nicht sein erstes Treffen hier.«

Luciano grinste ein wenig gezwungen. »Hast du die Pistolen?«

Leo nickte und hob den länglichen Kasten hoch. Er öffnete den Deckel unter dem die beiden geladenen Duellpistolen lagen. Es waren echte Kunstwerke, mit ziselierten Läufen und wertvollen Einlegearbeiten aus Elfenbein in den Griffen. Der Nosferas legte seine Hand zaghaft auf eine der Waffen, und Leo sah erleichtert, dass sie nicht zitterte. Der Dracas hatte mit Luciano in der vorherigen Nacht auf einer abgelegenen Rasenfläche im Hyde Park so lange geübt, bis der Himmel sich rosa färbte und sie sich schleunigst auf den Rückweg machen mussten, um noch rechtzeitig den Schutz des Temple zu erreichen, ehe die ersten Sonnenstrahlen den Tau des Grases wie Diamanten aufblitzen ließen.

»Du hast dich gestern gut geschlagen«, sagte Leo aufmunternd. »Es gibt nichts, wovor du dich fürchten müsstest. Stell dich aufrecht hin und denke einfach, es ist wieder ein Baumstamm, den du treffen musst. Ziele schnell, schieß sofort und mach dir keine Gedanken darüber, was Lord Byron tut. Jeder hat nur eine Kugel, dann ist es vorbei.«

»Ich will ihn aber nicht vernichten!«, protestierte Luciano.

»Musst du ja auch nicht. Aber wenn du ihn irgendwo triffst, ehe er abdrückt, dann wird seine Kugel fehlgehen. Das sollte doch ein Ansporn sein, nicht?«

Luciano nickte grimmig. »Ja, ich finde durchaus Gefallen an meiner nächtlichen Existenz und möchte sie heute Nacht noch nicht beenden.«

Leo legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das wirst du auch nicht. Du bist mutig, hast ein scharfes Auge und eine ruhige Hand. Es wird alles gut gehen, mein Freund.«

Luciano hob den Blick. »Leo, tu mir einen Gefallen und sei nicht so freundlich zu mir. Wenn mich etwas nervös macht, dann das! Sei einfach wie immer und mach mich wütend mit deiner Überheblichkeit oder so.«

Leo zeigte ihm die Zähne. »Das kannst du haben! Aber pass mit der Pistole auf. Der Abzug geht sofort los.«

»Ich weiß«, schimpfte Luciano und hob die Waffe vorsichtig aus dem Kasten. Er sah sie noch einmal von allen Seiten an, ehe er sie zurücklegte und sich seinem Gegner zuwandte, der nun mit Malcolm zwischen den Bäumen aus dem Nebel auftauchte.

»Pünktlich auf die Minute«, kommentierte Franz Leopold, und es klang fast, als würde er das bedauern.

»Was hast du erwartet?«, meinte Luciano mit einem unterdrückten Seufzer.

»Dass Malcolm, der Verräter, sich nicht als Sekundant für Byron hergibt, zum Beispiel«, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Die Duellgegner kamen heran. Die Sekundanten und die beiden Kontrahenten begrüßten einander knapp. Malcolm und Franz Leopold überprüften noch einmal, ob die Pistolen korrekt geladen waren, dann überreichten sie jedem der Duellanten seine Waffe.

»Zählt nun die Schritte ab«, sagte Malcolm mit ungewohnt emotionsloser Stimme. »Zwanzig, dann dreht euch um und wartet, bis ich das Taschentuch hebe. Sobald ich es loslasse, schießt!«

Die beiden Duellanten stellten sich Rücken an Rücken auf, die Pistole mit dem Lauf nach oben gerichtet in der Rechten. Malcolm war gerade im Begriff, mit dem Zählen zu beginnen, als ein Ruf ihn innehalten ließ.

»Nein! Ich kann das nicht zulassen!«

Clarissa stürmte mit gerafften Röcken aus den Nebelschwaden hervor. Alisa auf den Fersen.

»Halt, bleib stehen! Das kannst du nicht tun. Nicht so.«

Die Vamalia erreichte sie im gleichen Moment, als auch Leo ihren Arm packte. Er musterte sie mit seinem berüchtigt eisigen Blick.

»Clarissa, du hast hier nichts verloren. Luciano ist hier, um deine Ehre zu verteidigen, also halte dich zurück und störe den Ablauf des Duells nicht.«

Obgleich Alisa ebenfalls versucht hatte, Clarissa zurückzuhalten, ehe sie etwas Dummes anstellen konnte, funkelte Leo die Vamalia zornig an.

»Lass sie los. Sie hat Luciano nicht darum gebeten, sich für ihre Ehre ein Loch in die Brust schießen zu lassen. Clarissa ist sehr gut in der Lage, sich selbst um ihr Wohlergehen und ihre Ehre zu kümmern. Und wir anderen Vampirinnen ebenfalls! Wenn ihr eingebildeten Männer das nur endlich kapieren würdet.«

Leo kniff die Augen zusammen. »Keine Sorge. Ich werde mich für dich nicht duellieren.«

»Da bin ich aber erleichtert«, zischte Alisa und zog Clarissa mit sich fort. So nah, dass sie gut sehen konnten, allerdings auch so weit weg, dass die junge Servientin nicht dazwischengehen konnte, sollte es ihr noch einmal gelingen, sich loszureißen. Dachte Alisa zumindest.

Malcolm wandte sich wieder den Kontrahenten zu, die noch immer Rücken an Rücken auf seinen Befehl warteten.

»Eins … zwei … drei …« Malcolm begann langsam zu zählen und die beiden Vampire schritten bedächtig die Entfernung ab. Bei zwanzig Schritten blieben sie stehen und wandten sich einander zu. Sie ließen den Arm mit der Pistole sinken, sodass der Lauf nun gegen den Boden gerichtet war. Für einen Augenblick maßen sie sich und blickten einander fest in die Augen, dann richteten sie ihren Blick auf Malcolm, der das Taschentuch bereits in der Hand hielt.

»Fertig?«

Er wartete, bis beide nickten, dann hob er den Arm.

Clarissa kaute vor Anspannung auf ihren Fingern herum, und auch Alisa vergaß, die Servientin festzuhalten und verschlang ihre Hände ineinander, während ihr Blick zwischen den beiden Pistolen hin und her huschte.

Das Taschentuch entglitt Malcolms Händen. Kaum hatte der leichte Morgenwind das Tuch erfasst, geschahen gleich mehrere Dinge. Die Vampire rissen ihre Pistolen hoch. Zwei Schüsse krachten. Die Geschosse peitschten durch die Luft. Eines ging eine Handbreit fehl und bohrte sich ein ganzes Stück hinter dem Kontrahenten in einen Baumstamm. Und auch die andere Kugel traf nicht den Duellanten.

Mit einem Aufschrei war Clarissa nach vorn gesprungen, sobald Malcolm das Taschentuch losließ. Die Verzweiflung verlieh der jungen Vampirin eine solche Kraft, dass sie Alisa überrumpelte, mit einem einzigen Satz von beinahe zehn Metern vorschnellte und sich in die Flugbahn des Geschosses warf. Getroffen

fiel sie rücklings ins Gras. Ein roter Fleck färbte ihr elfenbeinfarbenes Mieder und breitete sich rasch aus.

Für einen Wimpernschlag herrschte lähmendes Entsetzen auf der Lichtung. Dann stürzten alle zu Clarissa. Luciano erreichte sie als Erster. Er ließ sich auf die Knie fallen, richtete sie auf und presste sie an sich, dass ihr Blut sein Hemd durchnässte.

»Clarissa, meine Liebste, sag doch etwas. Kannst du mich hören? Nun mach schon die Augen auf und sprich mit mir!«

Die Lider flatterten, dann hob sie den Blick. »Luciano, es tut mir so leid.«

»Du dummes Mädchen! Wie konntest du so etwas tun?«

Sie deutete ein Kopfschütteln an. »Nein, du missverstehst mich. Nicht, dass ich das Duell gestört habe. Es tut mir leid, dass ich so gemein war und dich immer wieder zurückgewiesen habe. Du bist alles, was ich habe. Ich liebe dich, und der Gedanke, dass du vernichtet werden könntest, war unerträglich. Ohne dich ist alles sinnlos.«

Ihre Augen fielen zu, und sie verlor das Bewusstsein. Luciano stieß einen Schrei aus, dessen tiefer Schmerz die anderen erschaudern ließ. Er drückte Clarissa noch fester an sich, doch Leo und Alisa lösten unsanft seine Hände von ihr und stießen ihn zurück.

»Lass uns sehen, wo sie getroffen wurde.« Alisa hielt sich nicht mit falscher Schicklichkeit auf. Mit einem Ruck zerriss sie die Bänder, die das Miederoberteil schlossen, und warf es zur Seite. Das zarte Unterkleid war durchweicht von Blut, und noch immer schoss es aus der Wunde, die das Geschoss rechts in ihre Brust gerissen hatte.

Leo und Alisa tauschten einen entsetzten Blick. »Meinst du, es hat die Lunge durchschlagen? Bei einem Menschen wäre das sicher tödlich, aber wir müssen nicht atmen«, fügte sie eifrig hinzu und sah ihn verzweifelt um Zustimmung bittend an.

Stattdessen riss er einen breiten Streifen Stoff aus Clarissas Unterrock, drehte ihn zu einem Knäuel und presste ihn auf die blutende Wunde. »Ist die Kugel überhaupt wieder ausgetreten?«, fragte er dann und hob Clarissas Oberkörper vorsichtig an, um ihren Rücken zu betrachten. Alisa folgte seinem Blick und hatte das Gefühl, alles Leben würde aus ihr weichen. Keine Wunde. Kein Tropfen Blut.

»Bei allen Dämonen, das Silbergeschoss steckt noch in ihr«, hauchte sie. Es war ihr, als würde das Bild vor ihr verschwimmen, so als wollte sie ihre Gestalt wandeln.

Lord Byron starrte entsetzt auf die Szene herab, die sich ihm bot.

»Das habe ich nicht gewollt«, stieß er tief erschüttert hervor. »Ich hätte den jungen Nosferas doch nicht vernichtet! Nicht einmal schwer verletzt. Nur ein kleiner Streifschuss, um der verwirrten kleinen Vampirin ihren Helden zu geben, den sie stolz in ihre Arme schließen kann.«

»Tja, der Erfolg war wohl nicht ganz der erhoffte«, kommentierte Leo sarkastisch, ohne sich von Clarissa abzuwenden.

Luciano zog ihre Hand an sein Gesicht und wiegte sich wimmernd vor und zurück, während Alisa plötzlich fühlte, wie sie ruhig wurde. Ihr Blick klärte sich. Sie legte ihre Hand auf Leos, der Clarissa behutsam ins Gras zurücklegte.

»Wir müssen die Kugel entfernen! So schnell wie nur möglich. Mit jedem Augenblick, der verstreicht, breitet sich das giftige Silber weiter in ihrem Körper aus, und wenn es das Herz erreicht, ist sie nicht mehr zu retten.«

Leo erwiderte mit ernster Miene ihren Blick. »Hast du ein Messer?«

Statt einer Antwort nestelte Alisa fieberhaft an der kleinen Tasche, die sie immer unter den Falten der Röcke verborgen an ihrer Hüfte trug. Sie streckte Leo die scharfe spitze Klinge entgegen. »Willst du es tun?«

Er zögerte einen Moment.

»Gut. Dann ich, und du hilfst mir dabei.«

»Und los«, stieß er hervor, als er die Kompresse hob und den ungetrübten Blick in die tiefe Wunde ermöglichte. Luciano starrte zur Seite, hielt aber weiter ihre Hand.

Beherzt führte Alisa das Messer. Sie schnitt tief durch Haut und Gewebe, während Leo geschickt die Ränder der vergrößerten Wunde auseinanderhielt und das Blut mit dem Stoff aufsaugte.

»Ich muss noch tiefer!«

»Schnell, eine neue Kompresse.«

Lord Byron gab sein weißes Halstuch und riss dann mit einer gemurmelten Entschuldigung noch einen weiteren Streifen von Clarissas Rock.

Malcolm stand die ganze Zeit nur wie versteinert da und starrte auf das Treiben zu seinen Füßen, das er nicht fassen konnte, während Luciano tröstende Worte

murmelte, auch wenn Clarissa sie vermutlich nicht hören konnte.

»Da ist sie. Schnell, abtupfen!« Alisa stieß das Messer noch einmal in die Wunde und beförderte dann mit einer geschickten Drehung des Handgelenks das silberne Geschoss zutage. Es rollte über Clarissas Bauch und fiel dann ins Gras. Lord Byron bückte sich und hob es auf.

»Welch Zerstörungskraft steckt in diesem winzigen schimmernden Metallklumpen«, sagte er versonnen, vielleicht ganz froh, seinen Blick von dem blutigen Kampf ganz anderer Art abwenden zu können. Während Leo das letzte Stück trockenen Stoff auf die nun klaffend große Wunde presste, zerriss Alisa ihren Unterrock und half ihm, eine breite, feste Bandage um Clarissas Oberkörper anzulegen, die dafür sorgte, dass die Kompresse die Wunde verschloss. Ganz vorsichtig nahm Luciano sie in die Arme. Das Entsetzen war noch immer in sein Gesicht geschrieben.

Der schnelle Hufschlag von Pferden und das Rattern von Kutschenrädern ließ sie sich umsehen. In halsbrecherischer Fahrt kam eine schwarze Kutsche auf sie zugerast. Der Kutscher, der die vier Rappen mit seiner Peitsche antrieb, lenkte sie auf die Gruppe auf der Wiese zu und brachte dann das Gefährt schlitternd zum Stehen. Mit einem Satz sprang Hindrik vom Bock. Die Pferde rührten sich nicht mehr vom Fleck. Noch ehe er die Tür erreicht hatte, wurde sie von innen aufgestoßen. Lady Margaret war mit einem Satz draußen und bei der Gruppe ihrer Schützlinge. Ihr Blick erfasste Clarissa, dann sah sie zu dem Dichter, der nur die Schultern heben konnte.

»Das lag ganz sicher nicht in meiner Absicht«, wiederholte er seine Worte, doch die Lady achtete schon nicht mehr auf ihn. Sie beugte sich über Clarissa, die noch immer ohnmächtig in Lucianos Armen lag.

Hindrik drängte sich vor und kniete sich neben sie. »Die Kugel? Ist die Kugel noch in ihrem Körper?«

»Nein«, antwortete Leo fest. »Alisa hat sie entfernt.«

Hindrik nickte ihr anerkennend zu, doch Alisa fühlte nur Verzweiflung. »Sie ist durch ihre Lunge gedrungen, und ich habe mit dem Messer noch mehr Schaden angerichtet. Und sie blutet noch immer so stark. Kann Clarissa es schaffen?«

Hindrik lächelte sie beruhigend an. »Wenn das Silber aus ihrem Körper entfernt ist und das Herz nicht getroffen hat, dann können wir hoffen.«

»Sie muss schnell zum Temple zurückgebracht werden«, unterbrach Lady

Margaret und hob Clarissa in ihre Arme. »Sie braucht jetzt Blut und Ruhe. Beides wird sie bei uns finden.« Die Vyrad trug die Verletzte zur Kutsche und stieg mit ihr ein. Luciano folgte und drängte sich an ihre Seite. Und auch Malcolm folgte ihnen, noch immer schweigend, den Blick zu Boden gerichtet. Hindrik schloss den Wagenschlag und sprang auf den Kutschbock.

»Kommt ihr beide alleine zurecht?«

Alisa und Leo nickten.

»Seht zu, dass ihr uns rasch folgt. Es wird bald Tag.«

Hindrik schwang die Peitsche, die Pferde zogen an, und die Kutsche raste davon. Hindriks blonde Locken wehten im Wind. Vermutlich hatte er nicht einmal bemerkt, dass er bei der wilden Fahrt seinen Hut verloren hatte.

»Tja, es bleibt doch nichts geheim«, murmelte Leo, der wie Alisa der in den Nebelschwaden entschwindenden Kutsche nachsah.

Alisa sagte nichts. Sie dachte an Malcolm, der nun bei den anderen in der Kutsche saß. Wie er einfach nur so dagestanden, wie zur Statue erstarrt, und rein gar nichts getan hatte! Unmut stieg in ihr auf.

»Du musst Malcolm nicht zürnen«, sagte Leo ungewohnt sanft. »Jeder reagiert in außergewöhnlichen Situationen anders.«

Alisa wandte sich ihm mit ärgerlich gerunzelter Stirn zu. »Du willst doch nicht etwa Malcolm verteidigen?«

»Eine ungewohnte Regung in mir, das gebe ich zu. Doch vielleicht liegt es daran, dass ich weiß, wie hart es werden kann, wenn einem das Unglück widerfährt, deinen Unmut zu erregen.«

»Er hat einfach nichts getan!«

Leo nickte. »Ja, aber er war erschüttert. Er fühlte sich schuldig, weil er es nicht vorhergesehen hatte und nicht rechtzeitig eingeschritten war.«

»Dennoch war das seiner nicht würdig!«, beharrte Alisa.

Leo griff nach ihrer Hand und legte seine Linke über die ihre. »Es kann nicht jeder so beherzt sein wie du und selbst in der schlimmsten Lage noch mit kühlem Kopf das Richtige tun.«

Es war der Klang seiner Stimme, der sie den Blick senken ließ. »Jemand musste es machen, wenn sie nicht hier auf der Wiese sterben sollte.«

Leo nickte. »Ja, du hast die Kugel mit unglaublichem Geschick entfernt. Deine Hand hat nicht einmal gezittert!«

Zaghaft hob sie den Blick. »Weil du an meiner Seite warst und mir geholfen hast. Ich wusste, zusammen werden wir es schaffen.«

Sie sahen einander in die Augen. Leo drückte Alisas Hand und sie hielt sie fest in der ihren, während nach und nach ein goldenes Schimmern den Nebel durchdrang.

»Wir sollten gehen«, brach Leo schließlich den Zauber. Alisa nickte, ohne den Blick abzuwenden.

»Wie?«, erkundigte er sich.

»Fledermäuse.«

Und so wandelten sie sich und flatterten Seite an Seite durch den Park und dann über Londons Dächer hinweg. Kurz bevor die Sonne aufging, erreichten sie den Temple Inn Court.

*

Das Duell wurde nicht erwähnt, als Lord Milton und Lady Margaret die Erben einige Abende später in der Halle zusammenriefen und sie aufforderten, ihre Ermittlungsergebnisse im Fall Gilchrist beziehungsweise Slater vorzutragen.

Clarissa hatte sich wieder erholt. Ja, sie war schon am darauffolgenden Abend ohne äußerliche Spuren der Schusswunde erwacht. Die Fähigkeit der Vampire unreinen Blutes, sich zu regenerieren, war schon erstaunlich. Allerdings musste wohl noch ein Rest des Silbers in ihrem Organismus kreisen, denn sie fühlte sich schwach und schwindelig und konnte sich nicht recht auf die Gespräche um sie herum konzentrieren. Luciano wich nicht von ihrer Seite, und Clarissa ließ sich die Fürsorge gefallen. Bis auf Leo sagte niemand etwas dazu, dass Luciano lieber im Temple blieb, statt sich weiter mit der Spurensuche im Mordfall Gilchrist zu befassen. Alisa hätte mit Leo deswegen fast wieder Streit angefangen, doch sie genoss die unerwartet zurückgekehrte Freundschaft zwischen ihnen zu sehr, als dass sie deswegen eine neue Verstimmung riskiert hätte. Wenigstens seine Freundschaft wollte sie sich bewahren.

»Ich finde ja nur, dass er sie nicht so verhätscheln sollte«, meinte Leo, dem natürlich wieder einmal nicht entgangen war, was sie beschäftigte. »Clarissa ist keine zerbrechliche Porzellanpuppe. Sie ist eine Vampirin, die inzwischen sehr gut auf eigenen Beinen stehen kann.«

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Er zeigt ihr damit doch nur seine Liebe und seine Hingabe.«

Leo runzelte die Stirn. »Liebe, in Ordnung, aber Hingabe? Ich weiß nicht. Ist das etwas, was man sich wünschen sollte? Ich finde, er macht sie mit seiner erdrückenden Fürsorge unselbstständig und schwach. Oder misstraut er ihr und will sie überwachen?«

»Aber nein!«, rief Alisa erbost. »Kannst du in allem immer nur etwas Schlechtes sehen?«

Leo schüttelte den Kopf. »Ich sage ja nicht, dass es schlecht ist. Ich finde es nur nicht klug oder wünschenswert. Wenn ich mir vorstelle, du und ich wären an ihrer Stelle …«

»Wie könnten wir? Sagtest du nicht, du würdest dich niemals für mich duellieren.«

»Wenn es die Situation erfordert?«, sagte er, obgleich sich das vor wenigen Nächten noch ganz anders angehört hatte. »Und von dir könnte ich mir durchaus so eine hirnrissige Reaktion vorstellen wie die, sich zwischen die beiden Schützen zu werfen!«

Alisa war noch zu sehr mit dem ersten Teil seiner Antwort beschäftigt, um sich über die Bemerkung mit der »hirnrissigen Reaktion« zu ereifern.

Hatte er das nur so dahingesagt, oder was sollte sie davon halten? Immerhin hatte er sich für sie geprügelt, oder um sie. Egal. Jedenfalls war daran nichts Edles gewesen, und es war auch nicht darum gegangen, ihre Ehre zu retten!

»Es ging auch bei Luciano nicht um Clarissas Ehre, sondern um seine Eifersucht«, kommentierte Leo.

Verflucht, er hatte sich schon wieder in ihren Geist eingeschlichen.

»Doch wir waren bei etwas anderem, also lass mich aussprechen. Wenn du an Clarissas Stelle wärst, dann könnte ich mir vorstellen, dass du dich erdrückt fühlen würdest. Vielleicht sogar entmündigt, wenn man solch ein Trara um eine Wunde veranstaltet, die längst verheilt ist. Ich jedenfalls wollte keine Partnerin an meiner Seite, die man wie ein Kleinkind umsorgen muss. Ich wollte eine starke Vampirin, klug und eigenständig, die die Zähne zusammenbeißt, wenn es mal schmerzhaft wird, und ihren Partner an seine Aufgaben erinnert, statt sich die ganze Nacht verhätscheln zu lassen.«

Lord Milton ergriff nun das Wort und Alisa war in ihren Gedanken noch sehr mit Leos Worten beschäftigt. *Wenn ich mir vorstelle, du und ich wären an ihrer Stelle …*

Hatte er das wirklich gesagt? Und das mit der Vampirin an seiner Seite? Ja, Leo hatte recht. Wenn sie an Clarissas Stelle wäre, wollte sie ganz sicher nicht nächtelang geschont und umhegt werden. Sie wollte dem Vampir, den sie liebte, eine starke, gleichberechtigte Partnerin sein.

Sie war so aufgewachsen. Die Vamalia behandelten selbst ihre Servienten auf diese Weise. Aber dass Leo solche Ansichten vertrat? Wäre es für einen Dracas nicht passender, sich eine zerbrechliche, schöne Vampirin zu wünschen, die ihn anhimmelte und nie widersprach?

Wie langweilig!

Alisa sah ihn ungläubig an, rief sich aber sofort zur Ordnung und konzentrierte sich auf Lord Milton und Lady Margaret und auf ihren Bericht, den sie abliefern mussten.

Während sich einige der Erben um Miss Birrell gekümmert und die Nichte der Ermordeten auch tatsächlich aufgespürt hatten, war Alisas Gruppe dem Hinweis auf Detective-Lieutenant Trench nachgegangen. Eine dritte Gruppe hatte versucht, Helen Lambie noch einmal zu befragen, um sie dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen und vielleicht auch zu erklären, warum sie vor Gericht gelogen und maßgeblich dazu beigetragen hatte, einen Unschuldigen an den Galgen zu bringen, doch sie schien verschwunden zu sein. Die vierte Gruppe hatte den Arzt aufgesucht, der damals zum Tatort gerufen worden war und die Leiche als Erstes untersucht hatte. Er hieß wie der Nachbar ebenfalls Adams.

Nacheinander präsentierten die Gruppen ihre Ergebnisse.

»Nicht nur Helen Lambie leidet unter massiver Vergesslichkeit«, stellte Mervyn fest. »Auch Miss Birrell will sich an kein Gespräch mit ihr in der Mordnacht erinnern können. Insbesondere nicht, dass Miss Lambie eine Andeutung gemacht haben könnte, den Mörder erkannt zu haben.«

»Lügen diese Frauen?«, hakte Lady Margaret nach.

Mervyn und die andern Mitglieder seiner Gruppe nickten. »Ja!«, sagte Mervyn bestimmt. »Und das war Miss Birrell auch während unseres Gesprächs deutlich bewusst.«

»Die beiden haben sich also nach dem Mord darüber unterhalten, wen Helen in Miss Gilchrists Wohnung erkannte?«

»Genau!«, stimmte Mervyn zu.

»Und wer war es?«, wollte Joanne wissen, die in der Gruppe war, die den Arzt

aufgesucht hatte.

Alisa meldete sich zu Wort. »Dazu habe ich eine interessante Aussage von Miss Birrell, die Mr Trench zwei Tage nach dem Mord aufgenommen hat, die aber später in der Akte nicht mehr enthalten war. Er hat sich das Original aufgehoben und die Aussage der Zeugin für die Akte noch einmal ins Reine geschrieben. Ich habe sie mir notiert, da ich sie für entscheidend für den Fall halte.«

Lord Milton forderte Alisa auf, die Notiz vorzulesen.

Das Hausmädchen von Miss Gilchrist, Nellie Lambie, kam gegen 7 Uhr 15 zu mir. Als die Tür geöffnet wurde, stürmte sie ins Haus und rief: »Oh!, Miss Birrell, Miss Gilchrist ist ermordet worden, sie liegt tot im Esszimmer, und ich habe den Mann gesehen, der das getan hat!«

Ich erwiderte: »Mein Gott, Nellie, das ist ja furchtbar! Wer ist es? Kennst du ihn?« Nellie antwortete: »Ich glaube es war A. B. Bestimmt war es A. B.«

Ich sagte zu ihr: »Nellie, sag das nicht. Wenn du dir nicht ganz sicher bist, dann nur das nicht.« Worauf sie wiederholte, sie sei sich ganz sicher, dass es A. B. gewesen sei.

»Steht da wirklich nur A. B.?«, wollte Tammo wissen. »Wir brauchen seinen Namen!«

Alisa zog eine Grimasse. »Sein Name war unkenntlich gemacht worden, und darüber stand eben A. B. Ausgeschrieben konnten wir ihn leider nirgends entdecken. Immer nur dieses Kürzel. Wobei ich noch sagen muss, dass der Chief Superintendent, der Trench zu Miss Birrell geschickt hat, um ihre Aussage aufzunehmen, nachher schlicht leugnete, diesen Auftrag jemals erteilt zu haben, und – wie erwähnt – das Original der Aussage ist nicht in den Akten. Außerdem haben wir erfahren, dass der Superintendent am folgenden Tag zu jenem mysteriösen A. B. ging, doch auch dieses Protokoll ist verschwunden. Der Superintendent ließ Trench allerdings wissen, A. B. habe mit der Sache nichts zu tun, und er solle zu Miss Birrell gehen und ihr einschärfen, die Sache niemandem gegenüber zu erwähnen. Es war wohl der Minister für Schottland persönlich, der sich dafür einsetzte, den Namen aus allen Akten herauszuhalten und diese Spur nicht weiter zu verfolgen.«

Auch die anderen trugen ihre Ergebnisse vor, dann senkte sich Stille über die Middle Temple Hall. Nach einer Weile meldete sich Alisa zu Wort.

»Und was machen wir jetzt? Wir müssen herausbekommen, wer dieser A. B. ist. Ich denke, einer von uns sollte sich mit Mr Trenchs Gedächtnis beschäftigen oder sich Miss Birrell noch einmal vornehmen. Wenn wir in ihren Geist eindringen, müsste der Name doch zu finden sein. Es gibt genug Erben, die gut genug Gedanken lesen können, um den Namen herauszufinden. Dann werden wir den wahren Mörder präsentieren, das Verfahren muss wieder aufgenommen werden und Oscar Slater wird als freier Mann das Gefängnis verlassen. Vielleicht müssen sie ihm eine Entschädigung zahlen. Jedenfalls sollte Helen Lambie wegen Meineid ins Gefängnis! Sie hat bewusst einen Falschen beschuldigt!«

»Setz dich wieder«, forderte Lord Milton die Vamalia auf. »Die Übung ist abgeschlossen, der Fall ist erledigt – für die Justiz und für uns.«

Alisa brauste auf und wollte widersprechen, doch er schnitt ihr das Wort ab.

»Es gibt in England keine Möglichkeit, ein abgeschlossenes Verfahren noch einmal aufzurollen. Es wird darüber nachgedacht, so etwas wie ein Berufungsgericht einzuführen, doch solange es das nicht gibt, ist die einzige Hoffnung jedes zu Recht oder Unrecht Verurteilten eine Begnadigung durch die Queen.«

»Aber Slater ist unschuldig!«

»Das tut nichts zur Sache«, fuhr der Lord ruhig fort.

»Dann wird Oscar Slater morgen zu Unrecht aufgehängt!«, rief Alisa außer sich. Sie war offensichtlich die Einzige, der diese Tatsache naheging. Die anderen fühlten sich lediglich in ihrer schlechten Meinung über die Menschen bestätigt.

»Nein, er wird nicht gehängt.«

Überrascht sahen die Erben Lord Milton an.

»Dann haben sie eingesehen, dass sie den Falschen verurteilt haben?«, frohlockte Alisa. Der Vyrad schüttelte den Kopf.

»Nein, seine Strafe wurde lediglich von Hängen in lebenslange Haft umgewandelt. Vielleicht interessiert es euch, dass sich Lord Pentland, der Minister für Schottland, für die Begnadigung aussprach, nachdem die Presse sich in den vergangenen Tagen über die Mängel in der Prozessführung erhitzte und sogar allerorts Unterschriften für Slaters Begnadigung gesammelt wurden. Eine offizielle Stellungnahme des Unterhauses gibt es bislang allerdings nicht, und

ich erwarte auch nicht, dass man sich weiter mit dem Fall beschäftigt.«

»Dann wird Oscar Slater für eine Tat, die er nicht begangen hat, ein Leben lang im Gefängnis sitzen?« Alisa schüttelte fassungslos den Kopf.

»Dann doch lieber Hängen«, meinte Tammo. »Dann hat er es hinter sich.«

Lord Milton schien nicht weiter interessiert. Alisa konnte es nicht glauben.

»Wir müssen etwas unternehmen!«, rief sie und sprang in ihrer Empörung von ihrem Sitz auf, doch Lord Milton schüttelte den Kopf.

»Der Fall ist abgeschlossen. Alles Weitere geht uns nichts an.«

»Ein Unschuldiger soll für etwas büßen, das er nicht getan hat? Wenn wir ihm schon nicht vor dem Richter Gerechtigkeit widerfahren lassen können, dann sollten wir ihm wenigstens zur Flucht verhelfen.«

Doch auch dafür war der Vyrad nicht zu haben. »Es ist nicht unsere Sache«, beharrte er. »Wir waren für diesen Fall nicht zuständig. Wenn wir als Barrister engagiert werden, ist es unsere Pflicht, das Beste für unseren Klienten herauszuholen. In diesem Fall aber waren wir nur Beobachter.« Der Lord sah Alisa eindringlich an. »Du musst lernen, deine Gefühle besser zu kontrollieren und dich nicht so leicht in eine Sache hineinziehen zu lassen. Führe dir vor Augen, dass die Menschen lediglich unsere Studienobjekte sind. Es ist nicht unsere Aufgabe, sie besser zu machen oder zu irgendetwas zu bekehren. Und auch nicht, sie vor ihren Machenschaften untereinander zu retten.«

Für Lord Milton war die Sache erledigt, doch Alisa dachte noch lange darüber nach, wie man der Gerechtigkeit nicht doch noch ein wenig auf die Sprünge helfen könnte.

DIE TOTE VON WHITECHAPEL

Ein paar Tage später klopfte es am frühen Abend in Chelsea an die Tür des Hauses mit der Nummer 18 in der St. Leonard’s Terrace. Das Hausmädchen Grace öffnete und fragte den Herrn auf den Stufen nach seinem Namen und seinem Begehren. Grace kannte ihn nicht, doch nach einem kurzen Zögern ließ sie ihn in die Halle treten und eilte mit gerafften Röcken die Treppe hinauf, um dem Hausherrn den Besucher zu melden.

»Was ist denn Grace? Was machst du denn für ein Gesicht? Ist etwas passiert?«, fragte Bram Stoker besorgt.

Er saß mit seinem Freund Oscar Wilde, der nur zwei Straßen weiter in der Tite Street wohnte, bei einem Glas irischem Whiskey und einer Zigarre beisammen. Die beiden hatten sich vorgenommen, den Abend ganz ohne Frau und Kinder zu genießen, über Gott und die Welt zu philosophieren und vielleicht auch den neusten Gesellschaftsklatsch auszutauschen. Florence war mit Irving Noel ein paar Tage zu ihrer Schwester gefahren, und so hatten die beiden Männer beschlossen, die Ruhe eines langen Abends vor Brams bescheidenem Kamin zu genießen. Bram argwöhnte zwar, dass Oscar entweder Streit mit einem seiner Freunde hatte oder – was ihm wahrscheinlicher erschien – wieder einmal völlig blank war, dass er diese Art von Unterhaltung einer gesellschaftlichen Runde vorzog, dennoch freute er sich über seinen Besuch.

»Wie kommst du mit deinem unheimlichen Roman voran?«, fragte er neugierig. Das Thema ewige Jugend interessierte ihn sehr.

Oscar strahlte. »Oh ja, es geht vorwärts. Dorian Gray heißt der Held, der seine Schönheit nicht verlieren will und dafür alles zu geben bereit ist. Selbst seine Seele.«

»Und, bleibst du bei der Idee, dass sein Porträt an seiner statt altert?«, erkundigte sich Bram. »Ich finde diesen Einfall großartig.«

»Ja, ich habe oft großartige Einfälle«, stimmte ihm Oscar unbescheiden zu, vermutlich ohne dies zu bemerken. Er wirkte nachdenklich, dann nickte er. »Ich werde den Roman ›Das Bildnis des Dorian Gray‹ nennen.«

In diesem Moment klopfte es und Grace trat mit hektischen Flecken auf den

Wangen ein.

»Da ist ein Herr, der Sie sprechen will, Mr Stoker.«

Bram runzelte ein wenig unwillig die Stirn. »Ich habe dir doch gesagt, dass Mr Wilde und ich heute Abend nicht gestört werden wollen.«

»Ich weiß schon«, gab das Mädchen atemlos zu. »Aber der Mann ist von der Polizei! Ein Detective Trench, wenn ich das richtig verstanden habe. Mr Stoker, ich habe ihn eingelassen und in die Halle geführt.« Sie sah ein wenig ängstlich zu ihrem Arbeitgeber auf, doch der lächelte sie beruhigend an.

»Das war richtig von dir. Führe Mr Trench zu uns herauf und geh dann in die Küche, um ein Teetablett zu richten.« Grace knickste und eilte davon.

»Ein Detective der Polizei? Was hast du ausgefressen, mein Freund? Gestehe! Was hast du mir verheimlicht? Ich nehme zumindest an, dass nicht ich es bin, den er in deinem Hause sucht«, fügte Oscar mit plötzlicher Besorgnis hinzu. »Das wäre mir dann doch unangenehm.«

»Sind deine Schuldner so hinter dir her?«

Doch Oscar machte eine wegwerfende Handbewegung. Das war ein Thema, über das er nicht sprechen wollte. Seine Geldnöte verfolgten ihn schon, seit er sein Elternhaus verlassen hatte, doch irgendwie schaffte er es immer wieder, sich durchzumanövrieren. Dabei müsste er eigentlich genug verdienen, so geliebt und bejubelt wie seine Dichtungen waren. Schritte vor der Tür und Grace' Ankündigung unterbrachen Brams Überlegungen.

»Mr Trench.« Sie ließ ihn eintreten und schloss dann die Tür hinter ihm.

Bram erhob sich und reichte dem unerwarteten Besucher die Hand.

»Bram Stoker, und das ist mein Freund Oscar Wilde.«

»Der berühmte Dichter?« Der Kriminalbeamte war für einen Moment aus dem Konzept gebracht. Oscar nickte mit einem gnädigen Lächeln und schüttelte ihm ebenfalls die Hand.

»Und mit wem haben wir das Vergnügen?«

»Oh, Verzeihung. Detective-Lieutenant Trench.«

»Kommen Sie, um meinen Freund Bram zu verhören?«, hakte Oscar nach. Bram war die Unverblümtheit seines Freundes ein wenig peinlich, doch er war genauso gespannt, zu erfahren, worum es sich handelte. Wozu also um den heißen Brei herumreden?

»Verhören?« Der Besucher lachte auf. »Nein, nein, meine Herren, weder

verhören noch befragen. Ganz im Gegenteil. Ich bin gekommen, weil ich Mr Stoker etwas erzählen und ihn um etwas bitten möchte.« Er zögerte und sah zu Oscar und dann wieder zu Bram. »Aber wenn ich störe, kann ich auch ein anderes Mal wiederkommen.«

»Ist unsere Polizei nicht ein Muster an Höflichkeit!«, rief Oscar aus.

Trench hörte wohl den Spott in der Stimme, sagte aber: »Ich bin nicht dienstlich hier.«

»Dann setzen Sie sich und erzählen Sie uns, was Sie bedrückt«, forderte Bram den Besucher auf. »Ich muss gestehen, Sie haben meine Neugier geweckt. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, weshalb Sie gerade zu mir kommen.«

Da Oscar keine Anstalten machte, die beiden Männer alleine zu lassen, fügte sich Trench in sein Schicksal, nahm in dem Sessel Platz, den Bram ihm anbot, und lehnte auch weder Whiskey noch Tee mit Gebäck ab, den Grace gerade auf einem Tablett hereinbalancierte.

Mr Trench wartete noch, bis das Mädchen das Studierzimmer wieder verlassen hatte, ehe er sagte: »Es geht um den Fall Oscar Slater, der vor zwei Wochen am *Central Criminal Court* verhandelt wurde und mit dessen Verurteilung zum Strang endete.«

Bram nickte. »Ja, ich erinnere mich. Es wurde in den Zeitungen darüber berichtet. Einige der Journalisten scheinen es zumindest für ein sehr fragwürdiges Urteil zu halten. Die Beweislage sei zu dünn gewesen. Andere sind schlichtweg davon überzeugt, dass ein völlig Unschuldiger sich in den Netzen der Justiz verfangen hat.«

Trench nickte. »Genau so ist es. Oscar Slater ist unschuldig. Sein Urteil wurde zwar abgemildert, doch noch immer droht ihm eine lebenslange Haft. Und ich kann nicht einmal behaupten, daran sei nur Schlamperei bei den Ermittlungen schuld – wobei das noch hinzukommt. Hier handelt es sich um Eingreifen von höchster Stelle, um einen Skandal zu vermeiden und einen Mörder aus gehobenen Kreisen zu schützen.«

Oscar nickte versonnen. »Slater ist also das Bauernopfer? Ein deutschstämmiger Jude, wie ich gelesen habe, einfache Verhältnisse, ein wenig zwielichtig, dem man so etwas gerne zutraut? Wie rücksichtsvoll von ihm, das Augenmerk der Polizei auf sich zu lenken.«

Trench nickte wieder. »Sie sagen es. Für manche war er ein zu passender

Sündenbock, um der Versuchung zu widerstehen. Das, kombiniert mit einfältigen oder auch verängstigten Zeugen, einem machthungrigen Crown Prosecutor und einem ignoranten Richter, führte unweigerlich zu einem Fehlurteil.«

»Oh ja, das ist der Stoff, aus dem Skandale gestrickt werden«, rief Oscar begeistert. »Sie haben mein Interesse geweckt, Mr Trench.«

»Und was erwarten Sie jetzt von mir?«, wollte Bram wissen. »Das Urteil ist gesprochen. Da lässt sich wohl nichts mehr machen.«

»Ich bitte Sie, darüber zu schreiben, damit Oscar Slater nicht in Vergessenheit gerät. Schreiben Sie die Wahrheit. Führen Sie den Leuten all die Ermittlungsfehler, Schlampereien und Vertuschungsversuche vor Augen. Ich will, dass Sie zum Stachel in der Wunde werden, der so lange schmerzt, bis man ihn nicht mehr ignorieren kann …«

»… und am Ende die Gerechtigkeit siegt!«, rief Oscar Wilde pathetisch.

»Ja«, stimmte ihm Trench schlicht zu.

»Warum ausgerechnet ich?«, fragte Bram verwirrt.

»Weil das genau zu dir passt«, meinte Oscar. »Der Rächer der Unschuldigen. Ist das nicht wunderbar? Du kannst dich nicht immer nur mit nächtlichen Blutsaugern befassen.«

»Still!«

Der Detective-Lieutenant sah ihn fragend an, doch Bram ging nicht auf die Worte seines Freundes ein. Stattdessen hakte er noch einmal nach:

»Wie kommen Sie ausgerechnet auf mich?«

»Sie sind mir empfohlen worden. Von einer jungen Dame, die mich vor einigen Tagen aufsuchte.« In seinem Gesicht spiegelte sich die Erinnerung an das verwirrende Erlebnis wider.

»Eine junge Dame, die Sie nicht kannten?«, wiederholte Bram.

»Ja, sie suchte mich zu einer ungewöhnlichen Zeit auf. Es war bereits dunkel, und sie brachte keine Zofe mit. Dennoch bin ich aufgrund ihrer Kleidung, ihrer Sprache und ihres Verhaltens davon überzeugt, dass sie aus gutem Hause stammt, wenn auch ganz sicher nicht aus England. Sie sprach mich auf den Fall an. Ich war überrascht. Sie wusste nicht nur, dass ich mich zu Beginn der Ermittlungen damit befasst hatte, ehe der Superintendent mich von ihm abzog, sie konnte auch mit erstaunlichen Details aufwarten. Sie war recht erbost über

das Urteil und – äh – das Verhalten der Polizei und des Gerichts. Und sie forderte mich auf, für Gerechtigkeit zu sorgen. Nicht dass sie mich dazu überreden musste. Es schmeckte mir auch nicht, wie die Sache lief, doch mir waren die Hände gebunden. Mein Vorgesetzter stellte mich kalt und machte mir klar, dass meine Karriere zu Ende sei, sollte ich mich weiterhin mit dem Fall befassen! Ja, und dann kam diese aufgebrachte junge Dame zu mir und schlug mir vor, zu Ihnen zu gehen, damit Sie über den Fall schreiben.«

»Ein junge Dame ohne Begleitung, die in der Dunkelheit zu Ihnen kam«, wiederholte Bram und sah den Besucher aufmerksam an.

»Sie war nicht zufällig sehr klein und zierlich und hatte auffällig blasse Haut und silberfarbenes Haar?«

Trench schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht. Sie war groß gewachsen und schlank mit blondem Haar, das einen leichten Kupferstich zeigte. Auffällig blass war sie allerdings.«

»Alisa«, stieß Bram hervor.

Der Detective nickte. »Ja, so nannte sie sich. Und, werden Sie mir helfen?«

Oscar antwortete an seiner statt. »Aber ja! Natürlich wird er diesen Skandal ins grelle Licht der Öffentlichkeit zerren, bis die Gerechtigkeit siegt. Das ist genau das, was die Leidenschaft in meinem Freund erwachen lässt!«

Bram nickte nur stumm. Was gab es dazu noch zu sagen?

*

Es war zwei Stunden nach Mitternacht, als einer der Vyrad in die Halle geeilt kam. Er hielt kurz inne, ließ den Blick schweifen und lief dann zu Lady Margaret, um ihr etwas zuzuflüstern. Er war sichtlich aufgeregt, und Alisa glaubte, einen frischen Blutfleck an seinem Ärmel ausmachen zu können.

Lord Milton und Lady Margaret hatten die Erben an diesem Abend nach ihrer üblichen Blutration in der Halle zurückgehalten. Bereits in der Nacht vorher hatten sie ihnen Akten über einen Fall verteilt, die sie durcharbeiten sollten. Heute nun würden sie Gericht halten. Lady Margaret verteilte die Rollen des Richters, des Verteidigers und des Anklägers sowie der Zeugen. Sie selbst würde die Angeklagte geben, die verdächtigt wurde, ihren Geliebten vergiftet zu haben, weil er sich hartnäckig geweigert hatte, die von ihr angestrebte Trennung hinzunehmen.

»Und wer sind die Geschworenen?«, wollte Tammo wissen.

»Ihr alle zusammen«, erklärte Lord Milton. »Jeder hat nur den Teil zu lesen bekommen, der zu seiner Rolle gehört. Es ist also wie bei einem echten Verfahren. Erst in der Verhandlung kommen alle Indizien auf den Tisch. Und zum Schluss werdet ihr euch beraten und entscheiden, ob die Angeklagte schuldig oder nicht schuldig ist.«

Der Crown Prosecutor, dessen Rolle Mervyn übernahm, hatte das Verbrechen bereits dargelegt. Dann waren Tammo und Fernand als die Polizisten in den Zeugenstand gerufen worden, die nach Auffinden der Leiche als Erste am Tatort gewesen waren. Alisa übernahm die Rolle des medizinischen Gutachters, der der Obduktion beigewohnt hatte. Sie wollte gerade auf die Details zu sprechen kommen, anhand derer sie die Vergiftung nachgewiesen habe, als die Verhandlung durch den ihr unbekannten Vyrad gestört wurde.

Lady Margaret dankte ihm. Sie zögerte kurz, ihre Miene war nachdenklich, dann wandte sie sich an Leo, der den Richter spielte. »Mylord, ich muss Sie bitten, die Verhandlung zu vertagen.«

Der Dracas griff nach seinem Hammer. »Die Verhandlung ist unterbrochen. Sie wird morgen Nacht fortgesetzt.«

Erwartungsvoll sah er zu Lady Margaret hinüber, die ihre Röcke raffte und die Anklagebank verließ.

»Es hat sich ein neues Verbrechen ereignet, das sich für euch als interessanter Fall erweisen kann. Gerade hat mir mein Neffe Gordon berichtet, dass er in Whitechapel die Leiche einer ermordeten Frau gefunden hat. Das Blut ist noch so frisch, dass die Tat keine Stunde her sein kann. Wir werden uns jetzt sofort zum Tatort begeben und die Arbeit der Polizei aus nächster Nähe beobachten.« Lady Margaret wandte sich zu Gordon um.

»Ist der Mord überhaupt schon gemeldet worden?«

»Als ich den Tatort verließ, noch nicht. Ich war der Erste, der die Tote entdeckte. Ich war dort in der Gegend auf der Jagd und witterte das Blut. Den Mörder habe ich allerdings nicht gesehen. Er hatte sich bereits zurückgezogen. Mir kam die Idee, dass dieses Verbrechen ein vortreffliches Studienobjekt für unsere Teilnehmer der Akademie sein könnte, und so machte ich mich sogleich auf den Weg, um Euch Bescheid zu geben.«

»Du hast nichts angerührt oder verändert?«

»Aber nein, Lady Margaret«, gab er ein wenig gekränkt zurück.

»Gut, dann lasst uns gehen. Folgt mir!«

Sie eilte voran, doch Tammo und den Pyras ging es viel zu langsam. Die Aussicht, einen frischen Tatort aufzusuchen, berauschte sie geradezu. Alisa dagegen war eher besorgt. Menschenblut war vergossen worden. Wie würden sie auf den Geruch reagieren? Konnten sie im Dunst des Blutgeruchs noch einen klaren Gedanken fassen und überlegt handeln?

Ich vermute einmal, dass gerade dies auch ein Teil der Übung sein soll, meinte Leo.

»Warum sagt sie uns nicht, wo die Leiche liegt? Dann könnten wir uns wandeln und als Fledermäuse viel schneller dort sein«, maulte Tammo.

»Ich tippe eher darauf, dass ihr euch verfliegen und erst Stunden später dort ankommen würdet. Wenn überhaupt«, meinte Leo mit einem betont liebenswürdigen Lächeln.

»Pah, wollen wir wetten? Fernand und Joanne verirren sich nicht so leicht.«

Doch Lady Margaret wollte von dem Vorschlag nichts wissen.

Alisa fiel auf, dass Ivy sich wieder einmal abgesetzt hatte. Im Hof vor der Halle hatte sie die Lycana und ihren Wolf noch unter den Erben gesehen, doch nun fehlten beide. Alisa wurde das Herz schwer. Was war nur aus ihrer aller Freundschaft geworden? Wo es mit Leo endlich wieder aufwärtszugehen schien, zog sich Ivy dafür immer mehr zurück. Sie war nur noch ein Rätsel, das keiner von ihnen zu lösen vermochte.

Etwas ging vor sich. Etwas Großes, Unheimliches, doch Ivy war wieder einmal nicht bereit, ihre Freunde ins Vertrauen zu ziehen. Der Gedanke schmerzte Alisa. Hatten sie in Transsilvanien nicht bewiesen, dass sie sich aufeinander verlassen konnten? Oder ging es etwa noch immer um Leo und darum, dass er sich wieder mehr ihr zuwandte? War Ivy lediglich eifersüchtig und gekränkt?

Nein, das konnte sich Alisa nicht vorstellen. Wenn sie tief in sich hineinhorchte, so glaubte sie den Schatten zu spüren, der sich drohend über ihnen erhob.

Dracula?

Möglich wäre es schon.

Sie würde mit Ivy sprechen und sie überzeugen müssen. Bald. Ehe sie wieder in etwas hineinschlitterten, das sie den Kopf kosten konnte!

Die Vampire erreichten das Londoner Stadtviertel im Eastend, noch ehe eine

halbe Stunde verronnen war.

»Seid leise«, schärfte Lady Margaret den Erben ein. »Und konzentriert euch darauf, dass ihr nicht entdeckt werdet. Wir sind nur Beobachter.«

Alisa sah sich um. Der Unterschied zu der Umgebung des Temple oder gar den reichen Vierteln im Westen Londons sprang einem sofort ins Auge – und in die Nase. Die Häuser waren schmal und baufällig, die Straße von Unrat bedeckt. Pubs, in denen Bier und billiger Gin ausgeschenkt wurden, reihten sich aneinander. Doch auch andere Häuser, in deren schmutzigen Kammern und Hinterzimmern Männer nach anderen Genüssen verlangten. Ein paar wenige Frauen kauerten in Hauseingängen, den trüben Blick voller Hoffnungslosigkeit auf die Straße gerichtet. Manche von ihnen starrten geradezu vor Dreck, und ihr Atem stank nach Gin. Ansonsten waren nicht mehr allzu viele Menschen unterwegs.

Schweigend huschten die Erben durch die Schatten der Nacht. Von der noch recht breiten und von Gaslaternen erleuchteten Commercial Road zweigten schmale Gassen ab, die sich in der Finsternis verloren. Sie folgten Gordon in einen Durchgang, der sie zum George Yard führte, einer von heruntergekommenen Mietshäusern gesäumten Gasse. Die schmuddeligen Löcher, die man Wohnungen nannte, wurden für beträchtliches Geld an kleine Händler, Fuhrleute oder Hafenarbeiter und ihre Familien vermietet.

Gordon führte die Erben in ein finsteres Treppenhaus. Es stank nach altem Kohl, Unrat und menschlichen Hinterlassenschaften. Darüber schwebte ganz deutlich der Geruch frischen Blutes. Die Erben konnten sich der Erregung nicht erwehren, die sie ergriff. Die Lampen wurden hier spätestens um elf Uhr am Abend gelöscht, sodass ein Mensch kaum mehr die Hand vor den Augen sehen konnte. Die Vampire dagegen erkannten die Treppe mit ihren schmutzigen Stufen, eine Ratte, die sie anstarrte und dann davonhuschte und, als sie höher stiegen, den Körper der Frau auf dem oberen Treppenabsatz. Sie scharten sich um die Leiche und sahen schweigend auf sie herab, obgleich eine kaum zu unterdrückende Unruhe die Erben erfasste. Vor allem Tammo begann ruhelos von einem Fuß auf den anderen zu treten. Alisa konnte spüren, wie der Blutrausch ihn zu übermannen drohte. Vielleicht hätte er sich auf die Frau gestürzt, wenn das Leben nicht schon aus ihr gewichen wäre.

Sie umfasste Tammos Handgelenk. *Ganz ruhig, kleiner Bruder, sie ist tot und*

ihr Blut für uns nicht mehr bekömmlich.

»Weiß ich auch«, fauchte er, doch der Bann war gebrochen, und er wurde ruhiger.

»Seht sie euch an«, forderte Lady Margaret ihre Schützlinge auf, »aber berührt sie nicht und gebt acht, dass ihr nicht in ihr Blut tretet, das, wie ihr riechen und sehen könnt, reichlich geflossen ist.«

Die Erben schoben sich näher und beugten sich vor.

»Was seht ihr?«, fragte die Lady. »Versucht wie ein Kriminalbeamter zu denken, dessen Aufgabe es ist, den Hergang des Mordes zu rekonstruieren und den Täter zu finden.«

Die Tote war eine dicke Frau von knapp vierzig Jahren. Sie hatte sich sicher schon eine ganze Zeit lang nicht mehr gewaschen, und auch ihre Röcke, die nach oben geschoben waren und den Blick auf den misshandelten Unterleib freigaben, waren fadenscheinig, geflickt und schmutzig. Sie war wahrscheinlich hier aus diesem Viertel, und wenn sie nicht in diesem Haus wohnte, dann hatte sie vermutlich ihre Arbeit an diesen finsteren Ort geführt.

»Was bedeuten würde, dass sie in Gesellschaft eines Mannes war«, schloss Leo. »Falls sie eine Prostituierte ist.«

»Die meisten Frauen hier in der Gegend verdienen sich zumindest ab und zu auf diese Weise etwas dazu, wenn sie ihre Kinder nicht satt bekommen oder der Durst auf Gin sie in die Pubs treibt. Gin ist die billigste Art sich zu betäuben, Hunger und Kälte zu vergessen, aber auch Körper und Geist zu ruinieren«, erläuterte Gordon.

»Das war vermutlich ihr Leben, doch kommen wir zu ihrem Tod«, fuhr Lady Margaret fort.

»Sie wurde erstochen, mit einer langen spitzen Klinge«, sagte Fernand.

»Ein Messer oder so etwas wie ein Bajonett«, fügte Alisa hinzu, die sich an die Waffen der Wachen im Tower erinnerte. »Wobei es mir scheint, als habe der Mörder zwei unterschiedliche Waffen verwendet.«

»Der Mörder empfand große Wut auf sie oder – was mir wahrscheinlicher erscheint – auf Frauen ganz allgemein«, behauptete Leo. »Bei dieser Art von Verletzungen: Ich kann mehr als zwei Dutzend Einstiche vor allem an der Kehle und im Unterleib sehen. Wenn der Mörder sie lediglich zum Schweigen hätte bringen wollen, dann hätte ein Stich ins Herz genügt oder ein Schnitt über die

Kehle. So viele Stiche sprechen von leidenschaftlichen Gefühlen, wenn auch im zerstörerischen Sinn. Und dass er ihren Unterleib so traktiert hat, lässt mich vermuten, dass sich sein Zorn gegen die Weiblichkeit richtete.«

»Ein gutes Argument«, lobte die Vyrad. Sie verstummte und lauschte.

»Rasch die Treppe hinauf! Da kommt jemand.«

Auch die Erben konnten die müden Schritte eines Mannes hören, der nun begann, die Stufen zu erklimmen. Die Vampire zogen sich ein wenig zurück. Sie mussten nicht fürchten, in der Dunkelheit entdeckt zu werden. Gespannt warteten sie darauf, wie der Mann auf den Fund vor seiner Wohnungstür reagieren würde. Er musste ja geradezu über den Körper der Frau stolpern.

Es war gegen halb vier, als der Droschkenkutscher Alfred George Crow nach Hause kam. Alisa konnte es nicht lassen, in seinen Geist einzudringen, um keinen seiner Gedanken zu versäumen, doch er dachte nur an sein Bett und wie müde er nach diesem langen Arbeitstag war. Vage nahm er den Umriss eines Körpers auf dem Absatz wahr und stieg über ihn hinweg. Den Blutgeruch bemerkte er nicht. Er dachte nur, wie vielen es hier in der Gegend noch schlechter ging als ihm, dass sie keinen anderen Platz als ein eisiges Treppenhaus fanden, ihren Ginrausch auszuschlafen. Crow öffnete die Tür zu seiner winzigen Wohnung und schloss sie dann wieder hinter sich.

Lady Margaret schüttelte ein wenig verärgert den Kopf. »Wir werden doch hoffentlich nicht bis zum Morgen warten müssen, bis die Polizei eintrifft?« Sie sah sich um. »Dies ist kein geeigneter Ort, den Kriminalinspektor im Licht des Morgens unerkannt bei der Arbeit zu beobachten.«

»Dann schaffen wir die Tote eben hinunter in den Hof oder auf die Straße«, schlug Gordon vor, doch Lady Margaret lehnte ab.

»Wir wollen uns nicht einmischen und auch nichts verfälschen. Warten wir noch ein wenig, vielleicht haben wir Glück und es taucht bald noch ein Bewohner auf, der Alarm schlägt.

Sie mussten noch einmal fast zwei Stunden warten, bis sich erneut das Kommen eines Menschen ankündigte. Dieses Mal allerdings von oben. Die Vampire hasteten an der Tür vorbei die steile Stiege zum Dachboden hinauf, als sie den Klang der Schritte in der Kammer vernahmen und die Geräusche, die davon zeugten, dass ein Mensch sich fertig machte, sein Heim zu verlassen, um zur Arbeit zu gehen. Es war der Hafenarbeiter John Sauders Reeves, der die Tür

öffnete und die Treppe hinablief, bis er auf dem Absatz einen Stock tiefer auf die Tote traf. Seine Schritte brachen ab. Offensichtlich hatte er den Körper entdeckt. Vielleicht war er unsicher, was er davon halten sollte, und beugte sich herab. Lautlos kamen die Vampire wieder vom Dachboden herunter und lugten über das Geländer.

»Was ist das denn für eine Sauerei?«, hörten sie ihn murmeln, als er sich noch tiefer herabbeugte. Dann erkannte er, was da in die Dielenbretter sickerte.

»Blut!«, stieß er mit einem Keuchen hervor. »Heilige Mutter Gottes, sie ist tot!«

Er richtete sich mit einem Ruck wieder auf und taumelte bis zum Geländer zurück. Fast hätte er das Gleichgewicht verloren und wäre die Treppe hinuntergefallen. Dann fasste er sich und rannte die Stufen hinunter. Lady Margaret erlaubte Alisa, Tammo und Luciano, ihm zu folgen, um den anderen nachher zu berichten, was der Hafenarbeiter als Nächstes tun würde.

Er rannte Hals über Kopf durch die enge Gasse, doch die Vampire hatten keine Schwierigkeiten, ihm zu folgen. Sie waren dicht hinter ihm, als er fast mit einem Uniformierten zusammenstieß. Offensichtlich kannte er den Polizisten.

»Constable Barrett, Gott sei gedankt, dass ich Sie treffe.« Er keuchte.

»Reeves? Was ist denn los? Mann, nun beruhigen Sie sich erst einmal.«

»Mord!«, stieß der Hafenarbeiter aus. »Eine Frau, tot, auf meinem Treppenabsatz. Ich glaube, sie wurde erstochen. Überall ist Blut!«

Der Polizist blieb zumindest äußerlich gelassen. »Laufen Sie zu Dr. Killeen in die Brick Lane und bringen Sie ihn her.«

Reeves rannte davon, während sich der Constable zum Tatort begab. Die Vampire entschieden sich, dem Polizisten zu folgen.

Es dauerte nicht lange, bis der Doktor eintraf. Er brachte auch eine Lampe mit und untersuchte die Tote. Der helle Schein enthüllte schonungslos die unzähligen Verletzungen, die dem Opfer mit zwei verschiedenen Waffen zugefügt worden sein mussten, wie der Arzt Alisas Vermutung bestätigte. Neunundzwanzig unterschiedlich tiefe Wunden zählte er.

»Die meisten stammen von einem ordinären Taschenmesser und sind wohl erst nach ihrem Tod entstanden«, erläuterte er dem Constable. Aber diese tiefen Stiche in der Brust müssen ihr mit einer sehr langen, schmalen Klinge zugefügt worden sein.«

Ein Degen?, schlug Tammo vor.

Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, meinte Leo.

Alisa dachte wieder an den Tower und an die Männer mit ihren Bajonetten an den Gewehren.

Das klingt schon vernünftiger, kommentierte der Dracas.

Der Tag brach an. Unerbittlich wurde das Treppenhaus vom zunehmenden Tageslicht erhellt. Noch ehe der Arzt seine Untersuchung abgeschlossen hatte, drängte Lady Margaret zum Aufbruch. Hier gab es nichts, wo sie sich verstecken konnten, wenn die Schatten erst einmal wichen. Die meisten der Erben waren enttäuscht, dass sie nicht mitbekommen sollten, wie es nun weiterging, doch einige waren nur froh, bald in ihren Sarg zu kommen und die Augen schließen zu dürfen. Leo griff nach Marie Luises Arm, als die Vampirin schwankte und beinahe auf der steilen Treppe zum Dachboden gestürzt wäre. Mit eiserner Hand führte er seine Cousine bis zu dem Durchbruch, der sie ins Nachbarhaus führte, und dann hinunter auf die Straße. Sie war ungewöhnlich still, und ihre Augenlider sanken immer wieder herab.

Auch Karl Philipp benötigte Unterstützung, doch keiner der Erben wollte sich seiner erbarmen. Außerdem brauchten sie ihre Kräfte für sich selbst. So war es Lady Margaret, die den Dracas zum Temple zurückgeleitete und ihm in seinen Sarg half.

Schwerfällig öffnete er noch einmal die Augen und sah die Vyrad an. »Ihr seid eine bemerkenswerte Vampirin, Lady Margaret. Ich hätte nicht geglaubt, dass es abseits unserer Blutlinie so etwas geben könnte.«

»Danke«, erwiderte die Lady mit einem grimmigen Lächeln. »Und nun schlaf.«

Das musste sie nicht zweimal sagen. Karl Philipp versank in der Finsternis seiner Todesstarre.

*

Ivy sah den Erben nach, die mit Gordon und Lady Margaret davoneilten.

Willst du dir den Fall nicht ansehen?, erkundigte sich Seymour. *Eine tote Frau in ihrem Blut, noch ganz frisch! Ist das nicht spannend?* Sie konnte den Spott in seiner Stimme wohl hören.

Für mich gibt es Wichtigeres zu tun.

Wenn du doch nur einmal »uns« sagen würdest, klagte der Wolf und folgte ihr mit hängendem Kopf in die Templerkirche.

»Es gibt aber nichts, das du tun könntest«, sagte Ivy sanft.

Und wenn ich nur an deiner Seite bleibe, so ist das besser, als ausgeschlossen und weggeschickt zu werden.

Ivy runzelte die Stirn. »Diese Haltung steht dir nicht, mein Bruder. Demut und Resignation? Wo ist der stolze Werwolf geblieben?«

Du selbst hast ihn davongejagt!

Ivy nickte mit trauriger Miene. »Ja, vielleicht ist es so. Ich kann nur hoffen, dass er irgendwann zurückkehrt.«

Während Seymour über ihre Worte und deren Bedeutung nachgrübelte, ließ sich Ivy vor dem Altar in den Schneidersitz sinken. Sie legte ihre Hände locker auf ihre Knie, die Handflächen nach oben gekehrt, und schloss die Augen. Seymour spürte, wie sie ihm entglitt. Sie verließ die Kirche, obgleich ihr Körper sich nicht von der Stelle rührte, doch es blieb nur noch eine leere Hülle zurück. Ihr Geist war auf Reisen. Seymour ließ sich neben ihr nieder und versuchte mitzubekommen, wohin Ivy sich aufmachte.

*

Ivy erwachte in einem Sarg. Sie witterte die vertraute Erde in den Kisten um sie herum. Sie spürte das Schwanken der Planken unter sich. Es roch nach Moder und Salz, nach nassem Holz und auch ein wenig nach Furcht, die das ganze Schiff erfasst zu haben schien. Sie blieb reglos auf dem Rücken liegen und lauschte ihrer eigenen Gier, die in Wellen in ihr aufstieg. Es wurde Zeit, auf die Jagd zu gehen. Der Blutdurst rauschte in ihren Ohren, und sie verspürte Lust zu töten. Sie überlegte sich, ob sie es sich leisten konnte, noch ein Besatzungsmitglied zu verlieren. Es wäre nicht klug, die Mannschaft zu sehr zu schwächen. Noch immer herrschte raues Wetter, und sie mussten noch ein ganzes Stück der französischen Küste folgen, ehe sie den Kanal erreichten. Und doch war die Gier übermächtig.

Es war nicht die schmale, weiße Mädchenhand, die den Sargdeckel aufstieß, obgleich die Haut ebenfalls blass war. Ivy spürte, wie sich der kraftvolle Körper aufsetzte. Sie ahnte das Gesicht mit dem dunklen Schnurrbart und dem grausamen Lächeln, das nicht das ihre war. Und doch schien ihr Kopf den Gedanken zu gebären und aalte sich in der Erwartung des Blutfestes und des zuckenden Körpers jenes Mannes, der gleich unter ihren Reißzähnen zerfetzt werden würde.

Nein!

Das war nicht klug. Das Echo ihres Gedanken hallte über das Meer. Es würde noch so viele Nächte geben, in denen er sich ungezähmt seiner Lust und seinem Blutrausch würde hingeben können. Im Augenblick gab es ein höheres Ziel, das er zu erreichen strebte. Er musste rechtzeitig nach London gelangen. Die Nacht der langen Finsternis rückte unerbittlich näher und würde ohne ihn verstreichen, während das Schiff führerlos in den Wellen hin und her geworfen wurde. Und dann? Dann würde er ein ganzes, langes Jahr warten müssen, bis sich erneut die Gelegenheit bot.

Warum konnte es nur in dieser Nacht gelingen?

So genau wusste Dracula das nicht, und dennoch war er davon überzeugt, dass es wichtig war, den Zeitplan einzuhalten. Er wusste, dass er es wollte. Jetzt! Nicht in einem Jahr oder später, selbst wenn er eine ganze Ewigkeit vor sich hatte. Die Frage, warum es ihm nach so langer Zeit plötzlich so wichtig war, verwehte, ehe er sich länger mit ihr befassen konnte.

Nein, er hatte die Mission begonnen, und er würde sie wie geplant zu Ende bringen. Selbst wenn dies bedeutete, dass er seine Gier in dieser Nacht zügeln musste und nur behutsam trinken durfte. In dieser Nacht und in so vielen weiteren, bis Londons Silhouette am Ufer auftauchen würde.

EIN BRIEF AN DOKTOR VAN HELSING

»Gibt es etwas Neues zum Fall unserer Toten in Whitechapel?«, erkundigte sich Alisa, noch ehe Lord Milton auf seinem Stuhl Platz genommen hatte.

Der Vyrad lächelte, nahm sich aber Zeit, ehe er antwortete.

»Ja, Gordon hat die Sache weiterverfolgt. Er kann euch berichten, was die Polizei im Laufe des Tages herausgefunden hat.«

Er winkte den Vyrad, der sie in der Nacht zuvor begleitet hatte, zu sich und bat ihn, die Fakten zu nennen. Alisa lauschte aufmerksam und vergaß ganz, ihren Becher Blut zu trinken, den eine junge Vyrad ihr reichte.

»Die Tote hieß Martha Tabram, und sie arbeitete als Prostituierte in der Gegend. Constable Barrett hat eine Zeugin ausfindig gemacht – eine Freundin, wie sie sagt –, die den größten Teil des Abends mit der Ermordeten verbracht hat. Mary Ann Connolly, die in der Gegend besser als ›Pearly Poll‹ bekannt ist und demselben Gewerbe nachgeht. Sie sagt, dass sie und Martha in der Whitechapel Road auf zwei Grenadiere trafen, die einem fröhlichen Abend nicht abgeneigt schienen. Zuerst zogen sie zu viert durch die Pubs bis zur Whitechapel High, dann, so gegen halb zwölf, teilten sie sich auf. Pearly Poll nahm ihren Klienten in die Angel Alley mit, während Martha mit dem ihren durch den Torbogen neben dem White Hart Pub verschwand, der zum George Yard führt.«

»Ein Bajonett!«, rief Alisa triumphierend. »Ich habe es mir gedacht. Die tiefen Stichwunden stammen von einem Bajonett.«

»Schon möglich«, gab Gordon zu.

»Und? Konnte die Polizei die beiden Grenadiere schon aufspüren und den Mörder verhaften?«

Gordon schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Aber es wird nach ihnen gefahndet.«

Mehr war nicht zu erfahren.

Falls Alisa gehofft hatte, die Erben würden sich in dieser Nacht auf die Suche nach dem Mörder von Martha Tabram machen, so wurde sie enttäuscht. Lord Milton bestand darauf, die Gerichtsverhandlung, die sie in der Nacht zuvor unterbrochen hatten, weiterzuführen und mit der Vernehmung der Zeugen fortzufahren. Er forderte Leo auf, seinen Platz als Richter wieder einzunehmen,

und die anderen Erben, ihren zugewiesenen Rollen zu folgen.

Alisa unterdrückte ihren Unmut. Sie hätte lieber den Mörder der vergangenen Nacht gejagt und ihn seiner gerechten Strafe zugeführt.

Schwesterherz, nun reg dich nicht so auf. Es ist bestimmt nicht so lustig, wie du denkst, ganz London nach zwei Infanteristen zu durchkämmen. Konntest du die Witterung des Mörders aufnehmen? Ich nicht. Es waren zu viele Spuren auf dem Treppenabsatz, um sich auf eine festzulegen. Wie stellst du dir das ohne eine Witterung vor? Was glaubst du wohl, wie viele Grenadiere es rund um London gibt? Und außerdem können sie genauso gut auf Urlaub gewesen sein und die Stadt bereits verlassen haben. Was ich sogar für wahrscheinlich halte. Nein, ich glaube, wir hätten nicht halb so viel Spaß, wie du dir jetzt vorstellst. Überlassen wir diese Sisyphusarbeit lieber der Polizei.

»Es geht hier nicht um Spaß, sondern um die Aufklärung eines Mordes!«, ereiferte sich Alisa.

»Ja, ja, Recht und Gerechtigkeit. Ich weiß, ich weiß, und du bist der Rächer aller betrogenen Seelen. Alisa, tu mir einen Gefallen, und lass das sein. Das nervt und es langweilt uns zu Tode!«

Empört sah Alisa Tammo nach, der sich fröhlich pfeifend auf seinen Platz begab.

Außer Alisa hatten die meisten Erben den Fall um die ermordete Prostituierte bereits vergessen, als einige Nächte später Gordon erneut mit einer Meldung aus Whitechapel kam. Dieser Teil des Eastends mit seinem Schmutz, der bitteren Armut und seiner Hoffnungslosigkeit schien sein bevorzugtes Jagdgebiet zu sein. Oder hatte er geahnt, dass über kurz oder lang, wieder etwas passieren würde?

Nun, jedenfalls störte er noch einmal – glücklicherweise, wie sich die Pyras mit Tammo einig waren – einen Vortrag von Lord Milton, der heute über einige berühmte Fälle referierte, in denen die Vyrad als Verteidiger der Angeklagten entscheidend zur Findung der Wahrheit beigetragen hatten.

Es war noch nicht einmal Mitternacht, doch Fernand gähnte bereits unverhohlen, als Gordon eintrat und Lord Milton fragte, ob er ihn mit einem interessanten Fall unterbrechen dürfe.

Der Vyrad forderte ihn auf, vorzutreten und zu berichten. Auch Lady Margaret und einige andere Barrister traten näher, um Gordons Bericht zu lauschen.

»Es ist wieder geschehen!«, sagte Gordon mit genug Dramatik in der Stimme, dass auch die letzten Unterhaltungen unter den Erben verstummten, und er ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit sicher sein konnte.

»Gestern ist in den frühen Morgenstunden in Whitechapel wieder eine Prostituierte ermordet worden. Wenn man die Tat an Martha Tabram bereits als bestialisch bezeichnet, dann müsste man hierfür nach einem Wort suchen, das eine deutliche Steigerung ausdrückt. Dieses Verbrechen würde sogar ich als erstaunlich brutal bezeichnen.«

Er machte eine bedeutungsvolle Pause, um die Aufmerksamkeit, mit der die Erben nun an seinen Lippen hingen, zu genießen.

»Gordon, fahr bitte fort – möglichst, ohne deinen Bericht als Theaterstück zu inszenieren«, forderte ihn Lady Margaret auf.

»Das wäre es aber durchaus wert«, versicherte Gordon. »Solch ein Verbrechen gab es meines Wissens schon lange nicht mehr.« Doch da er sah, wie Lady Margaret ärgerlich die Stirn runzelte, beeilte er sich, mit den Fakten fortzufahren.

»Ich fange mit Mary Anne Nichols – wie der Name des Opfers lautet – letzten Stunden an, wie sie die Polizei bislang in ihren Ermittlungen rekonstruiert hat. Ich habe mir erlaubt, einen Blick in Police Constable Neils Notizbuch zu werfen. Er war der erste Uniformierte am Tatort.«

»Kannst du uns etwas über das Opfer sagen?«, unterbrach Lord Milton. »Wer war diese Mary Nichols? Gehörte auch sie zu dem Heer der Prostituierten von Eastend?«

Gordon nickte. »Ja, eindeutig. Man nannte sie Polly. Sie war dreiundvierzig Jahre alt und Mutter von fünf Kindern. Sie war mit dem Drucker William Nichols verheiratet, doch ihre Trunksucht wurde zunehmend zum Problem, sodass sie sich vor acht Jahren getrennt haben. Die Kinder blieben bei ihrem Vater, während Mary sich nun mit Prostitution das Geld für ihren so dringend benötigten Gin verdiente.«

Lord Milton nickte Gordon anerkennend zu. Anscheinend war er mit seiner Recherchearbeit zufrieden. »Gut. Kommen wir zum Verlauf der gestrigen Nacht, in der sie den Tod fand.«

»Gegen halb eins wurde sie im *Frying Pan Pub* an der Ecke zur Thrawl Street gesehen. Sie war ziemlich betrunken, als sie aufbrach, um sich einen Schlafplatz

zu besorgen. Sie suchte das Common Lodging House in der Thrawl Street 18 auf, doch sie hatte keine vier Pence, um ihre Übernachtung auf dem Strohlager zu bezahlen, und so schickte der Hauswart sie weg. Ich habe selbst mit ihm gesprochen. Er meinte, Polly ließ sich nicht beeindrucken. Sie sagte ihm, er solle ihr ein Lager freihalten. Sie würde das Geld verdienen und wäre schon bald zurück. Dann schwankte sie davon. Sie traf auf Ellen Holland, die sie zu überreden versuchte, mit ihr zum Lodging House zurückzukommen, um sich dort in der Küche erst einmal auszunüchtern, doch Polly weigerte sich. Sie versprach, bald wiederzukommen, und verschwand in der Dunkelheit.

Nur zehn Minuten später, kurz nach halb vier, wenn man den Angaben der Zeugen Glauben schenken kann, passierte der Fuhrmann Charles Cross auf dem Weg zur Arbeit die Buck’s Row. Die Gasse wird rechts von zweistöckigen Wohnhäusern begrenzt, auf der Linken ragen Lagerhäuser und die Schlachterei auf. In einem von einem Gitter verschlossenen Torweg sah Cross etwas am Boden liegen. Mit Entsetzen erkannte er einen Frauenkörper, der reglos dalag, die Röcke bis über die Hüfte hochgezogen. Unentschlossen blieb er stehen, als sich ein Kollege, der denselben Weg hatte, zu ihm gesellte. Robert Paul ist sein Name. Die Männer berührten die Frau und kamen zu der Überzeugung, dass ihr nicht mehr zu helfen sei und sie ihren Weg fortsetzen sollten, um dem nächsten Polizisten Bescheid zu geben, den sie zu Gesicht bekommen würden. Da sie keine Lampe bei sich hatten, sahen sie nichts von den grausigen Verletzungen. Das haben sie zumindest behauptet, und ich denke, es entspricht der Wahrheit. Diese entdeckte dann der Police Constable Neil, der wenige Minuten später auf seiner üblichen Runde die Buck’s Row herunterkam. Er sah im Schein seiner Lampe das viele Blut auf der Gasse und, als er sich herabbeugte, dass der Frau die Kehle brutal bis zur Wirbelsäule durchgeschnitten worden war. Er rief seinen Kollegen Thain zu sich und sandte ihn zu Dr. Llewellyn, der gegen vier Uhr am Tatort eintraf. Der stellte fest, dass der Körper der Ermordeten noch immer warm war und sie daher nicht länger als eine halbe Stunde tot sein konnte.

Inzwischen kamen immer mehr Schaulustige und drängten sich um den grausigen Fund, sodass der Doktor entschied, die Leiche auf den Ambulanzkarren zu laden und in das nahe Arbeitshaus zu bringen. Dort stieß Inspector Spratling zu ihnen, der den Fall untersuchen soll. Auch ihm fiel zuerst die tödliche Wunde am Hals des Opfers auf, doch als er die blutigen Kleider

entfernte, entdeckte er, dass der Leib aufgeschnitten und einige Organe entfernt worden waren.« Gordon schwieg und sah in die Runde. Die Erben hatten atemlos zugehört.

»Der Mörder hat Mary Nichols ausgeweidet?«, stieß Alisa ungläubig hervor.

Gordon nickte. »Zumindest hat er damit begonnen. Vielleicht wurde er dabei von den beiden Fuhrmännern gestört, ehe er es zu Ende bringen konnte.

»Ausgeweidet«, wiederholte Malcolm und schüttelte den Kopf. »Wie die verurteilten Verräter im Mittelalter, denen man bei lebendigem Leib die Eingeweide herausriss, ehe man ihren Körper in vier Teile schnitt und sie in verschiedene Grafschaften schickte, um sie dort auszustellen. Auf dem Lincoln's Inn Field, nur wenige Schritte von uns, wo heute die Barrister des Inn of Court Erholung suchen, wurden unter den Tudor- und Stuartkönigen immer wieder solche Hinrichtungen zelebriert.«

Tammo runzelte die Stirn. »Meinst du, das war so eine Art Hinrichtung? Dass der Mörder in Anlehnung an diese mittelalterlichen Urteile Mary Nichols als Verräterin bloßstellen wollte?«

Malcolm hob die Schultern. »Keine Ahnung. Eine Möglichkeit wäre es.«

»Oder es richtet sich gegen ihre Weiblichkeit«, meldete sich Chiara zu Wort. »Dann hätten wir noch einen Frauenfeind. Oder, was wahrscheinlicher ist, den gleichen Mörder, dessen Grausamkeit sich von seinem ersten zum zweiten Opfer gesteigert hat.«

Alisa sah sie nachdenklich an. »Dann wird er es wieder tun.« Es war keine Frage, dennoch nickten sowohl Chiara als auch Gordon und Lady Margaret.

»Ja, das ist anzunehmen«, sagte die Vyrad. »Wenn er einen solchen Hass auf Frauen in sich trägt oder er nur durch solch eine Bluttat Befriedigung empfinden kann, dann wird der Drang bald wieder übermächtig und kann nur durch eine neue blutige Tat gedämpft werden.«

»Wie lange kann das dauern?«, fragte Luciano.

»Kürzer als zwischen dem ersten und dem zweiten Opfer«, behauptete Leo.

»Wie kommst du darauf?«, wollte Luciano wissen.

»Wenn wir von der zunehmenden Grausamkeit des Mordes auf eine Steigerung des Hasses oder des Triebes schließen, dann vermute ich, dass auch die Befriedigung, die der Tat folgt, immer kürzer anhält.«

»Dann wird er sein nächstes Opfer noch schlimmer zurichten?«, warf Alisa ein.

»Das ist durchaus möglich«, stimmte Lady Margaret zu.

Die Erben redeten aufgeregt durcheinander. Einige verlangten, den Tatort zu untersuchen, andere überlegten, ob sie sich den Leichnam – zu Studienzwecken – ansehen sollten, solange er noch in der Leichenhalle aufbewahrt wurde. Oder sollten sie zu Scotland Yard gehen und nachsehen, was die Kriminalpolizei an diesem Tag noch herausgefunden hatte, um dann die unbeantworteten Fragen weiterzuverfolgen?

Aber Lord Milton wollte davon nichts wissen. Er bestand darauf, dass sie ihren Übungsfall zu Ende brachten. Als ob das in dieser Nacht wichtig gewesen wäre! Selbst Alisa murrte. Doch der Vyrad ließ sich nicht erweichen. Fürchtete er gar, die jungen Erben würden in ihrem Eifer wichtige Spuren zerstören? Oder dass sie Erfolg haben würden, den Mörder finden und dann – ja, was dann? Ihn Scotland Yard ausliefern?

Pah, wir haben ja gesehen, wie gut die Gerechtigkeit in London funktioniert, mischte sich Tammo ein. *Soll man wirklich riskieren, dass dieser Mörder durch die Dummheit der Justiz womöglich freikommt und weitere Frauen abschlachtet?*

Würde dich das kümmern?, wunderte sich Leo. *Ich wusste nicht, dass auch du so leidenschaftlich am Geschick der Menschen Anteil nimmst. Ich dachte, das sei Alisas Spezialität.*

Das schon, gab Tammo zu. *Aber ich finde, solch ein Abschaum sollte gleich gerichtet werden, wenn man ihn ergreift. Wozu noch ein langes Verfahren …*

Er sandte Leo ein entwaffnendes Grinsen über den Tisch zu.

Du meinst, bei solch einem Menschen, der mehr einem Monster gleicht, könnte man eine Ausnahme im Vertrag zulassen? Was würde es für einen Unterschied machen, ob sein Henker einen Schatten wirft oder nicht und sein vergossenes Blut einer sinnvollen Verwendung zugeführt werden würde.

Tammo nickte. *Ich sehe, wir verstehen uns.*

*

Verehrter Doktor Abraham van Helsing,

nun ist es so weit. Das Warten hat ein Ende. Wollen Sie beenden, was Ihr Urgroßvater begonnen hat? Ihm war es nicht vergönnt, seine Rache für den Tod seiner Gattin und zwei ihrer Kinder zu Ende zu bringen. Damals gehörte

Dracula der Triumph des Sieges, obgleich auch er den Schmerz des Verlustes erleiden musste, der ihn tief traf und noch immer an seiner Seele frisst. Insofern war die Strafe vielleicht härter, als wenn es ihrem Ahn gelungen wäre, auch Dracula zu zerstören. Wer weiß?
Nun jedoch ist der Tag der Abrechnung gekommen. Zögern Sie nicht. Reisen Sie noch heute nach London. In der Nacht der großen Finsternis, wenn die Sonne sich wendet, wird sich Draculas Schicksal entscheiden. Bringen Sie Ihren Freund Bram Stoker mit. Auch er hat sich das Recht erworben, Zeuge von Draculas Ende zu werden.
Sie werden weitere Anweisungen in seinem Haus vorfinden. Halten Sie sich an den Plan! Greifen Sie nicht eigenmächtig ein, wenn Sie wollen, dass es dieses Mal gelingt, die Welt vom ältesten und mächtigsten aller Vampire zu befreien.
Ich erwarte Sie in der Nacht des 21. Dezembers im Temple.

Möge das Licht des Mondes stets die Finsternis Ihrer Nacht erhellen.
Ivy-Máire de Lycana

Abraham van Helsing sah auf den Brief hinab. Seine Hand begann zu zittern. Er warf das Blatt auf seinen Schreibtisch und betrachtete irritiert seine Hände. Was war das? So etwas kannte er gar nicht von sich. Ganz gleich, in welcher Gefahr er sich befand, ob er den Degen oder ein Paar Pistolen in den Händen hielt, seine Finger zitterten nie! Aber jetzt, als sein Blick über die fast magischen Worte dieses Briefes glitt, erfasste ihn eine so unerträgliche Spannung, dass sie sich über seine Fingerspitzen zu entladen suchte. Nein, dieses Zittern bedeutete keine Furcht. Es war der Ausdruck von unterdrückter Ungeduld.

Seit van Helsing in den Karpaten in Draculas Wolfsaugen geblickt hatte, träumte er von diesem alten, mächtigen Vampir, und die Frage, wann und wo er sich ihm stellen würde, raubte ihm seine Ruhe. Er wusste, dass Dracula seine Urgroßmutter und zwei ihrer Kinder getötet hatte. Aus diesem Grund war sein Urgroßvater Georg van Helsing damals aufgebrochen, die Blutsauger zu jagen, die ihm das angetan hatten. Ihm war es tatsächlich gelungen, Dracula aufzuspüren, doch seinen Kräften war er nicht gewachsen gewesen. Er vernichtete das Vampirweib an seiner Seite, unterlag dann aber dem Meister selbst, sodass sein Sohn, Abraham van Helsings Großvater, als Waise aufwachsen musste.

Das hatte er schon vor vielen Jahren herausgefunden, aber woher zum Teufel

wusste Ivy davon? Es würde ihm in seinem Leben vermutlich nicht mehr gelingen, diese rätselhafte Vampirin zu durchschauen.

Van Helsing las den Brief erneut durch, dann faltete er ihn behutsam zusammen und schob ihn in seine Tasche. Mit starrem Blick gab er sich noch einige Momente seinen Tagträumen hin, dann eilte er in sein Schlafzimmer.

»Henk!«

»Ja Doktor? Sie wünschen?«

Sein Diener war wieder einmal so schnell zur Stelle, dass van Helsing der Verdacht kam, er müsse ständig in seiner Nähe herumschleichen, wie ein Vampir unerkannt im Schatten verborgen. Das war natürlich Unsinn. Henk war lediglich ein guter Diener, der ein Gefühl dafür hatte, wann sein Herr ihn benötigte.

»Sie verreisen? Soll ich Ihren Koffer packen?«

Van Helsing nickte nur. Er fragte sich nicht, woher Henk das wissen konnte, da er sich selbst ja gerade erst entschieden hatte, doch das interessierte ihn im Augenblick auch nicht. In Gedanken war er schon in London und bei dem entscheidenden Treffen mit Dracula.

»Wohin geht es, wenn ich fragen darf, und wie lange? Für welche Anlässe soll ich Ihre Garderobe wählen? Werde ich Sie begleiten?«

So viele Fragen. Unwillig riss sich van Helsing aus seinen Gedanken los. Er zwang sich, dem Diener nicht unwirsch zu antworten. Henk musste ihm diese Fragen stellen. Die erste war am leichtesten zu beantworten.

»Es geht nach London und nein, ich werde dich dort nicht benötigen. Ich werde bei meinem Freund Bram Stoker wohnen. Ich werde dort …« Er überlegte, wie er es ausdrücken sollte. »Es ist eine Studienreise, keine Gesellschaftsanzüge! Und ich kann noch nicht genau sagen, wie lange ich bleiben werde. Eine Woche oder mehr.«

Der Diener hatte verstanden. Seine Augen leuchteten. »Eine Studienreise? So wie in die Karpaten?«

Van Helsing schmunzelte. »Ja, so etwa könnte man sagen.«

»Dann benötigen Sie die übliche Ausrüstung.« Henk nickte wissend und eilte davon, um alles Nötige vorzubereiten.

*

Das Abendessen war längst vorüber und bald würde Miss Underhill kommen und die Mädchen auffordern, zu Bett zu gehen und das Licht zu löschen. Latona

saß wieder einmal abseits von den anderen, die sich in kleinen Grüppchen zusammengefunden hatten und sich mit ihren Handarbeiten beschäftigten, während ihre Zungen sich noch schneller bewegten als ihre Nadeln, die Blumen und anderes buntes Zeug aus farbigem Garn erblühen ließen. Ihre Gespräche waren genauso leicht und bunt wie ihre Stickereien. Sie neckten sich und kicherten. Das heutige Gesprächsthema war der Sohn des Verwalters, der irgendwo studierte – wo genau, hatte Latona nicht mitbekommen – und nun zu einem verfrühten Weihnachtsurlaub heimgekehrt war. Es ging das Gerücht um, er wäre eines derben Streiches wegen für einige Tage suspendiert worden und daher bester Laune eine Woche früher nach Hause gereist. Nun wurden seit Stunden die körperlichen Vorzüge des jungen Mannes erörtert und die wenigen Sätze, die die Mädchen ihn hatten sagen hören, von allen Seiten beleuchtet. Er hatte Linda ein Kompliment über ihr neues Kleid gemacht – behauptete sie zumindest – und Charlotte das Buch aufgehoben, das sie absichtlich hatte fallen lassen. Die Mädchen schlugen die Hände in affigen Gesten vor den Mund und verdrehten schmachtend die Augen.

Ich halte das keine Minute länger aus, dachte Latona gequält. *Wenn sie nicht sofort mit dem Getue aufhören, verpasse ich einer von ihnen heute noch eine Ohrfeige.*

Ihre Hände krampften sich um ihr Strickzeug, an dem sie seit einer Woche keine Masche weitergekommen war. Sie hasste diese Weiberarbeiten, doch sie hatte schon früh herausgefunden, dass ständig an einem herumgenörgelt wurde, wenn man am Abend nicht zumindest den Anschein gab, sich mit etwas in den Augen von Miss Underhill Sinnvollem zu beschäftigen. So zog sich Latona meist auf den Sessel zurück, der am weitesten vom Feuer entfernt war – den kältesten Platz im Salon, den keines der Mädchen haben wollte – und tat so, als würde sie stricken. So konnte sie wenigstens ungestört ihren Gedanken nachhängen, wenn diese Hühner nicht zu laut gackerten!

Heute allerdings waren sie so unerträglich, dass es Latona nicht gelang, die Flut der nichtigen Worte aus ihrem Geist zu verbannen. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten.

Es war genug! Endgültig genug. Keinen einzigen Tag würde sie länger in diesem Gefängnis bleiben.

Ivys Brief schien in ihrer Tasche zu glühen. Es war ihr, als würden die Worte in

brennender Schrift aufleuchten, um sie zu erinnern, was die Lycana ihr geschrieben hatte. *Befohlen,* dachte Latona grimmig.

Nein, Latona brauchte keine Erinnerung. Ihr stand jedes Wort klar und deutlich vor Augen, doch sie weigerte sich, noch länger zu gehorchen. Wer war diese Vampirin, die wie ein Kind aussah, überhaupt? Was für ein Recht hatte sie, Latona Befehle zu erteilen? Keine! Und doch spürte sie die Macht, die von dem zerknüllten Blatt in ihrer Tasche ausging. War das irgendein Zauber, mit dem Ivy verhinderte, dass Latona dem Ruf ihres Herzens folgen konnte? Würde dieses harmlos aussehende Stück Papier ihren Geist immer weiter lähmen, bis sie irgendwann vergaß und sich vielleicht nicht einmal mehr erinnern konnte, woher der Schmerz und die Leere in ihrem Herzen rührten?

Jähes Entsetzen ergriff Latona, sodass sie aufsprang. Ohne die fragenden Blicke überhaupt zu bemerken, stürmte sie zum Kamin und warf den Brief in die Flammen. Mit einem Gefühl der Befriedigung sah sie, wie Ivys Brief zu Asche zerfiel.

Latona hatte es geschafft. Sie hatte sich von dem lähmenden Zauber befreit, den die Lycana über sie geworfen hatte. Oder war es doch nur ein einfacher Brief mit einem wohlgemeinten Rat gewesen? Egal. Jedenfalls gab es nun nichts und niemanden mehr, der sie zurückhalten würde.

»Zu Bett! Ja, ich meine auch Sie, Miss Latona!«

Sie fuhr herum und starrte Miss Underhill verwirrt an. Wie lange war sie hier am Kamin gestanden, versunken in ihre Pläne und taub für ihre Umgebung?

Als sie sich umsah, bemerkte sie, dass nicht nur die Gespräche über das neue Objekt mädchenhafter Träume verstummt waren. Die meisten hatten ihre Handarbeiten bereits eingepackt und verließen den Salon, um sich für die Nacht zu richten.

»Ist Ihnen nicht gut, Miss Latona?« Die Erzieherin trat näher und zog die Brauen zusammen, wie immer, wenn sie versuchte, ihre zunehmende Weitsichtigkeit zu besiegen. »Es scheint mir ein seltsam fiebriger Glanz in Ihren Augen zu liegen. Lassen Sie mich Ihre Stirn fühlen.«

Latona wich zurück. »Nein, es ist alles in Ordnung, danke. Das ist nur das Kaminfeuer. Und ich bin ein bisschen müde. Ich gehe sofort zu Bett.«

Sie floh aus dem Zimmer, ehe die Erzieherin sie zur Krankenschwester schicken konnte. Womöglich würde die sie über Nacht zur Beobachtung

dabehalten. Nein, Latona würde sich nicht länger aufhalten lassen. Noch heute Nacht würde sie fliehen und nach London reisen. Noch heute Nacht würde sie sich auf die Suche nach Malcolm begeben!

Ihr Herz klopfte in einem unruhigen Rhythmus, während sie sich um eine gleichmütige Miene bemühte, sich auskleidete und zu Bett begab.

Noch heute Nacht. Und nichts und niemand würde sie dieses Mal zurückhalten!

MALCOLMS NACHRICHT

Gegen Mittag erreichte Latona die Kensington Gardens. Sie war müde und durchfroren, doch als sie den Park betrat, durchströmte sie neue Energie. Sie fühlte ein Prickeln, das ihren ganzen Körper durchrann, und eine Spannung, die all ihre Muskeln zu erfassen schien. Beschwingt schritt sie über den winterlichen Rasen unter alten Parkbäumen, deren kahle Zweige sich in den grauen Dezemberhimmel reckten.

Ihre Flucht war geradezu lächerlich einfach gewesen. Sie hatte nicht einmal über die Mauer klettern müssen, um das Internatsgelände auf dem alten Klostergrund zu verlassen. Das schmiedeeiserne Tor zur Straße war nicht einmal versperrt gewesen! Zum Glück hatte sie als Erstes das Schloss überprüft, statt sich über die Mauer zu quälen und womöglich ihren Rock zu zerreißen.

Auch der Weg zum Bahnhof war leicht zu finden. Dafür wurde ihr das Warten in der nächtlichen Kälte bald zur Qual, und sie war erleichtert, als der erste Morgenzug nach London endlich einfuhr – noch lange bevor die Mädchen im Internat geweckt wurden!

Der Zug war überfüllt, und Latona, die sich nur eine billige Fahrkarte genehmigte, fand sich zwischen nach altem Schweiß und Zwiebeln stinkenden Arbeitern in einem Waggon eingequetscht wieder. Die Holzbänke waren nicht gerade bequem, aber zumindest schenkte ihr niemand Beachtung. So saß sie in ihren einfachen grauen Umhang gehüllt, die Kapuze ins Gesicht gezogen, da und zählte die Minuten, bis sie in London anlangten und sie sich auf den Weg zu den Kensington Gardens machen konnte.

Endlich! Latona blieb stehen. Sie spürte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken und ließ den goldverzierten Baldachin erglühen, unter dem Prinz Albert ganz in Gold auf seinem Thron saß und hinüber zu dem mächtigen Kuppelbau der Royal Albert Hall blickte.

Nun war sie also wieder hier. Nach so langer Zeit. Latona konnte es kaum fassen, als ihr klar wurde, wie viele Monate vergangen waren, seit sie Malcolm in Paris Lebewohl gesagt hatte. Und wie oft hatte sie versucht, hierherzukommen, um nach seiner Nachricht, die er ihr versprochen hatte, zu

suchen! Nur ein paar Mal war es ihr gelungen, wenn auch nicht zur besten Tageszeit und immer in Begleitung, sodass sie nie in Ruhe alles hatte absuchen können. Jedenfalls hatte sie bisher nicht einmal eine Spur von Malcolm entdecken können.

Plötzlich fühlte sich Latona verzagt. Wie kam sie auf den Gedanken, Malcolm könnte nach so langer Zeit noch nach ihr suchen? Warum glaubte sie, gerade heute eine Nachricht entdecken zu können? Ivy hatte ihr zwar versichert, er warte auf sie. Aber konnte sie ihr trauen?

Nun, sollte er einen Brief für sie zurückgelassen haben, dann hatte er ihn sicher nicht so platziert, dass er leicht in fremde Hände gelangen konnte oder der erste Regen ihn wegwaschen würde. Deshalb nahm sie an, dass seine Nachricht – selbst nach so langer Zeit – noch irgendwo hier auf sie wartete.

Latona ließ den Blick über das gewaltige Denkmal schweifen. Nein, wenn es um ihren geliebten Gemahl ging, konnte Königin Victoria nichts üppig oder prächtig genug sein.

Der Baldachin über der Statue des Prinzen war reichlich mit Figuren und Türmchen geschmückt und bot unendlich viele Möglichkeiten, einen Brief zu verstecken, allerdings würde vielleicht ein Vampir auf den kirchturmhohen Bau hinaufgelangen, nicht aber ein Mensch. Latona konnte nur hoffen, dass Malcolm dies bei der Wahl seines Verstecks bedacht hatte. Ihr Blick wanderte weiter über die goldene Figur des Herrschers. Vier weiße Skulpturengruppen erhoben sich neben den Säulen, die den Baldachin trugen. Sie sollten wohl Handel, Handwerk und Landwirtschaft als Stützen des Landes oder so etwas in der Art darstellen. An den vier Ecken unterhalb der Stufen des Sockels gab es dann noch vier weitere Skulpturengruppen aus Menschen und Tieren, verbunden durch den rotgoldenen Zaun, der das gesamte Kunstwerk umgab.

Wo um alles in der Welt konnte Malcolm seinen Hinweis versteckt haben?

Es gab so viele Möglichkeiten. Latona lief um das Denkmal herum. Sicher würde sie dazu über den Zaun klettern müssen. Wie stellte sich Malcolm das vor? Obgleich an diesem Wintertag nicht viele Menschen im Park unterwegs waren, war das mit ihren Röcken nahezu unmöglich, ohne hängen zu bleiben und sich den Saum zu zerreißen. Aber würde ein Vampir an so etwas denken und darauf Rücksicht nehmen?

Die einzigen Figurengruppen, denen sie näher kommen konnte, ohne über den

Zaun zu klettern, waren die unteren vier. Sie drehte noch einige Runden um das Denkmal und dachte nach, bis sie schließlich neben der Figurengruppe stehen blieb, die ein recht lebensechtes Kamel mit hängender Unterlippe, eine kleinere Sphinx und drei entsprechend gekleidete Personen darstellte. Von der nächsten Ecke ragte ein Elefant auf. Die anderen beiden Tiere waren ein Bison und ein Stier.

Gedankenverloren sah Latona das Kamel und die Sphinx an. Diese Skulpturen verkörperten offenbar die Kontinente. Diese hier mit dem Kamel war Afrika, die Gruppe mit dem Elefanten Asien, das Bison stand für Amerika und der Stier für das alte Europa. Europa? Natürlich.

Und wo würde sie Malcolm suchen? Wo lebten die Clans der Vampire? In Europa!

Latona raffte die Röcke und rannte zu der Skulptur mit dem Stier und drei Frauen in wallenden Gewändern. Hatte sie richtig gedacht? Konnten das Malcolms Überlegungen sein? Hier kam sie hin, ohne über Zäune zu steigen und ohne Aufsehen zu erregen, indem sie sich über die pyramidenförmigen Treppenstufen hinauf der Statue von Prinz Albert näherte. Latonas Finger glitten über den glatten weißen Stein der Figurengruppe, bis sie einen Spalt in einer der Gewandfalten entdeckte. Sie schob ihre Finger hinein und ertastete etwas, das sich wie Leder anfühlte. Mit bebenden Händen zog sie eine kleine, lederbezogene Schachtel hervor, auf der sie ihren Namen sah. In ihrem Innern lag ein zusammengefaltetes Blatt mit nur wenigen Zeilen, die aber alles sagten, was sie sich in ihren Träumen ersehnt hatte:

Latona,

meine Geliebte, komm nach Einbruch der Dunkelheit zum Temple Inn Court und klopfe an das Tor des Pförtnerhauses in der Fleet Street. Fürchte Dich nicht. Niemand wird Dir etwas antun, denn ich habe Dich gezeichnet. Ich werde auf Dich warten. Bis in alle Ewigkeit.

Malcolm

Die Worte verschwammen vor ihren Augen. Tränen rannen ihr über die Wangen. Vor Glück, vor Erleichterung und vor Trauer um so viel verlorene Zeit. Nein, sie würde keine einzige weitere Nacht mehr verschwenden! Heute noch würde sie Malcolm in die Arme schließen.

Zwar war sie schrecklich müde, immerhin war sie die ganze Nacht wach geblieben. Vermutlich sah sie furchtbar aus. Mit Sehnsucht dachte sie eine Weile an ihr gemütliches Zimmer unter dem Dach in Brams Haus in Chelsea, doch den Gedanken verwarf sie sogleich wieder. Wie hätte sie ihm erklären sollen, dass sie bereits mehr als eine Woche vor Weihnachten zurückkam? Es könnte zu viele Fragen geben und womöglich würde sich ihr keine Gelegenheit bieten, nach Einbruch der Dunkelheit das Haus wieder zu verlassen. Nein, obwohl sie sich sogar danach sehnte, Bram noch einmal zu sehen, verwarf sie diesen Gedanken. Nein, heute Nacht würde sie Malcolm wiedersehen.

Wie der englische Vampirclan wohl residierte? Latona verließ den Park und stieg in der Kensington Road in einen Pferdeomnibus, der sie bis zum Trafalgar Square brachte. Was für ein buntes Treiben herrschte hier auf dem Platz um die Statue von Admiral Nelson und die großen Brunnen davor. Und auch in The Strand pulsierte das Leben. Latona schlenderte die überfüllte Straße entlang. Die unzähligen Karren und Kutschen kamen kaum voran. Dazwischen Reiter und vornehme Fußgänger, einfache Arbeiter und Dienstmädchen und ein Heer zerlumpter Kinder, die irgendeinen Dienst für einen Penny anboten oder versuchten, sich mit kleinen Diebstählen über Wasser zu halten.

Latona erkannte, dass sie ihr Ziel zu Fuß vermutlich schneller erreichen würde, und machte sich voller Vorfreude auf den Weg, bis sie die alte Templerniederlassung erreichte. Die Tore waren geöffnet. Zögernd trat sie ein. Niemand war zu sehen. Es war ein seltsames Gefühl, den leeren Hof zu durchqueren, dessen Stille nach dem Trubel auf der Straße noch intensiver auf sie wirkte. Hier also wohnten die Vyrad. Latona ließ den Blick über die Ziegelwände der Gebäude streifen, die ernst und erhaben wirkten. Ja, sie fand, die Umgebung passte zu ihm. Ihr Schritt hallte auf dem Pflaster, als sie einen Hof nach dem anderen überquerte und dann vor einem runden Kirchenschiff mit einem rechteckigen Chor stehen blieb. Sie versuchte sich vorzustellen, wo Malcolm jetzt ruhte. Lag er in einem Sarg? Träumte er während des Tages oder fiel er einfach in eine Art Todesstarre?

Latona gähnte herzhaft bei dem verführerischen Gedanken an Schlaf. Sie war so müde. Die Füße taten ihr weh. Sie fror und ihr Magen schmerzte vor Hunger. Ihr Blick wanderte zum Himmel. Es würde noch Stunden dauern, bis es dunkel wurde. So lange wollte sie hier nicht auf und ab gehen.

Latona wandte sich der Themse zu und trat in ein einfaches Lokal, das am Abend vor allem von Seeleuten aufgesucht wurde. Im Augenblick war sie der einzige Gast. Es war schäbig und hatte seine besten Tage hinter sich, doch hier war es warm, und sie bestellte für wenige Penny ein Essen, das gar nicht mal so schlecht schmeckte und angenehm satt machte. Da das Angebot an Getränken beschränkt war, trank Latona noch ein Ale, dann fielen ihr die Augen zu, und sie sank auf die schmuddeligen Kissen der Bank, die sich an der Wand entlangzog.

Sie schlief ungestört. Vielleicht hatte das Mädchen, das sie bedient hatte, ihren Gast vergessen, oder sie ließ sie absichtlich in Ruhe. Jedenfalls ging der Tag zu Ende. Die Sonne versank, ohne die dichten Wolken noch einmal durchdrungen zu haben, und es wurde dunkel. Nach und nach trafen die ersten Hafenarbeiter ein, die ihre Schicht beendet hatten, sich bei Gin und Bier aufwärmen wollten und ein wenig Gesellschaft suchten. Der Geräuschpegel stieg an und Zigarettenqualm verbreitete sich im Lokal. Einer der Männer entdeckte die schlafende junge Frau und stupste sie in die Seite.

Erschrocken fuhr Latona aus dem Schlaf hoch und sah sich verwirrt um.

*

Heute war kein Unterricht. Lord Milton und seine Barrister hatten einen Fall übernommen, für den sie neue Akten anlegen mussten, und genehmigten den Erben eine freie Nacht, in der sie tun und lassen durften, was sie wollten. Natürlich wurden ihnen einige lehrreiche Werke ans Herz gelegt, doch nicht einmal Alisa hatte Lust, sich in dieser Nacht in der Bibliothek zu vergraben und in alten Schriften zu schmökern.

»Gehen wir ein wenig hinaus«, schlug sie mit funkelnden Augen vor, nachdem sie ihre Blutrationen getrunken hatten.

»Hinaus«, wiederholte Leo mit versonnenem Blick. »Du meinst einfach so ziellos umherschlendern …«

»… bis uns unser Schritt ganz zufällig nach Whitechapel führt«, ergänzte Tammo mit einem breiten Grinsen.

»Wir kommen gerne mit und gehen ganz zufällig nach Whitechapel«, meinte Fernand, der mit Joanne wie üblich in Tammos Kielwasser zu finden war.

»Oder hast du wieder einmal etwas dagegen, wenn dein Bruder dabei ist?«, fragte Tammo.

Alisa dachte darüber nach und stellte erstaunt fest, dass dem nicht so war. Er

hatte sich wirklich gemacht und sie empfand seine Gegenwart nur noch selten als lästig. Nein, vielmehr irritierte sie, wie gut er die Fähigkeit der Dracas gelernt hatte. Sie hatte ihn offensichtlich unterschätzt. Das war geradezu beunruhigend!

Vielen Dank, Schwesterherz. Tammo grinste.

Alisa lächelte zurück. *Gern geschehen.* Laut sagte sie: »Gehen wir?« Zu ihrer Freude gesellte sich Leo wie selbstverständlich zu ihr, und auch Malcolm wollte mitkommen.

»Was ist mit dir, Ivy?«, wollte Alisa wissen, doch die Lycana schüttelte den Kopf.

»Nein, ich habe schon etwas vor. Danke.«

Alisa war ein wenig enttäuscht, wenn auch nicht überrascht. Ivy war in den vergangenen Wochen stets ihre eigenen Wege gegangen.

»Aber ihr könntet Seymour mitnehmen, wenn es euch nichts ausmacht!«

Der Wolf sah sie aus seinen gelben Augen an, als wolle er protestieren, doch nach einem stummen Zwiegespräch gesellte er sich zu Alisa.

»Gehen wir?«, fragte sie noch einmal und sah in die Runde, bis ihr Blick an Malcolm hängen blieb, der wie erstarrt dastand.

Alisa trat zu ihm und berührte ihn zart an der Hand. »Was ist mit dir?«

Er zuckte zusammen und sah sie aus großen Augen an, so als erkenne er sie nicht, dann kehrte sein Blick aus der Ferne zurück.

»Oh, entschuldige. Es war mir, als könne ich Latona wittern.« Er schüttelte heftig den Kopf, als wolle er ein Hirngespinst vertreiben. »Das ist natürlich Unsinn. Lasst uns gehen.«

Nun war es Luciano, der zögerte. »Ich weiß nicht, ob das was für Clarissa ist. Was, wenn der Mörder heute Nacht wieder zuschlägt?«

»Ja und? Was sollte mir schon passieren?« Clarissa setzte eine stolze Miene auf und reckte sich ein wenig. »Ich bin eine Vampirin!«

»Das schon, aber noch nicht sehr erfahren«, gab Luciano zu bedenken.

Clarissa stemmte die Hände in die Hüften. »Ach, und wie soll ich Erfahrung sammeln, wenn ihr mich nicht mitnehmt?«

»Da ist was dran«, gab ihr Alisa recht.

»Und außerdem ist sie ja nicht alleine unterwegs«, unterstützte sie auch Leo.

»Also gut«, gab Luciano zögernd nach. »Aber bleib in meiner Nähe!«

»Aber ja, mein starker Held«, stimmte sie spöttisch zu.

»Dein Spott wird dir vergehen, wenn wir auf den Mörder mit seinem Messer treffen, der armen, wehrlosen Frauen den Leib aufschlitzt!«, brummte Luciano, als sie durch das Tor auf die Fleet Street hinaustraten.

Sie ließen sich mit dem Strom der Menschen treiben und genossen die vielen Gerüche, die auf sie einströmten. Fernand leckte sich die Lippen. Joanne seufzte.

»Es wird wirklich Zeit, dass wir unser Ritual begehen. Lange kann ich mich nicht mehr zurückhalten. Und ich will es auch nicht! Ich bin alt genug.«

Das stimmte. Joanne war mit ihren neunzehn Jahren nach Malcolm die Älteste ihrer Gruppe.

Auch Clarissa bekam eine trockene Kehle. Der immer wieder so plötzlich aufwallende Blutdurst irritierte und verunsicherte sie. Luciano nahm sie bei der Hand und blieb dicht bei ihr.

»Versuche dich auf etwas anderes zu konzentrieren«, raunte er ihr zu.

»Worauf denn? Auf einen Mörder, der Frauen abschlachtet, sodass ihre Leichen in ihrem Blut schwimmen?«

»Nein, das ist nicht das Richtige«, schmunzelte Tammo, der seine Ohren wieder einmal überall zu haben schien. »Wenn es zu schlimm wird, dann richte deinen Geruchssinn auf den Unrat. Der Gestank von Fäkalien und verfaulten Abfällen wird immer dichter, je weiter wir in die engen Straßen von Whitechapel vordringen. Konzentriere dich auf die einzelnen Duftnoten und versuche sie voneinander zu trennen. Darunter wirst du die Fährten von Menschen finden. Jede ist anders. Versuche sie zu unterscheiden und prüfe, welche unserem Weg folgen und welche verloren gehen. Das ist eine gute Übung.«

Wieder einmal warf Alisa ihrem jüngeren Bruder einen Blick zu, in den sich Verwunderung und Anerkennung mischten.

Ja, er hat sich gemacht, kommentierte Leo ihre Gedanken. *Er ist erstaunlich brillant für sein Alter – aber was will man von einem Vamalia auch anderes erwarten als Perfektion!*

Alisa sah ihn misstrauisch an, doch in seinem Spott schwang auch Bewunderung mit.

Die Vampire bogen in die Middlesex Street ein, die jeder nach ihrem bunten Straßenmarkt von allerlei Stoffen und gebrauchten Kleidungsstücken nur Peticote Lane nannte. Die Tradition, in dieser Straße gebrauchte Kleider zu tauschen oder zu verkaufen, ging fast zweihundert Jahre zurück. Auch jetzt, nach

Einbruch der Dunkelheit, war noch einiges los, und sie lauschten vergnügt dem Feilschen und Lachen, dem Gezänk und manch anzüglicher Zote, die die Verkäufer ihren sicher nicht zur vornehmen Gesellschaft gehörenden Kundinnen nachriefen.

Nach und nach wurde es ruhiger. Die Händler packten ihre Waren ein. Die Käufer und Schaulustigen trollten sich nach Hause oder strömten in die umliegenden Pubs. Nebel begann sich in den schmalen, feuchten Gassen zusammenzuziehen und waberte über das schmutzige Pflaster. Den wenigen Gaslaternen gelang es nicht, die sich verfinsternden Schatten zurückzudrängen. Neugierig folgten die Vampire dem Gewirr schmaler Gassen ins Herz von Whitechapel.

*

Latona sah sich verwirrt um. Der Lärm fremder Männerstimmen dröhnte in ihren Ohren. Rauch und Bierdunst hüllten sie ein. Zwei bärtige Gesichter musterten sie neugierig, aber nicht unfreundlich. Einer der Fremden hob seinen Bierkrug.

»He, meine Hübsche, hier wird nicht geschlafen, hier wird gefeiert! Komm und trink mit uns. Willst du ein Ale? Ich lade dich ein.«

Latona fiel alles wieder ein. Ihre Flucht, die Nachricht am Albert Memorial und die lange Busfahrt durch London. Benommen schüttelte sie den Kopf. Vermutlich war sie nur eingeschlafen, weil sie Bier getrunken hatte.

Wie spät mochte es sein? Sie fuhr herum und starrte durch die schmutzigen Fenster, hinter denen nur Finsternis zu sehen war. Ab und zu schwankte irgendwo in der Ferne ein trüber Lichtschein.

»Danke, nein«, stieß sie hervor und sprang auf. »Ich muss gehen!«

»Das glaube ich auch«, sagte der andere Mann. »Ein anständiges, junges Ding wie du hat hier um diese Zeit nichts verloren.«

»Du bist doch nicht etwa in Schwierigkeiten?«, mischte sich ein dritter ein und musterte sie neugierig.

»Nein, nein«, wehrte sie ab und drängte sich zwischen den muskelbepackten Gestalten hindurch, deren Kleider nach Brackwasser und Teer stanken. Sie bezahlte ihr Essen und das Ale an der Theke und stürzte hinaus. Entsetzt stellte sie fest, dass es wirklich bereits Nacht geworden war. Wie lange hatte sie geschlafen? Zwölf Glockenschläge von einem in der Nähe aufragenden Kirchturm gaben ihr Antwort. Es war bereits Mitternacht? Sie konnte es nicht

fassen.

Latona hastete zum Temple zurück. Doch je näher sie dem Tor am Pförtnerhaus kam, desto langsamer wurden ihre Schritte. Nicht dass sie an ihrem Entschluss zweifelte. Doch der Gedanke, gleich einem völlig fremden Vampir entgegentreten zu müssen, um ihn nach Malcolm zu fragen, bereitete ihr ein ungutes Gefühl. Sie war zu lange mit ihrem Onkel Carmelo auf Vampirjagd durch aller Herren Länder gezogen, um sich irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Vampire waren gefährliche Jäger der Nacht. Tödliche Raubtiere, zu deren Beute sie sich zählen musste.

Aber hatte Malcolm in seinem Brief nicht versichert, dass man sie erkennen und ihr nichts antun würde? Und hatte sich nicht auch in Wien der Vamalia Hindrik als vertrauenswürdig erwiesen? Es gab keinen Grund zur Furcht!

Entschlossen trat sie vor das zur Nacht verschlossene Tor und betätigte den Klopfer. Der Ton war noch nicht verklungen, als eine Gestalt geräuschlos aus einer schmalen Nebenpforte trat. Obwohl Latona den Vampir erwartet hatte, zuckte sie zusammen.

»Sie wünschen, Miss?«

Latona sah ihn neugierig an. Ja, er war ein Vampir. Unzweifelhaft. Die blasse Haut, der durchdringende Blick. Auch konnte sie trotz der Gaslaternen, die entlang der Fleet Street brannten, keinen Schatten erkennen.

Der Pförtner war kaum größer als sie selbst, aber von breiter Statur. Er trug eine dunkelblaue Uniform mit großen Goldknöpfen und hielt sich sehr gerade. Nein, er sah Malcolm nicht im Geringsten ähnlich, dennoch nahm sie an, dass er zu den Vyrad gehörte, vermutlich aber unreinen Blutes war. Er hatte etwas Schottisches an sich, dachte sie.

»Wie kann ich Ihnen weiterhelfen?«, unterbrach der Pförtner, noch immer höflich, ihre Musterung.

»Ich möchte zu Master Malcolm«, sagte sie rasch. »Er erwartet mich«, fügte sie kühn hinzu. Irgendwie stimmte das ja auch, selbst wenn er nicht gerade in dieser Nacht mit ihrem Kommen rechnete.

Der Vyrad hob kaum merklich die Brauen. »Es tut mir leid, Miss, davon ist mir nichts bekannt.«

»Aber könnten Sie ihm Bescheid geben, dass ich hier bin und auf ihn warte? Latona ist mein Name, Latona Canning. Bitte!«

Der Pförtner sah sie noch immer unverwandt an. Latona bemerkte, wie sich seine Nasenflügel blähten. Er nahm ihre Witterung auf. Konnte er riechen, dass Malcolm sie gezeichnet hatte? Sie wagte nicht, ihn danach zu fragen.

»Es tut mir leid«, wiederholte er. »Ich würde Ihnen gerne behilflich sein, doch Master Malcolm ist im Augenblick nicht hier.«

Verdattert starrte Latona den Vampir an. Natürlich war er unterwegs. Wie hatte sie glauben können, Malcolm verbringe jede Nacht im Schutz der Templermauern?

»Wann wird er denn zurückkommen?«, fragte sie tapfer weiter.

»Bei Tagesanbruch, vermute ich«, sagte der Pförtner. »Möchten Sie hereinkommen und auf ihn warten?«

Latona meinte Gier in seiner Stimme wahrzunehmen. Vielleicht konnte man sich doch nicht auf alle Vyrad verlassen? Eine ganze Nacht mitten unter fremden Vampiren? Vielleicht war das keine so gute Idee. Latona hob unentschlossen die Schultern.

»Wissen Sie, wohin er gegangen ist?«

Der Pförtner nickte. »Er und einige Freunde haben sich auf den Weg nach Whitechapel gemacht. Das ist im Nordosten der City, aber ich würde Ihnen nicht raten, zu dieser Nachtzeit alleine dorthin zu gehen, Miss, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten«, fügte er hinzu, da er ihre Gedanken zu erahnen schien.

»Danke. Ich werde dann später wiederkommen«, sagte Latona, ohne darauf einzugehen, ob sie seinen Rat beherzigen wollte. Das wusste sie selbst noch nicht.

Vorerst folgte sie weiter der Fleet Street und dachte nach, welche Möglichkeiten sich ihr boten. Sie konnte sich wieder in einen Pub setzen und warten. Dort wäre es wenigstens warm. Oder in eine Kirche, in der sie auf alle Fälle sicher sein würde. Oder sie nahm den Vorschlag des Pförtners an und wartete irgendwo im Innern des Temple auf Malcolms Rückkehr.

Unentschlossen schritt sie weiter auf die City zu. Sie konnte die Kuppel von St. Paul vor sich aufragen sehen. Latona passierte die riesige Kathedrale, die Christopher Wren nach dem großen Stadtbrand 1666 entworfen hatte. Noch immer hatte sich Latona nicht entschieden, und so ging sie weiter. Ohne darüber nachzudenken, wandte sie sich nach links. Sie kam zur alten Guildhall, die Hunderte von Jahren Rathaus und Zentrum der Macht in der City of London

gewesen war. In der großen Halle waren aufsehenerregende Prozesse geführt worden.

Einige Hundert Schritte weiter passierte Latona am Moorgate die nördliche Stadtmauer. Sie folgte der Straße ein Stück, bis links von ihr eine Mauer auftauchte. Im Mondlicht breitete sich ein Gräberfeld vor ihr aus. Bunhill Fields, der Friedhof der Dissenter, der Nonkonformisten, wie man die Abweichler von der englischen Amtskirche nannte. Dieser Ort hatte bereits den Sachsen als Friedhof gedient. Später, im 16. Jahrhundert hatte man ihn Bone Hill – Knochenberg – genannt, nachdem man mehr als eintausend Wagenladungen menschlicher Überreste vom Beinhaus der alten St. Paul's Cathedral hierher gebracht hatte.

Der dunkle Friedhof stieß Latona ab und zog sie dennoch wie magisch an. Obwohl ein Teil von ihr lieber in die andere Richtung davongegangen wäre, griff ihre Hand nach der rostigen Klinke und schob das Tor auf. Ihr Schritt lenkte sie zwischen alte Gräber. Der feuchte Geruch von Erde, Moos und Moder stieg ihr in die Nase, während ihre Gedanken sich in Träumereien ergingen.

Ja, sie ahnte, warum der Friedhof sie so anzog. Sie war am Scheideweg ihres Lebens angelangt. Oder sollte sie besser sagen: am Ende ihres Lebensweges? Vielleicht würde Malcolm es noch in dieser Nacht beenden. Doch nicht nur der Tod und eine feuchte Gruft warteten auf sie. Nein, sie würde in einem neuen, starken Körper erwachen und mit einem veränderten Geist, der irgendwann all die wundervolle Magie bewirken konnte, über die Malcolm verfügte. Dafür würde sie das Tageslicht aufgeben müssen und zu einer Jägerin der Nacht werden. Blut würde von da an ihre Nahrung sein und ihr Verlangen, das sie Nacht für Nacht antrieb.

Ihr war es, als steige ihr der Blutgeruch bereits in die Nase. Er wandelte sich in den Gestank von Verwesung, der sie wie Nebelschwaden einhüllte. Latona hielt inne.

Der Geruch war keine Einbildung. Verwesung war zwar auf einem Friedhof nichts Ungewöhnliches, dennoch fühlte sie, wie sich ihre Nackenhaare aufstellen. Die vielen Toten von St. Paul's rochen sicher nicht mehr, und auch die jüngeren Toten, die in ihren Särgen tief unter der Erde schlummerten, konnten es wohl kaum sein. Außerdem war es nicht der Übelkeit erregende Gestank stark verwester Leichen. Der Körper musste noch recht frisch sein. Erst

ein paar Tage alt, sodass die Zerstörung gerade erst begonnen hatte. Zaghaft ging Latona weiter, alle Sinne wachsam. Ihr Blick schweifte über die Grabsteine und steinernen Monumente. War da nicht eine Bewegung? Ein dunkler Schatten? Latona duckte sich hinter einen moosbedeckten Obelisken. Sie lauschte in die Nacht. Ein schabendes Geräusch, dann ein Stöhnen, der Klang von Metall auf Holz. Dann ein feines Klingeln. Was war das? Noch einmal erklang das Glöckchen, und sie hörte ein unterdrücktes Lachen.

»Bring das verdammte Ding zum Schweigen!«, schimpfte eine heisere Stimme.

»Ja, ja, reg dich nicht auf«, beschwichtigte eine andere, die wesentlich jünger sein musste.

»Tja, zu spät meine Liebe«, sagte die Stimme spöttisch. »Falls du tatsächlich lebendig begraben wurdest, dann hast du jetzt Pech gehabt. Es ist eh keiner da, der dein Klingeln hören könnte. Außer uns. Und wir sind nicht an Überlebenden interessiert.«

»Halt endlich dein Maul! Komm lieber her und hilf mir.«

Das Glöckchen verstummte, und auch die Stimme des jungen Mannes schwieg.

Latona verstand. So eine Vorrichtung hatte sie bereits auf einem Friedhof in Wien gesehen. Eine Glocke, die über eine Schnur mit dem Verstorbenen in seinem Sarg verbunden war. Sollte sich der Körper unerwartet bewegen, erklang das Geläut.

Viele Menschen fürchteten sich davor, aus Versehen lebendig begraben zu werden und dann in einem Sarg zu erwachen, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Was für eine entsetzliche Vorstellung! Was für ein grausamer Tod.

Latona versuchte den Gedanken zu verdrängen, der sie beschäftigte. Wie würde sie sich fühlen, wenn sie das erste Mal den Tag in einem geschlossenen Sarg zubringen musste? Würde sie sich ängstigen? Würde sie das Gefühl haben, ersticken zu müssen, obgleich sie nicht mehr atmen musste? Sie könnte Clarissa fragen, falls diese mit nach London gekommen war. Ihre Wandlung lag noch nicht lange zurück. Sie würde sich noch an die ersten Tage und Nächte ihres neuen Daseins erinnern.

Latona tastete sich von einem Grabstein zum nächsten, bis sie die beiden Gestalten nur wenige Schritte vor sich erkennen konnte. Sie ahnte längst, mit wem sie es zu tun hatte. Body Snatcher, wie man Grabräuber hierzulande nannte. Sie suchten nicht, wie in alten Zeiten, nach Schätzen in den Gräbern. Der

Schatz war der Tote selbst. Je frischer, desto mehr Pennys brachte er ein. Onkel Carmelo hatte ihr einst davon erzählt, als sie auf einem Friedhof nach Vampiren Ausschau gehalten hatten.

Bis vor wenigen Jahrzehnten waren Hingerichtete die einzigen Leichen gewesen, die von Ärzten und Studenten seziert werden durften. Seit Beginn des Jahrhunderts sank die Zahl der Hinrichtungen drastisch, dagegen schossen die Universitäten, an denen Medizin gelehrt wurde, und die Zahlen an Studenten, die für ihre Ausbildung Sektionen vornehmen mussten, in die Höhe. Mehr als fünfhundert Leichen pro Jahr würden in England dafür benötigt, hatte Carmelo behauptet, gegen die kaum fünfzig Hinrichtungen standen. Also musste man den Bedarf eben auf andere Weise decken. Seit dem Anatomy Act von 1832 war es zwar nicht mehr verboten, auch andere Tote für anatomische Studien zu verwenden, doch noch immer waren frische Leichen rar. Wer wollte schon, dass sein Körper vor einer Horde gaffender Studenten auf einem Seziertisch in seine Einzelteile zerlegt wurde? Daher fragten die Abnehmer auch in diesen Tagen lieber nicht, woher die Ware der zwielichtigen Gestalten kam. Hauptsache, sie war frisch.

»James, sieh nur, was wir da für eine Schönheit entdeckt haben«, hörte sie den Alten sagen. »Sie kann keine zwanzig Jahre alt geworden sein, und sie ist noch keine zwei Tage tot«, ergänzte der Alte zufrieden. »Ja, ein ganz prächtiger Fund. Komm, fass mit an.«

Sie hoben die Tote aus dem Sarg und legten sie auf ein Tuch oder eine helle Decke, die Latona im Mondlicht leuchten sah. Dann klappten sie den Sarg wieder zu und schaufelten die Erde an ihren Platz zurück.

»Seit wann interessiert es dich, ob die Toten jung und schön sind oder nicht?«, erkundigte sich der Junge misstrauisch.

»Du hast ganz recht«, sprach die raue Stimme. »Ihr hübsches Gesicht ist mir gleichgültig. Aber ihr wundervolles Haar nicht! Gib mir mal die Schere. Diese Locken werden uns bei einem *wigmaker* ein paar zusätzliche Münzen einbringen.«

Offensichtlich waren nicht nur Mediziner an den Toten interessiert, wie Latona aus dem entzückten Ausruf des Leichenräubers schloss. Sie hörte das Rascheln, wie die Schere durch die Haarsträhnen fuhr. So würde das Haar der Toten bald als Perücke einen anderen Kopf zieren.

»Und nun gib mir die Zange.«

»Wozu?«, fragte der Jüngere erstaunt.

»Das junge Ding hat nicht nur schönes Haar. Ich wette, auch ihre Zähne sind noch in ganz prachtvollem Zustand.«

»Du willst ihr die Zähne rausziehen?«

»Aber ja. Ich denke nicht, dass das den Preis des Doktors mindert. Sie wollen ihren Leib aufschneiden und in ihren Eingeweiden herumwühlen. Wozu brauchen sie da ihre Zähne? Nein, die können wir einem Zahnarzt anbieten. Die zahlen nicht schlecht.« Der junge Mann stöhnte.

»Stell dich nicht so an und komm her. Los, halte ihr den Mund auf, dass ich besser rankomme.«

Das Geräusch ließ Übelkeit in Latona aufsteigen. Es wurde Zeit, sich zurückzuziehen. Bedächtig rutschte sie zu dem nächsten großen Grabstein zurück, drehte sich um und hastete so leise wie möglich davon. Erst als sie die Gittertür hinter sich zuzog, erlaubte sie sich tief durchzuatmen.

ANNIE CHAPMAN

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Tammo ein wenig missmutig.

Sie hatten die Tatorte der beiden Morde besucht und noch einmal genau Witterung aufgenommen, doch es war inzwischen zu viel Zeit verstrichen und zu viele Menschen waren dort gewesen, um den Mörder herauszuwittern – wenn es denn in beiden Fällen derselbe war! Zudem gab es mehrere Personen, die an beiden Orten aufgetaucht waren, die aber auch von der Polizei sein konnten. Der Inspektor, beispielsweise, war ganz sicher an beiden Orten gewesen, und sie wussten noch nicht, welcher Geruch zu ihm gehörte. Das würden sie zuerst abklären müssen.

»Wir könnten die Zeugen noch einmal befragen«, schlug Alisa vor. »Vielleicht haben sie der Polizei nicht alles gesagt. Wir sollten ihre Gedanken erforschen, ob sie etwas verschweigen. Ob absichtlich oder unabsichtlich, ist gleich. Wenn sie etwas in ihrem Geist verbergen, können wir es finden.«

Die anderen waren einverstanden.

»Wir teilen uns besser auf. Und in jeder Gruppe sollte einer dabei sein, der gut Gedanken lesen kann«, schlug Joanne vor und zwinkerte Tammo zu.

Unbestritten war er neben Leo und Alisa derjenige, der diese Fähigkeit am besten beherrschte. Malcolm und Clarissa konnten es gar nicht und die Pyras und Luciano waren nicht gerade Meister dieser Disziplin.

»Gute Idee«, stimmte Malcolm zu und trat neben Alisa.

Sofort stellte sich Franz Leopold zu Luciano und Clarissa. »Dann werde ich mal auf unsere beiden Turteltäubchen aufpassen.«

Alisa sah zu Malcolm und wusste nicht, ob sie sich freuen sollte. Natürlich war sie gerne in seiner Gesellschaft, aber sie wollte auch keine weiteren Missverständnisse zwischen ihr und Leo provozieren. Seit dem unglückseligen Duell sprachen sie wieder miteinander.

Ihre Freundschaft schien gerettet. Aber mehr auch nicht. Nichts von der trauten Zweisamkeit in Wien, von dem überschäumenden Glück, seine Berührungen auf ihrer Haut zu spüren … Sie unterdrückte einen Seufzer. Vielleicht war das einfach zu viel verlangt. Vielleicht war es gar nicht möglich, für mehr als nur

kurze Zeit zu solch einer Harmonie zu finden. Dazu waren sie einfach zu verschieden.

Alisa sah zu Leo hinüber. *Ist es in Ordnung, wenn ich mit Malcolm gehe?*

Für einen Moment blitzten die Augen des Dracas gefährlich, doch seine Stimme klang ungerührt. »Warum nicht? Dann kann ich ein Auge auf unsere vorwitzige Clarissa haben. Nicht auszudenken, wenn sie sich zu weit vorwagt und ihr Näschen in Dinge steckt, die ihr gefährlich werden könnten.«

»Danke, aber ich brauche deinen Schutz nicht«, widersprach Clarissa kühl, während Luciano rief:

»Ich bin sehr gut selbst in der Lage, auf Clarissa aufzupassen!«

Leo grinste breit. »Ist es nicht immer wieder ein Vergnügen, wenn man von seinen Freunden so sehr geschätzt wird?«

Alisa musste trotz Leos Dreistigkeiten lächeln. »Immerhin schätzen sie deine wertvolle Fähigkeit, Gedanken zu lesen. Sie wissen ganz genau, dass niemand so gut darin ist wie du, jedem Menschen seine tiefsten Geheimnisse zu entlocken.«

»Ja, das stimmt«, sagte Luciano versöhnlich. »Darin bist du der unumstrittene Meister. Ich bin gespannt, was du herausbekommen wirst.«

Leo hob abwehrend die Hände und warf rasch einen Blick in Alisas Richtung. »In Ordnung. Genug der Schmeicheleien. Gehen wir. Wer wird sich wen vornehmen?«

Tammo wollte unbedingt die Freundinnen der Opfer befragen, die sie zuletzt gesehen hatten.

»Ich habe noch nie mit einer Dirne gesprochen. Das interessiert mich«, gab er offen zu. Alisa schüttelte missbilligend den Kopf, widersprach aber nicht und kündigte an, mit den Hausbewohnern in George Yard zu reden. Vor allem mit dem Mann, der die Leiche gefunden hatte.

»Dann bleiben für uns die Hafenarbeiter im Fall Mary Nichols«, sagte Luciano und nickte. »Also los, dann treffen wir uns später wieder hier.«

*

Es war ein Uhr vorbei, als Latona in die trostlose Welt von Eastend eindrang. Sie war einfach weitergelaufen, hatte sich treiben lassen, obwohl sie wusste, dass es eine gefährliche Gegend war und der Pförtner der Vyrad sie sogar noch davor gewarnt hatte. Aber sie dachte nur an Malcolm und ihr bald bevorstehendes Wiedersehen. Irgendwo hier in Whitechapel war er im Moment unterwegs. Was,

wenn sie ihm nun geradewegs in die Arme lief?

Diese wundervolle Vorstellung hielt sie eine Weile warm und trieb sie forschen Schrittes vorwärts. Sie folgte einer engen Gasse, in der keine Gaslaternen brannten, und der Schein der Lampe an der Ecke verblasste nur allzu schnell. Nebelschwaden umwirbelten ihre Knöchel. Latona beschleunigte unwillkürlich ihre Schritte. Sie unterdrückte ein erleichtertes Aufseufzen, als sie das Ende der Gasse erreichte und sich vor ihr die eiserne Konstruktion einer Markthalle erhob.

Spitalfields Market stand auf einem verrosteten Schild. Der Name des traditionellen Obst- und Gemüsemarkts wies noch auf die Abtei hin, die bereits im Mittelalter das St. Mary’s Spital ins Leben gerufen hatte. War dies schon damals ein Ort der Armen gewesen? Bestimmt. Hier sammelten sich all diejenigen, die verzweifelt versuchten, ein Stück vom Kuchen der reichen Stadt London abzubekommen, denen es aber nicht gelang, die Mauer, mit der sich die City abschirmte, zu überwinden. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich vor der Stadtmauer niederzulassen. Im Osten der Stadt, dort, wo der Wind all den Gestank und Dreck der rauchenden Schornsteine hinwehte. Vor allem bei dieser Witterung, wenn der Nebel in nahezu windstillen Nächten an den Wänden emporkroch, legte sich der Kohlenstaub über die Gassen und machte es schwer, frei zu atmen.

Latona ging zwischen den nun leeren Marktständen entlang. In den Ecken türmte sich der Abfall aus Kisten, durchweichtem Zeitungspapier und verfaultem Obst und Gemüse. Streunende Hunde durchwühlten den Müll nach etwas, das ihnen schmecken könnte. Bei Tag waren die Markthallen in ihrer Glas- und Stahlkonstruktion mit ihrem Überfluss an Waren und dem bunten Treiben der Händler und Kunden sicher ein attraktiver Ort. Jetzt verströmte die riesige leere Halle, die sich nach allen Seiten im Dunkeln verlor, eine unheimliche Atmosphäre, die Latona frösteln ließ.

Sie ging weiter und überquerte die Commercial Street, deren südlicher Teil bereits zu Whitechapel gehörte. Vor ihr ragte die Christ Church mit ihrem mächtigen säulengeschmückten Eingang und den an einen Triumphbogen erinnernden Kirchturm auf, der in einer lang gezogenen Spitze endete. Aus dem Pub an der Ecke gegenüber drangen laute Stimmen und Gelächter. *The Ten Bells*, entzifferte Latona die verwitterte Schrift über dem Eingang. Der warme Lichtschein zog sie an. Sie trat näher, bis sie einzelne Stimmen unterscheiden

konnte.

»He, Annie! Lange nicht gesehen. Komm zu uns und trink noch einen Gin mit uns«, rief ein Mann mit einem Humpen Bier in der Hand.

Die Angesprochene, eine Frau von vielleicht Mitte vierzig mit einem breiten Gesicht und braunem, ungepflegtem Haar, wandte sich um und trat auf den Mann zu. Sie ließ sich ein Glas Gin servieren und stürzte den scharfen Branntwein in einem Zug hinunter. Die Männer um sie lachten.

»Dir ist wohl kalt, Chapman«, spottete einer.

Annie nickte. »Ja, kalt und hundemüde. Ich mach mich auf den Weg. Mal sehen, ob die alte Hexe in der Thrawl Street ein Bett für mich hat.«

Sie gähnte und zeigte ihre gelb verfärbten Zähne.

»Willst du nicht lieber zu John und deinen Kindern gehen?«, schlug ein anderer vor, der einen dichten Vollbart trug, und erntete damit einen zornigen Blick.

»Du weißt ganz genau, dass wir uns getrennt haben.«

»Er hat dich rausgeworfen«, sagte der Dünne zu ihrer Rechten und nickte wissend. »Der neue Mann an deiner Seite heißt Vater Gin, der schon so viele ins Verderben geführt hat.«

»Na und?«, fuhr ihn Annie an und trank noch einen Gin.

»Aber ich habe gehört, John Chapman ist ein anständiger Fuhrmann, der seine Frau nicht ohne einen Penny lässt. Was gibt er dir, Annie?«, bohrte der, der ihr den Schnaps spendiert hatte, nach.

»Zehn Schillinge die Woche«, gab sie mürrisch zu. »Aber das reicht hinten und vorne nicht!«

Der Mann mit dem Vollbart nickte in Richtung der leeren Gläser, die vor ihr standen. »Das glaube ich dir gern. Aber für heute ist Schluss. Ich muss mein Geld auch zusammenhalten.«

»Kannst mir ja etwas abkaufen«, drängte Annie und deutete auf das schmuddelige Bündel zu ihren Füßen.

»Künstliche Blumen und Häkelkram? Ne, danke«, wehrte der Bärtige ab.

»Das ist doch nicht alles, was du anzubieten hast«, neckte der Dünne und legte ihr die Hand auf das Knie.

Wider Willen trat Latona noch einen Schritt näher. Sie wusste nicht, warum sie sich nicht lösen konnte, doch sie ließ die Frau in der Männerrunde nicht aus den Augen und lauschte jedem Wort, das gesprochen wurde.

Annie bedeckte die Hand des Mannes mit der ihren und zwinkerte ihm zu. »Kann schon sein. Bist du interessiert? Viel Vergnügen für nur wenig Geld!«

Er zog seine Hand zurück und winkte ab. »Eine schnelle Nummer in einem finsteren Hauseingang? Nein danke! Da geh ich lieber zu meinem Weib nach Hause und leg mich zu ihr ins warme Bett.«

Annie sah enttäuscht drein. Der Dünne jedoch erhob sich, warf ein paar Münzen auf den Tisch, grüßte in die Runde und trat hinaus in die Winternacht. Fast wäre er mit Latona zusammengestoßen. Sie taumelte zurück. Der Mann tippte sich an seine Mütze und murmelte eine Entschuldigung. Dann ging er davon.

Auch Annie erhob sich und kündigte an, nun aber wirklich ein Bett aufzusuchen. Ein wenig schwankend trat sie in die Nacht. Sie ging kaum einen Schritt weit an Latona vorbei, ohne sie zu beachten. Neugierig folgte Latona der Frau.

Zwei Straßen weiter bog Annie von der Hauptstraße in eine verwinkelte Gasse ab, die kaum beleuchtet war. Latona zögerte, doch irgendetwas, das sie nicht benennen konnte, trieb sie weiter. War das wirklich nur Neugier?

Nach zwei Biegungen blieb die Frau vor dem Eingang zu einem heruntergekommenen, dreistöckigen Gebäude stehen und klopfte an die Tür. Es dauerte eine Weile, ehe geöffnet wurde.

»Ah, Annie, komm rein.«

Ein Kopf mit wirrem, grauem Haar über einem zerfurchten Gesicht erschien und sah die Straße hinauf und hinunter. Der Blick blieb an Latona hängen.

»Suchst du auch einen Schlafplatz?« Ein knochiger Finger winkte sie heran. »Dann komm nur herein.«

Wieder schienen Latonas Beine ein Eigenleben zu entwickeln, obwohl es sicher besser gewesen wäre, sich auf die heller erleuchtete Hauptstraße zurückzuziehen.

»Was ist das für ein Haus?«, fragte sie ein wenig zaghaft.

»Du bist nicht von hier?«, krächzte die Alte. »Mein Haus ist das Common Lodging House der Thrawl Street. Das Lager vier Pence, ein eigenes Bett acht, ein Platz am Tau im Flur zwei.«

Eine Herberge für Arme also mit einem gemeinschaftlichen Strohlager und Kammern mit Betten für die, die sich mehr Komfort leisten konnten. Latona trat

hinter Annie in den Flur. Ansehen konnte sie es sich ja einmal. Dies schien nicht, wie sie zuerst befürchtet hatte, ein Hurenhaus zu sein.

Der Gestank, der ihr entgegenschlug, war unglaublich. Obwohl es ihr nicht sehr warm erschien, war es feucht und stickig, und die Mischung aus den vielen ungewaschenen Leibern und den Dämpfen, die aus der Jauchegrube aufstiegen, raubten Latona den Atem. Sie musste ein Würgen unterdrücken.

Die Hauswirtin musterte Latona mit gierigen Augen. »Was willst du, Mädchen?« Sie drängte sich an einigen zerlumpten Gestalten vorbei, die halb schlafend an der Wand lehnten, und führte Latona – die längst entschieden hatte, dass sie hier ganz sicher niemals schlafen würde – zu einer Tür, durch die sie einen Blick in den düsteren Raum dahinter werfen konnte. Auf einer Schicht schmutzigen Strohs, die sicher schon eine Ewigkeit nicht mehr erneuert worden war, lagen dicht an dicht unzählige Menschen. Sie schnieften und husteten, schnarchten oder lallten vor sich hin. Zwei Ratten tauchten aus einer finsteren Ecke auf und trippelten zwischen den Schlafenden hindurch. Einer der Schlafenden wachte auf und trat nach den Nagern, die sich aber nicht stören ließen und ihren Weg unbekümmert fortsetzten.

Die Wirtin grinste schräg und zeigte ihre wenigen Zahnstummel, die ihr noch geblieben waren. »Verlangt es die Dame nach etwas Vornehmerem?«, spottete sie. Offensichtlich war ihr Latonas entsetzte Miene nicht entgangen.

Latona wich in den Flur zurück. »Nein, danke. Ich habe mich entschlossen, noch ein wenig weiterzuziehen.«

»Komm zurück, wenn du es dir anders überlegst. Wenn du zahlen kannst, dann habe ich auch ein Bett – alleine oder zu zweit. Es ist alles eine Frage des Preises.«

Latona nickte. Sie stieß gegen eine Frau, die unter Protesten die Augen aufriss, dann aber mit dem Oberkörper nach vorne über ein dickes Seil sank und wieder eindöste. Nun erst erkannte Latona, dass alle hier irgendwie in oder über diesem Seil hingen. Konnte man so schlafen?

Sie starrte die Herbergswirtin mit offenem Mund an. Diese hob die Schultern. »Wer nur zwei Penny hat, der muss eben im Flur bleiben. Bis zum Morgengrauen lass ich sie hier schlafen, dann zieh ich den Strick.« Sie zeigte wieder ihr zahnloses Grinsen und deutete auf einen Eisenring in der Wand, an dem das Tau befestigt war. Wenn sie an der Schnur zog, fiel das Tau zu Boden.

Ihrer Stütze beraubt, stürzten die Schlafenden zu Boden und übereinander. Ja, das war sicher eine wirksame Methode, selbst die noch Trunkenen aufzuwecken. Latona konnte sich lebhaft vorstellen, wie die Wirtin nach ihrem Besen griff und all die armen Teufel gnadenlos in den kalten Wintermorgen hinausjagte.

Das Weib wandte sich wieder an Annie, die sehnsüchtig nach dem Schlafraum blickte, und streckte ihre schwielige Hand vor. »Vier Pence, sonst lass ich dich nicht rein.«

»Ich geb sie dir morgen, versprochen!«

Die Wirtin schüttelte den Kopf. »Nein! Das weißt du genau. Auf so was lass ich mich nicht ein. Entweder du gibst mir augenblicklich vier Pence oder du gehst wieder. Ich hab nichts zu verschenken. Ich bin eine hart arbeitende Frau, die nach jedem Penny sehen muss, wenn sie über die Runden kommen will.«

Latona kramte in ihrer Rocktasche. »Darf ich Ihnen …«

Annie unterbrach sie. »Nein!«, sagte sie barsch und musterte Latona mit Erstaunen.

»Nein, Mädchen«, wiederholte sie dieses Mal sanfter. »Ich denke, du brauchst dein Geld selbst dringend. Ich komm schon zurecht.«

Sie verließ die Herberge und stapfte in die neblige Nacht davon. Verwirrt folgte Latona ihr die Gasse nach Osten. Zwei Querstraßen weiter wandte sich Annie nach links. Es war eine schmale Straße, die von vierstöckigen Häusern gesäumt wurden. Heruntergekommene Mietshäuser, deren winzige Wohnungen und Kammern niemals leer standen. Wohnraum war knapp und teuer! Selbst an Löchern, die nicht besser als Schweinepferche waren, ließ sich noch etwas verdienen. Die Eingangstüren öffneten sich zwischen den Gebäuden zu schmalen Durchgängen hin, die in den Hinterhof führten, wo vermutlich auch die Latrine jedes Hauses zu finden war.

Annie bog nach links in die nächste Straße ab. Latona wollte ihr gerade folgen, als ein Prickeln in ihrem Nacken sie innehalten ließ. Sie kannte dieses Zeichen, das so eine Art Instinkt sein musste, der sie schon vor mancher Gefahr gewarnt hatte. Was konnte das bedeuten? Waren die Vampire hier etwa in der Nähe?

Latona zog sich wieder in den Schatten des unbeleuchteten Durchgangs zurück, aus dem sie gekommen waren, während Annie ein wenig schwankend der Gasse folgte, die sich nach Nordwesten wand.

Für einige Augenblicke passierte nichts, und Latona fragte sich schon, ob ihre

Sinne sie genarrt hatten, als sie von schräg gegenüber ein scharrendes Geräusch hörte. Ein Mann trat aus der Schwärze, hielt inne und ließ den Blick schweifen, bis er an der sich entfernenden Gestalt haften blieb. Langsam folgte er ihr. Latona konnte sein Gesicht nicht sehen, und es war auch nichts Ungewöhnliches an ihm. Er war mittelgroß und unauffällig in dunkle Hosen, Mantel und Hut gekleidet, dennoch stellten sich ihr alle Nackenhaare auf und sie wagte nicht, sich zu rühren. Sie musste sich bemühen, dass ihre Zähne nicht aufeinanderschlugen.

Was war mit diesem Mann, dass er sie in solche Furcht versetzte? Latona wusste es nicht. Ein Vampir war er jedenfalls nicht, stellte sie fest, als er sich der nächsten Gaslaterne näherte. Ein langer, schwarzer Schatten schied sich von dem in gelbliches Licht getauchten Straßenpflaster. Mit jedem Schritt zog er sich mehr zusammen und eilte ihm dann, als er die Lampe passierte, voraus, während der Mann noch immer Annie Chapman folgte.

Latona verharrte noch einige Augenblicke reglos im Schutz der Finsternis, dann setzten sich ihre Füße wieder in Bewegung. Sie hätten sich jetzt nach Süden wenden müssen. Weg von dieser dunklen Gasse und dem unheimlichen Mann. Doch unerklärlicherweise schlugen ihre Beine den gleichen Weg ein, den Annie Chapman genommen hatte. Der Abstand war groß. Der Mann konnte sie nicht entdecken. Es bestand keine Gefahr. Aber warum in Gottes Namen folgte sie den beiden überhaupt?

Darauf wusste Latona keine Antwort.

*

Zwei Stunden später waren Malcolm und Alisa wieder zurück, doch die anderen ließen auf sich warten. Ihre Befragung hatte nichts Neues ergeben. Offensichtlich hatten die Zeugen der Polizei alles gesagt und weder absichtlich noch unbeabsichtigt etwas verschwiegen.

»Wir sind keinen Schritt weitergekommen«, brummte Alisa unzufrieden, während sie ruhelos auf und ab ging und nach den Freunden Ausschau hielt, die sich noch immer nicht blicken ließen.

»Du nimmst die Geschichte ja sehr ernst«, kommentierte Malcolm und beobachtete sie belustigt.

Alisa hielt inne und funkelte ihn an. »Ja, das tue ich. Dieser Mörder hat zwei Frauen bestialisch abgeschlachtet und er wird es wieder tun, denn die Art, wie er

vor allem Mary Nichols zugerichtet hat, spricht dafür, dass es ihm Befriedigung verschafft. Ein Ventil für seinen Hass oder was immer ihn beherrscht, das ihm zumindest für kurze Zeit Erlösung schenkt, ehe der Drang ihn von Neuem beherrscht.«

»Du hast dich viel mit der menschlichen Psyche beschäftigt«, bemerkte Malcolm.

»Mit der kranken, menschlichen Psyche.«

»Ob mit der kranken oder der gesunden«, befand der Vyrad. »In jedem Fall mit der menschlichen. Entscheidend ist, dass du den Abstand verloren zu haben scheinst. Du legst einen Eifer an den Tag, der klar zeigt, wie wichtig es dir ist, den Mörder zu finden. Wie sehr dich die Fälle aufwühlen!«

»Ja und?«

Malcolm griff nach ihren Händen. »Es geht hier um Menschen. Nur um Menschen! Vergiss das nicht. Sie sind unsere Studienobjekte, deren Verhalten und Beweggründe wir untersuchen, bis hin zu den Tiefen ihrer verbrecherischen Leidenschaften. Mehr nicht. Es sind keine Vampire.«

»Eure Studien sind nur dazu da, die Langeweile eurer Nächte zu vertreiben?«, fauchte Alisa. »Bist du dir da ganz sicher?«

Malcolm nickte. »Das bin ich. Es geht hier nicht um Rache oder um eine gerechte Strafe für begangenes Unrecht.«

Alisa blieb stehen. Sie kniff die Augen zusammen und trat so dicht vor ihn hin, dass sich ihre Nasenspitzen beinahe berührten.

»Bist du dir da ganz sicher?«, wiederholte sie leise. »Und wenn es Latona beträfe? Wenn sie einem solchen Mörder zum Opfer fallen würde? Wäre es auch dann nur eine Studie menschlicher Verhaltensweisen ganz ohne Rachegedanken und ohne das Streben, den Mörder zur Strecke zu bringen?«

Malcolm antwortete nicht, aber Alisa konnte seine Gedanken und die aufschäumenden Gefühle lesen, die er nicht unterdrücken konnte. Alisa nickte nur und trat einen Schritt zurück.

»Was ich allerdings nicht verstehe, ist: Wenn dir Latona tatsächlich so am Herzen liegt, warum unternimmst du dann nicht mehr, um sie aufzuspüren? Ja, ich weiß, du hast ihr eine Nachricht am Albert Memorial hinterlassen und immer wieder nachgesehen, ob Latona sie geholt hat, aber ganz ehrlich: wenn sie deine große Liebe ist und du sie wirklich finden willst, dann ist das ein wenig

schwach!«

Malcolm hob die Arme. »Wo sollte ich sie denn suchen? Ihr Onkel ist tot. Sie hat keine Verwandten, soviel ich weiß. Ich habe keine Ahnung, wo sie lebt.«

»Du weißt, dass sie mit Bram Stoker aus Paris weggegangen ist und dass wir sie in seiner Gesellschaft in Wien getroffen haben, das habe ich dir erzählt. So ist es doch nur wahrscheinlich, dass sie noch immer in seiner Obhut ist oder er zumindest weiß, wo sie sich aufhält!«

»Ja, das schon, aber er ist Ire, nicht wahr? Soll ich nach Dublin fahren und nach seiner Familie suchen? Wir sind in Paris nicht gerade als Freunde voneinander geschieden!«

Alisa unterbrach ihn und wischte die letzte Bemerkung mit einer Handbewegung beiseite. »Bram arbeitet für den Shakespearedarsteller Henry Irving und führt sein Theater hier in London. Da wird er ja auch hier in der Nähe wohnen. Das lässt sich doch herausfinden! Ich würde dir raten, Ivy zu fragen. Ich habe so einen Verdacht, dass ihr seine Adresse nicht unbekannt ist.«

Malcolm strahlte sie an. Dann riss er sie in seine Arme und küsste sie herzhaft auf den Mund. »Ich danke dir. Ich werde der Spur nachgehen, sobald wir zurück sind.«

Alisa befreite sich ein wenig verlegen aus seinen Armen und sah sich rasch um. Sie war froh, Leo nirgends entdecken zu können. Nicht dass es ihn etwas anging, wer sie küsste. Trotzdem hätte sie es bedauert, wenn es wieder zu Unstimmigkeiten zwischen ihnen gekommen wäre. Der Friede, der gerade zwischen ihnen herrschte, war eine Wohltat.

Sie warteten noch einige Minuten, dann wurde es Alisa zu dumm. »Weißt du was? Wir könnten noch diese Herberge aufsuchen, in der Mary Nichols in der Nacht ihres Mordes schlafen wollte.«

»Und was soll das bringen?«, erkundigte sich Malcolm lustlos.

»Na, vielleicht weiß der Wirt oder die Wirtin etwas. Vielleicht ist ihr ein Mann gefolgt oder sie haben gesehen, wie sie sich mit jemand getroffen hat und mit ihm weggegangen ist.«

Malcolm hob die Schultern. Da aber von den anderen immer noch nichts zu sehen war und das Common Lodging House nur wenige Straßen von hier lag, fügte er sich in sein Schicksal und machte sich mit Alisa auf den Weg.

Alisa sprach die hässliche Alte an, die die Schlaflager vermietete, doch sie

erfuhr nichts, was sie in ihrem Fall hätte weiterbringen können. Nur dass die Polizei sie befragt und sie das Opfer hatte identifizieren können.

»Komm, lass uns gehen«, sagte sie enttäuscht, als die Wirtin sie endlich losgeworden war.

Alisa ging ein paar Schritte und drehte sich dann um. »Malcolm?«

Der Vyrad stand wie erstarrt da, die Augen weit aufgerissen. Nur seine Nasenflügel erzitterten und blähten sich dann weit.

Alisa kam zu ihm zurück. »Was ist denn los?«

»Kannst du es nicht riechen? Latona war hier!« Ein verzücktes Lächeln breitete sich über sein Gesicht aus.

»So ein Unsinn«, herrschte ihn Alisa an und wollte ihn gerade darauf hinweisen, dass ihr Gespräch von vorhin seine Sehnsucht geweckt hatte und ihm nun diese Illusion eingab, als die Witterung auch ihr in die Nase drang. Alisa schnappte nach Luft. Sie war mit Latona sicher nicht so vertraut wie Malcolm, aber sie war ihr mehr als einmal nahe gekommen. Es gab keinen Zweifel.

»Aber wie ist das möglich? Ausgerechnet hier und zu dieser Stunde? Die Spur ist erst wenige Minuten alt!«

Malcolm nickte. »Sie muss in Schwierigkeiten stecken.«

Alisa konnte ihm nicht widersprechen. Das war zu befürchten.

Malcolm lief los. »Komm! Worauf wartest du?«

Alisa raffte die Röcke und folgte ihm.

»Sie ist nicht allein«, rief er, während sie neben ihm herlief. »Eine Frau ist bei ihr. Sie muss deutlich älter sein als Latona, ist jedoch noch keine alte Frau.«

Malcolm verlangsamte seinen Schritt für einige Momente, um neu Witterung aufzunehmen, dann, als sie auf die trotz der späten Stunde noch recht belebte Commercial Road einbogen, hielt er schlitternd inne.

»Wir sind falsch«, stöhnte er.

»Was?« Alisa blieb neben ihm stehen.

»Wir laufen in die falsche Richtung!«

Alisa konzentrierte sich auf die Spuren und nickte dann. »Ja, du hast recht. Latona und die Frau sind von hier gekommen und dann zum Lodging House gegangen, aber nicht wieder zurückgekommen.«

Malcolm wartete nicht ab, bis sie ihren Satz zu Ende gesprochen hatte. Er lief bereits zur Herberge zurück und folgte dann der engen, gewundenen Gasse

weiter. Nun wurde die Spur immer frischer. Sie waren auf dem richtigen Weg und hatten keine Schwierigkeiten, der Witterung zu folgen. Alisa spürte, wie eine Wolke der Hoffnung um Malcolm herum aufstieg, und sie fühlte fast so etwas wie Neid. Nun würde er doch noch ganz unverhofft in dieser Nacht zu seinem Glück finden.

Malcolm, der ein Stück voraus war, hielt am Ausgang eines finsteren Durchgangs inne. »Hier ist sie stehen geblieben und hat gewartet«, sagte er und runzelte die Stirn.

Alisa beugte sich herab, um jede Nuance der Witterung aufzunehmen. »Ja, die andere Frau ist aber weitergelaufen. Vielleicht waren sie gar nicht zusammen unterwegs. Vielleicht ist Latona der Frau gefolgt.«

»Warum sollte sie das tun?«

Alisa hob die Schultern. Auch sie wusste keine Antwort auf diese Frage. Gemeinsam traten sie auf die Straße hinaus. Schon nach wenigen Schritten gesellte sich eine dritte Witterung zu den Spuren der Frauen. Ein Mann, der aus einem der schmalen Durchgänge gegenüber getreten sein musste und nun in die gleiche Richtung unterwegs war. Malcolm folgte weiter Latonas Spur, doch Alisa blieb stehen. Sie beugte sich tief herab, um die neue Duftnote in all ihren Facetten in sich aufzunehmen.

»Was ist? Nun komm schon!«, forderte Malcolm die Vamalia ungeduldig auf, doch Alisa rührte sich nicht. Stattdessen wich sie zurück und folgte der Spur des Mannes bis zur Eingangstür des Hauses, neben der er einige Zeit an der Wand gelehnt haben musste. Davon sprach der intensivere Geruch, den Alisa in sich aufsog.

»Alisa! Was soll das?« Verärgert kam Malcolm zurück, stutzte aber, als er Alisas Miene sah.

»Was ist?«, fragte er alarmiert.

»Bitte überprüfe diese Spur, vielleicht bilde ich mir etwas ein, doch ich finde, diese unterdrückte Leidenschaft springt einen geradezu an. Es fiel mir schon auf der Gasse draußen auf, aber hier kann ich es noch deutlicher riechen. Es ist keine Angst, aber ein ähnlich beherrschendes Gefühl. Erregung, Zorn und Zerstörungswut«, fügte sie leise hinzu.

»Eine Art Blutdurst?«, fragte Malcolm, und seine Stimme zitterte.

Alisa nickte mit unbehaglichem Blick. »Und das ist nicht alles. Riech einmal

hier an diesem Fleck, wo er sich mit seinem Mantel an die Wand gelehnt hat. Das ist Blut, nicht wahr? Und es ist nicht sein eigenes!«

Malcolm beugte sich vor, bis seine Nase nur noch einen Zoll von der Wand entfernt war. Er schloss die Augen und sog die Luft ein. Konzentriert versuchte er die verschiedenen Nuancen voneinander zu trennen.

»Ja, da ist Blut«, bestätigte er. »Von einer Frau, die wir schon einmal gewittert haben.« Er überlegte und riss dann die Augen auf. »Mary Nichols?« Malcolm starrte Alisa entsetzt an.

Die Vamalia nickte unglücklich. »Ja, so kam es mir auch vor.«

»Dann ist unser gesuchter Mörder dort vorne irgendwo in einer dieser Gassen unterwegs?«, stieß Malcolm hervor.

»Wo sich vermutlich auch Latona und die andere Frau im Moment befinden!«, ergänzte Alisa und stürzte auf die Gasse zurück. Malcolm folgte ihr. So schnell es ging, ohne die Witterung zu verlieren, rannten sie die Gasse entlang.

Bei allen Dämonen der Hölle! Alisa hoffte mit all ihrer Kraft, dass sie nicht zu spät kommen würden.

DAS GEISTERSCHIFF

Nebelschwaden zogen über die nächtliche Themse. Der Wind war seit Mitternacht abgeflaut, und nun, in den letzten Stunden vor dem Morgengrauen, ganz eingeschlafen. Ein Dreimaster glitt auf den Pier des Londoner Hafens zu, an dem bereits zwei andere Hochseesegler vertäut waren. Langsam und unaufhaltsam trieb er näher. Die Segel hingen schlaff herab, dennoch schob er sich weiter auf die anderen Schiffe zu, ohne auch nur Anstalten zu zeigen, beizudrehen.

Die beiden Männer, die auf dem vorderen Segler Nachtwache hielten, sprangen auf, als der Bug aus dem Nebel auftauchte.

»Was ist denn das für ein Idiot?«, schrie der Matrose. Der andere Seemann riss die Laterne hoch und begann sie hektisch zu schwenken.

»Beidrehen, beidrehen!«, brüllte er.

»Die werden uns rammen«, rief der Matrose entsetzt.

Auch auf dem zweiten Schiff hatte man die Gefahr nun bemerkt und machte sich mit Licht und Rufen bemerkbar, doch die Besatzung des fremden Dreimasters schien mit Blindheit und Taubheit geschlagen zu sein, und das Schiff setzte seine Fahrt unerbittlich fort.

»Was können wir nur tun?«

»Nichts«, antwortete der andere, der weiterhin mit seiner Lampe Signale gab.

Der Bugspriet des Dreimasters schob sich bereits über die Reling des vertäuten Frachters. Die Männer zogen die Schultern hoch. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich irgendwo festzuklammern und den unausweichlichen Aufprall abzuwarten.

In spitzem Winkel schob sich der Bug auf das andere Schiff. Holz knirschte auf Holz, dann glitt die *Odysseus* an dem Frachter entlang und bohrte sich in die Lücke zwischen den beiden vertäuten Seglern. Die Männer sahen mit aufgerissenen Mündern das fremde Schiff vorbeigleiten. Sie konnten gar den Mann am Steuerruder sehen, der nichts tat, um die Kollision zu verhindern!

»Na, den werde ich mir vorknöpfen!«, drohte der Matrose mit geballten Fäusten, als die *Odysseus* mit einem letzten Zittern zwischen den beiden

Schiffen verkeilt zum Stehen kam.

Die beiden versicherten sich noch, dass der Schaden an ihrem Frachter nicht dramatisch war, dann liefen sie los und schwangen sich über die an ihr Gegenüber gepresste Reling auf das andere Schiff.

»He, Mann, was ist mir dir? Bist du blind oder besoffen?« Sie stürmten auf den Seemann zu, der etwas vorgebeugt am Steuerrad stand. Ja, fast schon darüber hing. Er rührte sich nicht.

Der Matrose bemerkte als Erster, dass sich der Fremde am Steuer festgebunden hatte. Seltsam. Waren sie durch solch stürmische See gefahren? Ja, sie hatten von ungewöhnlich heftigen Stürmen vor der Küste Spaniens und Frankreichs gehört, aber doch nicht auf der Themse!

Der Matrose trat noch näher. Der Mann am Steuer rührte sich noch immer nicht. Sein Kamerad blieb zögernd zurück.

»Da stimmt doch etwas nicht.«

»Ja, genau, er hat unser Schiff gerammt«, rief der Matrose erzürnt. Dann aber verstummte er, als ihm klar wurde, dass der Steuermann weder taub noch betrunken war.

»Er ist tot, nicht wahr?«, hauchte der andere, der nun ängstlich zurückwich. »Fass ihn bloß nicht an! Das ist ein Geisterschiff. Sie sind alle tot, das sage ich dir.«

Auch der Matrose zögerte. Er ging ein wenig in die Knie, um dem Toten ins Gesicht zu sehen, scheute sich aber ebenfalls, ihn zu berühren. »Die Pest scheint es nicht zu sein, aber vielleicht irgendein Fieber, das sie mitgebracht haben«, vermutete er.

»Ja, und das wir nun nach London einschleppen, wenn wir nicht aufpassen. Komm schnell, wir machen uns davon. Das ist Sache der Hafenpolizei. Wir wollen nur hoffen, dass sie uns nicht gleich mit unter Quarantäne stellen.«

Der Matrose stand noch immer neben dem Toten und betrachtete ihn eingehend.

»Ja, vielleicht war es ein Fieber. Ich kann nichts anderes sehen, außer einer kleinen Wunde am Hals und einer Blutspur, die ein paar Flecken an seinem Hemd zurückgelassen hat.«

Endlich wandte er sich ab. Obgleich sein Kamerad darauf bestand, sofort von Bord zu gehen, drängte die Neugier den Matrosen, die Kapitänskajüte des

Geisterschiffs aufzusuchen. Die Planken schienen unnatürlich laut unter seinen Stiefeln zu knarren, als er den Niedergang herabstieg und dem schmalen Gang folgte. Er warf einen Blick in die verlassene Kombüse und die ebenso leere Messe. Sein Kamerad folgte ihm nicht. Er beeilte sich, auf sein eigenes Schiff zurückzukehren, um die Hafenpolizei zu benachrichtigen.

Zaghaft schritt der Matrose weiter. Außer seinen Schritten war nichts zu hören. Es *war* ein Geisterschiff! Die ganze Besatzung war tot und in den Wellen des Ozeans verschwunden. Ein bedrückendes Gefühl stieg in ihm auf, und er fühlte sich, als wäre er alleine auf der Welt. Und als würde irgendetwas Bedrohliches in den Schatten verborgen lauern.

So falsch lag er mit seinem Gefühl nicht. Ein riesiger, grauer Wolf machte sich an Deck auf den Weg zum Bug.

Der Matrose schob zaghaft die Tür zur Kajüte des Kapitäns auf. Er musste nicht lange suchen. Das Logbuch lag aufgeschlagen auf dem Tisch. Sein Blick überflog die letzte Seite. Dann las er sie noch einmal, langsamer, und er spürte, wie das Grauen ihm den Rücken emporkroch und seine Nackenhaare sich aufstellten.

Logbuch der Odysseus, Freitag, der 18. Dezember 1881.

Kapitän Jackson

Jetzt bin ich alleine. Der einzige Überlebende an Bord. Obgleich Matrose White und ich beschlossen hatten, wach zu bleiben, und uns gegenseitig nicht aus den Augen zu lassen, muss ich in den frühen Morgenstunden eingenickt sein. Die Anstrengung und die Furcht verlangten ihren Tribut. Seit zwei Wochen Sturm und eine stetig schrumpfende Mannschaft! Endlich, als wir den Kanal erreichten, legte sich der Wind, und wir fuhren in ruhigeres Gewässer ein. Doch sobald die Aufmerksamkeit nachlässt, kommt die Erschöpfung.

Ich kann nicht lange geschlafen haben, doch als ich erwachte, war White verschwunden. Ich ahnte, dass ich ihn nicht lebend finden würde. Als die Sonne aufging, durchsuchte ich das ganze Schiff nach ihm.

Ich fand White am Fuß des Niedergangs vor der Kombüse liegen, die Kehle blutig zerfetzt, wie von einem wilden Tier gerissen. Und doch wirkte sein Körper so blutleer, als sei er an der Schwindsucht verstorben. Das Grauen stand noch in seinem starren Blick. Ich konnte auch für ihn nicht mehr tun, als ihn ehrenhaft

seinem Seemannsgrab zu übergeben.

Die Sonne versinkt. Vermutlich werde ich sie nicht wiedersehen. Ich kann bereits die Mündung der Themse im Dunst vor mir erkennen. Ich werde versuchen, ein Segel zu setzen. Dann binde ich mich ans Steuerrad fest und nehme Kurs auf London. Ob ich noch am Leben sein werde, wenn die Odysseus *in den Hafen einläuft? Ich wage es nicht zu hoffen. Die Nacht bricht herein. Möge Gott meiner Seele gnädig sein.*

Kapitän Thomas Jackson

*

Die letzte Stunde der Nacht war angebrochen. Der zottige Wolf blieb für einen Augenblick am Bug stehen, reckte die Nase in die Luft und witterte.

Willkommen in London, Meister.

Der Wolf wandte den Kopf. Seine gelben Augen suchten den Pier ab, bis sie an einer zierlichen Gestalt mit langem Haar hängen blieben, die silbern im nassen Grau des frühen Morgens schimmerte. Sie stand hoch aufgerichtet an der Kante eines flachen Daches, das zu einer Lagerhalle oder etwas Ähnlichem gehörte. Die türkisfarbenen Augen suchten über die Entfernung hinweg die seinen.

Kommt an Land. Es ist alles vorbereitet. Ich habe mit Eurem Bevollmächtigten Jonathan Harker gesprochen. Das Haus ist bereit. Folgt einfach meiner Spur, ich habe mich noch heute Nacht vergewissert, dass Ihr alles zu Eurer Zufriedenheit vorfinden werdet. Wenn Ihr heute Abend erwacht, werdet Ihr Eure Kisten in der Halle vorfinden. Ihr braucht Euch um nichts zu kümmern. Genießt Londons pulsierendes Leben, doch haltet Euch von den Temple Inn Courts und den Vyrad fern! Noch zwei Nächte bis zur großen Finsternis! Ich werde Euch rufen, wenn alles bereit ist.

Der Wolf schien Ivy zuzunicken, dann sprang er mit einem riesigen Satz an Bord des Schiffes, das die *Odysseus* gerammt hatte. Noch ehe ihn jemand entdeckt hatte, war er schon auf der anderen Seite und wieder von Bord. Er rannte über den Pier und verschwand zwischen den Kisten und Fässern, die sich vor einem der Lagerhäuser stapelten.

Ivy sah ihm nach. Sie starrte noch eine ganze Weile auf die Stelle, wo der Meister in seiner Wolfsgestalt ihrem Blick entschwunden war. Sie konnte seine Anwesenheit immer noch spüren und musste sich zusammenreißen, dass sie

nicht schauderte.

Der letzte Akt hat also begonnen, dachte sie, und sie verbot es sich, darüber nachzugrübeln, ob alles so laufen würde, wie sie es geplant hatte. Allzu schnell schon würde die Nacht der Wintersonnwende anbrechen und es würde sich zeigen.

Ivy rief die Nebel und flog als Fledermaus zum Temple Inn Court zurück.

*

Annie Chapman blieb stehen. Hatte sie bemerkt, dass ihr jemand folgte? Vermutlich. Der Mann war nun kaum mehr zehn Schritte hinter ihr. Langsam wandte sich die Frau um. Latona fuhr zurück und drückte sich in den Durchgang, der zur Eingangstür des Hauses zu ihrer Rechten und dann weiter in den Hinterhof führte. Sie befand sich nun in der Hanbury Street, wie ein schief hängendes Schild verriet.

Latona reckte sich ein wenig und spähte um die Ecke, bis sie Annie und den Fremden sehen konnte. Er sprach nun mit ihr. Die beiden waren zu weit weg, als dass Latona die Worte hätte verstehen können, doch Annie legte die Hand an die Hüfte und drehte sie kokett nach außen. Dann wies sie mit dem Finger in die Lücke zwischen den Häusern, vor der sie standen.

Der Mann im schwarzen Mantel nickte. Er umfasste Annies Arm und führte sie in den Durchgang, der vermutlich dem ähnelte, in dem Latona sich verbarg, so wie sich die Häuser die ganze Straße entlang glichen. Annie Chapman ging mit ihm und verschwand mit dem Fremden in der Finsternis. Er zerrte sie nicht und übte auch sonst keinen sichtbaren Zwang auf die Frau aus. Kannte sie ihn etwa? Nein, das hatte nicht so ausgesehen. Wie leichtsinnig! Latona konnte es nicht fassen. Was dachte sich diese Annie eigentlich? Vermutlich gar nichts. War sie zu betrunken, um eine Gefahr zu erkennen?

Latonas Nacken jedenfalls prickelte mehr denn je, und obgleich sie zwischen dem hochgeschlagenen Mantelkragen und der vorstehenden Hutkrempe sein Gesicht nicht hatte erkennen können, strahlte der Fremde mit jeder seiner Fasern Gefahr aus. Zaghaft schlich Latona weiter, eifrig darauf bedacht, kein Geräusch zu machen. Sie drückte sich an die feuchte Hauswand, die der allgegenwärtige Ruß schwarz gefärbt hatte. Verdammt, verdammt, was sollte sie jetzt tun? Oder täuschten sie ihre Instinkte? Hatte die Zeit im Internat ihren Blick getrübt und ihre Sinne verwirrt?

Alleine und unbewaffnet würde es ihr sicher nicht bekommen, gegen den Mann anzugehen, auch wenn er nicht besonders groß und kräftig schien. Wobei, sie würden zu zweit sein. Annie und sie.

Noch immer unentschlossen, was sie tun sollte, näherte sie sich dem Durchgang, in dem Annie mit dem Fremden verschwunden war. Da vernahm sie ein leises Stöhnen. War das Angst oder Schmerz? Latona erstarrte. Sie lauschte angestrengt. Etwas raschelte. Es hörte sich an, als ob Kleidungsstücke ungestüm geöffnet wurden. Dann noch einmal ein unterdrücktes Stöhnen.

Latona wich ein Stück zurück. Die Angst in ihrem Gesicht wich Erleichterung und Scham. Was war sie doch dumm! Hatte Annie es vorhin im Ten Bells Pub nicht angedeutet, dass sie nicht nur künstliche Blumen und Handarbeiten verkaufte, um das Geld aufzubessern, das sie von ihrem Mann bekam? Wie so viele Frauen in Not war auch Annie Chapman bereit, ihren Körper anzubieten. Sie war nur eine von vermutlich Tausenden Prostituierten hier in dieser Gegend, und nun ergriff sie die Gelegenheit beim Schopf, doch noch an die Münzen zu kommen, die sie brauchte, um ein Lager im Common Lodging House bezahlen zu können.

Geräuschlos wich Latona weiter zurück. Annie hätte sich sicher nicht bei ihr bedankt, wenn sie in den Durchgang gestürmt wäre und ihren Freier verjagt hätte. Latona empfand Erleichterung, nicht so etwas Dummes unternommen zu haben, und schalt sich ihrer unbegründeten Furcht wegen. Warum war sie der Frau überhaupt so lange gefolgt? Sie war nach London gekommen, um Malcolm zu treffen!

Entschlossen wandte sie sich ab. Und da sie kein Vampir war, bemerkte sie den Geruch von frischem Blut nicht, der sich unter die kühle Feuchte des Nebels mischte.

*

»Sie waren lange vor uns zurück«, stellte Leo fest. Luciano nickte. Er zog die Witterung des Dracas nicht in Zweifel, obgleich er nicht sicher war, ob Alisas und Malcolms Geruch wirklich frischer waren als ihre eigenen Spuren.

»Und wo sind sie jetzt?«, schimpfte Tammo, der mit den Pyras ebenfalls zurückgekehrt war.

Leo hob die Schultern. »So wie ich Alisa kenne, folgen sie noch einer weiteren Spur.«

Fernand verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich habe keine Lust, hier herumzustehen und zu warten, bis sich die beiden irgendwann bequemen, zurückzukommen.«

»Dann folgen wir ihnen eben und sehen nach, ob sie einem vielversprechenden Hinweis auf der Spur sind.« Tammo grinste in die Runde, dann begann sein Körper zu fließen.

»Was machst du?«, rief Joanne, während Clarissa ein unterdrückter Aufschrei entwich.

»Er bedient sich der feineren Nase eines Wolfes, um der Fährte zu folgen«, sagte Leo und lief dem grauen Jäger nach, der mit der Nase am Boden davonschoss. Die anderen schlossen sich an. Während Leo Tammos Beispiel folgte, behielten die Pyras ihre natürliche Gestalt bei. Luciano hätte sich ebenfalls gern gewandelt, doch er wollte Clarissa nicht zurücklassen.

Es wurde wirklich Zeit, dass er ihr einige praktische Dinge beibrachte! Oder vielleicht war ja Ivy bereit, sie ein wenig unter ihre Fittiche zu nehmen und sie zumindest das zu lehren, was die Erben in Irland erlernt hatten. Ivy war ihre Freundin, und immerhin waren beide Vampirinnen unreinen Blutes. Und doch stiegen Zweifel in ihm auf. Vor einem Jahr hätte er sich noch sicher sein können, dass Ivy alles für ihre Freunde tat, doch heute? Sie war seltsam eigenbrötlerisch geworden. Nicht, dass sie früher ihre Geheimnisse mit den anderen Erben geteilt hätte, doch jetzt sprach sie fast gar nicht mehr mit ihnen. Luciano unterdrückte einen Seufzer. Was war nur mit ihr geschehen? Er dachte an Transsilvanien und ihre Reise in die Karpaten. Ja, damals hatte es begonnen. Was hatte Dracula Ivy nur angetan?

Clarissas Stimme riss ihn aus seinen Gedanken.

»Warte! Nicht so schnell!«, flehte sie. Luciano verlangsamte seinen Schritt. Erst jetzt bemerkte er, dass er mühelos mit den Wölfen mithielt. Er durfte nicht vergessen, dass Clarissas Wandlung erst ein Jahr zurücklag. Und darüber hinaus kämpfte sie mit ihren Röcken, die sie bis über die Knie gerafft hatte, um schneller laufen zu können.

Luciano ließ sich zu ihr zurückfallen und griff nach ihrem Arm. »Komm, du schaffst das. Du musst dich nur konzentrieren. Ich verspreche dir, sobald wir zurück im Temple sind, erkläre ich dir das mit den Kraftlinien der Erde.«

»Ich werde dich daran erinnern«, grollte Clarissa, während die anderen bereits

hundert Schritte vor ihnen in die nächste Gasse abbogen.

*

In Gedanken noch immer wider Willen bei Annie Chapman und dem Fremden, machte sich Latona auf den Rückweg. Die Gasse schien ihr nun noch finsterer als zuvor. Die Nebelschwaden verdichteten sich und begannen an den Hauswänden aufzusteigen. Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu. Immer langsamer tastete sie sich voran.

Es war eine dumme Idee gewesen, hierherzukommen. Warum hatte sie nicht im Temple auf ihn gewartet?

Zwischen all den fremden Vampiren?

Sie hätte sich ja einen Platz in einem Pub in der Fleet Street suchen können oder sich in die Kirche zurückziehen, die sie schräg gegenüber dem Pförtnerhäuschen gesehen hatte. Alles wäre besser gewesen, als in dieser üblen Gegend allein in der Nacht herumzustreifen.

Was bist du nur für eine Närrin, schien Carmelos Stimme in ihr zu sagen. *Hast du denn alles vergessen, was ich dich gelehrt habe?*

Latona wollte gerade um die Ecke biegen, als sie erschreckt zurückfuhr. Vielleicht war es die Erinnerung an Carmelo, die ihre Instinkte zurückbrachte. Noch ehe sie sich darüber klar werden konnte, was sie gespürt hatte, fegten zwei Schatten in solcher Geschwindigkeit um die Biegung, dass sie zuerst nur den Luftzug spürte, ehe sie die beiden Gestalten erahnte. Erst als sie unvermittelt anhielten, zogen sich die vagen Schemen zu scharfen Konturen zusammen. Die Stimme ihrer Träume ließ sie erbeben.

»Latona! Bist du unversehrt?«

Und schon fühlte sie sich von zwei starken Armen an eine Brust gezogen, dass es ihr den Atem verschlug.

Malcolm! War er es wirklich? Hatten sie sich tatsächlich endlich wiedergefunden?«

Der Kuss nahm ihr jeden Zweifel. Nein, das konnte man sich nicht einbilden. Latona schluchzte auf, schlang ihre Arme um seinen Nacken und erwiderte seinen Kuss. Endlich schob er sie ein Stück von sich und sah sie prüfend an.

»Du bist in Ordnung, nicht wahr? Aber was zum Teufel tust du hier?«

»Ich habe dich gesucht«, sagte sie, als ob das nicht offensichtlich wäre.

»Hier?«, wunderte sich Malcolm.

»Der Pförtner sagte mir, du seist mit deinen Freunden in Whitechapel.«

Ein Hüsteln erinnerte sie an den zweiten Schatten. Sie musterte die Vampirin, die an Malcolms Seite trat und ihr nun die Hand entgegenstreckte.

»So sehen wir uns also wieder. Ich wusste, dass du irgendwann einen Weg zu Malcolm finden würdest.«

Latona begrüßte Alisa. »Ja, es hat länger gedauert, als ich es damals in Paris ahnen konnte, doch ich habe die Hoffnung nie aufgegeben.«

»Wo warst du nur so lange?«, fragte Malcolm, doch ehe Latona mit ihrem Bericht beginnen konnte, unterbrach Alisa.

»Entschuldigt, dass ich störe, aber was ist mit der anderen Frau und unserem Verdächtigen?«

Malcolm wehrte ab. »Was interessiert mich das noch?«, sagte er, doch Latona starrte Alisa irritiert an.

»Annie Chapman und der Mann mit dem Hut und dem schwarzen Mantel? Woher wisst ihr davon? Habt ihr sie gesehen?«

Alisa schüttelte den Kopf. »Nur gewittert. Bist du ihnen gefolgt?«

Wieder einmal staunte Latona, wozu Vampire fähig waren, und ein Hochgefühl brandete in ihr auf. Schon bald würde sie zu ihnen gehören! Sie warf Alisa einen bewundernden Blick zu. Wie gerne würde sie sich zu ihren Freundinnen zählen.

»Der Mann hat in einem Hauseingang gewartet, während sie aus der Gasse gegenüber kam. Dann ist er dieser Frau gefolgt, war es so?«, hakte Alisa nach. Latona nickte.

»Du hast eine Weile im dunklen Durchgang gewartet, ehe du auf die Gasse hinausgetreten bist. Warum?«

Wieder sah Latona Alisa staunend an. Was man alles riechen konnte! Es war unfassbar. Was waren Menschen doch für armselige Geschöpfe. In dieser nebligen Nacht taugten auch ihre Augen nicht viel.

»Ich habe irgendetwas gespürt. Eine Gefahr. Und dann habe ich den Mann dort drüben entdeckt und mich versteckt gehalten.« Sie sah Alisa ein wenig verlegen an. Ihre Furcht war ihr plötzlich peinlich, doch die Vampirin nickte anerkennend.

»Du hast gute Instinkte. Erstaunlich für einen Menschen!«

Plötzlich stürmten zwei Wölfe auf sie zu, gefolgt von vier Personen, die sich für Menschen eindeutig zu schnell bewegten. Latona konnte gerade noch ein Zusammenzucken unterdrücken.

»Da kommen eure Freunde«, sagte sie stattdessen ruhig. Leo und Tammo wandelten sich zurück, während Clarissa Latona herzlich umarmte.

»Wie freue ich mich, dich wiederzusehen. Ich hoffe, du bleibst?«

Latona lächelte nur und hob die Schultern. »Das liegt nicht alleine an mir.«

»Wo sind die Frau und der Mann hingegangen?«, unterbrach sie Alisa scharf.

»Dort um die Ecke in ein Haus oder in den Hinterhof, so genau weiß ich es nicht. Sie schienen sich jedenfalls einig.« Ein Hauch von Röte überzog sie. »Ihr müsst wissen, Annie Chapman – so heißt die Frau – bessert ihre schmale Börse damit auf, dass sie ihren Körper verkauft.«

»Ich glaube nicht, dass der Mann an so etwas interessiert ist«, gab Alisa zurück und packte Latonas Hand. »Komm schnell und zeige mir, wo du sie zuletzt gesehen hast.«

Latona ließ sich um die Ecke ziehen. Gegen den festen Griff der Vamalia hatte sie ohnehin keine Chance.

»Was ist? Meinst du, sie ist in Gefahr?«, keuchte Latona.

»In der schlimmsten, die sich ein Mensch vorstellen kann«, stieß Alisa zwischen den Zähnen hervor.

Tammo holte auf und sah seine Schwester interessiert an. »Du meinst, du hast den Frauenschlächter aufgespürt? Kompliment!«

Latona spürte, wie ihr eiskalt wurde. Herr im Himmel, dann hatte sie ihr Gefühl also nicht getrogen.

Auch die anderen Erben folgten, bis Latona vor dem Haus mit der Nummer 29 anhielt und ins Dunkle deutete. »Durch diesen Durchgang sind sie verschwunden.«

Latona und die Erben starrten in die Finsternis, in der nur die Vampire etwas erkennen konnten.

»Wir kommen zu spät«, sagte Tammo und schüttelte den Kopf. »Riecht ihr das Blut?«

Joanne und Fernand nickten. »Ja. Frisches Blut. Verdammt viel frisches Blut!«

Fernand leckte sich über die Lippen. Latona schluckte trocken. Was erwartete sie? Es waren Vampire! Dennoch erfasste sie ein kaltes Grauen, das ihren Körper erbeben ließ.

Malcolm legte ihr den Arm um die Schultern. »Vielleicht ist es besser, wenn du hierbleibst.« Doch Latona umklammerte seine Hand und schüttelte vehement

den Kopf.

Nein, ganz egal, was in dieser Nacht noch passierte, sie würde nicht mehr von seiner Seite weichen. Nirgends fühlte sie sich so sicher als ausgerechnet an der Seite eines Vampirs.

Alisa drängte sich vorbei und ging entschlossen auf den Durchgang zu. »Vielleicht ist es noch nicht zu spät und wir können wenigstens den Mörder festhalten.«

Latona war versucht, sie aufzuhalten. Sie würde sich selbst in Gefahr bringen. Ein siebzehnjähriges Mädchen gegen einen brutalen Killer? Nein, kein Mädchen, eine Vampirin, verbesserte sie sich, der ein menschlicher Mörder mit einer Pistole oder einem Messer nicht viel anhaben konnte. Tammo folgte seiner Schwester dicht auf den Fersen, und auch die anderen wollten wissen, was geschehen war. Oder zog nur der Blutdunst sie an?

Inzwischen konnte selbst Latona den warmen, metallischen Geruch wahrnehmen. An Malcolms Seite trat sie in den Hinterhof. Zuerst konnte sie nichts erkennen. Sie hörte nur Tammo durch die Zähne pfeifen.

»Was für eine Schweinerei«, murmelte er.

»Er wird immer brutaler«, stimmte ihm Alisa zu.

Wieder schluckte Latona trocken und versuchte die aufsteigende Übelkeit zu unterdrücken. Vielleicht wollte sie gar nicht sehen, was die Vampire mit ihren so viel schärferen Augen trotz der Dunkelheit erkennen konnten.

»Er ist weg«, stellte Luciano überflüssigerweise fest. »Und er hat schon einige Minuten Vorsprung.«

»Was sind ein paar Minuten, wenn ihn ein Rudel Wölfe jagt«, meinte Alisa mit grimmiger Stimme.

»Gute Idee«, pflichtete ihr Tammo heiter bei. »Kommt sonst noch jemand mit?«

Die beiden Pyras lechzten ebenfalls nach einer Treibjagd. Schon nahmen sie wieder ihre Wolfsgestalt an und hetzten davon, der Spur des Schlächters folgend.

Oben im Haus flammte hinter einem der Fenster ein Licht auf. Die ersten Bewohner erhoben sich von ihrem Lager, um zur Arbeit zu gehen. Im Durchgang wurde es heller und jetzt konnte auch Latona den Körper der Frau sehen, die noch vor kaum einer Stunde das Geld zurückgewiesen hatte, das ihr eine sichere Schlafstatt verschafft hätte. Das Leben hing manches Mal an einem

seidenen Faden, an einem falschen Wort oder an vier Pennys.

Und nun war Annie Chapman tot. Bestialisch ermordet von einem Mann, der Latona zum Greifen nah gekommen war. Benommen starrte Latona auf die übel zugerichtete Leiche herab. Die Kehle war mit einer solchen Kraft durchschnitten, als habe er versucht, ihr den Kopf abzutrennen. Ihr Unterleib war aufgeschnitten und ihre Innereien herausgetrennt. Einige der blutigen Teile lagen neben ihrer Schulter. Schaudernd wandte sich Latona ab.

Was, wenn er sich umgedreht hätte? Was, wenn er Latona entdeckt hätte? Würde *sie* dann jetzt hier mit aufgeschlitztem Leib und durchtrennter Kehle in ihrem Blut liegen?

Der Dracas Franz Leopold griff nach ihrem Arm und drückte ihn leicht. »Versuche deine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken«, sagte er erstaunlich sanft. »Dir ist nichts geschehen, und es ist auch nicht deine Schuld, dass diese Frau zu seinem nächsten Opfer wurde. Das Schicksal geht oft seltsame Wege, und nicht immer kann ein Sterblicher eingreifen und den Lauf verändern.«

»Und ein Unsterblicher?«

Sie spürte, dass er lächelte. »Auch ein Unsterblicher kann nicht immer am Schicksal drehen, aber manches Mal gelingt es uns. Wer weiß, vielleicht war das des Schlächters letzte Tat?« Er sah sich um und betrachtete noch einmal den böse zugerichteten Körper zu seinen Füßen.

»Lasst uns zum Temple zurückkehren«, schlug er vor. »Hier gibt es nichts mehr für uns zu tun.«

»Aber wir müssen doch die Polizei rufen und den Mord melden!«, protestierte Latona.

Die Vampire schüttelten einmütig den Kopf. »Nein, das ist nicht unsere Sache. Wie stellst du dir das vor? Sollen wir uns der Polizei zum Verhör stellen?«

»Nein, das vielleicht nicht, aber zumindest dafür sorgen, dass ihre Leiche gefunden wird.«

»Das wird sowieso gleich geschehen. Die Leute im Haus sind schon wach. Sie müssen zu ihrer Arbeit. Es wird sie jemand finden und die Polizei rufen«, sagte Malcolm und schob sie vor sich her auf die Straße zurück. Auch Luciano und Clarissa folgten. Die junge Unreine, die bisher geschwiegen hatte, gesellte sich zu Latona.

»Es ist alles ein wenig anders als in unserem Leben früher«, sagte sie leise. »Sehr viel anders!«

»Wahrscheinlich ist es nicht immer leicht, sich daran zu gewöhnen, oder?«, fragte Latona ein wenig verzagt.

Clarissa nahm ihre Hand. »Wenn du noch immer fest entschlossen bist, den Schritt zu wagen, werde ich dir als Freundin zur Seite stehen, das verspreche ich dir.«

»Danke«, hauchte Latona nur.

Leo wandte sich zu den Mädchen um. »Kommt ihr? Lasst uns zurückgehen.«

»Und Alisa? Fürchtest du nicht um Alisa?«, drängte Latona.

Wieder dieses versonnene Lächeln.

»Nein, sie kommt schon zurecht. Um sie mache ich mir keine Sorgen. Selbst wenn sie die Pyras und ihren Bruder nicht an ihrer Seite hätte.«

Sie waren kaum ein paar Schritte gegangen, als sie das Klappen der Haustür hörten und dann einen Schrei des Entsetzens.

»Bei Gott!«, brüllte eine männliche Stimme, und dann: »Hilfe! Polizei!«

Die Vampire und ihre Begleiterin beschleunigten ihre Schritte und bogen gerade um die Ecke, als John Davis blass vor Entsetzen auf die Straße gerannt kam.

NACHRICHT VON JACK THE RIPPER

Die vier Verfolger des Mörders trafen fast gemeinsam mit den anderen am Temple Inn Court ein. Der Himmel verblasste bereits. Die Sonne würde bald aufgehen. Doch das war für die Erben nun kein Problem mehr. Zumindest solange sich die Sonne hinter dichten Wolken verbarg. Dennoch hatten sie ihre Verfolgung abgebrochen.

»Ihr habt ihn nicht gekriegt?«, wunderte sich Leo. »Alisa, was ist mit dir? Oder willst du uns nur nicht verraten, dass du ihm die Kehle herausgebissen und sein Blut getrunken hast?« Leo beugte sich vor und schnüffelte an Alisa.

»Red kein Unsinn«, gab sie barsch zurück. Es ärgerte sie, dass ihnen der Mörder entkommen war, obgleich er nur wenige Minuten Vorsprung gehabt hatte.

»Wie ist das möglich?« Leo ließ nicht locker. Dieses Mal wandte er sich an Tammo, der sich ebenfalls zurückgewandelt hatte. Der Vamalia zuckte mit den Schultern.

»Ganz einfach. Er ist in den Pferdeomnibus gestiegen und davongefahren. Nicht dass wir nicht in der Lagen wären, in unserer Wolfsgestalt selbst einen Vierspänner im Galopp einzuholen, doch er war schon abgefahren, als wir die Stelle erreichten, wo er eingestiegen ist.«

»Dann hättet ihr der Witterung der Pferde folgen müssen«, gab Leo ungerührt zurück.

»Das sind wir auch, bis sie auf der Hauptstraße in einer Flut von Gerüchen unterging«, entgegnete Alisa hitzig. »Selbst dir wäre es nicht gelungen, der Fährte weiter zu folgen.«

Leo hob die Schultern. »Schon möglich.«

Im Hof der Templerkirche trafen sie Ivy, die Latona überrascht ansah. Diese erwiderte ein wenig trotzig den Blick.

»Da bist du also«, sagte Ivy nach einer Weile und seufzte.

»Ja, da bin ich«, gab Latona zurück. Sie reckte das Kinn, doch Ivy schüttelte nur bedauernd den Kopf.

»Es hat dir zu lange gedauert … Ja, das habe ich befürchtet. Aber du hättest

wirklich keinen schlechteren Zeitpunkt wählen können, um nach London zu kommen.«

Luciano nickte zustimmend. »Ja, sie ist heute Nacht beinahe dem Mörder von Whitechapel in die Hände gefallen.« Doch Alisa war sich sicher, dass Ivy bei ihren Worten nicht an den Mörder gedacht hatte. Woran aber dann? Warum war dies ein schlechter Zeitpunkt? Neugierig starrte sie Ivy an, die noch immer den Kopf schüttelte.

»Warum hast du nicht wenigstens bis Weihnachten gewartet?«, sagte sie mehr zu sich selbst.

»Was ist an Weihnachten anders?«, platzte Alisa heraus. Es ging um das große Geheimnis, das Ivy schon seit dem Herbst mit sich herumtrug – da war sie sich sicher –, aber sie war noch immer nicht bereit, es mit ihren Freunden zu teilen. Wieder bekam Alisa nur ein Schulterzucken. Wenn es ihr doch nur gelingen würde, in ihren Gedanken zu lesen!

Vergiss es!, riet Leo und zog eine Grimasse. *Das ist nicht einmal mir gelungen, und ich kann wohl mit Recht behaupten, ein Meister dieses Fachs zu sein.*

Ivy wandte sich von Latona zu Malcolm. »Hast du vor, sie gleich zu wandeln?«, fragte sie so leise, dass Latona es nicht hören konnte. Alisas feinem Gehör jedoch entgingen die Worte nicht, und da sie neugierig auf Malcolms Pläne war, lauschte sie aufmerksam.

Malcolm schien unentschlossen. »Wir haben noch nicht darüber gesprochen. Ich gebe ihr so viel Zeit, wie sie braucht. Ich werde sie zu nichts überreden und sie nicht drängen!«

Ivy stieß einen ärgerlichen Laut aus. Für einen Wimpernschlag war ihr deutlich Unmut anzusehen, dann glättete sich ihr Gesicht wieder und nahm den freundlich neutralen Ausdruck an, den sie so häufig zur Schau trug. Alisa fragte sich plötzlich, ob er jemals ihren wirklichen Gemütszustand widerspiegelte, oder ob er zumeist etwas ganz anderes verbarg, das sie nicht einmal ahnten. Kannte einer von ihnen auch nur einen kleinen Teil von Ivy?

Sie fühlte sich plötzlich traurig und leer. Ivy hob den Blick und richtete ihre türkisfarbenen Augen auf Alisa. Wie üblich schien sie bis in ihr tiefstes Inneres blicken zu können. Wie ungerecht! Ihren Freunden gelang es nicht einmal, das kleinste Geheimnis vor ihr zu verbergen.

Ach, Alisa, das ist es nicht allein, was Freundschaft ausmacht. Glaube mir, nur

zu gerne wäre ich wie ihr und würde alle Gedanken mit euch teilen. Wenn du wüsstest, wie oft ich mich danach sehne, nur die kleine Vampirin zu sein, die ich auf den ersten Blick zu sein scheine. Doch das Schicksal hat mir eine andere Aufgabe zugeteilt, der ich mich stellen muss, ob mir das nun gefällt oder nicht. Manches Mal muss man für das große Ganze Opfer bringen.

Alisa antwortete ihr in ihren Gedanken, doch mit so viel Leidenschaft, dass es ihr schien, als würde sie die Worte laut aussprechen.

Was für ein großes Ganzes? Was für Opfer? Sprich mit uns! Wir sind deine Freunde und kämpfen an deiner Seite, ganz gleich was der Schatten bedeutet, der am Horizont über uns aufzieht! Hältst du uns für einfältig? Meinst du, wir können nicht spüren, dass etwas auf uns zukommt? Sag uns, was es damit auf sich hat!

Wenn die Zeit gekommen ist. Bald schon, das verspreche ich.

Und damit wandte sich Ivy wieder an Malcolm. *Wenn du Latona nicht wandelst, dann bring sie von hier fort! Irgendwohin – möglichst weit weg, wo sie in Sicherheit ist.*

Ein störrischer Ausdruck trat in Malcolms Miene. *Ich will mich aber nicht schon wieder von ihr trennen, jetzt, wo wir uns gerade erst wiedergefunden haben.*

Wieder zuckte etwas über Ivys Gesicht, doch sie bemühte sich um einen gelassenen Tonfall. *Ihr habt noch eine ganze Ewigkeit vor euch. Sei vernünftig!*

Wer sollte ihr hier im Temple *gefährlich werden? Ich habe sie als die Meine gezeichnet. Keiner der Vyrad würde es wagen, ihr auch nur ein Haar zu krümmen!*

Ich spreche auch nicht von einem Vyrad!, gab Ivy scharf zurück.

Ein Mensch? Sei nicht albern! Nein, bis Latona sich entschieden hat, wird sie im Gästehaus wohnen. Ich werde mit Lord Milton und Lady Margaret darüber sprechen.

Er wandte sich ab und ging mit Latona davon. Ivy sah ihm mit düsterer Miene nach. »Narr«, sagte sie. »Aber mach nachher nicht mich dafür verantwortlich, wenn es nicht so läuft, wie ihr es euch im Augenblick vorstellt!«

Und ehe Alisa sie noch drängen konnte, ihre Worte zu erklären, stürmte Ivy davon. Seymour dicht auf ihren Fersen.

*

In der Nacht des 20. Dezember wurde in den Briefkasten des Polizeipräsidiums unbemerkt ein verschlossener Umschlag eingeworfen. Die Adresse lautete:

Polizeipräsident Monro
Great Scotland Yard
Whitehall Place

Der Absender fehlte. Der Sergeant, der den Brief fand, eilte sogleich zu seinem obersten Vorgesetzten und überreichte ihm das Schreiben. Der öffnete es und ließ gelangweilt den Blick über die ersten Zeilen wandern.

Plötzlich straffte der Polizeipräsident den Rücken und stieß einen Ruf aus. Der Sergeant, der schon auf dem Weg zur Tür war, hielt inne.

»Was ist, Sir? Etwas von Bedeutung?«

»Ja, das kann man wohl sagen. Hören Sie!« Monro hob den Brief hoch und las:

Ich bin nach wie vor hinter den Huren her, und ich werde nicht aufhören, bis ich hinter Schloss und Riegel gebracht werde. Der letzte Job war keine große Sache. Ich gab der Frau keine Zeit zu schreien. Wie können Sie mich nur fassen? Ich liebe meine Arbeit, und ich werde zu neuen Taten schreiten. Sie werden morgen wieder von mir hören. Mein Messer ist scharf.

Alles Gute.
Ihr ergebener Jack the Ripper

Seit dem Mord an Annie Chapman war nur eine Nacht vergangen. Nun würde er also wieder zuschlagen. Doch dieses Mal hatte der Mörder, der sich selbst frech den Namen *Jack the Ripper* gab, einen Fehler begangen. Er besaß die Frechheit, Scotland Yard zu verhöhnen und seinen nächsten Mord anzukündigen. Dies würde sein Verhängnis werden!

»Lassen Sie die Männer zusammenrufen. Morgen Nacht ist jeder Mann, den wir haben, im Einsatz! Und nicht nur das. Lassen Sie den Brief kopieren und bringen sie mir die Abschrift so schnell wie möglich. Dieses Mal kriegen wir ihn!«, sagte der Polizeipräsident zuversichtlich.

Nur kurze Zeit später war ein Bote mit der Abschrift des Briefes und einem weiteren Schreiben von Monro zum Temple unterwegs. Der Name, der auf dem Umschlag stand, war: Lord Milton.

*

In derselben Nacht rief Ivy die Erben zusammen. Sie trafen sich auf dem

Dachboden in dem Flügel zwischen dem Fountain Court und dem Essex Court, der die Kammern der Erben beherbergte. Der Boden war staubig, und zwischen den Dachbalken hingen Spinnweben. Marie Luise sah sich um und zog angewidert die Nase kraus.

»Was soll das? Wozu hast du uns hierher gerufen? Wir könnten uns viel bequemer unten im Salon treffen.«

»Ich möchte aber nicht, dass einer der Vyrad uns überrascht«, gab Ivy kühl zurück. Doch so ganz schien das Marie Luise nicht zufriedenzustellen. Sie maulte weiter, wenn auch leiser:

»Ich frage mich eh, warum ich dem Ruf einer unreinen Lycana folge.«

»Weil deine Neugier dir sonst keine Ruhe lässt?«, schlug Franz Leopold trügerisch freundlich vor. Seine Cousine warf ihm einen bösen Blick zu, antwortete jedoch nicht.

Alle waren gekommen. Auch die drei Vyrad. Luciano hatte Clarissa mitgebracht und hielt ihre Hand. Er sah forsch in die Runde, aber keiner sagte etwas dagegen. Nicht einmal Marie Luise. Malcolm hatte es gar gewagt, Latona herzubringen, obwohl sie noch immer ein Mensch war. Ivy warf ihr einen scharfen Blick zu, protestierte aber nicht. Vielleicht hatte sie sich damit abgefunden, dass die beiden ihrem Rat nicht folgen wollten.

Stille senkte sich über den düsteren Dachboden, der nur vom Licht einer einzigen Kerze ein wenig erhellt wurde. Gespenstisch tanzten die Schatten über altes Gerümpel und staubbedeckte Kisten.

Alle Augen waren auf Ivy gerichtet, die im Schein der Kerze heute größer und mächtiger wirkte – und ganz sicher nicht wie ein Kind.

Sie ist nicht nur eine Vampirin, dachte Alisa fast ein wenig erstaunt, obwohl sie es doch eigentlich wusste. *Sie ist eine Druidin, wie ihre Mutter, voll magischer Geheimnisse.* Ivys Blick kreuzte den ihren. Vermutlich hatte sie den Gedanken aufgefangen, auch wenn sie nichts darauf erwiderte. Seymour lag zu ihren Füßen und betrachtete die Erben. Endlich begann Ivy zu sprechen. Ihre Stimme war wohlklingend, aber sehr leise, und dennoch hatte keiner Schwierigkeiten, sie zu verstehen.

»Ich habe heute Nacht die Erben aller Clans zusammengerufen, weil ich Hilfe brauche.«

Karl Philipp schnaubte abfällig durch die Nase, sonst sagte keiner etwas. Alisa

warf ihm einen wütenden Blick zu. Immerhin war aber auch er gekommen, wie seine Cousine Marie Luise.

»Als ich das letzte Mal in Schwierigkeiten war, eilten mir Alisa, Luciano und Franz Leopold zu Hilfe. Ich weiß, dass auch andere gern geholfen hätten, die damals keine Gelegenheit dazu hatten.« Sie lächelte und sah in Tammos Richtung, was wohl keinen verwunderte. »Daher wende ich mich nun an euch alle. Hört mir zu und entscheidet dann, ob ihr an meiner Seite kämpfen wollt oder nicht. Es steht jedem frei. Ich bitte euch nur, mir vorher zu schwören, dass ihr – auch wenn ihr euch gegen meinen Plan entscheidet – anschließend kein Wort von diesem Treffen verlauten lasst. Zu niemandem.«

Alle Erben und auch Latona leisteten den Schwur. Selbst Karl Philipp und Marie Luise. Tammo stieß Fernand und Joanne grinsend in die Rippen. »Dieses Mal sind wir mit dabei!«

Fernand nickte, schien aber nicht so begeistert wie der Vamalia. »Ja, schon, aber ich hätte zu gern gegen Dracula selbst gekämpft. Oder unseren alten Herrn zumindest nur einmal gesehen!«

Ivy fixierte den Pyras. »Du willst den Vater der Vampire sehen? Das wirst du! Und zwar schneller, als du denkst.« Sie hob die Stimme ein wenig an, als sie verkündete: »Dracula ist gestern Morgen im Hafen von London angekommen und befindet sich im Augenblick hier irgendwo in der Stadt.«

Ein Raunen erhob sich. Die Erben sahen einander überrascht oder schockiert an und begannen aufgeregt zu flüstern.

»Bist du sicher? Woher weißt du das?«, verlangte Alisa zu wissen.

»Weil ich gesehen habe, wie er in Wolfsgestalt von Bord des Schiffes ging, das ihn hergebracht hat und das er als Geisterschiff ohne Besatzung zurückließ.«

Die Erben schwiegen. Es bereitete ihnen keine Schwierigkeiten, sich vorzustellen, was auf dem Schiff vor sich gegangen war.

»Und was will er hier?«, fragte Chiara.

»Ivy natürlich, was sonst?«, fauchte Luciano seine Cousine gereizt an.

»Nicht unbedingt«, meinte Malcolm und sah Ivy herausfordernd an. »Er ist nicht zum ersten Mal in London, um das zu suchen, was er am meisten begehrt – was er schon lange vor Ivy begehrt hat.«

Die Lycana nickte. »Ah, ich sehe, die Vyrad wissen Bescheid. Wisst ihr auch, wo das Ziel seiner Begehrlichkeit zu finden ist?«

Malcolm zögerte. »Wissen ist zu viel gesagt, eher ahnen wir es. In der Kirche der Templer, die wir seit jener Zeit bewachen, ohne sie je betreten zu können?«

Ivy nickte. »So ist es. Unter dem Altar.«

Tammo blinzelte und sah verständnislos in die Runde. »Kann uns mal jemand sagen, worüber die beiden da reden?«

Alisa schlug sich gegen die Stirn. »Aber natürlich. Erzsébet, seine geliebte Frau, die von Abraham van Helsings Urgroßvater vernichtet wurde. Dorthin hat er sie gebracht. Vielleicht, um sie reinzuwaschen, oder auch nur, um sie für immer Draculas Zugriff zu entziehen. Sie und das Elixier, falls davon noch etwas existiert.«

Malcolm starrte sie entsetzt an und rief: »Woher weißt du davon? Niemand darf davon erfahren!«

Ivy dagegen nickte ihr anerkennend zu. »Ja, du hast die Fäden richtig verknüpft. Dracula ist gekommen, um die Überreste seiner geliebten Erzsébet zu holen und sie noch einmal mit dem Elixier der Finsternis zu einem Dämon der Nacht zu erwecken.«

»Aber wie hat er herausbekommen, wo sie verborgen liegt? Keiner der Vyrad hat je darüber gesprochen!«

Ivy musterte ihn kühl. »Ich habe es ihm gesagt.«

Ein Aufschrei ging durch die Reihen der Erben, vor allem der Vyrad. Aber nicht alle waren sich der Tragweite dieser Worte sofort bewusst.

»Warum?«, stotterte Malcolm fassungslos. »Warum hast du das getan?«

»Weil es hier und jetzt ein Ende haben muss«, gab Ivy zurück. »Er wird nicht ruhen, ehe er einen Weg gefunden hat, die verlorene Macht über seine Kinder zurückzugewinnen – oder sie zu vernichten und neue Nachkommen zu zeugen.«

»Mit deinem Blut«, fügte Alisa leise hinzu.

Ivy nickte. »Ja, und dazu lasse ich es nicht kommen. Ich will mich nicht in alle Ewigkeit in Acht nehmen und fürchten müssen, dass er mich irgendwann doch noch in seine Gewalt bekommt. Nein, ich nehme lieber selbst die Fäden in die Hand und bin der Puppenspieler, nicht die Marionette.«

»Du hast es ihm verraten, um ihn hierher zu locken«, schloss Franz Leopold.

»So ähnlich. Er wird zu meiner Zeit und unter meinen Bedingungen an dem Ort mit mir zusammentreffen, den ich gewählt und für die Begegnung vorbereitet habe.«

»Er tappt in eine Falle!«, rief Luciano.

»Vielleicht, wenn Ivys Einschätzung richtig ist«, dämpfte Leo seine Begeisterung. »Es ist Dracula schon einmal gelungen, ihren Geist zu lähmen und sie zu entführen.«

»Und es ist euch gelungen, ihn zu besiegen und mich zu befreien«, fügte Ivy an.

»Ihn abzulenken, nicht zu besiegen«, berichtigte der Dracas.

»Dieses Mal wird es ein Sieg sein. Ein endgültiger Sieg«, sagte Ivy leise, und die Erben konnten sich eines Erschauderns nicht erwehren, als ihnen klar wurde, was sie damit meinte.

»Du willst Dracula vernichten? Den großen Meister? Den Vater aller Clans?«, keuchte Alisa.

Ivys Miene war hart. »Ja, entweder er oder irgendwann ihr alle und eure Clans!«

»Und du glaubst, du könntest das bewerkstelligen?«, mischte sich Karl Philipp ein. Seine Stimme troff vor Verachtung, doch Ivy antwortete ihm ruhig:

»Ja, das glaube ich. Mit eurer Hilfe.«

Karl Philipp betrachtete sie mit zusammengekniffenen Augen. »Und wie soll die aussehen? Du hältst dich im Hintergrund und wir erledigen die Drecksarbeit für dich? Es könnte ja sein, dass einige dabei für immer zerstört werden. Die Kräfte des Meisters sollte man nicht unterschätzen, nicht wahr?«

»Rede nicht so einen Blödsinn«, herrschte ihn Luciano an, aber Ivy brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Nein, *ihr* werdet euch im Hintergrund halten, damit keinem von euch etwas zustößt. Ich bin der Dirigent, der vorne in der Mitte steht, alle Aufmerksamkeit auf sich zieht und jedem Instrument seinen Einsatz gibt.«

»Und wie hast du das Ganze eingefädelt? Ihm eine Einladungskarte nach Transsilvanien geschickt?«, wollte Karl Philipp wissen. Noch immer sprach er mit abfälliger Miene, doch Alisa glaubte auch Neugier in seiner Stimme ausmachen zu können.

Ivy schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe ihn nicht eingeladen. Ganz im Gegenteil, der Wunsch schlummerte seit langer Zeit in ihm. Ich habe ihn lediglich geweckt, die Sehnsucht angeheizt und ihm dann den richtigen Weg gezeigt – ohne dass es ihm bewusst wurde.«

»Du kannst also in seine Gedanken eindringen?«, hakte Luciano nach.

»Mehr noch, du kannst seinen Geist und sein Handeln beeinflussen, ohne dass er es bemerkt?«, fügte Alisa hinzu.

»Ja«, sagte Ivy schlicht. »In Transsilvanien war es ihm gelungen, meinen Geist zu beherrschen. Doch nach meiner Befreiung fand ich mich unvermittelt in seinem Geist wieder. Das geschah immer wieder, ich sah und hörte, was um ihn vor sich ging, und empfing seine Gefühle, die die meinen mit sich rissen. Mir wurde klar, dass eine Verbindung zurückgeblieben war, von der er bis heute nichts ahnt. Das war erst einmal sehr unangenehm, das könnt ihr mir glauben. Ich empfand plötzlich Hass und Verachtung oder auch tiefe Verzweiflung, die genauso wenig zu mir gehörten wie der Triumph, wenn er wieder einmal ein Opfer gejagt und am Ende ausweglos in eine Ecke gedrängt hatte. Und so begann ich mich dagegen zu wehren. Ich konzentrierte mich auf meine eigenen Empfindungen und schob die fremden Gefühle von mir. Zu meiner Überraschung gelang mir das nicht nur, ich übertrug damit auch meine Empfindungen auf Dracula. War er einen Augenblick zuvor noch wütend gewesen, so verwehte der Zorn plötzlich und machte einer ungewohnten Gleichmut Platz. Als ich das erkannte, versuchte ich nach und nach mehr. Ich veränderte nicht nur seine Gefühle, ich begann den Fluss seiner Gedanken sanft umzuleiten, bis ich ihn an die Stelle geführt hatte, wo ich ihn haben wollte.«

»Wahnsinn«, hauchte Luciano. »Weißt du überhaupt, wie stark und mächtig du inzwischen geworden bist? Ich wollte dich nicht zum Feind haben!«

Ivy lächelte ihn an. »Ich glaube nicht, dass du überhaupt Feinde hast.«

Leo unterbrach sie. »Gut, du hast ihn also hergelockt, indem du seine Gedanken gelenkt hast. Hast du alles so geplant und überwacht? Seine Vorbereitungen und die Reise?«

»Ja, ich bin jedem seiner Schritte gefolgt, bin mit ihm über das Meer gefahren und habe ihn im Hafen erwartet, als das Geisterschiff auf den Kai zuglitt und Dracula in Gestalt des Wolfes von Bord ging.«

»Wo ist er jetzt?«, wollte Tammo wissen.

»Wenn er sich nicht in dem Haus aufhält, das ich ihn über die Anwälte Carter, Paterson & Co habe anmieten lassen, dann ist er wohl irgendwo in London auf der Jagd.«

Sie schloss die Augen und konzentrierte sich. Als sie die Lider wieder hob,

sagte sie: »Dracula ist in Covent Garden. Die Vorstellung im Theatre Royal in der Drury Lane ist gerade zu Ende. Er folgt einem Paar, das in Richtung der Markthallen davonschlendert. Er überlegt, ob er sich nur an der Frau gütlich tun soll oder ob er sich ihren Begleiter als Vorspeise genehmigt.«

Die Erben schwiegen beeindruckt. Sogar Marie Luises Miene zeigte so etwas wie Anerkennung.

»Nun erkläre uns endlich deinen Plan«, forderte Alisa sie auf, die es vor Aufregung kaum aushielt. Die drei Freunde waren Dracula schon einmal nahe gekommen, und vermutlich konnten nur sie ermessen, welch große Gefahr es bedeutete, Dracula herauszufordern und sich ihm in den Weg zu stellen. Sie warf einen besorgten Blick zu Tammo und den beiden Pyras hinüber, die das Ganze nur für eine spannende Abwechslung zu halten schienen.

Halte mich nicht für so naiv, Schwesterherz, erklang Tammos Stimme in ihrem Kopf. *Es ist uns allen klar, dass er gefährlich ist. Aber ist es deswegen kein großartiges Abenteuer?*

Alisa wusste nicht, ob sie das beruhigen sollte. Doch nun begann Ivy zu sprechen und lenkte Alisa von ihrer Sorge ab. Sie lauschte aufmerksam, um ja kein Wort zu verpassen. Hatte sie an alles gedacht? Sie als ihre Freunde mussten nun jedes Detail überdenken und sie rechtzeitig auf eventuelle Schwächen hinweisen.

Doch falls Alisa geglaubt hatte, Ivy würde nun endlich alle Karten auf den Tisch legen, so wurde sie wie alle anderen enttäuscht. Sie gab nur so viel des geplanten Ablaufs preis, dass sie den Erben ihre Aufgaben nennen und ihnen sagen konnte, wann sie wo sein mussten. Wie genau die Falle aussah, die sie ihm zu stellen gedachte, verriet sie nicht. Und es wäre müßig gewesen, auch nur einen Versuch zu starten, in ihren Geist einzudringen und ihre Gedanken zu lesen.

Das siehst du ganz richtig, Alisa, bestätigte Ivy mit einem Lächeln in der Stimme. *Vertraue mir, ich habe alles bedacht. Es wird so ablaufen, wie ich es geplant habe, und niemand muss dabei zu Schaden kommen.*

Außer Dracula!

Ja, außer Dracula. Er hat es sich selbst zuzuschreiben. Niemand wollte ihm schaden, wenn er in seiner Karpatenfestung bliebe und die Clans in Ruhe ließe.

Alisa nickte. *Ja, vermutlich hast du recht. Es ist dein Geist und dein Leib, den*

er bezwingen will. Also ist es dein Recht, dich seinen Plänen zu verweigern und dich vor ihm zu schützen.

Ich schütze nicht nur mich, erinnerte Ivy. *Ich schütze euch alle, auch wenn die Gefahr für euch und eure Clans noch nicht so unmittelbar ist. Würde es ihm erst einmal gelingen, mit meinem Blut die Nachkommen zu zeugen, die er sich wünscht, wäre es für euch vermutlich schon zu spät.*

Alisa lächelte zu Ivy hinüber. *Ich sehe ein, dass es sein muss, und ich bin an deiner Seite oder wo du mich haben willst!*

Karl Philipp unterbrach ihr stummes Zwiegespräch. »Habe ich das vorhin richtig verstanden? Du brauchst uns, um Erde zu schaufeln?«

Die Abscheu in seinem Gesichtsausdruck hätte Alisa vielleicht amüsiert, würde es nicht um eine so ernste Sache gehen.

»Hast du wieder nicht zugehört?«, rief Tammo und verdrehte die Augen. »Das hat sie doch gerade gesagt.«

Ivy gebot ihm, zu schweigen. »Unter anderem, ja«, sagte sie zu dem Dracas. »Es muss schnell gehen! Darauf kommt es an.«

»Ich bin kein Diener«, widersprach Karl Philipp. »Nimm dir doch ein paar von den Servienten. Die Vyrad haben genug Unreine für solche Arbeiten.«

»Die Vyrad können die Kirche nicht betreten, wie du weißt. Außerdem werden sie in dieser Nacht nicht da sein«, widersprach Ivy.

»Warum nicht?«, hakte Alisa sogleich nach.

»Weil ich sie aus dem Weg haben will. Ich kann es mir nicht leisten, dass Lord Milton oder irgendein anderer Vyrad sich einmischt – selbst wenn es gut gemeint ist – und meinen Plan verdirbt. Daher ist es besser, wenn die, die etwas zu sagen haben, die ganze Nacht dem Temple fernbleiben.«

»Wie willst du das anstellen?«, bohrte Alisa neugierig, doch Ivy war nicht bereit, mehr zu verraten.

»Ich habe alles in die Wege geleitet«, sagte sie nur. »Ihr werdet es beizeiten erfahren.«

Sie gab die letzten Anweisungen und schärfte den Erben noch einmal ein, wie wichtig es war, dass jeder sich daran hielt und zum richtigen Zeitpunkt an dem ihm zugewiesenen Ort war. Alle nickten, außer Karl Philipp und Marie Luise. Ivy wandte sich noch einmal speziell an die beiden Dracas.

»Nun, wie habt ihr euch entschieden? Werdet ihr mithelfen oder zieht ihr euch

lieber in eure Kammern zurück, denn das würde ich euch empfehlen, wenn ihr nicht in etwas hineingezogen werden wollt, was vielleicht größere Kreise zieht, als wir es bislang erwarten.«

Karl Philipp schnaubte durch die Nase. »Natürlich werde ich mich nicht in meinem Sarg verstecken, wenn es gilt, Dracula zu bekämpfen. Mir wäre es nur lieber, dies mit einem Schwert in der Hand zu tun statt mit einer Schaufel!«

Ivy lächelte freundlich. »Ja, das weiß ich. Ein Schwert macht schon mehr her, doch glaube mir, in diesem Fall würde es nichts ausrichten.«

»Ist mir schon klar«, brummte Karl Philipp. »Dann eben eine Schaufel, wenn es unbedingt sein muss.«

»Ich danke dir«, sagte die Lycana schlicht und wandte sich an Marie Luise.

»Und du? Es ist keine Schande, wenn du dich zurückziehst. Ich bitte dich nur, mit niemandem darüber zu sprechen.«

Stolz reckte die Dracas die Nase. »Ich habe Anna Christina in Irland kämpfen sehen. Ich weiß, sie würde auch hier und jetzt vor nichts zurückschrecken. Ich bin dabei. Schon um zu sehen, ob du recht behältst oder nur eine kleine, irische Aufschneiderin bist.«

Alisa wollte aufbrausen, doch Franz Leopold legte die Hand auf ihren Arm. »Lass es. Weiter kann sie Ivy nicht entgegenkommen, wenn sie nicht ihren ganzen Stolz verlieren will.«

Alisa spürte, wie die Berührung durch ihren ganzen Körper lief. Krampfhaft bemüht, sich nichts davon anmerken zu lassen, erwiderte sie: »Pah, was zählt jetzt Stolz? Wichtig ist einzig und allein der Erfolg, und dass keiner von uns dabei zu Schaden kommt.«

»Du als Vamalia darfst so denken. Wir Dracas wurden anders erzogen«, wandte Leo ein. Alisa sagte nichts, obgleich ihr noch vieles dazu eingefallen wäre.

So viel Selbstbeherrschung bin ich von dir ja gar nicht gewohnt.

Nur, um der großen Sache zu dienen!, gab sie würdevoll zurück.

Gut! Ich verspreche dir auch, dass du, wenn alles vorbei ist, so viel über uns Dracas schimpfen darfst, wie du willst, und ich werde dir nicht widersprechen.

Alisa sah Franz Leopold mit glitzernden Augen an. »Führe mich nicht in Versuchung! Ich werde darauf zurückkommen – je nachdem, wie ihr euch angestellt habt!«

DIE NACHT DER WINTERSONNWENDE

Die Nacht der Wintersonnwende brach an. Alisa fühlte kribbelnde Wellen durch ihren Körper wandern. Energisch schob sie den Deckel auf und sprang aus ihrem Sarg. Während sie noch überlegte, was sie in dieser entscheidenden Nacht anziehen sollte, trat Hindrik nach einem kurzen Klopfen ein.

»Was gibt es?«, fragte sie in bemüht leichtem Ton, ohne ihn anzusehen.

Er schien mit seinen Gedanken woanders. Zum Glück! So fiel ihm ihre ungewohnte Nervosität nicht auf.

»Die Vyrad haben uns gefragt, ob wir ihnen helfen.«

»Wobei?«, erkundigte sich Alisa und entschloss sich, zuerst doch in eines ihrer Kleider zu schlüpfen, um keine unangenehmen Fragen zu provozieren.

»Sie haben sich vorgenommen, heute Nacht Jack the Ripper zu fangen.«

»Wen?«, fragte Alisa verwirrt.

»Den Frauenmörder von Whitechapel.«

»Und der heißt Jack the Ripper? Woher weißt du das? Gibt es neue Hinweise?«, wollte Alisa wissen. Für einen Moment ließ sie sich von dem großen Ereignis, das ihnen heute Nacht bevorstand, ablenken. Der Fall dieses Schlächters interessierte sie. Wenn sie seine Witterung an Annie Chapmanns Tatort nicht aufgenommen hätte, würde sie sich gar fragen, ob nicht einer der Vyrad hinter den Morden steckte. So viel Blut …

»Er selbst nennt sich so«, gab Hindrik Auskunft und führte auf ihren fragenden Blick hin weiter aus: »Er hat Scotland Yard einen Brief geschrieben, in dem er für heute Nacht einen weiteren Mord in Whitechapel ankündigt. Er verhöhnt die Polizei und hält sich für klüger als Scotland Yard.«

»Was er vielleicht auch ist.«

»Möglich. Und daher hat Lord Milton beschlossen, ihn heute Nacht zu fangen.«

»Ich dachte, die Vyrad sind nur stille Beobachter und greifen nicht ein«, sagte Alisa spitz. »Sind die Menschen nicht nur Studienobjekte, deren kriminelle Machenschaften uns nichts angehen?«

Hindrik hob die Schultern. »Das schon, aber der Polizeipräsident hat Lord

Milton anscheinend um Hilfe gebeten.«

»Ach, und dann ist die Zeit gekommen, seine Überlegenheit zu demonstrieren?«, ätzte Alisa.

Wieder zuckte Hindrik mit den Schultern. »Schon möglich. Jedenfalls will er seine Vyrad in Whitechapel und den umliegenden Straßen verteilen und hat gefragt, ob wir, die Begleiter der Erben, mit dabei sind.«

»Und? Werdet ihr mitgehen?«

»Wenn unsere Schützlinge nichts dagegen haben?«

Alisa wehrte ab. »Natürlich nicht. Nur, warum hat uns keiner gefragt?«

Hindrik zögerte. »Vielleicht hält Lord Milton das für zu gefährlich?«

»Ein Mann mit einem Messer? Sei nicht albern.«

»Er ist eben vorsichtig.«

»Na, dann wünsche ich euch viel Erfolg bei eurer Mörderjagd.« Alisa wandte sich wieder ihren Kleidern zu. Hindrik betrachtete sie mit misstrauisch zusammengezogenen Brauen. Vermutlich fragte er sich, warum sie nicht aufbegehrte, von dieser Jagd ausgeschlossen zu werden. Das war gar nicht ihre Art. Doch er fragte nicht weiter nach.

»Was für ein Glück, dass der Polizeipräsident gerade in dieser Nacht Hilfe vom Temple Inn Court anfordert«, meinte Alisa später, als die Vyrad und die Servienten der Erben sich auf den Weg gemacht hatten.

»Mit Glück hat das nicht viel zu tun«, gab Ivy mit einer Grimasse zu. »Ich fürchte, sie werden den Mörder heute Nacht nicht fassen.«

»Nein? Warum nicht?«, erkundigte sich Alisa.

»Weil der Brief nicht aus der Feder von Jack the Ripper stammt, sondern von unserer Lycana hier verfasst wurde, nicht wahr?«, kombinierte Leo.

Ivy nickte und wirkte dabei keinesfalls zerknirscht. »Ja, das schien mir eine wirksame Methode, die Vyrad vom Temple fernzuhalten und möglichst lange zu beschäftigen.«

»Wie konntest du dir sicher sein, dass die Vyrad rechtzeitig davon erfahren?« wunderte sich Luciano.

»Ich war nicht untätig. Ich weiß, dass Lord Milton häufig Post über einen Boten von Scotland Yard erhält.«

»Sie hat geschnüffelt«, korrigierte Leo.

Ivy stimmte ihm zu. »Ich muss informiert sein, um unliebsame Überraschungen

auszuschließen.«

Leo nickte nachdenklich. »Ich glaube, wir haben dich bislang alle unterschätzt, oder hast du dich im vergangenen Sommer so sehr verändert?«

»Vielleicht. Jedenfalls habe ich keine Zeit versäumt, mich auf den entscheidenden Tag vorzubereiten, seit ich den Plan ins Auge gefasst habe.«

Alisa fragte sich, wie lange das schon zurückliegen mochte. Wochen oder gar Monate?

Ivy sah in die Runde. Inzwischen hatten sich alle Erben versammelt. Auch Clarissa und Latona waren unter ihnen. Malcolm stand mit Latona etwas abseits und ließ den Blick wachsam schweifen. Die Pyras warfen ihr immer wieder begehrliche Blicke zu und auch Karl Philipp leckte sich verstohlen die Lippen, doch jeder wusste, was Malcolms entschlossene Miene bedeutete. Er würde sich jedem in den Weg stellen, der sich über seine Rechte hinwegzusetzen und Latona auch nur ein Haar zu krümmen versuchte – mit allen Konsequenzen.

Ivy hatte sich wohl damit abgefunden, dass weder Latona noch Clarissa bereit waren, dem Spektakel fernzubleiben. Sie wandte sich den Erben zu und wiederholte noch einmal ihre Anweisungen.

»Die Karren mit den Kisten müssten um Mitternacht da sein. So habe ich es angewiesen. Ihr nehmt sie am Tor zur Fleet Street in Empfang und schafft sie in die Kirche.«

»Und was machen wir, wenn Dracula früher auftaucht?«, gab Chiara zu bedenken.

»Das wird er nicht«, wehrte Ivy ab. »Er glaubt, dass er Erzsébet nur in dem Augenblick vor dem ersten Sonnenstrahl der neuen Wintersonne zurückholen kann. Er wird sich hüten, sich dem Temple zu früh zu nähern. Schließlich legt er keinen Wert darauf, von den Vyrad vorzeitig erwischt zu werden. Er weiß nichts von ihrem Einsatz in Whitechapel. Nicht dass er sich vor ihnen fürchtet, doch sie könnten ihn beschäftigen, bis der rechte Zeitpunkt vorüber ist. Nein, das Risiko wird er nicht eingehen. Er kommt zur festgelegten Stunde, heimlich wie ein Dieb – und wir werden ihn in der Templerkirche empfangen.«

»Gut, fangen wir an«, sagte Tammo vergnügt und rieb sich die Hände.

Ivy sah zu Clarissa hinüber. »Du kannst die Kirche nicht betreten und bist auch sonst noch zu verletzlich. Bleib du bitte bei Latona. Nachdem ihr so fest entschlossen seid, dabei zu sein und euch der Gefahr dieser Nacht auszusetzen,

soll Latona Bram Stoker und Professor van Helsing empfangen und ihnen alles erklären, wenn sie kommen.«

Clarissa drückte noch einmal Lucianos Hand und stellte sich dann zu Latona. Die beiden tauschten einen Blick. Obwohl sie sich kaum kannten, hatten sie so viel gemeinsam – das hatten sie schon die gemeinsame Zeit im Geisterhaus in Wien gespürt, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren.

»Und nun folgt mir.«

Die Zeit verflog mit den Vorbereitungen. Bald schon schlugen die Kirchturmuhren Mitternacht und draußen vor dem Tor war Hufschlag und das Rattern von Karren zu hören. Die Erben waren bereit und luden die mit Erde gefüllten Särge in Windeseile ab. Leo gesellte sich zu den Fuhrknechten und sorgte dafür, dass sie sich später an diesen nächtlichen Transport nicht mehr würden erinnern können. Rasch trugen sie die Kisten zur Kirche und verteilten den verfluchten Boden aus Draculas Heimat so, dass ein dicker Erdpfad vom Westtor durch das runde Kirchenschiff und den langen Chor bis zum Altar führte, unter dem die Überreste von Erzsébet lagen. Und der Kristall mit dem wertvollen Elixier.

Als die Erde verteilt und die Kisten weggeschafft waren, versammelten sich die Erben um den Altar. Sie schwiegen einige Augenblicke. Keiner von ihnen konnte sich der Atmosphäre entziehen, die von dem Grab darunter ausging. Es war Marie Luise, die die Stille brach. Fast schüchtern sagte sie:

»Sie ist unser aller Mutter. Erzsébet, die Fürstin der Walachei. Ich frage mich, wie sie wohl war. Ob sie Dracula geliebt hat? Ob sie nach ihrem Tod gern wiedererweckt worden ist, um an seiner Seite eine Jägerin der Nacht zu werden? Wir werden es nie erfahren. Fast wünschte ich mir, wir könnten sie kennenlernen.«

»Blödsinn!«, schimpfte Karl Philipp. »Was soll die Gefühlsduselei? Lasst uns lieber den Altar zur Seite schieben und nachsehen, was wirklich darunter zu finden ist. Vielleicht hat sich unsere Lycana ja geirrt?«

Er stemmte sich mit der Schulter gegen den Steinblock. Die anderen sahen Ivy fragend an. Als sie nickte, sprangen Tammo und die beiden Pyras herbei, um ihm zu helfen. Mit einem schabenden Geräusch gab der Steinblock nach und kratzte Stück für Stück über den Kirchenboden. Darunter kam eine gravierte Platte zum Vorschein, auf der nur ein Wort zu lesen war: *Erzsébet.*

Die Grabplatte passte sich sauber und fast fugenlos in die Steinfließen des Kirchenbodens ein. Wie an vielen Grabplatten gab es aber am oberen und am unteren Ende ein kleines Loch. Ivy hatte an alles gedacht und zwei metallene Haken besorgt, mit denen man den Stein herausheben konnte. Fernand und Karl Philipp führten die Haken ein und hoben dann mit einiger Anstrengung die schwere Platte heraus. Alisa fragte sich, wie viele Männer nötig gewesen waren, sie hierher zu bringen und an ihrem Platz einzufügen, denn den Vyrad war es damals wie heute unmöglich gewesen, die Kirche zu betreten.

Karl Philipp und Fernand setzten die Steinplatte fast geräuschlos ab, ehe sie sich dem Grab darunter zuwandten. Alle Erben drängten heran, um in das Loch sehen zu können.

Sie blickten auf einen einfachen Holzsarg. Es war Ivy, die sich herabbeugte und den Deckel anhob.

Da lag sie. Ihre Mutter. Die die ersten Führer der Clans geboren hatte. Alle schwiegen. Nicht einmal Karl Philipp oder Marie Luise war es danach, eine patzige Bemerkung zu machen. Sie war noch immer wunderschön, als könne ihr keine Zeit der Welt etwas anhaben. Die Haut blass und weiß wie Porzellan. Die langen schwarzen Wimpern geschlossen. Schwarze Locken umkränzten ihr Haupt und ihre Schultern. Sie sah aus, als würde sie nur schlafen, eine getrocknete Rose in den gefalteten Händen. Ein einfaches weißes Kleid umfloss ihren Körper bis zu den nackten Füßen. Nur der dunkle Fleck auf ihrer Brust störte das schöne Bild.

Der Vampirjäger hatte ihr das Herz durchstoßen. Vermutlich mit einer silbernen Klinge, sonst hätte sich die Wunde wieder geschlossen. Doch der Jäger hatte ihr nicht den Kopf vom Hals getrennt. War sie deshalb nicht zu Staub zerfallen? Oder lag es daran, dass sie diesen Kristall um den Hals trug, dessen Inneres in dunklem Rot zu pulsieren schien?

Alisa ließ sich auf die Knie sinken und streckte die Hand aus. Doch ehe ihre Finger die Tote berührten, hob sie den Blick zu Ivy.

»Darf ich?«

Ivy nickte und ließ sich neben ihr nieder. »Nehmt Abschied, wenn euch danach ist. Ich weiß nicht, ob ihr Körper die heutige Nacht überstehen wird.«

»Warum hat van Helsing ihn überhaupt unversehrt gelassen?«, wunderte sich Alisa und streichelte die kalte Haut ihrer Wangen mit den Fingerspitzen.

Ivy hob die Schultern. »Vielleicht konnte er nicht anders. Vielleicht war das ein Teil ihres Zaubers, dem die Männer verfielen?«

»Eigentlich müsste sie längst verwest sein oder zu einer Mumie vertrocknet«, meinte Leo, der hinter Alisa trat. »Ist das ein Zeichen der alten Kirchenkräfte der Templerkirche? Oder der heidnische Zauber, den sie um den Hals trägt?«

»Wer kann das schon so genau sagen«, meinte Ivy, beugte sich herab, zog vorsichtig die Kette über ihren Kopf und verbarg den Kristall unter ihrem Gewand.

Ivy ließ den Erben noch einige Momente mit der Toten, dann klappte sie den Deckel wieder zu. Sie schoben auch die Grabplatte wieder an ihren Platz. Den Altar richteten sie zwei Schritte hinter dem Grab aus.

Ivy überprüfte noch einmal den Erdpfad, der in einer geraden Linie von der Tür bis zur Grabplatte führte, dann wandte sie sich den Erben zu.

»Geht nun alle an eure Plätze und tut nur das, was wir besprochen haben. Dann haben wir gute Chancen, dass wir diese Nacht heil überstehen und die Bedrohung für die Clans Vergangenheit ist. Und vergesst nicht: Ganz gleich, was passiert, ihr müsst den Hof verlassen und euch in eines der Gebäude zurückziehen, ehe die Sonne aufgeht.«

Nacheinander verließen die jungen Vampire die Kirche. Alisa umarmte Ivy, ehe sie als Letzte durch das Portal schritt und die schwere Holztür hinter sich schloss.

*

Es klopfte an der Tür, dann steckte Abraham van Helsing den Kopf herein. »Bram, sind Sie so weit?«

Bram Stoker knöpfte mit zitternden Fingern seine Jacke zu und nickte. Er versuchte sich an einer kühlen Miene, doch van Helsing blieb seine Nervosität nicht verborgen. Er trat auf ihn zu und legte seine Hand auf die noch immer zuckenden Finger.

»Nur ruhig, mein Freund. Haben wir nicht auch unser Abenteuer in den Karpaten unversehrt überstanden? Kann es denn noch gefährlicher werden?«

Wie beneidenswert abgeklärt der erfahrene Vampirjäger doch war.

»Sie haben recht, doch immerhin ist es derselbe gefährliche Gegner. Und Sie wissen so gut wie ich, dass er uns schon im vergangenen Jahr hätte töten können – oder noch Schlimmeres mit uns anstellen.«

Van Helsing nickte bedächtig. »Das ist wahr. Ich wollte auch nicht die Gefahr verharmlosen oder uns zu Leichtsinn verführen. Ich möchte nur, dass Sie sich auf Ihren Mut statt auf Ihre Angst konzentrieren. Begegnen Sie dem, was uns heute Nacht erwarten mag, mit klarem Blick und wachem Verstand. Angst ist ein schlechter Ratgeber. Sie beschäftigt uns und lenkt uns mit allerlei Szenarien ab, die vielleicht passieren könnten. Versuchen Sie sich davon zu lösen!«

Bram versuchte sich an einem Lächeln. »Ich weiß, verehrter Freund. Leider gelingt es mir nicht immer, dagegen anzugehen. Dort oben schlafen meine Frau und mein Sohn nichts ahnend und ich kann nicht sagen, ob sie, wenn sie erwachen, noch einen Ehemann und Vater haben.«

»Bram, Sie müssen mich nicht begleiten! Ich weiß, dass Ivy auch Ihnen einen Brief geschrieben hat, doch es steht Ihnen frei, Ihre Aufforderung abzulehnen.«

»Aber wenn sie uns für ihren großen Plan braucht? Was, wenn er misslingt, weil ein Rädchen im Getriebe seinen Dienst verweigert? Was wäre in Poienari geschehen, wenn wir den Erben nicht geholfen hätten?«

Van Helsing hob die Schultern. »Wer weiß. Ja, vielleicht misslingt der Plan heute Nacht – doch das kann geschehen, egal wie Sie und ich uns entscheiden. Und? Dann wird es diesen Vampir, der schon seit Jahrhunderten in dieser Welt ist, eben noch eine Weile länger geben.«

»Er wird weiterhin Menschen ihres Blutes berauben und sie töten, und vielleicht werden an seiner statt einige der Erben vernichtet!«, warf Bram leidenschaftlich ein, doch van Helsing ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Das ist alles richtig, und dennoch dürfen Sie frei entscheiden, ob Sie heute Nacht mit mir zum Temple fahren oder hier bei Ihrer Frau und Ihrem Sohn bleiben.«

Entschlossen steckte sich Bram das Päckchen aus Knoblauch, einer Hostie und einem Fläschchen Weihwasser, das van Helsing vorbereitet hatte, in die Tasche und trat zur Tür.

»Gehen wir. Nicht dass wir zu spät kommen!«, sagte er mit fester Stimme.

Van Helsing nickte mit ernster Miene. Den silbernen Stockdegen in der Hand, folgte er Bram vor das Haus und ein Stück die Straße hinunter, wo bereits die Droschke wartete, die sie bestellt hatten.

In flottem Trab ging es die *King's Road* hinunter und bald schon passierten sie den großen Bahnhof, der zu Ehren Königin Victorias benannt worden war. Um

diese Zeit waren die Straßen fast leer. Der Strom der Karren und Kutschen war abgeflaut. Und hier in dieser Gegend waren auch nicht mehr viele Menschen auf den Straßen. Das mochte in den Vergnügungsvierteln von Vauxhall und Covent Garden anders sein, wo bis in die frühen Morgenstunden getanzt und gefeiert wurde. Westminster dagegen lag wie ausgestorben da und der Klang der Hufe hallte von der üppig verzierten Fassade des Parlamentsgebäudes wider. Der Kutscher folgte *Whitehall* mit seinen prächtigen Gebäuden zu beiden Seiten und bog am Trafalgar Square in The Strand ein. Nun war es nicht mehr weit. Brams Nervosität nahm wieder zu. Was würde sie in dieser Nacht erwarten?

Immer neue Szenarien enstanden vor seinem geistigen Auge, während die Kutsche zum vereinbarten Treffpunkt am Temple Bar Memorial fuhr. Womit er allerdings nicht gerechnet hatte, war, dass Latona ihm den Wagenschlag öffnete, als die Droschke unter dem Denkmal mit dem Drachen anhielt.

Bram war so entsetzt, dass er nur tonlos nach Luft schnappen konnte.

»Freust du dich denn gar nicht, mich wiederzusehen?«, fragte sie ein wenig gekränkt. »Ich jedenfalls finde es großartig, dass wir dieses Mal zusammen mit den Erben gegen den mächtigen, alten Feind kämpfen – nachdem du mich das letzte Mal in Wien zurückgelassen hast«, sagte sie und zog in Erinnerung an diese Ungerechtigkeit schmollend die Unterlippe hoch.

Van Helsing fasste sich schneller als sein Freund und reichte Latona die Hand. »Wie schön, Sie wiederzusehen. Ich wähnte Sie in einem Internat in Oxford und dachte, Sie würden erst zu Weihnachten einige Tage nach Hause kommen?«

»Das waren Brams Pläne, nicht meine«, erwiderte Latona heftig.

Van Helsing nickte verstehend. »Sie sind also heimlich ausgebüxt, um Ihren Vampir zu suchen?«

Latona nickte. »Ja. Endlich ist es mir gelungen, Malcolm wiederzufinden.«

Bram stöhnte. »Du hast dich diesem Vampir an den Hals geworfen? Wie konntest du nur?«

Van Helsing hüstelte. Er hielt noch immer ihre warme Hand in der seinen. »Noch jedenfalls ist Miss Latona ein Mensch wie wir, und sie macht mir auch nicht den Eindruck, als sei sie noch einmal gebissen und ihres Blutes beraubt worden.«

Bram trat auf sie zu und zog sie an seine Brust. »Dem Herrn im Himmel sei es gedankt. Es ist noch nicht zu spät!«

»Doch, das ist es«, widersprach Latona bockig. »Ich habe Malcolm versprochen, ihm zu folgen, und das werde ich tun. Nach dieser Nacht. Wenn alles so verlaufen ist, wie Ivy es geplant hat.«

Bram sah, dass es keinen Sinn hatte, jetzt über Malcolm zu sprechen. Diese Nacht hatten sie Größeres vor.

Van Helsing entlohnte den Droschkenkutscher und schickte ihn weg, dann wandte er sich der zweiten Person zu, die bislang im Hintergrund geblieben war. Auch Bram richtete nun seinen Blick auf Latonas Begleiterin. Sie mochte ein wenig jünger als sein Mündel sein. Kastanienbraune Locken ringelten sich um ein reizendes, blasses Gesicht, das er schon einmal gesehen zu haben glaubte. Sie war zweifellos eine Vampirin, das erkannte er, noch ehe er ihre kalte Hand berührte.

Plötzlich fiel es ihm wieder ein. Bram stieß einen Laut der Überraschung aus.

»Wien! Aber ja, ich habe Ihr Bild gesehen. Sie sind das verschwundene Mädchen, Clarissa de Todesco.«

»Clarissa de Nosferas«, korrigierte sie und reichte ihm mit einem Lächeln die Hand.

»Einer der Vampire aus Rom hat Sie gewandelt?«, erkundigte sich van Helsing neugierig.

Das Mädchen nickte. »Ich bin Luciano de Nosferas' Gefährtin.«

Bram erinnerte sich an den schwarzhaarigen Vampir mit dem freundlichen Gesicht, der in den Karpaten so entschlossen für Ivys Freiheit gekämpft hatte.

Er sah lieber nicht zu Latona hinüber, denn er wusste, was er in ihrer Miene lesen würde. *Warum soll ich nicht dasselbe tun wie sie?*

Es gab viele mögliche Antworten, doch dies war nicht der rechte Ort und noch weniger die Zeit, solche Dinge zu besprechen.

Clarissa neigte das Haupt. »Wenn ich die Herren jetzt bitten dürfte, mir zu folgen. Wir werden einen kleinen Umweg gehen und nicht das Torhaus von der Fleet Street her nehmen.«

Bram wollte gerade fragen, warum, als van Helsing zustimmend nickte. »Natürlich. Wir wollen ja keine Fährte zurücklassen, die Dracula bei seinem Eintreffen wiedererkennt. Es würde ihn unnötig misstrauisch stimmen.«

Bram ärgerte sich ein wenig, dass er nicht selbst darauf gekommen war. Es gab für ihn wohl noch viel zu lernen, dachte er, als er schweigend neben Latona

herlief.

Lernen? Was? Wie ein Vampirjäger zu denken oder gar wie einer zu kämpfen? Wollte er das etwa? Nein! Diese Nacht noch, dann würde alles vorbei sein und sein Leben wieder in seine alten Bahnen zurückkehren. Ohne lebensgefährliche Jagden auf Vampire, ohne das fiebrige Herzklopfen, das auf eine neue Begegnung mit Ivy hoffen ließ. Alles würde gut sein. Ruhig und sicher, wie früher. Da war nur noch die Sache mit Latona – die würde er noch in Ordnung bringen müssen. Aber das hatte Zeit bis morgen.

Bram sah von Latona zu van Helsing, der, den Stockdegen an der Seite und eine Tasche mit allerlei nützlichen Dingen über der Schulter, neben der jungen Vampirin Clarissa herging und sie über den Stand der Vorbereitungen ausfragte. Bram glaubte das elektrische Zittern der Luft spüren zu können, das manches Mal großen Ereignissen vorausgeht. Wie dieser Moment, ehe ein Blitz herniederfährt, wenn bereits die Ahnung einem die Haare zu Berge stehen lässt und ein Kribbeln durch den ganzen Leib jagt. Und plötzlich war sich Bram nicht mehr sicher, ob er in seine ahnungslose Zeit zurückkehren wollte.

Clarissa blieb stehen und öffnete ein Tor, das den Blick auf eine düstere Gasse freigab.

»Kommen Sie!«, forderte sie die Männer auf. Sie führte ihre Begleiter durch die Gasse, die sich nach einer Biegung zu einem abgewinkelten Hof öffnete. Sie hörten das Plätschern eines Brunnens und entdeckten kurz darauf das steinerne Becken mit der Fontäne, von einem rechteckigen Stück Rasen und einem schmiedeeisernen Zaun umgeben.

»Das ist der Fountain Court des Middle Temple«, erklärte Clarissa leise. Das Gebäude links vor uns ist die Middle Temple Hall, die Treppe davor führt in die Gärten hinunter.«

»Und die Kirche? Wo ist die Templerkirche?«, erkundigte sich van Helsing, der sich aufmerksam umsah. Vermutlich prägte er sich alle Einzelheiten ein, um einen taktischen Vorteil zu finden oder einen sicheren Fluchtweg auszukundschaften.

»Die Kirche liegt östlich von hier. Man muss die Middle Temple Lane dort hinter dem Hof überqueren, dann unter dem Bogen durch und über den Pump Court. Das Gewölbe des hinteren Flügels führt direkt auf den Kirchhof.«

Van Helsing nickte und runzelte dann ganz in Gedanken die Stirn, während sie

den Hof mit dem Brunnen passierten.

Es war seltsam ruhig und verlassen hier. Bram ließ den Blick schweifen, konnte aber weder einen Menschen noch einen Vampir entdecken. Er hätte geglaubt, hier auf unzählige Vyrad zu treffen.

»Wo sind sie denn alle? Auf der Jagd?«

Clarissa nickte. »Ja, wenn auch nicht so, wie Sie es vermutlich meinten. Die Vyrad jagen heute Nacht den Mörder von Whitechapel.«

»Jack the Ripper? Ich habe den Brief gelesen, den sie in der Zeitung abgedruckt haben«, mischte sich van Helsing ein. »Aber ist er wirklich von dem Frauenmörder verfasst?«

Clarissa hob die Schultern und lächelte ein wenig verlegen. »Ich fürchte nicht. Eines von Ivys Ablenkungsmanövern, um die Vyrad wegzulocken und Dracula in Sicherheit zu wiegen.«

Van Helsing nickte anerkennend. »Ein kluger Schachzug, das muss ich sagen. Wenn all ihre Vorbereitungen so durchdacht sind, dann sind wir heute Nacht vielleicht nur die Zuschauer einer gelungenen Inszenierung.«

»Hoffentlich«, murmelte Bram und betete von ganzem Herzen, dass sein Begleiter recht behalten möge.

DAS WUNDER DER TEMPLERKIRCHE

Obwohl Ivy wusste, dass Dracula erst zur festgelegten Stunde erscheinen würde, ertappte sie sich immer wieder dabei, wie sie in die Dunkelheit lauschte und ihren Geist tastend bis zum Tor schickte, ob nicht doch ein Zeichen von ihm zu erhaschen wäre.

Unsinn! Er hielt sich an ihre Anweisungen. Er konnte gar nicht anders, denn er dachte noch immer, dieser Einfall sei seinem eigenen Geist entsprungen.

Gedankenverloren umschloss Ivy den Kristall, der unter ihren Fingern warm zu pulsieren begann. Konnte man damit Erzsébet wirklich wieder zur Vampirin erwecken? Oder war diese Überzeugung nur aus dem Wunsch Draculas erwachsen, den Teufel noch einmal zu überlisten?

Sie wusste es nicht. Und sie würde es nicht ausprobieren. Der Körper dieser Frau gehörte der Stammmutter der Erben, sie selbst stammte nicht von ihr ab. Ivys Mutter war Tara, die große Druidin, die ihr die Kräfte gegeben hatte, mit denen sie Dracula besiegen würde.

Ivys Gedanken machten sich auf die Reise nach Osten, bis sie die Küste der grünen Insel erreichten, und dann weiter über das saftig grüne Land mit seinen von Steinmauern umkränzten Schafweiden, bis in die Berge und hinauf ins wilde Moor.

Was war das? Sie sah eine Gestalt in einem weiten, grauen Umhang in einem Ring aufgerichteter Steine stehen, die Arme weit ausgebreitet, das Gesicht zum stürmischen Nachthimmel erhoben. Noch ehe die Kapuze zurückglitt und Ivy ihr Gesicht sehen konnte, wusste sie, wen sie sah.

Tara, Mutter, du bist da.

Aber ja, mein Kind. Ich habe deinen Weg verfolgt, mit all seinen Windungen und Irrpfaden. Ich bin bei dir, und mit mir die uralten Kräfte der Erde. Hast du je daran gezweifelt?

Ja! Wo warst du, als Dracula mich niederzwang? Als er drohte, Seymour zu vernichten?

Sie sandte die Gedanken nicht über das Meer. Was würde es nützen, über Vergangenes zu klagen. In dieser Nacht stand Tara im Ring der Steine und würde

ihr mit ihrer Magie und ihrer Macht über die Natur zur Seite stehen. Ivy spürte, wie eine tiefe Ruhe sie überkam. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie groß ihre Zweifel gewesen waren, ob es ihr – trotz aller Berechnungen und Vorbereitungen – tatsächlich gelingen konnte, den mächtigsten aller Vampire zu vernichten.

Die Glocke, die den nahenden Morgen ankündete, riss Ivy aus ihren Gedanken. Noch ehe sie ihren Geist noch einmal ausschicken konnte, spürte sie seine Gegenwart. Er war gekommen. Pünktlich auf die Minute. Was sonst. Dracula war da und durchschritt in diesem Moment das Tor, das ihn von der Welt der Menschen in die abgeschlossene Enklave der Londoner Vampire führte.

Ohne dass sie es ihrem Geist befehlen musste, war sie bei ihm. Witterte, hörte und sah, was er wahrnahm.

Waren alle auf ihren Posten und hielten sich verborgen, wie sie es angewiesen hatte? Würde er etwas entdecken, das sein Misstrauen erwecken konnte?

Ivy zwang sich, die Furcht beiseitezuschieben. Sie musste sich darauf konzentrieren, keinen falschen Gedanken zu übermitteln. Entschlossen fixierte sie die Grabplatte zu ihren Füßen und ließ wieder die Hoffnung und die Begehrlichkeit in sich aufsteigen, mit der sie ihn hergelockt hatte.

Hier lag das Ziel seiner Wünsche zum Greifen nah. Seine Träume würden noch in dieser Nacht in Erfüllung gehen. Er musste nur die Tür öffnen und eintreten, hierher kommen zu seiner Liebsten, um sie mit Hilfe des Elixiers zurückzuholen.

Der schwere Türflügel schwang zurück, und in seiner Öffnung stand Dracula. Ivy konnte das Gesicht mit den grausamen Zügen sehen. Sein Körper war in einen weiten Umhang gehüllt. Der kalte Blick aus seinen Augen erfasste sie und hielt sie fest. Das Kräftemessen hatte begonnen. Und Ivy war klar, dass es nicht einfach werden würde.

Ivy legte ihre Handfläche an die Brust und deutete eine Verbeugung an. »Noch einmal willkommen, Meister. Ihr habt den Ort Eures Sehnens endlich erreicht.«

»Was weiß eine kleine Lycana von meinen Sehnsüchten?«, gab er kalt zurück.

Ivy neigte noch einmal das Haupt. Sie musste vorsichtig sein und ihre Worte noch sorgsamer wählen.

»Tretet näher und entscheidet selbst«, sagte sie und deutete einladend auf den Erdpfad.

Dracula streckte den Fuß aus und berührte mit der Schuhspitze die Erde. Als nichts geschah, setzte er die Sohle auf, dann machte er vorsichtig den zweiten

Schritt ins Innere der Templerkirche. Hinter ihm fiel die Pforte mit einem Krachen ins Schloss.

Draculas Blick war noch immer ein wenig ungläubig auf seine Füße gerichtet, dann hob er die Lider und sah Ivy in einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Genugtuung an. Natürlich spürte er die Macht der alten Kirchenkräfte um sich, doch solange seine Füße auf der verfluchten Erde seiner Heimat standen, konnten sie ihm nichts anhaben.

»Euer Plan scheint aufzugehen«, sagte Ivy sanft. Sollte er ruhig weiter glauben, er habe diese Idee geboren und der Lycana Anweisungen zur Ausführung erteilt. Je später er seinen Fehler erkennen würde, desto besser.

Langsam durchschritt Dracula das runde Kirchenschiff. Er genoss den Moment des Triumphes und ließ den Blick aufmerksam schweifen. Jedes Detail nahm er in sich auf: Die steinernen Fratzen an den Kapitellen der Halbsäulen, die Grabplatten der Tempelritter mit ihren gekreuzten Beinen, das kunstvolle Gewölbe, das sich im Rund der kleineren Kuppel fortsetzte.

Ivy wartete ruhig und mit unbeweglicher Miene. Sie stand einen Schritt hinter der Grabplatte, den steinernen Altar im Rücken. Auf ihrer Brust pulsierte – für Dracula unsichtbar – der wertvolle Kristall, den er so sehr begehrte.

Als der Erdpfad vor der Grabplatte endete, blieb Dracula stehen. Er sah auf die einfache Inschrift hinab.

Erzsébet

Langsam ließ er sich auf die Knie sinken und wollte mit der Handfläche über die Platte streichen, doch es gelang ihm nicht, den Stein zu berühren. Er gehörte zum Kirchenboden und war damit ein Teil des geheiligten Altarraums. Dracula reckte sich ein wenig und versuchte es noch einmal.

Der Schmerz fuhr wie ein Blitz von seiner Handfläche durch seinen ganzen Körper. Dracula zuckte zurück. Es sah Ivy an. Sie nickte.

»Ja, Ihr könnt die Platte selbst nicht anheben. Nun seid Ihr so nah an Euer Ziel herangekommen, und doch seid Ihr noch immer von Erzsébets sterblichen Überresten getrennt, als würdet Ihr noch auf Eurer Festung in den Karpaten weilen.«

»Dann musst du die Platte entfernen. Versuche nicht, dich mir zu widersetzen. Du weißt, dass ich über die Kraft verfüge, dich zu zwingen.«

Ivy hielt Draculas Blick stand. »Möglich«, sagte sie kühl, obgleich sie sich

sicher war, dass er hier im Innern des Chores der Templerkirche seine Kräfte nicht genug entfalten konnte, um ihr ernsthafte Schmerzen zuzufügen, geschweige denn, ihren Geist zu unterwerfen und ihren Körper zu zwingen, irgendetwas zu tun, was sie nicht wollte.

Wusste er das nicht? Versuchte er zu bluffen?

Ivy beschloss, das Spiel so lange wie möglich weiterzutreiben. Sie holte die beiden Metallhaken hinter dem Altar hervor und befestigte sie in den Löchern zu beiden Seiten.

»Was werdet Ihr tun, wenn Ihr Erzsébets Überreste gleich in Euren Händen halten werdet?«, fragte Ivy scheinbar beiläufig, während ihr Blick auf der Steinplatte zu ihren Füßen verharrte.

»Ich werde ihr mit Hilfe des Kristalls noch einmal Leben einhauchen. Sie wird in ihrem alten Körper auferstehen und wieder die Jägerin der Nacht an meiner Seite sein.«

Ivy hob den Blick und sah das Funkeln in seinen Augen. »Und dann werdet Ihr mit Eurer Gefährtin nach Poienari zurückkehren«, sagte sie fast beschwörend.

Sein Blick verlor den träumerischen Glanz und wurde hart.

»Ja, das werden wir, und du wirst mit uns kommen.«

»Wozu?«, erkundigte sich Ivy, obwohl sie die Antwort bereits in seinen Gedanken gelesen hatte.

»Weil ich dich brauche, hast du das schon vergessen? Mit deinem magischen Blut werde ich Nachkommen von ungeahnter Stärke zeugen.«

»Um Eure Kinder zu vernichten?«

Seine Miene verfinsterte sich. »Sie haben sich von mir losgesagt und müssen dafür bestraft werden, wie du weißt.«

»Vernichtet«, präzisierte Ivy.

»Ja, vernichtet«, wiederholte Dracula mit einer ungeduldigen Handbewegung.

Ivy nickte und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Grabplatte zu ihren Füßen. Da stand die Vampirin im Körper einer Dreizehnjährigen, die beiden Eisenhaken in der Hand, die tonnenschwere Platte zu ihren Füßen. Sie musste die Arme weit ausstrecken, um beide Enden greifen zu können. Es schien unmöglich, dass diese dünnen Arme den Stein auch nur bewegen könnten, geschweige denn, ihn aus seiner Einfassung im Boden heben. Auch Dracula überkamen Zweifel, obgleich er Ivys wahres Alter kannte. Ihre Muskeln

spannten sich an, dann hielt sie noch einmal inne.

»Erzsébet wird also wieder die Vampirin an Eurer Seite sein, die Ihr begehrt, vielleicht sogar liebt. Und was bin ich? Euer Werkzeug?«

»Nenn es, wie du willst.«

»Ich will gar nicht«, gab Ivy mit ihrer hellen Stimme zurück. »Ich werde nicht mit Euch kommen und weder meine Magie noch mein Blut für Eure Zwecke zur Verfügung stellen.«

Dracula warf den Kopf in den Nacken und lachte. Es war ein grausames Lachen. »Du meinst, dir bleibt eine Wahl? Du wirst uns dienen, mit deinem Geist, deiner Magie und deinem Körper. Bilde dir nicht ein, dass du mir noch einmal entkommst. Deine Aufgabe wird es sein, starke Nachkommen für mich zu gebären. Alles andere hat dich nicht zu kümmern. Und nun beeile dich und streng dich an. Du musst diese Platte entfernen, damit ich an das Grab herankomme!«

»Wie könnte ich dieser freundlichen Aufforderung widerstehen«, murmelte Ivy, ohne ihn anzusehen. Ihre Arme spannten sich an, während ihr Geist die erwartete Botschaft zu den Erben sandte, die sich draußen vor der Kirche verbargen.

Es ist so weit. Schnell!

Als Ivy die Platte anhob, schob sich lautlos die Tür einen Spalt auf. Mit einem scharrenden Geräusch zog Ivy die Grabplatte ganz langsam zurück.

Die Erben huschten mit Schaufeln und Besen bewaffnet in die Kirche.

Dracula musste spüren, dass hinter seinem Rücken etwas geschah, doch Ivys Geist hielt ihn fest, und er konnte und wollte seinen Blick nicht von dem Grab zu seinen Füßen wenden. Außerdem hielt er sich für stark und mächtig. Und Ivy bestärkte ihn in diesem Glauben. Ihm konnte nichts geschehen, was auch immer die schwächlichen, jungen Vampire hinter ihm vorhaben mochten. Endlich war die Platte entfernt.

»Schnell, mach den Sarg auf«, keuchte Dracula, der sich noch immer nicht von dem Anblick lösen konnte. Auch Ivy hielt den Blick auf den hölzernen Deckel gesenkt. Sie musste nicht nachsehen, ob die Erben ihre Sache gut machten. Sie wusste es. Auf ihre Freunde konnte sie sich verlassen. Bedächtig beugte sich Ivy herab und öffnete den Deckel.

Dracula sah auf Erzsébets toten Körper herab, der so schön und fast unversehrt wirkte. Auch er war überrascht und von dem Anblick überwältigt.

Wieder vergingen einige Augenblicke, die den Erben zugutekamen. Plötzlich stieß Dracula einen Schrei aus, der das Kirchenschiff erzittern ließ.

»Der Kristall – das Elixier, wo ist es?«

Ivy zog an der Kette. »Hier um meinen Hals.«

Für einen Moment war Dracula verwirrt, dann wallte Zorn in ihm auf. »Du hast es gewagt, das Grab schon vorher zu öffnen?«

»Ja, das habe ich. Glaubt Ihr tatsächlich, ich warte hier demütig lächelnd, bis Ihr kommt und mich für Eure Pläne missbraucht?« Ivy sprang mit einem Satz auf den Altar zurück, wo er sie nicht erreichen konnte. Die Zeit war gekommen, die Maske fallen zu lassen.

»Nein, Meister Dracula, so wie Ihr Euch das denkt, wird die Sache nicht laufen. Ihr seid jetzt in meiner Hand. Euer Alter und Eure Kräfte nutzen Euch hier in dieser alten Kirche nichts.«

Für einen Moment ließ sie zu, dass sich seine Aufmerksamkeit von ihr löste. Nur zu deutlich drang ihm ins Bewusstsein, dass hinter ihm etwas geschah, was ihm nicht gefallen konnte. Dracula fuhr herum und starrte die Erben erst erstaunt und dann mit wachsendem Entsetzen an. Sie hatten von der Erdspur vom Kirchenportal aus mehr als fünfzehn Schritte entfernt und schoben seine unheilige Erde, die er von den Karpaten bis hierher hatte transportieren lassen, zu nutzlosen Haufen am Eingang zusammen.

Er zögerte keinen Moment. Mit riesigen Sätzen stürzte er sich auf Alisa und Leo die ihm am nächsten waren, und seinen Erdweg mit jeder Bewegung schrumpfen ließen.

»Zurück!«, schrie Ivy. »Sofort raus hier!«

Leo und die anderen Erben gehorchten augenblicklich, doch Alisa stieß ihre Schaufel noch einmal in die Erde.

»Alisa!«

Der Aufschrei war noch nicht verklungen, da hatte Dracula das Ende der Spur bereits erreicht. Zu spät ließ Alisa die Schaufel fallen. Sie versuchte noch, zurückzuweichen, doch Dracula war schneller. Seine Finger schlossen sich um Alisas Hals. Leo hielt im Lauf inne und wandte sich um. Die anderen hatten sich bereits durch die Tür gedrängt. Mit einem Krachen fiel das Portal zu.

»Lasst sie sofort los!« Mit drohender Miene kam der Dracas zurück. Ivy hatte ihn noch nie so beeindruckend erlebt, dennoch konnte er Dracula damit keine

Furcht einjagen.

»Leo, geh, überlass das mir«, flehte Ivy, doch sie wusste, dass Leo nicht auf sie hören würde. Nein, das war nicht gut. Dies war nicht der Moment, heldenhaft zu sein. Er selbst gab Dracula den Trumpf in die Hand, mit dem er das Blatt wenden konnte. Seine Augen glitzerten gefährlich.

»Und wenn nicht? Was machst du dann, Junge?«

»Dann werde ich dich vernichten!«, schleuderte ihm Leo ins Gesicht.

Dracula lachte, während Ivy unbemerkt vom Altar kletterte und sich ihm von hinten näherte.

»Das will ich sehen«, rief der Vater der Vampire und griff noch härter zu. Alisa stöhnte und verdrehte die Augen. Das schauderhafte Knacken ihrer Knochen hallte durch die Kirche und durchfuhr Leo und Ivy gleichermaßen schmerzhaft. Ivy sprang, doch ehe sie Dracula erreichte, hob dieser Alisa über den Kopf und schleuderte sie mit unglaublicher Kraft gegen das spitzbogige Fenster. Die dicken, farbigen Scheiben zerbrachen in Hunderte gläserne Dolche und stürzten zusammen mit dem reglosen Körper nach draußen.

»Leo!«

Schon im Sprung begriff der Dracas, was Ivy vorhatte, und streckte den Arm aus. Dracula brüllte, doch er konnte den Pfad nicht verlassen. Nur die verfluchte Heimaterde unter seinen Füßen schützte ihn vor der Macht der Kirche. So war es ihm auch nicht möglich, sich zu wandeln und sich als Fledermaus in die Luft zu erheben. Die Kette mit dem Kristall wirbelte durch die Luft. Franz Leopold reckte sich danach. Er bekam die Kette zu fassen und umschloss sie fest mit der Hand. Dann machte er noch einen Satz und hechtete durch das geborstene Fenster in den Kirchhof hinaus.

»Bring mir den Kristall zurück! Er gehört mir!«, schrie Dracula. »Er gehört Erzsébet. Hol ihn mir zurück oder ich zerquetsche dich!«

Er stürzte auf Ivy zu, doch diese sprang zurück.

»Das ist jetzt nicht mehr wichtig. Habt Ihr es noch immer nicht begriffen? Eure Zeit ist um, Dracula. Ja, Ihr werdet schon bald mit Eurer geliebten Erzsébet vereint sein – zumindest Eure Körper, die hier unter dieser Kirche in ihrem Grab ruhen werden, bis die Welt Euch vergessen hat und ihr zu Staub zerfallen seid.«

Dracula höhnte. »Und du kleines Mädchen glaubst wirklich, du könntest das bewerkstelligen? Hast du nicht gesehen, was ich mit der dummen Vamalia

gemacht habe? Ihr Genick brach wie ein Zweiglein unter meinen Händen, und die Glasscherben haben ihren Leib durchbohrt. Ich könnte mir vorstellen, dass sie ihr bis ins Herz gedrungen sind!«

Ivy nickte. »Schon möglich«, erwiderte sie ungerührt.

»Ist dir etwa das schöne Gelb in den Fenstern entgangen? Nicht umsonst nennt man es Silbergelb. Es besteht aus Ocker und Silber, die ins Glas eingebrannt werden.«

Ivy zuckte kaum merklich zusammen, doch sie ging nicht darauf ein. »Das tut jetzt nichts zur Sache. Mich werdet Ihr nicht besiegen. Ihr seid meinem Ruf gefolgt und in meine Falle getappt und habt die ganze Zeit geglaubt, es wäre Euer fantastischer Plan, den ich ausführe!«

Sie lachte. »Zu spät, Dracula. Die Falle ist zugeschnappt, und nichts und niemand kann Euch mehr retten. Macht Euren Frieden mit dieser Welt, denn ich schwöre, Ihr werdet die nächste Nacht nicht mehr erleben.«

»Das werden wir ja sehen«, knirschte Dracula und ballte die Fäuste. »Du wirst nicht die erste und nicht die letzte sein, die meine Macht unterschätzt.«

Während Ivy langsam in das runde Kirchenschiff zurückwich, spürte sie einen schrecklichen Schmerz in ihrem Kopf und einen Druck auf ihrem Leib, als könne er sie mit seinen Händen erreichen. Mit aller Macht bemühte er sich, sie niederzuzwingen. Schritt für Schritt entfernte sie sich weiter von ihm.

*

Alisa hörte das Knacken und spürte, wie ihr Rückgrat unter Draculas Griff brach. Zu spät erkannte sie, wie dumm sie sich verhalten hatte. Hatte Ivy ihnen nicht eingeschärft, wie wichtig es war, dass alles reibungslos verlief? Und nun hatte sie alles verdorben. Sie fühlte, wie Dracula sie emporhob. Ihr Kopf fiel nutzlos zur Seite, und der Schmerz raubte ihr für einen Moment die Sinne. Dann spürte sie ihren Körper nicht mehr. Sie flog durch die Luft und ahnte, mit welcher ungeheuren Wucht sie gegen das Kirchenfenster prallte. Dann gab das schwere Glas nach und zerbarst in tausend Stücke. Lange, scharfe Glassplitter durchbohrten ihren Körper. Dann schlug sie auf den Steinplatten auf. Obgleich sie nur noch aus ihrem Kopf zu bestehen schien, schmerzte dieser für den tauben Körper mit, der zerschunden und zerschlagen im Hof vor der Kirche lag. Alisa konnte sich nicht rühren und sah die unzähligen tiefen Wunden nicht, aus denen die Glasscherben noch immer wie Dolchklingen ragten. Die Blutlache unter ihr

wurde rasch größer. Sie spürte, wie sie ihren Nacken tränkte und ihr Haar färbte, bis sie in einem einzigen See aus dunklem Blut lag.

Alisa hörte einen Schrei. Dann spürte sie einen Luftzug und jemand landete nach einem unglaublichen Sprung hart neben ihr. Sie konnte den Kopf nicht drehen, doch sie wusste, dass es Leo war, der sich neben sie kniete und nach ihren Händen griff.

»Kannst du mich hören?«

Sie wollte nicken, doch ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr.

Alisa, hörst du mich? Kannst du meine Hand fühlen?

Seine vertraute Stimme erklang in ihrem Geist, und sie hätte weinen mögen. Es kostete sie große Anstrengung, ihm zu antworten.

Ja, ich höre dich. Mehr gab es nicht zu sagen.

Sie spürte eine Welle von Schmerz, der nicht der ihre war. Sie hätte sich darüber gefreut, wenn sie für solch ein Gefühl noch Kraft gefunden hätte.

Das war dumm von mir, dachte sie.

Ja, unglaublich dumm, du mutige und leichtsinnige Vamalia!

Ich habe den Fehler zu spät bemerkt, nicht wahr? Für mich ist es vorbei.

Sie merkte nicht, dass er ihre Hände noch fester umklammerte. Doch dann konnte sie seine Fingerspitzen auf ihrer blutigen Wange spüren.

Nein, keine Angst. Das kriegen wir alles wieder hin.

Er hielt etwas Glitzerndes hoch. Alisa hatte Schwierigkeiten, ihren Blick darauf zu richten und das verschwommene Bild zu schärfen. Was war das? Sie hatte es schon einmal gesehen.

In Rom? Nein Unsinn. Erst vor Kurzem. Heute Nacht.

Es war der Kristall an der Kette, die Ivy der toten Vampirmutter abgenommen hatte.

Der Kristall des Lebens.

Alisa versuchte zu lächeln. *Und du meinst, das wird mich retten?*

Ja. Ich werde es nicht zulassen, dass ich dich verliere!

Sie ahnte, wie er den winzigen Verschluss öffnete und einen Tropfen der zähen Flüssigkeit aus dem Innern des Kristalls in die Wunde rinnen ließ, die einer der Splitter ihr ins Herz gestoßen hatte. Vorsichtig zog er den gläsernen Dolch aus ihrem Fleisch.

Die Sonne. Ich spüre die Sonne, dachte Alisa. *Sie wird mich verbrennen.*

Dann trübte sich ihr Bewusstsein. Ein paar Gedankenfetzen blitzten noch in ihr auf. Sie hörte Leos Stimme, die irgendetwas Beruhigendes sagte. Dann fühlte sie, wie der Boden unter ihr verschwand. Alles schwankte. Sie wurde getragen.

Das Labyrinth. Überall die Gräber und Kapellen, die die Menschen tief in das weiche Vulkangestein gegraben hatten.

Sie war gestürzt. Nein, der Boden war unter ihr zusammengebrochen und dann hatte sie den roten Kristall verloren, der sie vor dem Geflüster der vielen Toten geschützt hatte und vor dem Schmerz, den die alten Kirchenmächte ihr zufügten. Leo war wütend gewesen. Oh ja, schon seit dem Augenblick, als er ihr für diese Übung zugeteilt worden war. Und jetzt war er auch noch gezwungen, sie auf der Suche nach einem anderen Aufgang durch das Labyrinth zu tragen. Alisa öffnete die Augen.

Bist du sehr böse, weil wir jetzt nicht mehr gewinnen?

Leo sah sie mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an. *Wir werden trotzdem gewinnen! Ivy schafft das schon. Sie hat es so geplant, dass es nicht schiefgehen kann.*

Es kostete Alisa Mühe, die Stirn zu runzeln. *Ivy? Was hat Ivy damit zu tun?* Plötzlich kam ihr irgendetwas seltsam vor.

Wir sind nicht in Rom, nicht wahr?

Die Sorge in seiner Miene vertiefte sich. *Nein, wir sind nicht in Rom. Das war vor vier Jahren. Wir sind bei den Vyrad in London!*

Aber Ivy, irgendetwas war mit Ivy. *Du und Ivy – seid ihr wieder zusammen?*

So ein Blödsinn! Das ist seit Irland vorbei. Das musst du doch wissen!

Oh! Darüber musste sie nachdenken, auch wenn es verdammt schwierig war und in ihrem Kopf schrecklich wehtat. Doch sie wusste, dies war ein anderer Schmerz als der zuvor. Alisa fühlte, wie sie sanft zu Boden gelegt wurde.

Vorbei. Gut, das ist gut, dachte sie.

Und was ist mit dir und Malcolm?

Was für eine verwirrende Frage. *Nichts! Was soll mit ihm sein?*

Warst du nicht mit ihm zusammen?

Mit Malcolm? Malcolm liebt doch Latona. Wieso Malcolm?

Leo antwortete nicht, doch sein Gesicht erschien mit einem ganz neuen Ausdruck über dem ihren. Wie schön er war. Er war wirklich der schönste Vampir Europas.

Leos Gesicht kam näher und verschwamm vor ihren Augen. Alisa musste ihn nicht sehen. Sie wusste, dass er sie nun küssen würde. Bevor jedoch seine Lippen die ihren berührten, vernahm sie einen Aufschrei.

»Alisa! Verflucht, was ist passiert? Leo, bei allen Dämonen der Hölle, was ist mit ihr?«

Die Lippen und das Gesicht verschwanden. Stattdessen beugte sich Tammo über sie.

»Du siehst schauderhaft aus. Was hast du nur wieder angestellt? Man kann dich keine Minute aus den Augen lassen, ohne dass du irgendetwas Heldenhaftes zu vollbringen versuchst. He, ich rede mit dir. Hörst du mich? Dann sieh mich an!« Er packte sie bei den Schultern und wollte sie schütteln.

»Nicht!«, schrie Leo. »Ihr Rückgrat ist gebrochen.«

Das war das Letzte, was Alisa hörte. Dann verlor sie endgültig das Bewusstsein und sank in eine tiefe Ohnmacht.

DAS ENDE EINER LEGENDE

Ivy hatte sich ein ganzes Stück entfernt und umschritt Dracula in einem Bogen, sodass er sie nicht zu fassen bekam. Er war an den Rest der Erdspur gebunden, ohne die Möglichkeit, das Portal zu erreichen. Ivy sah Schaufel und Besen in einem Erdhaufen neben der Tür stecken. Nein, sie würde keine Menschenwerkzeuge brauchen, um das Werk zu vollenden. Sie ging auf die Stelle zu, die sie zuvor sorgfältig ausgesucht hatte. Genau zwischen den Grabplatten der Kreuzritter blieb sie stehen und sah Dracula herausfordernd an.

»Du willst also den Kristall? Dazu müsste ich Franz Leopold rufen«, sagte sie.

»Dann tu es!«, knirschte Dracula mit unterdrücktem Zorn. Wieder versuchte er, ihren Geist zu bezwingen, und drohend kam er Schritt für Schritt näher, bis er das Ende der Spur erreichte. Ivy drehte die Handflächen nach oben und konzentrierte sich.

Mutter, große Druidin Tara, ich spüre deine Nähe. Rufe die Kräfte der Erde für mich an und bitte sie, mir zu dienen.

Die Energie strömte so unvermittelt in ihren Körper, dass Ivy einen Schritt nach hinten wankte. Es kostete sie Mühe, die wilde Natur zu bändigen. Sie musste ihre Kraft eindämmen und genau auf ihr Ziel lenken.

Ihr Blick richtete sich auf die Erdspur. Ein Windhauch fuhr durch ihre silbernen Locken, umwirbelte sie und zupfte am Saum ihres Gewandes. Dann ringelte er sich davon wie eine unsichtbare Schlange. Es würde funktionieren. Sie musste ihn nur lange genug ablenken.

Ivy richtete ihren Blick wieder auf Dracula. Seine Hände schlossen sich zu Fäusten, und sie las in seinen Gedanken, wie er sich vorstellte, sie um ihren Hals zu legen und zuzudrücken, bis sie ihn um Gnade anflehte. Es verlangte ihn danach, ihr – wie Alisa – den Hals zu brechen.

Alisa. Wie ging es ihr? Wie schwer war sie verletzt?

Mit Gewalt schob Ivy den Gedanken von sich. Es waren genug Erben draußen, die sich um sie kümmerten. Allen voran Leo. Er würde wissen, was zu tun war. Sie musste sich auf ihre Aufgabe hier drinnen konzentrieren.

Ivy riskierte einen Blick durch das Kirchenschiff zum offenen Grab vor dem

Altar. Ein Luftwirbel begann sich zu bilden. Er fuhr herab und hinterließ in dem Erdpfad eine Lücke.

Ja, weiter so, sacht und heimlich. Kommt zu mir ihr Winde und lasst die verfluchte Erde fließen.

Sie spürte mehr als dass sie sah, wie der Luftzug über den Boden strich und sich mit dem Staub der trockenen Erde vollsog. Der Boden begann zu wabern und dann nach allen Seiten davonzufließen.

Ivy versuchte derweil, Draculas Aufmerksamkeit mit ihrem Blick festzuhalten. Er hatte das westliche Ende der Erdspur erreicht und streckte seine Hände nach Ivy aus.

»Komm her!«, befahl er ihr.

Ivy spürte die Macht hinter seinen Worten, doch hier in der Kirche konnte sie sich nicht voll entfalten, und so gelang es Ivy, sich seinem Geist zu entziehen. Dennoch tat sie so, als würde es ihr schwerfallen. Sie wankte und ließ sich ein kleines Stück nach vorne fallen, nur um mit einem Stöhnen wieder zurückzuweichen. Derweil beschwor sie weiter die Macht der Winde.

Dracula schien auf das Schauspiel hereinzufallen. Ein böses Lächeln entstellte seine Lippen.

»Ja, komm her. Wehr dich nicht länger. Du kannst mir nicht widerstehen. Bald geht die Sonne auf und wird dir und deinen Freunden alle Kräfte rauben. Komm zu mir und rufe den Dracas mit dem Kristall! Oder willst du, dass deine Freunde dort draußen vom Aufgang der Sonne überrascht werden und in ihre Starre sinken? Vielleicht erreichen die Strahlen sie noch nicht sofort, aber die Schatten werden wandern. Unerbittlich. Und dann werden sie unter Qualen verbrennen und auf immer vernichtet werden. Willst du das auf dein Gewissen laden?«

Ivy tat, als würde sie überlegen. Auch sie spürte das Nahen der Sonne. Ja, in nur wenigen Minuten war es so weit. Der Tag würde schön werden. Kein Wölkchen wanderte über den Himmel, der sich im Osten bereits rosig zu verfärben begann. Hatte Tara auch hierbei ihre Kräfte mit ins Spiel gebracht? Weil sie wusste, wie wichtig dieser Teil für das Gelingen des Planes war? Ivy war sich nicht sicher. Eines allerdings war klar: Nun würde es sich entscheiden, ob ihr Plan aufging. Der wertvolle Kristall jedoch war anders als geplant draußen bei Alisa. Konnte sie es riskieren, ihn der Vamalia wegzunehmen? Ivy würde ihn vielleicht brauchen, ehe es zu Ende ging.

Leo, wie geht es Alisa?

Sie hat ganz schön etwas abbekommen, doch ich habe das Gefühl, der Kristall wirkt bereits.

Gut, dann bring ihn mir zurück. Lass das Tor offen und tritt zwei Schritte zur Seite, sobald du die Schwelle überschritten hast. Dann bleib stehen und rühr dich nicht mehr von der Stelle!

Leo zögerte. *Ich will sie nicht alleine lassen.*

Ivy spürte Ärger in sich aufsteigen. Sie hatte keine Zeit für so etwas. Gerade wollte sie Leo eine barsche Antwort senden, als Dracula unvermittelt herumfuhr. Er stieß einen überraschten Ruf aus.

»Was geht hier vor sich?«

Unerbittlich flossen die Erdkrumen in kleinen Wirbeln nach beiden Seiten davon, sodass inzwischen kaum mehr zwei Schritte von dem Erdpfad hinter ihm übrig waren. Er drehte sich wieder zu Ivy um.

»Das bist du, du Druidenhexe!«, rief er entsetzt.

Ivy nickte. »Ja. Sind es nicht genau diese Kräfte, die Ihr für Eure Nachkommen begehrt?«

Unvermittelt beugte er sich blitzschnell nach vorn und bekam Ivys Ärmel zu fassen. Der Ruck war so stark, dass sie das Gleichgewicht verlor. Noch ehe sie es wiedergefunden hatte, umschlossen seine Finger ihr Handgelenk.

»Bring mir den Kristall!«

Die Kirchenpforte öffnete sich, doch statt Leo stand Tammo im grauen Licht des Morgens, die Kette mit dem Kristall in der Hand. Wie Ivy zu Leo gesagt hatte, trat er über die Schwelle, machte zwei Schritte zur Seite und blieb dann mit dem Rücken an der Wand stehen.

»Und jetzt?«, fragte er unsicher.

Ivy sah auf den Boden hinunter und auf den kleinen Erdkreis, auf dem Draculas Füße standen.

»Jetzt«, sagte sie leise, »geht die Sonne auf.«

*

Das entging auch den Erben draußen vor der Kirche nicht. Obgleich sie von den Vyrad gelernt hatten, dem Ruf der Sonne zumindest eine Zeit lang zu widerstehen, waren ihre Kräfte nicht mit denen bei Nacht zu vergleichen. Manchen von ihnen gelang es schon recht gut, sich fast wie normal zu bewegen

und auch halbwegs klar zu denken. Doch jede Bewegung, jeder Gedanke kostete mehr Kraft als bei Nacht. An magische Handlungen wie eine Wandlung der Gestalt, war nicht zu denken.

»Es wird Zeit, sich zurückzuziehen«, mahnte Chiara.

»Nicht solange Ivy dort drinnen mit Dracula kämpft und auf unsere Hilfe angewiesen sein könnte«, widersprach Luciano.

»Die Sonne geht auf!«, drängte nun auch Maurizio. »Damit ist nicht zu spaßen. Lasst uns zumindest in einem der Häuser Schutz suchen, solange wir den Hof noch gefahrlos überqueren können.«

Doch Luciano schüttelte hartnäckig den Kopf. »Es dauert noch ewig, bis die Sonne so hoch steigt, dass sie die Schatten aus den Höfen vertreibt. Solange haben wir nichts zu befürchten.«

Maurizio gähnte. Seine Stimme klang undeutlich. »Ich kann nur hoffen, dass du weißt, was du tust. Ich jedenfalls stimme für einen strategischen Rückzug.« Marie Luise und Raymond stimmten ihm zu, während die anderen dafür waren, noch zu warten. Wenn die Sonnenstrahlen über die Hausdächer strichen und begannen, an den Wänden herabzuwandern, konnten sie sich immer noch zurückziehen. Franz Leopold sagte gar nichts. Er saß noch immer neben Alisa, ihre Hände in den seinen, und starrte auf ihr blutiges Gesicht herab. Ihre Augen waren geschlossen, und sie regte sich nicht. Ihr Körper war erstarrt.

Luciano wandte sich zu dem Dracas um. »Was meinst du? Sollen wir Alisa lieber in ihren Sarg bringen?«

Leo hob den Blick. Er zögerte, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, geben wir ihrem Körper noch ein wenig Zeit zu heilen, ehe wir sie bewegen. Ich will nicht riskieren, dass die Wunden wieder zu bluten beginnen.«

Luciano nickte. »Gut. Ich bleibe auch hier.«

»Ihr könnt uns nicht zwingen«, lallte Marie Luise, der es noch immer schwerfiel, dem Ruf ihrer Natur zu widerstehen.

Leo hob den Blick und sah sie scharf an. Seine Stimme klang noch immer klar. »Dann geh und leg dich in deinen Sarg! Niemand wird hier gezwungen, und es nützt keinem etwas, wenn du mitten im Hof umfällst.«

»Ja, es bleibt jedem selbst überlassen«, pflichtete ihm Luciano bei. »Wer sich noch stark genug fühlt, der bleibt hier. Die anderen sollten sich jetzt in ihre Särge zurückziehen.«

Die Erben tauschten Blicke, dann zogen sich Marie Luise, Maurizio und Raymond zurück. Karl Philipp dagegen blieb, wenn es ihn auch sichtlich Mühe kostete.

Leo sah ihn verwundert an.

»Ich lasse keinen Dracas im Stich«, beantwortete er die stumme Frage. »Auch wenn er noch so starrsinnig ist und meiner Meinung nach etwas Hirnrissiges tut.«

Marie Luise wankte und stürzte auf die Knie, und auch Maurizio fielen unvermittelt die Augen zu. Es war klar, ohne Hilfe würden sie es nicht in ihre Särge schaffen. Chiara und Sören boten an, sie zu führen.

»Wir kommen gleich wieder zurück«, versprachen sie. Leo und Luciano nickten zustimmend. Chiara packte Marie Luise, Sören versuchte Maurizio aufzurichten, doch auch seine Kräfte ließen bei Sonnenlicht nach, und so knickte er unter dem Gewicht des fetten Nosferas ein. Malcolm sprang ihm bei und schob seinen Arm von der anderen Seite unter Maurizios Achsel. Sie machten sich auf den Weg und hatten den Hof mit der Templersäule noch nicht ganz überquert, als etwas Unglaubliches geschah.

Von einem Augenblick zum nächsten waren die Templerkirche und der Hof in grelles Sonnenlicht getaucht. Die Vampire wussten nicht, wie so etwas geschehen konnte, doch sie hatten keine Zeit, darüber nachzudenken. Ihr Geist war wie gelähmt und ihr Körper schien in Flammen zu stehen. Nur wenige Schritte trennten sie von den rettenden Schatten unter dem Gewölbedurchgang zum Pump Court, doch die Erben waren vor Schmerz und Schock nicht in der Lage, sich auch nur zu bewegen.

*

Bram Stoker schritt unruhig in der Kammer auf und ab, während van Helsing am Fenster stand und nach draußen auf den Kirchhof hinausstarrte. Sie konnten den Hof mit der Säule gut überblicken und gleichzeitig das Westportal der Kirche als auch das kleinere Portal in der Südwand des Chores im Auge behalten. Nur den schmalen Hof auf der Nordseite der Kirche, der drei Schritt tiefer lag als die Gasse und die Häuser dahinter, konnte er nicht einsehen. Lediglich die erste der Nischen in der Wand konnte er erkennen, die sich ein Stück unter die Gasse gruben und in denen wohl allerlei Gerümpel lagerte. Ab und zu war dort eine schattenhafte Bewegung zu erahnen. Einige der Erben mussten sich in diesem

Hof aufhalten, schloss van Helsing. Bram stellte sich neben ihn und folgte seinem Blick. Ja, dort waren mehrere Gestalten, doch er konnte nicht erkennen, welche der Erben sich dort in dem versteckten Hof aufhielten. Seufzend nahm er seine Wanderung wieder auf. Die Warterei würde ihn noch wahnsinnig machen!

»Nur ruhig, mein Freund. Das Warten auf den rechten Augenblick ist so wichtig wie der Kampf selbst.«

»Wenn wir nur wüssten, was in der Kirche vor sich geht«, stöhnte Bram »Wir haben ja keine Ahnung, ob bislang alles nach Ivys Plänen verläuft.«

Van Helsing schüttelte den Kopf. »Nein, das können wir nicht wissen. Es liegt aber im Moment auch nicht in unserer Macht, etwas zu ändern.«

Bram funkelte ihn an. »Wie kann Sie das alles nur so kalt lassen?«

»Übung, mein Freund. Jahrelange Übung.«

Er blickte zu der jungen Frau und der Vampirin hinüber, die schon einige Zeit kein Wort mehr gesprochen hatten. Clarissa und Latona saßen auf einem Sofa in der Ecke und hielten sich an den Händen, um gemeinsam gegen ihre Nervosität anzukämpfen.

Ein Klirren, gefolgt von einem Aufschrei, ließ alle zusammenfahren. Nun stürzten auch Clarissa und Latona zu den Fenstern und starrten hinaus. Bram sah den Körper durch das Fenster brechen und auf dem Boden aufschlagen und gleich darauf den Schatten, der ihm hinterhersprang.

»Mein Gott, wer ist das?«, stöhnte Bram.

»Alisa«, gab Clarissa Auskunft, die mit ihren Vampiraugen in der Dämmerung besser sehen konnte. »Und Franz Leopold ist ihr nachgesprungen.«

»Sie muss schwer verwundet sein oder gar tot«, hauchte Latona.

»Tot? Nein. Wir können nicht mehr sterben. Nicht so«, widersprach Clarissa.

»Warum steht sie dann nicht wieder auf?«, wollte Bram wissen, dessen Hände sich unablässig zu Fäusten schlossen und wieder öffneten.

»Sie muss sehr schwer verletzt sein«, vermutete van Helsing, nachdem sich Alisa noch immer nicht rührte. »Vielleicht sind ihr Glasscherben bis ins Herz gedrungen. – Nein, Sie bleiben hier!«, fügte er streng hinzu und packte Bram am Arm, der zur Tür stürmen wollte.

»Das gehörte ganz sicher nicht zu Ivys Plan«, widersprach Bram und befreite sich aus seinem Griff.

»Da stimme ich Ihnen zu, doch ich glaube, wir machen es nicht besser, wenn

wir jetzt unseren Posten verlassen. Ivy glaubt, dass unsere Hilfe noch vonnöten sein könnte, und darauf warten wir.«

»Seht nur, jetzt trägt Franz Leopold Alisa um die Kirche herum«, rief Latona.

Die vier starrten aus dem Fenster und sahen, wie der Dracas ihren noch immer reglosen Körper vor der ersten der steinernen Nischen im Nordhof auf den Boden legte.

»Er sollte sie lieber in ihren Sarg bringen«, murmelte Bram besorgt.

Van Helsing warf ihm einen Blick zu. »Sie nehmen sehr viel Anteil am Schicksal der Vampire.«

Bram nickte. »Ja, auf meine Weise bin ich genauso vernarrt und gefangen wie Latona, auch wenn ich nicht vorhabe, mich beißen und wandeln zu lassen.«

Latona trat zu ihm und schob ihre Hand in die seine. »Dann verstehst du mich jetzt endlich?«

»Ich habe dich schon immer verstanden. Die Liebe ist eine mächtige Kraft. Und dennoch erfüllt dein Wunsch mich mit Angst und Trauer.«

»Ein wenig Angst habe ich auch«, gestand Latona ihm. Dann verstummte sie, denn Clarissa schloss plötzlich die Augen und sackte lautlos in sich zusammen. Den Beobachtern war es nicht entgangen, dass es zunehmend heller wurde, und nun musste sich im Osten hinter den Häusern die Sonne erhoben haben, die Clarissa augenblicklich in ihre Todesstarre versetzte. Bram und van Helsing hoben sie auf und legten sie auf das Sofa, wo die Sonnenstrahlen sie nicht erreichen konnten. Dann traten sie wieder ans Fenster. Was war mit den Erben, die sich hinter der Kirche versammelt hatten? Waren sie ebenfalls in tiefen Schlaf gefallen?

Eine Gruppe von Gestalten löste sich aus den Schatten hinter der Kirche, ging am Kirchenportal vorbei und trat in den großen Hof. Sie strebten den Durchgang zum Pump Court an, wohl um sich in eines der Gebäude zurückzuziehen. Es war ein seltsamer Anblick. Ein schönes junges Mädchen wankte am Arm eines anderen, während ein dicker junger Vampir fast bewusstlos von zwei anderen über den Hof geschleppt wurde. Ein rothaariger Junge und ein schwarzer Kater bildeten die Nachhut.

»Malcolm«, hauchte Latona. Bram kniff die Augen zusammen. Nun erkannte er an der Seite des Dicken den jungen Vampir wieder, den er in Paris mit dem silbernen Degen bedroht hatte, um Latonas Leben zu retten.

»Wie erstaunlich«, bemerkte van Helsing. »Sie sind nicht wie Clarissa beim ersten Sonnenstrahl in ihre Starre verfallen. Manche von ihnen scheinen mir gar noch recht munter, obgleich sie sich für Vampire langsam bewegen.«

»Wie Dracula«, hauchte Bram. »Jetzt haben auch die Erben es geschafft, ihren Fluch des Tages zu überwinden.«

Dann geschah etwas, das ihn verstummen ließ. Er riss nur die Augen auf. Latona schrie und schlug sich vor Entsetzen die Hand vor den Mund. Selbst van Helsing konnte einen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken.

Von einem Moment auf den nächsten war der Hof von Sonnenlicht durchflutet. Es war so grell, dass sie die Augen zukneifen mussten. Der Hof, das Portal, die ganze Kirche, ja selbst der versteckte Hof auf der Nordseite lagen unvermittelt im gleißenden Sonnenschein.

»Mein Gott, wie ist so etwas möglich?«, rief Bram.

»Spiegel«, antwortete van Helsing, der das Blitzen auf den Dächern entdeckte. »Jemand hat auf den Dächern ringsum Spiegel angebracht.«

»Sie verbrennen!«, kreischte Latona und stürzte zur Tür. Die Männer brauchten nur einen Blick auf die Gruppe der Vampire, um zu begreifen, dass sie jetzt handeln mussten. Sie stürmten aus dem Haus und die wenigen Schritte zu den Vampiren hinüber, die sich in ihrer Pein wanden. Aus ihren Kleidern stieg Dampf auf, ihre Haare kräuselten sich, ihre Haut warf Blasen und färbte sich schwarz. Van Helsing hob eine der Vampirinnen auf und trug sie mit schnellen Schritten in den rettenden Schatten des Gewölbes. Latona umklammerte Malcolm, schaffte es aber nicht, ihn zu tragen. Bram schob sie weg und legte dem jungen Vampir die Arme um die Brust.

»Hilf der Vampirin«, rief er, während er Malcolm davonschleppte. Latona gelang es, Marie Luise aus der Gefahrenzone zu ziehen. Van Helsing war schon zurück und trug den nächsten Vampir in Sicherheit. Als Letzte holten sie Raymond und Maurizio. Bram hatte das Gefühl, er würde sich das Rückgrat brechen, und war froh, als van Helsing ihm mit dem schwergewichtigen Nosferas half. Der schwarze Kater wich nicht von seiner Seite. Keuchend legten sie den Vampir nieder. Seine Augen waren geschlossen und der Körper steif, doch sie konnten nicht abschätzen, ob seine Verbrennungen so schlimm waren, dass er sich nicht mehr davon erholen konnte. Auch die Dracas war in ihre Starre verfallen, die anderen starrten ihre Retter unter Schmerzen ein wenig ungläubig

an. Ihre Haare waren fast völlig verkohlt, die Gesichter geschwärzt.

»Danke«, keuchte Malcolm, der sich als Erster fasste. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich Ihnen noch einmal dankbar sein werde.« Er streckte erst Bram und dann van Helsing die Hand hin.

»Ein Vampirjäger, der die Erben vor der Vernichtung rettet.«

»Ja, die Wege des Schicksals sind manches Mal kaum zu verstehen«, gab van Helsing mit einem Lächeln zurück.

Schluchzend klammerte sich Latona an ihn. Malcolm zuckte vor Pein zusammen, legte dann aber beruhigend den Arm um sie. »Es ist uns nichts geschehen, das nicht in ein paar Tagen wieder heilen kann. Dank eures beherzten Eingreifens.«

Chiara rappelte sich auf. Ihre prächtigen schwarzen Locken waren völlig verbrannt. Auf ihren Wangen hatten sich handtellergroße Brandblasen gebildet. Bram konnte kaum hinsehen, sosehr schmerzte ihn allein der Anblick, doch die Vampirin richtete sich auf und sah ihn mit klarem Blick an.

»Danke, wir kommen jetzt alleine zurecht. Wir werden in unseren Särgen Sicherheit und Heilung finden, doch die anderen müssen in starker Bedrängnis sein. Mein Vetter Luciano und einige andere der Erben sind noch dort draußen hinter der Kirche, wo sie sich kaum vor den Strahlen verstecken können. Rasch, gehen Sie! Bringen Sie sie in Sicherheit!«

»Ein Sarg!«, rief van Helsing. »Wir brauchen einen leichten Sarg, dann können wir sie durch die Sonne tragen, ohne dass sie Schaden erleiden.

Chiara deutete auf eine Tür. »Dort finden Sie, was Sie brauchen.«

Die Männer schickten Latona mit den Erben mit. Sie sollte helfen, die Bewusstlosen in ihre Kammern zu verfrachten, während sich Bram und van Helsing einen leichten Holzsarg schnappten und ihn im Laufschritt über den Hof trugen.

Die Vampire dort waren bereits in arger Bedrängnis, als die beiden auf dem nördlichen Hof eintrafen, der vielleicht zum ersten Mal in seiner Geschichte von Sonnenlicht durchflutet wurde. Sie hatten das Gerümpel aus den Nischen gezogen und kauerten sich nun in den schmalen Rest von Schatten, der ihnen noch blieb. Franz Leopold hielt den zerschundenen Körper der Vamalia in den Armen.

»Gut, dass Sie kommen«, begrüßte er die Männer, so als habe er sie erwartet.

»Ivy hat uns gewarnt und uns eingeschärft, wir sollten uns vor Sonnenaufgang zurückziehen.« Der Dracas zog eine Grimasse. »Aber sie kennt uns und ihr war klar, wie groß die Gefahr war, dass wir ihr nicht in allen Punkten gehorchen.«

»Und deshalb hat sie für einen zweiten Ausweg gesorgt«, stimmte ihm van Helsing zu. »Eine ungewöhnliche Vampirin.«

»Ja, das ist sie«, sagten Bram und Leo wie aus einem Munde.

Sie beschlossen, zuerst Alisa zu ihrem Sarg zu bringen. Ihr Körper war schon sosehr geschwächt, dass er vermutlich keine weiteren Wunden verkraften konnte. Die anderen drückten sich eng in die Nischen und warteten, bis Bram und van Helsing mit dem leeren Sarg zurückkehrten.

Noch sieben Mal mussten die beiden Männer den Sarg hin- und hertragen, bis alle Erben in Sicherheit gebracht worden waren. Einige zogen sich in ihre Särge zurück, die anderen versammelten sich in dem Raum, in dem sich Bram und seine Begleiter zuvor verborgen hatten, um den Ausgang des Dramas abzuwarten.

*

Tammo drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Die Kette mit dem Kristall hielt er noch immer umklammert. Er sah Ivy, die Dracula am Handgelenk gepackt hatte. Der Drachenring an ihrem Finger schimmerte matt. Tammo nahm wahr, dass auch Dracula solch einen Ring trug. Der alte Meister stand zwischen zwei der Grabplatten, unter denen die Tempelritter begraben lagen, auf dem letzten Stückchen, das von seinem Erdpfad geblieben war, den die Erben so sorgfältig für ihn ausgebreitet hatten.

»Und jetzt?«, fragte Tammo.

»Jetzt«, sagte Ivy leise, »geht die Sonne auf!«

Sie sah ihn mit einem seltsamen Blick an. *Tu nur genau das, was ich dir sage, und rühr dich ansonsten nicht vom Fleck!*

Tammo wunderte sich ein wenig. Er hatte nicht vor, sich auf Dracula zu stürzen und sich in diesen Kampf einzumischen.

Bleib dicht an der Wand!, wiederholte sie noch einmal, doch ehe Tammo etwas Abfälliges erwidern konnte, erstarrte er vor Schreck. Mit einem Mal durchflutete grelles Licht die Templerkirche. Von allen Seiten brachen Sonnenstrahlen durch die Fenster. Wie um alles in der Welt war das möglich? In namenlosem Entsetzen folgte Tammo den Strahlen bis zu der Stelle, an der sich alle zu einem

Einzigen vereinten: zwischen den beiden Grabplatten der Kreuzritter, wo der letzte Rest von Erde zu finden war. Wo Dracula stand. Und Ivy, die er noch immer gepackt hielt. Die Augen der Drachenringe an ihren Fingern schienen Blitze zu schleudern. Dracula öffnete den Mund. Sein Aufschrei schien die Kirche in ihren Grundfesten zu erschütten. Er wand sich und bäumte sich auf, doch er konnte den Sonnenstrahlen nicht entfliehen. Die Mächte der Kirche hielten ihn auf dieser Stelle fest. Doch auch Ivy wurde von den tödlichen Strahlen erfasst.

»Ivy, der Kristall! Nimm den Kristall!«, schrie Tammo und streckte den Arm mit der Kette aus.

Nein, nicht solange ich mich nicht befreit habe, keuchte sie unter Schmerzen. *Er darf ihn nicht in die Hände kriegen. Dann wäre alles umsonst.*

Tammos Augen schmerzten in der Helligkeit und unter dem Anblick, den er glaubte nicht länger ertragen zu können. Dracula zuckte und schrie. Schwarzer Rauch stieg von ihm auf. Sein Haar und seine Haut begannen zu qualmen. Dann ging sein Umhang in Flammen auf. Auch Ivy litt Höllenqualen. Sie kämpfte und wand sich, doch es gelang ihr nicht, sich aus seinem Griff zu lösen und den Sonnenstrahlen zu entkommen. Das Silber ihres Haares und ihres Gewandes färbte sich dunkel, dann löste sich ihr Haar in Ascheflocken auf, die der Wind verwehte. Ihr Gesicht war von Ruß bedeckt, aus dessen Schwärze ihre türkisfarbenen Augen Tammo anstarrten. Das war mehr, als er ertragen konnte. War es das wert? Warum konnten sie Dracula nicht einfach weiterexistieren lassen? Irgendwo weit weg in Transsilvanien. Das sollte ihm eine Lehre sein, und er würde sich in Zukunft von Ivy fernhalten.

Bitte, flehte Tammo, *lass mich dich retten. Nimm den Kristall!*

Ivy sah ihn traurig an. *Nein. Wenn es mein Schicksal sein soll, zusammen mit Dracula unterzugehen, dann sei es so.*

Dracula brannte lichterloh, und auch Ivy, die nicht genau im Kreuzungspunkt der Strahlen stand, schien langsam, aber unerbittlich zu verglühen. Tammo war nahe daran, ihren Befehl zu missachten und durch die Sonnenstrahlen hindurch vorzustürzen, um ihr den rettenden Kristall zu bringen, als etwas durch das offene Portal hechtete. Ein Heulen erklang, als der Wolf hinter der Schwelle landete und das Drama in seinem ganzen Ausmaß erfasste.

»Seymour«, keuchte Tammo. Er musste nicht fragen, wo der Wolf solange

gewesen war. Die schwere Kette an seinem Hals mit dem geborstenen Ende sagte alles. Ivy hatte versucht, ihn in dieser Nacht unter allen Umständen von der Templerkirche fernzuhalten. Mit Erfolg – zumindest fast.

Seine Pfoten schlitterten über den Kirchenboden. Seymour wandte sich zu Tammo um. Dann sprang er. Ehe der Vamalia reagieren konnte, hatte der Wolf ihm die Kette mit dem Kristall aus der Hand gerissen.

Sie konnten Ivys Schrei hören. »Nein!«

Seymour sprang, und es kam Tammo vor, als würde es ihm gelingen, die Kette über Ivys Hals zu streifen. Dann ging sie in dem Feuersturm mit unter, der Dracula mit fauchend emporschießenden Flammen einhüllte.

Es war so grell, dass Tammo für einen Augenblick die Augen schließen musste. Als er sie wieder öffnete, war es vorbei. Tammo blinzelte ungläubig.

Das blendende Licht und das Feuer erloschen. Die Templerkirche lag im trüben Morgenlicht vor ihm.

Was war mit Dracula – und noch wichtiger, was mit Ivy?

Wirbelnder Rauch nahm ihm für einen Moment die Sicht. Dann rauschte ein unnatürlicher Windstoß durch die Kirche und verwehte Qualm und Nebel. Tammo starrte zur Mitte des runden Kirchenschiffs. Dort, wo Dracula noch eben gestanden hatte, sah er nur noch die Erde am Boden, die sich mit einem Häufchen Asche vermischte. Von Dracula war keine weitere Spur geblieben. – Und auch nicht von Ivy.

Tammo entdeckte nur Seymour, der auf einem der steinernen Kreuzritter am Boden gelandet war und sich nun umwandte und genauso fassungslos auf die Stelle starrte, wo Ivy eben noch um ihr Leben gekämpft hatte. Der Werwolf hob den Blick, bis er mit dem des jungen Vampirs verschmolz. Ihre Schritte wogen schwer, als sie zögernd näher traten. Schweigend starrten sie auf das Häufchen Asche herab, dass alles war, was von Ivy und dem großen Vater der Vampire geblieben war.

Nein, nicht ganz. Tammo ließ sich in die Hocke sinken. Mit spitzen Fingern zog er den Ring aus der Asche, der noch vor wenigen Augenblicken an Draculas Finger gesteckt hatte. Er betrachtete den Drachen, der sich im Rund ringelte und ihn aus schimmernden Augen zu betrachten schien.

Da ist noch etwas, bemerkte Seymour.

Tammo wischte vorsichtig die Asche weg, bis neben einem dünnen Kettchen

und ein paar Kristallscherben ein zweiter Ring zum Vorschein kam. Es war der gleiche Drache wie der erste, der ebenso seine Schnauze auf seinen Schwanz gelegt einen Ring formte und die beiden aus starren Augen ansah. Doch dieser Reif war kleiner. Für den zarten Finger einer Dreizehnjährigen geformt.

Lange verharrten die beiden vor dem Haufen aus Asche und Erde. Keiner von ihnen sagte etwas. Es gab nichts mehr zu sagen. Sie hatten Dracula besiegt, doch um welchen Preis? Sie hatten Ivy für immer verloren.

Schließlich erhob sich Tammo. »Möchtest du ihn?«, fragte er und streckte Seymour den Echsenring entgegen.

Das Fell des Werwolfs sträubte sich, und er wich zurück. *Nein! Das Unglück nahm von dem Tag an seinen Lauf, als Ivy diesen Ring annahm und ihn an ihren Finger steckte! Ich will nichts, was mich an Dracula erinnert!*

Seymour stieß einen klagenden Laut aus. Dann rannte er mit großen Sprüngen davon. Er verließ die Templerkirche und verschwand über den Hof. Tammo sah ihm nach. Dann steckte er die beiden Echsenringe in die Tasche und wandte sich ab. Der Hof lag nun im Sonnenlicht, doch hier drinnen würde er den Tag sicher überdauern können. Tammo verließ das Rundschiff und schritt durch den Chorraum auf den Altar zu. Vor dem Grab blieb er stehen und blickte in den offenen Sarg herab, in dem vor wenigen Stunden noch Erzsébets wunderschöner Körper gelegen hatte. Auch er war verschwunden. Nur ein Häufchen Staub war von ihr geblieben. Nein, nun konnte keine Macht der Welt die Mutter aller Clans mehr zurückbringen.

Sie nicht und auch nicht Ivy.

Tammo schloss behutsam den Sargdeckel und ließ sich am Kopfende der Gruft auf dem Boden nieder. So verbrachte er den Tag im Gedenken an jene, die für immer verloren waren, bis die Sonne wieder versank und alle Vampire zu einer neuen Nacht erwachten.

*

Draußen im Hof standen Bram Stoker und Latona unter der strahlenden Morgensonne. Er hielt ihre Hände fest in den seinen und sah ihr in die Augen. Latona hielt seinem Blick stand.

»Ich wünschte, ich könnte dich umstimmen«, sagte er traurig.

»Es ist mein Leben«, erwiderte Latona leise.

Bram nickte. »Ja, ich weiß. Ich habe nicht das Recht, mich einzumischen, und

dennoch bist du mir als mein Mündel so ans Herz gewachsen, dass ich dich nicht gerne ziehen lasse.«

Latona lächelte ihn an. »Es ist das Los aller Väter, ihre Töchter ziehen zu lassen. Rede dir ein, Malcolm wäre ein ganz normaler junger Mann, dem ich in seine Heimat folge, wenn es dir so leichter fällt.«

Bram erwiderte ihr Lächeln, auch wenn es ein wenig gequält wirkte. Er zog Latona in seine Arme und küsste ihre Stirn. »Dann wünsche ich dir alles Glück der Welt und dass du deinen Entschluss niemals bereuen musst.«

»Ja, das wünsche ich mir auch.«

Als Bram sie losließ und zurücktrat, näherte sich van Helsing, der die Szene mit einigem Abstand beobachtet hatte. Auch er umarmte Latona zum Abschied.

»Sie sind eine mutige junge Dame. Vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder und Sie berichten mir von Ihren Erfahrungen? Es würde mich interessieren!«

Latona schmunzelte. »Hätten Sie keine Angst, ausgesaugt zu werden?«

Van Helsing hob die Brauen. »Aber nicht doch. Ich bin ein gefürchteter Vampirjäger, schon vergessen?«

»Nein, ich werde es im Gedächtnis behalten«, gab Latona zurück und reichte ihm noch einmal die Hand. Dann schlang sie die Arme um Bram.

»Es wird Zeit für euch zu gehen«, sagte sie mit gepresster Stimme. »Ich danke dir für alles Bram und werde es niemals vergessen. Bis in alle Ewigkeit.«

Und damit wandte sie sich um und lief über den sonnenbeschienenen Hof davon.

DAS RITUAL

Am nächsten Abend versammelten sich die Erben wie gewohnt in der Middle Temple Hall, doch die Stimmung hätte nicht unterschiedlicher sein können als am Tag davor. Die Erben wirkten ernster, nicht nur, weil einigen unter ihnen ihre Begegnung mit der Sonne noch deutlich anzusehen war. Auch Alisa litt noch unter ihren schweren Verletzungen.

Doch es war mehr. Das Unbeschwerte war verschwunden. Die letzte Nacht hatte sie alle ein wenig erwachsener gemacht. Im Geist waren sie noch beim Kampf und Ende des Meisters – ihres Stammesvaters Dracula – und erlebten diese dramatischen Momente wieder und wieder. Seine und Ivys Vernichtung, die lieber mit ihm in den Tod gegangen war, als sich geschlagen zu geben und ihn wieder entkommen zu lassen.

So mischte sich Stolz auf ihren Sieg mit der Trauer um die Lycana, die, auch wenn sie eine Unreine gewesen war, doch mehr zu den Erben gehört hatte als manche andere. Die meisten von ihnen empfanden so, und Marie Luise und Karl Philipp waren zumindest bereit, ihre Meinung für sich zu behalten.

So saßen die Erben schweigend beisammen und warteten darauf, dass das frische Rinderblut vom Fleischmarkt in Smithfield geliefert wurde. Doch die Vyrad ließen sich heute Zeit. Hier und dort begannen zaghaft geflüsterte Gespräche. Keinem war es heute danach, seine Stimme laut zu erheben, und nicht einmal Tammo fiel eine Bemerkung ein, um sie aufzuheitern.

Da trat Lord Milton ein, gefolgt von Lady Margaret und einigen ihrer Senior Barrister. Er trat nach vorn an den großen Eichentisch und sah die Erben an. Dieses Mal musste er nicht warten, bis sie still wurden und bereit waren, ihm zuzuhören. Alle sahen erwartungsvoll zu ihm auf.

»Ihr alle habt in der vergangenen Nacht Großes geleistet und eine Katastrophe für alle Clans verhindert. Wir wollen uns nicht ausmalen, was mit uns geschehen wäre, wenn es Dracula gelungen wäre, Erzsébet wiederzuerwecken und Ivy in seine Gewalt zu bekommen, um mächtige Nachkommen mit ihr zu zeugen. Uns wäre nur die Wahl geblieben, uns unterzuordnen oder im Kampf vernichtet zu werden. Ivy wusste das, und sie hat sich für uns alle geopfert. Wir erkennen ihre

Hingabe und ihren Mut an. Doch ohne ihre Freunde wäre auch sie trotz all ihrer Kräfte mit ihrem Plan gescheitert. Daher betone ich noch einmal: Auch euch gebührt der Dank aller Vampire. Ihr habt bewiesen, dass ihr in den Jahren der Akademie gereift seid, dass ihr viel gelernt habt und an magischen Kräften gewonnen, ja, inzwischen mehr davon besitzt als die meisten Clanmitglieder. Daher sind wir übereingekommen, dass es nur recht und billig ist, euch in unseren Kreis aufzunehmen. Euch ist vielleicht schon aufgefallen, dass ich keinen unserer Servienten losgeschickt habe, Rinderblut für euch zu besorgen. Heute Nacht werden wir zusammen auf die Jagd gehen und euer Ritual feiern, das euch zu vollwertigen Clanmitgliedern macht und von nun an gestattet, euch an Menschenblut zu stärken.«

Für einen Moment war es totenstill im Saal und die Erben sahen einander verblüfft an. Dann brandete die Begeisterung hoch. Für einen Moment vergaßen viele ihre Trauer um Ivy. Aufgeregt erhoben sich ihre Stimmen. Nur Alisa, Leo und Luciano stimmten nicht in die freudigen Rufe mit ein.

»Er hat wohl vergessen, wie alt ich bin«, sagte Tammo zu den Pyras. »Dass ihn ja keiner daran erinnert! Ich will auf alle Fälle dabei sein.«

»Das wirst du, Kleiner«, gab Fernand begeistert zurück und hieb ihn auf den Rücken, dass Tammo von seinem Stuhl kippte und unter den Tisch fiel.

Alisa, Leo und Luciano tauschten verwunderte Blicke.

»Ob das mit den anderen Clanführern abgestimmt ist?«, fragte sich Alisa.

Luciano schüttelte den Kopf. »So schnell? Das kann ich mir nicht vorstellen. Selbst wenn sie telegrafieren.«

»Dame Elina wäre das bestimmt nicht recht.«

»Warum nicht?«, wandte Luciano ein. »Wir sind bereits siebzehn, die anderen noch älter.«

»Marie Luise ist sechzehn und Tammo erst dreizehn«, korrigierte Alisa.

»Dann sollen sie halt hierbleiben«, wehrte Luciano ab, dem beim Gedanken an Menschenblut ganz schwindelig wurde. Es war ihm, als könne er wieder Clarissas Blut auf der Zunge schmecken. Er warf ihr einen Blick zu. Luciano war sich nicht sicher, ob der Rausch der Erinnerung ihr gefiel, doch sie konnte zum Glück keine Gedanken lesen. Jemand anderes allerdings umso besser.

Wenn du das machst, dann wirst du es bereuen!, erklang Tammos Stimme drohend in Alisas Kopf.

Es ist doch nur zu deinem eigenen Schutz. Du bist zu jung. Es ist zu gefährlich. Ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn du dich in deinem Blutrausch verlierst und mit dem Tod deines Opfers hinabgezogen würdest. Verdammt auf ewig als willenloser Schatten zwischen den Reichen, nicht tot und nicht lebendig.

Ja, ja, diese alten Schauermärchen sind mir bekannt. Das kann mich nicht mehr schrecken, wehrte Tammo ab.

Es ist aber wahr!, beharrte Alisa.

Na und? Hältst du mich für so schwach? Wenn hier jemand im Moment zu schwach ist, dann du mit deinen kaum verheilten Wunden und deinem notdürftig geschienten Rückgrat.

Alisa ging nicht auf diese Bemerkung ein. Sie ließ sich nicht so leicht von ihrer Spur ablenken. *Selbst Luciano hat es in Wien fast ins Verderben gerissen, und er war deutlich älter als du.*

Für einen Moment war Tammo abgelenkt. *Als er Clarissa gebissen hat?,* erkundigte er sich neugierig. *Erzähl mir davon. Ich brenne schon lange darauf, Einzelheiten zu erfahren.*

Doch seine Schwester war nicht bereit, etwas preiszugeben, auch wenn es ihr sehr schwer fiel, gerade jetzt *nicht* an diesen Tag zu denken. Lord Milton ergriff wieder das Wort und befreite Alisa von Tammos bohrenden Gedanken.

»Ihr werdet euch zu zweit zusammenschließen und mit je einem erfahrenen Betreuer losziehen. Ihr könnt einen eurer Servienten wählen oder ein Mitglied der Vyrad wird euch zur Seite stehen, damit euch nichts passieren kann. Ich selbst werde auf unser jüngstes Mitglied der Akademie achten. Komm zu mir, Tammo«, forderte er den Vamalia auf.

Hin und her gerissen zwischen der Freude, nicht ausgeschlossen zu werden, und der Enttäuschung, statt mit seinen Freunden mit Lord Milton unterwegs zu sein, erhob sich Tammo und folgte der Aufforderung des Vyrad. Der wartete, bis Tammo bei ihm war, ehe er fortfuhr: »Und Lady Margaret wird mit Marie Luise gehen.«

Alisa sah, wie sich die Dracas erhob. In ihrer Miene war Unsicherheit zu lesen, ja, Furcht. Sie suchte Franz Leopolds Blick. Er nickte ihr beruhigend zu. Vielleicht sprach er auch in Gedanken mit ihr, jedenfalls straffte sie den Rücken und setzte wieder ihre Miene von Hochmut auf, als sie zu Lady Margaret trat.

Alisa sah sich in der Halle um. Erst jetzt bemerkte sie, dass Malcolm fehlte. Wo

war er? Und wo war Latona? Hatte er sie schon gewandelt?

Sie hatte den Gedanken noch nicht beendet, als er mit ihr in die Halle trat. Er sah stolz aus, Latona eher ein wenig ängstlich und verlegen, als sich die Blicke aller Vampire auf sie richteten. Es konnte keinem entgehen, dass sie noch die warme Aura der Menschen ausstrahlte. Malcolm drehte sich zu ihr um und nahm sie bei der Hand, um sie zu zwei freien Stühlen zu führen.

Als sie saßen, sprach Lord Milton weiter. Er wies noch einmal auf die Gefahren hin und gab ihnen Ratschläge, wie sie sich dagegen schützen konnten. Dann forderte er die Erben auf, sich einen Partner und einen Betreuer zu suchen.

Alisas Blick wanderte noch einmal zu Malcolm und Latona, als sich eine Hand auf die ihre legte.

»Nein, du wirst nicht Malcolm fragen!«

Sie sah zu Leo auf. »Das hatte ich ja gar nicht vor! Ich habe mich nur gefragt, ob er Latona heute Nacht wandeln wird.«

»Dann ist es ja gut. Komm!« Er half ihr behutsam beim Aufstehen. Alisa erfasste ein nervöses Kribbeln, das sich in ihrem ganzen Körper ausbreitete.

»Bist du aufgeregt?«, erkundigte sich Leo, obgleich er es ihr sicher ansah.

»Ja! Für mich ist es schließlich das erste Mal«, verteidigte sie sich vorwurfsvoll mit einem Blick auf Leo und Luciano, der ein wenig ratlos bei Clarissa stand. Dann setzte er eine entschlossene Miene auf und führte sie zu Lord Milton.

»Er will das Ritual zusammen mit Clarissa begehen«, sagte sie verwundert, als sie seinen Gedanken auffing.

Leo nickte. »Ja, er ist fest entschlossen, sie endgültig zu seiner Gefährtin zu machen und vergessen zu lassen, dass sie eine Unreine ist.«

Zu beider Erstaunen schien der Lord nichts dagegen zu haben und winkte Dario heran, um die beiden zu begleiten. Mit einem triumphierenden Grinsen verließ Luciano die Halle. Clarissa dagegen schien nicht begeistert. Bislang hatte sie mit den Erben das Rinderblut geteilt, sodass es auch für sie das erste Mal war. Doch anders als die Erben, schien der Gedanke an Menschenblut sie eher zu schrecken.

Leo winkte ab. »Sie ist ein Vampir. Warte ab, bis sie den ersten Tropfen gekostet hat. Dann will sie nie wieder etwas anderes.«

»Vielleicht ist es ja gerade dieser Gedanke, der sie so erschreckt?«, murmelte Alisa.

Doch Leo hatte keine Lust, sich mit Lucianos und Clarissas Problemen zu beschäftigen. Er sah Alisa mit brennendem Blick an und reichte ihr die Hand.

»Komm! Das wird eine Nacht, die wir sicher nicht vergessen werden!«

Alisa erwiderte seinen Blick und sie fühlte, wie ihre Knie weich wurden. Sie hatte fast vergessen, wie betörend Leo lächeln konnte.

Sie strahlte zurück. »Ja, lass uns gehen.«

Leo führte Alisa zu Hindrik. Da Tammo von Lord Milton betreut wurde, war der Vamalia gerne bereit, mit ihnen zu kommen. Alisa hakte sich bei ihm unter und lächelte ihn an.

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dass du uns begleitest. Das ist eine so wichtige Nacht für mich und ich bin froh, dass du bei mir bist.«

Hindrik legte den Arm um ihre Schulter und drückte sie kurz an sich. »Ich habe dich begleitet, seit du zum ersten Mal wackelig auf deinen Füßen standest. Es ist mir eine Freude und eine Ehre, dass ich nun auch diesen so wichtigen Schritt mit dir gehen darf.« Er hielt inne und sein Blick wanderte zu Leo. »Mit dir und Leo«, fügte er hinzu und der Dracas neigte lächelnd den Kopf.

Wehmut stahl sich in Alisas Blick. »Ja, die Nacht könnte perfekt werden, wenn nur Ivy noch bei uns wäre.«

Hindrik nickte ernst. »Wir werden sie nicht vergessen und immer daran denken, dass es ihr Opfer war, das uns heute und in Zukunft den herrlichen Rausch der Nacht schenkt. Und nun kommt. London erwartet uns!«

*

Die Vampire hatten die Halle verlassen. In einer feierlichen Prozession zogen sie über den Hof vor der Middle Temple Hall und verschwanden dann in unterschiedlichen Richtungen in der Nacht. Später, nachdem sie ihr erstes Menschenblut gekostet hatten, würden sie sich hier wieder treffen, um die jungen Vampire in einer festlichen Zeremonie als erwachsene Mitglieder der Clans anzunehmen. Latona trat hinter Malcolm und legte ihre Arme um ihn. Sie folgte seinem Blick über den nun leeren Hof.

»Würdest du gerne mit ihnen gehen?«

Er drehte sich zu ihr um und führte sie in die Halle zurück. »Nein, warum? Ich habe das Ritual schon im vergangenen Jahr gefeiert. Ich bin ein Vyrad reinen Blutes …«

»… und du darfst Menschenblut trinken«, ergänzte Latona und sah ein wenig

zaghaft zu ihm auf. Sie setzten sich ans Ende der nun verlassenen Tafel.

Er lächelte. »Ja, nun darf ich es offiziell. In Paris habe ich noch gegen diese Regel verstoßen, wofür ich allerdings nie bestraft wurde. Obgleich Lord Milton natürlich davon erfahren hat.«

»Vielleicht weil es etwas anderes war. Etwas Besonderes. Nicht nur Blutgier. Es war Liebe, und wir haben uns in dieser Nacht einander versprochen.«

Malcolm sah ihr in die Augen. »Ja, vielleicht deshalb. Und dennoch hätte ich es nicht tun dürfen.«

Sie erwiderte seinen Blick. »Bereust du es, dass du in jener Nacht schwach geworden bist?«

»Nein, aber ich bin froh, dass Bram dich damals vor dem Tod bewahrt hat«, sagte er. »Und ich sehne mich seitdem jede Nacht danach, es wieder zu tun«, fügte er nach einem kurzen Zögern hinzu.

Latona beugte sich vor und küsste ihn auf den Mund. »Was hält dich davon ab?«

Malcolm erwiderte ihren Kuss, doch dann schob er sie von sich und sah sie ernst an. »Ich habe dir gesagt, dass ich dir so viel Zeit geben will, wie du brauchst. Du kannst dich noch immer dagegen entscheiden und dein Leben als Mensch weiterleben. Wir könnten uns trotzdem sehen.«

»Würde dir das nicht sehr schwer fallen?«

Malcolm nickte. »Ja, sehr, aber ich würde es schaffen. Auch ich bin stärker geworden und habe an Selbstbeherrschung gewonnen.«

»Aber das ist doch nicht das, was du möchtest? Was du dir in deinem tiefsten Inneren ersehnst, nicht wahr?«, fragte sie leise und umschloss seine beiden Hände fest mit den ihren.

»Nein, ich würde dich gern an meiner Seite wissen, jede Nacht, als meine Gefährtin bis in alle Ewigkeit.« Er erwiderte den Druck ihrer Finger.

Latona zog ihre Hände zurück und erhob sich von ihrem Stuhl. »Worauf warten wir dann noch? Ich habe mich längst entschieden! Es gibt in meiner alten Welt niemand mehr, der mich vermissen würde – außer vielleicht Bram Stoker, doch er hat seine eigene Familie. Er wird darüber hinwegkommen.«

Auch Malcolm erhob sich. Mit feierlicher Miene griff nun er nach ihren Händen.

»Ich bin mir der Ehre bewusst, die du mir erweist, und in meinem ganzen

Dasein war ich noch nie so glücklich. Ich verspreche dir, ich werde dich in der Unzählbarkeit unserer Nächte lieben und ehren bis in alle Ewigkeit.«

Latona schluckte die aufsteigenden Tränen der Rührung hinunter. »Das will ich auch.«

Sie standen einige Augenblicke nur da und sahen einander an. Beide waren sich der folgenschweren Entscheidung bewusst, die sie getroffen hatten.

»Hast du Angst?«

Latona nickte. »Ja, aber das tut nichts zur Sache. Clarissa sagt, es ist sehr schmerzhaft – die Zeit nach der Wandlung –, aber das werde ich überstehen.«

»Das wirst du. Ich werde jede Minute bei dir sein und dich die Pein so schnell wie möglich vergessen lassen.«

»Ja, ich weiß. Ich vertraue dir.«

Hand in Hand verließen sie die Halle. Malcolm führte sie über zwei Höfe zu einem Gebäude und dann eine Treppe hinauf. Er stieß die Tür auf und führte Latona in ein Zimmer. Erst als er die Kerzen eines Leuchters entzündet hatte, sah sie die Pracht des Schlafgemachs, das von einem Himmelbett in der Mitte beherrscht wurde.

Zaghaft trat Latona ans Bett. »Was ist das?«

Malcolm schloss die Tür und kam zu ihr. »Das ist dein Brautgemach. Hier werden wir zusammenbleiben, bis du so weit bist, als neue Vyrad den anderen offiziell vorgestellt zu werden.«

Latona drehte sich um und lächelte unsicher. »Ein Bett? Kein Sarg? Sollte ich mich nicht langsam daran gewöhnen?«

Malcolm legte seinen Zeigefinger unter ihr Kinn und küsste ihre Lippen.

»Viel zu eng«, sagte er. »Nein, heute Nacht ist auch mir das Bett lieber.«

»Ich würde gerne, nun ja, ich würde es gerne einmal erleben.« Sie stutzte. »Oder können wir das als Vampire später auch?«

»Natürlich können wir das! Was glaubst du, wie wir Erben entstanden sind? Wir wurden gezeugt und von einer Vampirin geboren.« Seine Miene verdüsterte sich. »Allerdings habe ich noch nie gehört, dass Unreine Kinder gebären können.«

»Das ist mir egal«, sagte Latona und rutschte näher an ihn heran, sodass sie seinen kalten Körper spüren konnte.

Er dagegen stöhnte. »Wie warm ist deine Haut und wie weich, und du riechst

so wunderbar. Ich kann jeden deiner Herzschläge bis in mein Innerstes spüren.«

Und dann sprachen sie nicht mehr. Sie umschlangen sich und pressten ihre Körper aneinander.

»Du bist so wunderschön«, hauchte er, und Latona spürte, dass er es ernst meinte.

Ihre Küsse waren erst zart und wurden dann immer wilder.

Gerade als Latona meinte, vor Glück zerspringen zu müssen, fühlte sie, wie seine Zähne die Haut an ihrem Hals durchdrangen. Sein erster Schluck war ein wenig schmerzhaft, doch dann breitete sich noch einmal eine Welle von Lust in ihr aus, wie eben, als sie in Liebe zueinandergefunden hatten. Latona riss die Augen auf.

»Ich liebe dich«, hauchte sie.

Für einen Moment ließ Malcolm von ihr ab, und sie ahnte, wie viel Kraft es ihn kostete. Er legte sanft die Lippen auf ihren Mund und dann auf ihr Ohr.

»Ich liebe dich auch«, hauchte er. »Danke, danke für das größte Geschenk, das du mir geben kannst.«

Dann senkte er seine Zähne wieder in ihr Fleisch und trank in gierigen Zügen, während Latonas Lebenskraft verflog. Noch einmal flatterten ihre Lider, dann schlossen sie sich. Ihr Herzschlag verklang.

Noch ehe sich ihr Herz zum letzten Mal zusammenzog, richtete sich Malcolm auf. Er biss sich in seine Lippe, bis das Blut floss, und küsste dann Latona auf den Mund, während sie in seinen Armen starb.

Er hielt sie fest, bis die Sonne aufging. Es war ihm, als folge er ihr in den Tod, als die Starre nach ihm griff, doch Latona wandelte in ihrer eigenen Welt.

Wie schön sie war. Und wie fern sie schien.

Plötzlich bekam Malcolm fürchterliche Angst. Hatte er alles richtig gemacht? Würde sie wirklich zu ihm zurückfinden von dort, wo sie jetzt war?

Solche Gedanken quälten ihn, als es wieder Abend wurde und Malcolm aus seiner Erstarrung erwachte, und sie kreisten unablässig in seinem Kopf. Stunden verflossen, während ihr Körper tot in seinen Armen lag.

»Latona, bitte«, flüsterte er. Doch sie regte sich nicht, und er konnte nichts tun, als sie verzweifelt anzusehen, während seine Furcht ins Unermessliche wuchs.

Es war in der zweiten Stunde der neuen Nacht, als ihr Körper zu zucken begann. Zuerst das linke Bein, dann die Finger der rechten Hand und der ganze

Arm.

Malcolm versuchte sie festzuhalten, aber das war gar nicht so einfach. Sie war nicht mehr das schwache Menschenmädchen. Dies waren die Kräfte eines Vampirs!

»Ruhig, sei ruhig, meine Liebste. Ich bin bei dir. Dir wird nichts geschehen!«

Er bezweifelte, dass sie ihn hören konnte, aber irgendetwas musste er doch tun.

Latona bog den Kopf zurück und riss die Augen auf. Dann öffnete sich ihr Mund zu einem Schrei. Zornig, voller Schmerz. Wie der Schrei eines Neugeborenen, das sich unvermittelt in einer neuen, fremden, kalten Welt wiederfindet.

»Willkommen in deinem neuen Dasein«, flüsterte Malcolm zärtlich und küsste sie, obwohl sie nun wild um sich schlug.

Plötzlich klärte sich ihr Blick, und sie sah in seine Augen. »Wir haben es geschafft«, hauchte sie. Ein Lächeln ließ ihr Gesicht erstrahlen, das nun so bleich war wie das seine. »Jetzt bin ich deine Gefährtin.«

Der Schmerz kehrte zurück und schüttelte ihren Körper. Latona schrie und klammerte sich an Malcolm. Er wusste, es konnte noch nächtelang so weitergehen, dann aber würde ihr neues, gemeinsames Leben endlich beginnen. Malcolm lächelte glücklich.

*

Es klopfte an der Tür. Alisa schloss die letzten Bänder ihres Kleides, ehe sie den Besucher aufforderte, einzutreten. Es war Leo, der forschen Schrittes hereinkam.

»Wie geht es dir heute Abend?« Er musterte sie kritisch. »Du siehst kräftiger aus. Unser Ausflug gestern scheint dir gutgetan zu haben.«

Alisa lächelte ihn an. »Ja, ich fühle mich schon viel besser, und ich muss dir gestehen, dass es mich heute nicht nach Tierblut dürstet!«

Leo nickte. »Ja, wenn man einmal Menschenblut gekostet hat, kommt einem alles andere schal vor.«

»Und es scheint auch mehr Kraft zu verleihen«, fügte Alisa nachdenklich hinzu. Leo trat zu ihr. Er hob die Hände und ließ die Finger tastend von ihrem Hinterkopf über das Genick hinabgleiten. Alisa schauderte unter seiner Berührung.

»Ja, das fühlt sich sehr gut an«, meinte Leo. Seine Hände verharrten auf ihrem Rücken. Dann zog er Alisa an sich und küsste sie zärtlich auf den Mund.

»Hat es irgendeinen Sinn, wenn ich dich darum bitte, nie wieder so etwas Dummes zu tun?«

»Etwas Dummes?«, protestierte Alisa, obwohl sie selbst so dachte.

»Etwas Heldenhaftes oder Selbstloses oder wie auch immer du es nennen magst. Jedenfalls etwas, das dich in solch tödliche Gefahr bringt. Bitte, das halten meine schwachen Nerven nicht noch einmal aus.«

Alisa lächelte und erwiderte seinen Kuss. »Ich wusste gar nicht, dass du so schwache Nerven hast«, sagte sie, als sie sich von ihm löste.

»Wenn es um dich geht, schon.« Er streckte ihr die Hand hin. »Kommst du? Ich glaube, die anderen warten bereits im großen Saal.«

»Ich muss mir nur noch kurz das Haar aufstecken. Wenn du magst, geh schon einmal vor. Ich komme gleich nach.«

Leo hob die Schultern und trat zur Tür. »Wie du willst.«

Die Klinke schon in der Hand, hielt er inne und wandte sich dann noch einmal zu ihr um.

»Was ich dich noch fragen wollte. Könntest du dir vorstellen, einige Zeit bei meiner Familie in Wien zu verbringen?«

»Was verstehst du unter ›einiger Zeit‹?«, erkundigte sich Alisa vorsichtig.

Leo ob die Schultern. »Na ja, ein paar Jahre … oder mehr. Wer kann schon sagen, wie lange eine Ewigkeit währt?«

»Bei den Dracas leben? Niemals!«, rief sie leidenschaftlich aus, ehe sie über Leos Worte nachdenken konnte. Sie spürte, dass ihr die Abscheu ins Gesicht geschrieben stand. Das Lächeln verschwand aus Leos Augen.

»War nur so eine Frage«, sagte er leise und schloss die Tür hinter sich.

Alisa blieb wie erstarrt stehen. Sie sah die hochmütigen Gesichter der Dracas vor sich. Nein, das würde sie nicht ertragen können! Aber er hatte sie gefragt, ob sie mit ihm zusammen sein wollte. Sie hätte nicht so schroff sein dürfen. Was musste er sie auch so überrumpeln. Ihr Herz wurde schwer. Hatte sie mit diesem unbedachten Ausruf nun alles wieder zerstört?

Rasch steckte sie ihr Haar auf und eilte dann mit bangem Gefühl zur Middle Temple Hall. Leo begrüßte sie mit einem warmen Lächeln und zog sie auf den Stuhl neben sich. Auch sonst war ihm nichts anzumerken, dass ihn ihre Antwort vielleicht gekränkt haben mochte. Allerdings kam er auch nicht wieder auf das Thema zurück, und Alisa traute sich nicht, es anzusprechen. Nicht, solange sie

keine Antwort wusste. Eine, die anders lautete, als die, die sie ihm bereits gegeben hatte.

BRAM STOKERS DRACULA

Bram Stoker hatte sich in sein Kabinett zurückgezogen, durch dessen Fenster man im schwindenden Lichte des Winterabends gerade noch den kleinen Garten hinter dem Haus erkennen konnte: Den Birnbaum, der seine entlaubten Blätter frierend in den Wind streckte, und die kahlen Beerenbüsche hinten am Zaun.

Bram legte ein wenig Kohle nach und drückte die gerollte Filzdecke auf dem Fensterbrett sorgfältig gegen den kleinen Spalt zwischen dem Fensterflügel und dem Rahmen, durch den der eisige Wind eindrang. In diesen Nächten war Bram ganz froh, dass der Raum im oberen Stock, welcher ihm als Bibliothek und Arbeitszimmer diente, so klein war. So konnte das Feuer im Kamin ihn doch rasch erwärmen.

Bram setzte sich an seinen Sekretär und zog ein Stück Papier aus der Schublade. Versonnen starrte er auf das weiße Blatt.

Von unten drang ein Klappern aus dem Salon. Vielleicht hatte Florence etwas fallen lassen? Irving Noel schlief bereits. Er wuchs zu einem wissbegierigen Jungen heran, der auf seinen kurzen, strammen Beinchen die Welt eroberte und seine Mutter und das Hausmädchen mit seinem Tatendrang den ganzen Tag in Atem hielt. Bald schon, am letzten Tag des Jahres, würde er seinen zweiten Geburtstag feiern.

Er sollte sich mehr um seinen Sohn kümmern und ihn nicht nur den Frauen überlassen, dachte Bram mit einem Anflug von schlechtem Gewissen. Auch Florence hatte er in den vergangenen Wochen sträflich vernachlässigt. Das schlechte Gewissen vertiefte sich. Es war so viel geschehen, was ihn beschäftigte und ihm kaum Raum ließ, seine Arbeit für Irving ordentlich zu erledigen.

Wieder drangen Geräusche zu ihm hinauf, die aus einer anderen Welt zu stammen schienen. Morgen war Weihnachten.

Bram hatte am Nachmittag auf Florence’ Wunsch eine kleine Tanne besorgt und sie im Salon aufgestellt. Vermutlich war Florence gerade dabei, das Bäumchen mit Äpfeln und allerlei glitzerndem Tand zu behängen. Ein seltsamer Brauch, den Prinz Albert vom Kontinent mitgebracht hatte. Königin Victoria

lebte ihrem Volk die traute Familienidylle vor, die ihren Höhepunkt an Weihnachten erlebte, wenn sich die königliche Familie um ihren prächtigen Christbaum versammelte. Mit Begeisterung nahmen die Engländer diesen neuen Brauch auf. Natürlich nur die, die über einen großzügigen Drawing Room verfügten und sich ein behaglich warmes Weihnachtsfest mit einem fetten Truthahn und dem traditionellen Christmas Pudding, in dem ein silberner Sixpence versteckt war, leisten konnten.

Bram war nicht in Weihnachtsstimmung. Er wollte keine traute Behaglichkeit vor dem warmen Ofen, keine Mistelzweige und nicht den Duft von Bratäpfeln und Zimt. Sein Geist flog über das Meer zu den windgepeitschten Mooren im Westen Irlands, wo er einst eine kleine Gestalt auf einem Friedhof entdeckt hatte, in Mondlicht gebadet. Wenn er die Augen schloss, konnte er sie sehen: Ihr langes, silbernes Haar, die feinen Gesichtszüge, die porzellanweiße Haut, die türkisfarbenen Augen, die so klug und erfahren und doch auch so traurig dreinblickten und bis in die Tiefen der Seele lesen konnten. Ihr silbernes Gewand floss an ihrem zierlichen Körper herab, der nicht Mädchen war und nicht Frau. Sie war ein überirdisches Wesen, das man nicht einordnen konnte. Ivy, die Vampirin und Zauberin einer längst vergessenen Welt. Unsterblich! Das hatte er zumindest geglaubt. So mächtig, dass ihr nichts und niemand etwas anhaben konnte. Das hatte er sich eingeredet. Bis zum Schluss. Bis er die schmerzhafte Wahrheit nicht mehr verleugnen konnte.

Ivy war tot, vernichtet, zu Staub zerfallen und verweht. Die Welt hatte sie verloren und war ein Stück ärmer geworden.

Bram blinzelte die Tränen weg, die ihm in die Augen stiegen. Er griff nach seinem Federhalter und tauchte die Feder in die Tinte. Lange schob er es nun schon vor sich her. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, sein Buch über die Wesen der Nacht zu schreiben. Und über die Vampirin aus Irland, die ihm schon mit ihrem ersten Blick die Seele geraubt hatte.

Seine Hand verharrte eine Weile über dem leeren Blatt, dann schrieb er in einem Zug:

Ivy-Máire de Lycana, Königin des Mondlichts

Er hielt inne, zerknüllte das Papier und warf es in den Kohleneimer. Dann zog er ein neues Blatt hervor.

Ivy-Máire de Lycana, schrieb er noch einmal und setzte dann hinzu: *Jägerin*

des Blutes und Engel der Finsternis

Doch auch dieses Blatt folgte zerknüllt dem ersten. Noch einmal schrieb er ihren Namen. Und wieder empfand er den tiefen Schmerz ihres Verlustes. Allein zu wissen, dass sie irgendwo dort draußen war, hatte ihm genügt. Und die Hoffnung, ihr unerwartet wieder begegnen zu können, hatte ihm Herzklopfen beschert. Nun erschien ihm die Welt düsterer und leerer als zuvor.

Bram tauchte die Feder noch einmal ein und fügte den Namen ihres Bruders hinzu. Ivy und Seymour. Gehörten sie nicht zusammen? War er jetzt nicht nur noch eine unvollständige Hälfte, die zurückgeblieben war? Die klagend durch die einsamen Moore Irlands strich, nur seinen ewig währenden Schmerz als Begleiter?

Doch auch dieses Blatt folgte den anderen in den Kohlenkasten.

Nein, die Geschichte war mehr. Er dachte an Dracula, wie er Ivy verschleppt hatte. Und an ihre Freunde, mit denen van Helsing, Professor Vámbéry und er in den Karpaten gekämpft hatten. Alisa, Franz Leopold und Luciano. Wie verschieden sie waren. Wie wunderbar sich Klugheit und Treue, Beharrlichkeit und Leidenschaft, Vertrauen und unerschütterliche Freundschaft vereint hatten, um gemeinsam zum Ziel zu führen. Ja, er würde über die Freunde schreiben, über alle Erben und über die Vampirclans, die über Europa verteilt im Verborgenen hausten. Bram schrieb:

Dies ist eine Geschichte von nächtlichen Wesen. Wir nennen sie Vampire, Blutsauger, Jäger der Finsternis, und fürchten uns vor ihnen. Zu Recht, denn sie sind gefährlich. Tödlich. Sie können berechnend kalt und grausam sein, doch sie sind noch viel mehr. Ich durfte ganz erstaunliche Erfahrungen mit diesen nächtlichen Jägern machen und rühme mich, noch immer unversehrt am Leben zu sein.

Die Vampire, die ich auf meinen Reisen durch ganz Europa fand, gehören zu verschiedenen Familien oder Clans, wie sie es nennen, die sich lange Zeit voneinander ferngehalten haben, ein jeder stolz auf seine eigene Blutlinie und nicht gewillt, eine Verbindung mit den anderen einzugehen. Doch das hat ihren Fortbestand gefährdet. Nicht nur wir Menschen haben unseren Teil beigetragen, sie zu vernichten. Die zerstrittenen Clans haben das Ihrige getan, sich gegenseitig vom Antlitz dieser Erde zu vertreiben, obgleich sie doch alle Nachfahren eines Einzigen sind: Dracula, der zu seinen Lebzeiten Vlad III. –

auch T¸epes¸ genannt – hieß, ein grausamer Fürst der Walachei. Er ist der Vater aller Vampire. Doch seine Kinder verließen ihn und wendeten sich von ihm ab, um an verschiedenen Orten Europas ihre eigenen Linien zu gründen. Sie vermehrten sich und wurden stark. Bald begannen sie, sich zu bekämpfen. Ihre Zahl nahm ab, ihre Macht schwand, und schließlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich zusammenzutun. So beschlossen sie, ihre letzten Erben gemeinsam auszubilden und zu stärken. Von diesen Erben der Nacht möchte ich nun erzählen.

Zufrieden sah Bram auf das beschriebene Blatt hinab. Ja, das würde seine Geschichte werden und die der Erben. Und die Geschichte von Ivy-Máire, die er niemals würde vergessen können.

Ein Hüsteln hinter seinem Rücken ließ Bram herumfahren. Er zwinkerte und fragte sich für einen Moment, ob seine Einbildungskraft die drei Gestalten heraufbeschworen hatte, die nun plötzlich in seinem Kabinett standen.

Alisa, die erstaunlicherweise wieder völlig gesund wirkte, lächelte ihn an. »Nein, wir sind keine Trugbilder. Wir dachten uns, wir besuchen Sie einmal. Ich hoffe, Sie nehmen uns unser Eindringen nicht übel?«

Noch immer verwirrt, versicherte Bram seinen überraschenden Besuchern höflich, wie sehr er sich freue, sie in seinem Haus begrüßen zu dürfen.

»Ich kann euch vermutlich nichts anbieten?«

Luciano grinste. »Wohl kaum. Es sei denn, Sie können Ihr Hausmädchen entbehren, das, soweit ich mitbekommen habe, bereits in seiner Kammer schläft? – Nein, das war ein Scherz«, fügte er rasch hinzu, als er Brams bestürzte Miene sah.

Franz Leopold trat ein wenig näher an den Sekretär und las, was Bram geschrieben hat. Er hob die Brauen. »Sehr nett, wirklich, vor allem *berechnend kalt und grausam* gefällt mir.«

»Damit meine ich nicht euch. Diesen Unterschied will ich ja gerade beschreiben«, verteidigte sich Bram. Alisa, die neben dem Kohleneimer in die Knie gegangen war und die zahlreichen zerknüllten Blätter glatt strich widersprach: »Eigentlich wollen Sie Ihr Buch über Ivy schreiben, nicht wahr?«

Bram wand sich ein wenig verlegen. »Nicht nur über Ivy. Über euch alle.«

Luciano schüttelte energisch den Kopf. »Das geht nicht.«

»Was?« Bram starrte ihn verwundert an. »Was soll nicht gehen?«

»Dass Sie ein Buch über uns schreiben«, erklärte Alisa. »Deshalb sind wir gekommen. Wir konnten in Ihren Gedanken lesen, dass Sie all Ihre Erlebnisse mit Ivy und mit uns niederschreiben möchten und als Buch veröffentlichen wollen.«

»Ja, das habe ich vor«, gab Bram zurück. In seiner Stimme schwang ein trotziger Unterton. »Ihr könnt mir nicht verbieten, ein Buch über Vampire zu schreiben.«

Leo schüttelte den Kopf. »Könnten wir wohl, aber das wollen wir gar nicht. Wir verbieten Ihnen nur, über uns Erben und unsere Clans zu schreiben.«

Ohne sich um Brams Protestschrei zu kümmern, zog ihm der Dracas das Blatt unter der Hand weg, mit der er die erste Seite seines Buches zu schützen suchte, zerknüllte sie und warf sie ins Feuer. Bram stieß einen Schrei aus, aber es war schon zu spät. Die Flammen loderten auf, und das Papier kräuselte sich zu Asche.

»Bram? Was ist? Hast du gerufen?« Florence' Schritte erklangen in der Halle und näherten sich der Treppe.

Er stürzte zur Tür und riss sie auf. »Nein, mein Herz, es ist alles in Ordnung. Ich habe mich nur gestoßen. Ich schreibe noch ein bisschen, aber bald bin ich so weit und komme zu dir hinunter.«

Sie legte die Hand auf das Geländer und setzte den Fuß auf die erste Stufe, dann überlegte sie es sich anders und kehrte in den Salon zurück.

Bram stieß einen unterdrückten Seufzer aus, schloss die Tür wieder und kehrte zu seinem Sekretär zurück. Sein Blick fiel auf die nun leere Schreibmatte.

»Ich will und ich werde ein Buch über Vampire schreiben«, protestierte Bram, nun allerdings mit gedämpfter Stimme, um Florence nicht doch noch auf den Plan zu rufen. »Ich bin Journalist und will mich nicht mein ganzes Leben nur mit der Verwaltung eines Theaters herumschlagen.«

»Sie wollen ein Dichter sein, ein Schriftsteller, wie ihr Freund Oscar Wilde«, sagte Alisa verständnisvoll.

»Ja! – Nein, ich bilde mir nicht ein, mich mit dem Genie von Oscar vergleichen zu können. Meine Stärken sind andere. Ich verstehe es zu recherchieren, die Fakten aufzuarbeiten und sie dann in klarer und mitreißender Form dem staunenden Publikum zu präsentieren.«

»Dann sollte das ein Fachbuch über Vampire werden?«, erkundigte sich

Luciano. »Wie sie Ihr ungarischer Freund Ármin Vámbéry schreibt?«

Bram schüttelte den Kopf. Er errötete leicht und wirkte ein wenig verlegen. »Nein, ich dachte an einen Roman, der aber auf meinen Erlebnissen beruht und darauf, was Ivy mir über euch erzählt hat.«

»Einen Roman finde ich gut«, mischte sich Alisa wieder ein. »Ja, schreiben Sie einen Roman über Vampire, aber nicht über uns Erben. Schreiben Sie über den Vater aller Clans, über Dracula! Berichten Sie über seine verlorene Liebe, über den Fluch und seine Burg in den Karpaten. Lassen Sie ihn nach London reisen und hier sein Unwesen treiben. Er soll Blut trinken und neue Vampire schaffen. Und dann schreiben Sie über seine Vernichtung und wie London, ja, die ganze Welt von der Last der Blutsauger befreit wurde.« Alisa hatte sich geradezu in Begeisterung geredet.

»Besuchen Sie doch einmal Jonathan Harker. Er ist für die Kanzlei Carter, Paterson & Co hier in London tätig und hat sich mit dem Transport einiger Kisten befasst, die vom Schwarzmeerhafen Warna mit einem Schoner nach London transportiert wurden. Mr Harker hat das Logbuch des Kapitäns in seinem Besitz, der als einziges Mannschaftsmitglied bei Ankunft des Schiffes in London noch an Bord war – wenn auch nicht am Leben. Man fand ihn tot ans Steuerrad gebunden. Die Leiche war seltsam blutleer und wies nur eine winzige Wunde am Hals auf!« Alisa sah Bram vielsagend an.

»Dann ist Dracula mit seinen Kisten voller Erde nach London gereist?«, fragte Bram. Die drei jungen Vampire nickten.

»So ist es. Denken Sie sich etwas aus. Lassen Sie Ihre Romanfiguren nach Transsilvanien reisen. Dichten Sie hinzu, was Ihnen Ihre Fantasie eingibt, aber beenden Sie Ihre Geschichte mit Draculas Vernichtung.«

»Und wer sollte es geschafft haben, Dracula zu vernichten, wenn ich Ivy und euch nicht erwähnen darf?«, fragte Bram, und seine Stimme klang bitter. »Der Vampirjäger van Helsing vielleicht?«

Luciano hob die Schultern. »Warum nicht? Wenn Ihr Freund nichts dagegen hat, in Ihrem Roman aufzutauchen?«

Bram blickte noch immer nicht ganz glücklich drein.

»Tun Sie es, bitte, für uns. Und um aller anderen Vampire willen, die nicht allein blutrünstig und grausam sind. Geben Sie uns Erben eine Chance, statt uns mit Ihrem Buch eine nicht minder blutrünstige Meute Vampirjäger auf den Hals

zu hetzen«, bat Alisa mit einem Blick, der seinen Widerstand schmelzen ließ.

»Nun gut, dann wird es eben ein Roman voller fantastischer Wendungen und der Jagd nach dem mächtigen und grausamen Fürst Dracula.«

Alisa strahlte ihn an. Sie nahm ein frisches Blatt Papier und schrieb in großen schwungvollen Lettern: *Dracula.*

Sie übergab Bram die Feder und trat dann einen Schritt zurück. Mit schief gelegtem Kopf betrachtete sie das Wort.

»Ja, das wird gut. Und ich wünsche Ihnen überwältigenden Erfolg mit Ihrem Werk.«

Bram lächelte zynisch. »Danke, das ist sehr nett, doch zuallererst muss ich das Werk einmal schreiben.« Er legte die Stirn in Falten und kaute abwesend auf dem Ende seines Federhalters.

»Wie werde ich es beginnen?«, murmelte er mehr zu sich gewandt.

Die drei Vampire schwiegen. Während Luciano aus dem Fenster sah und den Beutezug einer schwarzen Katze draußen im Garten beobachtete, trat Alisa vor das Bücherregal und las die Titel auf den Buchrücken. Franz Leopold stand neben dem Kamin, in seine eigenen Gedanken versunken, während eine ganze Weile nur das Knistern der Flammen zu hören war, die die Kohlenstücke verzehrten.

»Ich hab’s!«, rief Bram plötzlich und sah in die Runde. Seine Wangen röteten sich vor Aufregung. »Es wird ein Roman, aber ich werde ihn dennoch in Form eines Tagebuchs schreiben, so als hätten die Figuren des Romans alles tatsächlich so erlebt. Es werden also wechselnde Blickwinkel sein. Jeder weiß nur über einen Teil des Ganzen Bescheid und macht sich seine eigenen Gedanken. Ja, der Leser muss all die Facetten nacheinander sammeln und erst, wenn er sie zusammensetzt, erhält er das ganze Bild von Dracula und seiner Geschichte.« Beifallheischend blickte er einen nach dem anderen an.

»Ein guter Einfall«, bestätigte Alisa, und auch Leo und Luciano bestärkten Bram in seiner Idee.

Nun, da er einmal in Fahrt war, sprühte Bram geradezu vor Einfällen.

»Ich könnte zuerst diesen jungen Anwalt nach Transsilvanien reisen lassen, um mit Dracula den Kauf des Hauses in London zu besprechen, wo er sich niederzulassen plant. Die Erde muss zu seinem neuen Domizil transportiert werden, weil – hm, lasst mich überlegen, weil Dracula tagsüber nur in

Muttererde ruhen kann!«

»Ich sehe, wir müssen uns nicht sorgen, dass es unserem Freund Bram an Fantasie mangelt, eine unglaublich spannende Geschichte zu schreiben«, meinte Luciano.

»Du wolltest wohl sagen eine unglaubliche und spannende Geschichte«, korrigierte Leo, der offensichtlich ebenfalls zufrieden war.

Bram hörte gar nicht zu. Er war in seine eigene Welt abgetaucht und sah den jungen Kanzleimitarbeiter bereits auf seiner Reise. Er tauchte die Feder ins Tintenfass und schrieb:

Jonathan Harkers Tagebuch
Stenografiert

3. Mai / Bistritza – Am 1. Mai um 20.35 Uhr Abfahrt aus München, Ankunft in Wien um 6.46 mit einer Stunde Verspätung. Budapest scheint eine sehr schöne Stadt zu sein, leider hatte ich nur für einen kurzen Spaziergang in Bahnhofsnähe Zeit. Man hat das Gefühl, den Westen zu verlassen und den Osten mit allen Traditionen türkischer Herrschaft zu betreten, sobald man die Donau, die hier schon majestätisch breit fließt, auf einer der prächtigen Brücken überquert.

Neugierig sahen ihm die Vampire über die Schulter. Bram schien ihre Anwesenheit völlig vergessen zu haben. Er war zurück in Ungarn und näherte sich nun der Grenze zum Reich hinter den Wäldern: Transsilvanien.

»Lassen wir unseren Dichter mit seinen Gedanken alleine«, schlug Alisa leise vor, um ihn nicht zu stören.

»Luciano nickte. »Ja, gehen wir. Ich habe Hunger. Wollen wir zusammen auf die Jagd gehen?« Er entblößte seine blendend weißen Reißzähne.

Leo tat es ihm gleich. »Aber gerne doch.«

Er verbeugte sich vor Alisa und bot ihr den Arm. »Darf ich bitten, meine Liebe? Die Stadt und ihre unfassbar vielen Menschen warten mit ihrem köstlichen Blut auf uns.«

Alisa hakte sich bei ihm unter. Gemeinsam verließen sie das Haus. Als sie im Garten standen, um sich für ihren Rückweg zu wandeln, mahnte sie: »Wir werden aber von jedem nur so viel trinken, dass wir keinem schaden!«

Luciano verdrehte die Augen. »Alisa, hör auf. Wir sind Vampire! Blutsauger. Die Jäger der Finsternis, wie unser Freund Bram es so schön sagte. Wir haben

einen Ruf zu verlieren, wenn wir es uns nicht ordentlich schmecken lassen.«

Alisa versuchte sich an einem strafenden Blick, doch sie konnte das in ihr aufsteigende Lachen nicht unterdrücken. Noch immer kichernd rief sie den Nebel. Leo und Luciano taten es ihr gleich. Fast gleichzeitig erhoben sich die drei Fledermäuse aus dem Gras und flatterten dem aufgehenden Mond entgegen in die Stadt zurück.

*

Die Nacht der Abreise rückte unerbittlich näher. Und dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Reisekisten zu packen und sie zum Hafen bringen zu lassen. Erstaunt sah Alisa, wie Rowena mit einer langen und offensichtlich sehr schweren Kiste unter dem Arm aus dem Flügel trat, in dem die Erben der Vyrad ihre Kammern hatten.

»Willst du verreisen?«, scherzte Alisa und fasste mit an, um ihr zu helfen.

Rowena nickte ernst, dann strahlte sie. »Ja, so kann man es nennen. Vielleicht werde ich London für immer verlassen.«

Alisa starrte sie verwirrt an. »Was hast du vor?«

»Ich gehe mit Mervyn nach Irland, was sonst?«, gab die Vyrad zurück, als sei dies selbstverständlich. Alisa klappte der Mund auf. Im Gegensatz zu ihr war Rowena also bereit, bei einem fremden Clan zu leben, um mit Mervyn für immer zusammen zu sein. Aber die Lycana waren auch nicht wie die Dracas!

»Du musst nicht so erstaunt dreinsehen. Soviel ich weiß, wird Chiara ebenfalls nicht nach Rom zurückkehren, sondern mit euch nach Hamburg reisen. Das hat sie mir zumindest gesagt.«

Auch Chiara und Sören blieben vereint? Alisa schluckte. Und Clarissa würde sowieso für immer an Lucianos Seite sein. Und sicher nicht als sein Schatten, dafür würde er sorgen. Das hatte er ihr geschworen, und Alisa glaubte ihm. Sie half Rowena noch, ihre Kiste auf das Dach der Kutsche zu heben, dann verabschiedeten sich die beiden Vampirinnen herzlich und wünschten einander Glück. Mervyn kam angelaufen, drückte Alisas Hand und strahlte Rowena an, die bereits in der Kutsche saß.

»Wir müssen los und zusehen, dass wir an Bord kommen.«

Alisa sah sich um. »Wird Seymour nicht mit euch zurück nach Irland reisen?«

Mervyn hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wo er ist. Ich habe ihn schon viele Nächte nicht mehr gesehen. Du etwa?«

Alisa schüttelte bedrückt den Kopf. »Nein, er ist seit Wochen verschwunden. Ich glaube, er hat es einfach nicht mehr ausgehalten. Vielleicht ist er längst zurück in Irland und findet Trost in seiner Heimat.«

»Vielleicht«, sagte Mervyn vage. Das Strahlen war aus seinem Gesicht gewichen. »Ivy war nicht leicht zu verstehen. Sie war schon immer irgendwie anders, aber ich habe sie bewundert. Ihr Plan war unglaublich, und sie war bereit, bis zum Äußersten zu gehen, um ihn durchzuführen. Wir müssen ihr dankbar sein.«

Alisa nickte. »Ich weiß, und dennoch bin ich traurig. Sie fehlt mir sehr.«

»Ja, diese Lücke wird niemand schließen können. Ivy war einzigartig – das hat eben auch Dracula erkannt.«

Sie reichten einander noch einmal die Hände, dann stieg Mervyn ein, und die Kutsche ratterte in Richtung Hafen davon.

Alisa machte kehrt und ging langsam über den Hof zurück. Ihr wurde immer schwerer ums Herz. Sie war mit ihren Gedanken noch bei Ivy, die ihr zuletzt so fremd geworden war. Wie gut waren sie einmal befreundet gewesen. Sie wünschte, mehr Zeit mit ihr gehabt zu haben. Alisa hätte sie noch so vieles fragen können und sie wollte Ivy einfach wiederhaben. Doch das war unwiederbringlich vorbei.

Es wurde Zeit, ihre eigene Kiste zu holen, und mit Tammo, Hindrik und Sören – und mit Chiara – nach Hamburg zurückzukehren.

Sören und Chiara. Obwohl sich Alisa für die beiden freute, fragte sie sich bang, ob sie es ertragen würde, Nacht für Nacht ihr Glück zu sehen und daran erinnert zu werden, dass ihr Herz tausend Meilen weiter im Süden weilte.

Alisa blieb stehen. Warum nur hatte sie Nein gesagt, als Leo sie fragte, ob sie sich vorstellen könnte, eine längere Zeit bei den Dracas zu verbringen? Eine ganze Ewigkeit mit den Dracas? Sie konnte nicht verhindern, dass es sie schauderte. Wie konnte sie das auf sich nehmen? Ihre Familie verlassen. Tammo und Hindrik, Dame Elina und Sören und all die anderen?

Ja, Wien war eine prächtige Stadt. Sie würde die Bälle lieben, das Theater und die Oper, und dennoch, der Gedanke an Baron Maximilian und die anderen Dracas ließ alles zu bitter schmecken.

Aber ein Leben ohne Leo? Nur ab und zu ein paar Tage auf Besuch? Der Gedanke war entsetzlich. Mit ausladenden Schritten stürmte Alisa über den Hof,

so als könne sie so ihren quälenden Fragen davonlaufen. In ihrer Kammer traf sie Hindrik.

»Bist du bereit? Ich denke, du willst in der Kutsche zum Hafen fahren und dich erst an Bord in deinen Sarg begeben? Das Schiff wird bei Anbruch des Tages ablegen.«

»Können wir nicht alle zu Fuß gehen?«, bat Alisa. »Ich möchte die letzte Stunde mit Luciano und Clarissa verbringen. Außerdem denke ich, Chiara und Luciano wollen die Zeit nutzen, die ihnen noch gemeinsam bleibt.« *Und ich will mich wenigstens richtig von Leo verabschieden,* fügte sie im Geist hinzu. *Wer weiß, wann wir uns wiedersehen?* Rasch schob sie den schmerzlichen Gedanken beiseite und fragte Hindrik ein wenig vorwurfsvoll: »Wusstest du, dass Chiara mit uns nach Hamburg kommt?«

Hindrik nickte. »Ich dachte es mir schon, doch die beiden haben die Entscheidung lange vor sich hergeschoben. Erst gestern kamen sie damit zu mir.«

»Mir hat keiner was gesagt«, murrte Alisa, obwohl sie sich denken konnte, warum Sören nicht auch ihr freudestrahlend die Neuigkeit verkündet hatte. Er war nur rücksichtsvoll. Sie konnte ihm keinen Vorwurf machen.

So schlenderten die Erben, die gemeinsam das Schiff nach Hamburg nehmen würden, zusammen zum Hafen hinunter, während Hindrik und die anderen Servienten die Reisekisten an Bord schafften.

Leo, Luciano und Clarissa begleiteten sie. Alisa versuchte sich nicht zu krampfhaft an Leos Hand zu klammern, doch der Gedanke, dass sie bald schon Abschied nehmen mussten, zerriss ihr das Herz. Jede Bemühung um ein Lächeln misslang ihr kläglich, und sie schaffte es auch nicht, in das muntere Geplauder der anderen einzustimmen, die sich neckten und scherzten, um den Gedanken zu vertreiben, dass ihre gemeinsame Zeit der Akademie in dieser Nacht endete.

»Wir werden einander besuchen«, sagte Luciano aufmunternd und legte den Arm um seine Cousine.

Er knuffte Sören gegen den Oberarm. »Dass du mir gut auf sie aufpasst! Gern gebe ich sie dir nicht, aber ich muss zugeben, sie hätte schlechter wählen können.«

Chiara bleckte die Zähne. »Als ob du da etwas mit zu entscheiden hättest, werter Cousin. Du glaubst doch nicht etwa, dass ich dich bei der Wahl meiner

Zukunft um Erlaubnis frage?«

»Nein, du hattest schon immer einen Dickkopf – einen verdammt hübschen Dickkopf –, den ich samt dem ganzen Rest vermissen werde.«

Chiara umarmte ihn und küsste ihn auf beide Wangen. »Ich werde dich auch vermissen, Luciano. Und ich schwöre dir, es wird kein Jahr vergehen, in dem ich nicht nach Rom komme oder dich nach Hamburg zerre!«

»Das hoffe ich!«, gab er zurück und erwiderte ihre Küsse.

»Himmel, hört denn die Küsserei hier gar nicht mehr auf?«, rief Tammo. »Das ist ja widerlich! Sind wir nun blutrünstige Vampire oder nicht?«

Die anderen lachten. Nur Alisa wurde das Herz noch schwerer. »Komm, lass uns noch ein wenig den Kai auf und ab spazieren, bis man uns an Bord ruft«, schlug sie Leo mit mühsam beherrschter Stimme vor.

Leos Augen blitzten, und sie wusste, dass er sie durchschaut hatte, doch er sagte nichts, bot ihr nur den Arm und führte sie davon. Als sie von den anderen nicht mehr zu sehen waren, blieb er stehen und legte seine Hände auf ihre Schultern.

»Willst du mir weismachen, dass auch du etwas gegen die Küsserei hast – oder liegt es nur daran, dass es die anderen sind, die sich küssen?« Er lächelte breit. »Nein, du musst nicht antworten.«

Er beugte sich vor und küsste Alisa zärtlich auf den Mund. Dann zog er sie an sich und hielt sie in seiner Umarmung. Alisa schmiegte sich an ihn und versuchte vergeblich, die Mauer in ihrem Geist aufrechtzuerhalten, um ihn nicht mit ihren Ängsten und dem Schmerz der unerbittlich näher kommenden Trennung zu überschütten.

Vielleicht war er zu taktvoll, etwas dazu zu sagen. Und vielleicht fühlte auch er sich ein ganz klein wenig traurig? Alisa fehlte die Kraft, seinen Geist danach auszuforschen. Lieber nützte sie die letzten Minuten, die ihr blieben, um sich noch einmal küssen zu lassen, was Leo auch tat. Dann nahm er sie an der Hand und führte sie zu den anderen zurück.

»Wann werden wir uns wiedersehen?«, drängte sie mit einem Anflug von Panik in der Stimme.

»Bald. Versprochen! Hegst du Zweifel daran?« Verwundert hob Leo die Brauen.

»Nein, natürlich nicht«, beeilte sich Alisa zu versichern und versuchte, ganz

fest daran zu glauben.

Es wurde Zeit. Hindrik trat zu ihnen und bat sie, mit an Bord zu kommen. Im Osten zeigte sich bereits der erste rote Streifen am Himmel.

»Kommt mit und legt euch in eure Särge«, forderte sie Hindrik auf.

»Warum? Du weißt, dass wir inzwischen dem Ruf der Sonne widerstehen können«, meuterte Tammo.

»Ich aber nicht, und daher werde ich jeden eurer Särge eigenhändig zunageln, bevor ich in meine Todesstarre falle!«, erwiderte Hindrik bestimmt.

»Also reine Schikane«, gab Tammo zurück.

»Nenne es, wie du willst, aber komm endlich mit!«, meinte Hindrik und überquerte als Erster die Planke. Die Erben ergaben sich in ihr Schicksal, folgten ihm in den Laderaum und ließen sich in ihren Särgen einschließen. Noch ein letzter Blick in Leos lächelndes Gesicht, dann schloss sich der Deckel unerbittlich über ihr und ließ Alisa bewegungslos in der Finsternis mit ihren Gedanken alleine. Sie war froh, als die Sonne aufging und sie sich ihrer Starre hingeben konnte. Ihr Geist erlahmte, bis die Sonne wieder unterging und sie Hamburg längst erreicht hatten.

Sie konnte hören, wie Hindrik sich an den Särgen zu schaffen machte. Offensichtlich befreite er erst Sören, Chiara und Tammo aus den ihren, ehe er sich Alisas Sarg zuwandte, doch ausnahmsweise hatte sie es nicht eilig. Es gab nichts, worauf sie sich freuen konnte. Niemand, dem sie entgegenfieberte.

Nun wurden die Nägel auch aus ihrem Sarg entfernt und der Deckel klappte auf. Doch es war nicht Hindriks Gesicht, das ihr entgegenlächelte. Ihr Herz machte einen Sprung, ihr Magen begann zu schlingern.

»Leo! Was machst du denn hier?«

Ihre Gedanken überschlugen sich, doch ihr fiel keine vernünftige Erklärung ein, warum Leo ihr in diesem Moment die Hand reichte und sie aus dem Sarg zog.

»Was ich hier mache? Mal überlegen. Ich ziehe es vor, mir Chiaras Reize weiterhin anzusehen, statt das Gezänk meiner Cousine jede Nacht über mich ergehen zu lassen? Oder fällt mir noch ein anderer Grund ein, warum ich beschlossen habe, bei den Vamalia in Hamburg zu bleiben?« Er zog die Stirn kraus, als wollte er angestrengt nachdenken.

»Leo!«, quietschte Alisa. »Ist das wahr? Du willst hier bei uns bleiben? – Bei

mir?«, fügte sie ungewohnt schüchtern hinzu.

»Aber natürlich, meine Liebe, was hast du denn gedacht? Nachdem du nicht zu meiner Familie nach Wien kommen wolltest – dein Entsetzen bei dieser Vorstellung war nicht zu übersehen. Ich weiß ja, was du von meiner Familie hältst. Das hast du, äh, glaube ich, zwei- oder dreimal nebenbei erwähnt. Da war von ›widerlich arrogant‹, ›unerträglich‹ und Ähnlichem die Rede.« Er zwinkerte ihr zu. »Nein, nachdem ich noch einmal darüber nachgedacht habe, bin ich zu dem Schluss gekommen, du würdest dich im Palais Coburg unter lauter Dracas nicht wohlfühlen. Andererseits finde ich euch Vamalia ganz patent, sodass ich es sogar auf mich nehme, Tammo jede Nacht um mich zu haben.«

Der jüngste der Vamalia zog eine Lausbubengrimasse und streckte ihm die Zunge heraus. »Nun mach aber mal halblang«, beschwerte er sich. »Ich bin auch schon fast erwachsen.«

»Ja, das habe ich gesehen«, erwiderte Leo bemüht ernst und wandte sich wieder Alisa zu, deren Hände noch fest in den seinen lagen.

»Du willst also nicht wieder nach Wien zurückgehen?«, versicherte sich Alisa noch einmal.

»Nein, ich bleibe hier. Ich liebe dich, Alisa. Und ich habe nicht vor, dich jemals wieder zu verlassen, bis in alle Ewigkeit«, schwor Leo. »Ich bleibe bei dir hier in Hamburg.« Er zögerte einen Moment. »Aber wenn du möchtest, können wir zur Ballsaison ab und zu nach Wien fahren.«

Alisa nickte verzückt. »Oh ja, und nach Rom, um Luciano und Clarissa zu besuchen, und nach Irland zu Rowena und Mervyn. Vielleicht sehen wir dann ja auch Seymour wieder.«

»Und nach Paris, mit Fernand und Joanne die alten Katakomben unsicher machen«, mischte sich Tammo ein, aber die beiden achteten nicht auf ihn.

»Ja, so machen wir es, meine Liebste. Wie konntest du annehmen, ich würde dich gehen lassen?«

Hilflos hob Alisa die Schultern. »Vielleicht konnte ich mir einfach nicht vorstellen, dass jemand mich so sehr liebt. Und dann auch noch ausgerechnet du: der schönste und geistreichste und begehrenswerteste und …«

Franz Leopold unterbrach sie. Er küsste Alisa mit einer solchen Leidenschaft, dass sie beide das Gleichgewicht verloren. Nicht bereit, einander loszulassen, fielen sie zusammen in den Sarg zurück. Der Deckel schlug über ihnen zu.

»Du kannst Alisas Sarg wieder zunageln«, rief Tammo Hindrik übermütig zu. »Vor morgen Nacht wollen die bestimmt nicht wieder heraus. Nein, ist das widerlich«, fügte er hinzu und zog die Nase kraus, doch in seiner Stimme schwang Sehnsucht.

DIE ZUKUNFT BEGINNT

Dichte Wolken jagten vom Meer heran und ballten sich zu einer düsteren Masse zusammen, die die Gipfel der Berge zu verschlucken drohte. Der Wind heulte über das Land und trieb eisige Regenschauer vor sich her. Mit gesenktem Kopf trottete der weiße Wolf den morastigen Pfad entlang. Er spürte weder Wind noch Regen. Und doch war es in seinem Inneren kälter als draußen im Moor. Sein Herz war erstarrt. War es zu Anfang auch wie von Kälte betäubt gewesen, so wich die Taubheit nun einem immer tieferen Schmerz, der ihn Tag und Nacht antrieb und ihn keine Ruhe finden ließ. Er folgte dem Pfad, bis er sich im Moor verlor. Das breite Tal ging in einen Berghang über, der rasch steiler wurde. Unermüdlich lief Seymour voran. Erst noch durch das braune Moor, dessen Morast sein Fell an den Beinen dunkel färbte. Mit zunehmender Höhe wurde der Boden härter und wich dann den grauen Felsen. Seymour lief hinauf bis auf den Grat, wo er einst mit Ivy gestanden hatte. Er ließ sich auf die Hinterbeine sinken und sah über das Land, das so trostlos wirkte, wie er sich fühlte. Tara würde ihn willkommen heißen und den Schmerz des Verlustes mit ihm teilen, den sie selbst vielleicht ebenso tief empfand, doch Seymour zog es vor, alleine zu sein. Er wollte sich jeden Augenblick an Ivy erinnern und daran, dass sie niemals wiederkehren würde. Er gab sich seinem Schmerz hin und wusste, dass er keinen Trost finden würde, ganz gleich wie viele Jahre verstreichen sollten. Er war zu Ivys Begleiter und Beschützer ausersehen worden, und er hatte versagt.

Und deshalb, denkst du, hast du es verdient, auf ewig zu leiden? Seymour, du bist ein Narr!

Der Wolf erstarrte. Ivy! Das war Ivys Stimme in seinem Kopf. Sie klang wie früher, bevor Draculas Geist sie vergiftet hatte. Ach, wie süß und wie grausam sein Geist zu ihm war, mit ihrer Stimme zu ihm zu sprechen.

Seymour! Nun reiß dich aber zusammen. Willst du dich wirklich die nächsten einhundert Jahre in Selbstmitleid baden? Es ist nicht deine Schuld. Akzeptiere das! Ich habe den Plan geschmiedet und ihn ausgeführt. Es gab nichts, was du hättest tun können.

Wusstest du, dass es so enden würde?, klagte er. Er lauschte in sein Inneres,

doch nichts kam. Er dachte schon, keine Antwort zu erhalten, als er ihre Stimme wieder vernahm.

Vielleicht habe ich es gewusst, doch die Hoffnung ist ein starkes Gefühl, das sich nicht so leicht unterkriegen lässt. Ja, ich muss zugeben, ich habe gehofft, dass kein Opfer nötig sein würde. Ich wollte nicht gehen. Ich hätte zu gern die letzten Monate der Akademie mit dir und unseren Freunden in London genossen.

Offenbar bediente sich sein Geist nicht nur ihrer Stimme, sondern legte ihr auch noch Antworten auf die Fragen in den Mund, die ihn so sehr quälten?

Seymour, du bist und bleibst ein Narr!, erklang es nun recht amüsiert in seinem Kopf.

Ivy? Bist du noch irgendwo dort draußen?

Die Antwort klang sanft wie eine Liebkosung. *Seymour, mein geliebter Bruder, ich werde immer bei dir sein. Hab doch ein wenig Vertrauen und geh beherzt in deine Zukunft. Ich verspreche dir, sie wird noch einige Überraschungen für dich bereithalten.*

Seymour erhob sich und schüttelte sich den Regen aus dem Fell. Vielleicht war Ivy ja doch noch irgendwo dort draußen. Ja, vielleicht würde ein Wunder geschehen und sie zu ihm zurückbringen. Nach Irland in ihre Heimat, dort wo sie beide hingehörten. Er würde auf sie warten. Ganz egal, wie lange es dauern sollte. Doch zuerst würde er sich aufmachen, Tara zu besuchen. Es wurde Zeit, die Einsamkeit hinter sich zu lassen. In weiten Sprüngen rannte der Wolf den Berghang hinab. Es war ihm, als könne er schon die Wärme ihres Feuers spüren. Der vertraute Geruch von getrockneten Kräutern und kräftiger Suppe im Kessel über dem Torffeuer kitzelte ihn in der Nase.

GLOSSAR

Advokat – veraltete Bezeichnung für einen Rechtsanwalt. Der Rechtanwalt vertritt vor Gericht den Angeklagten, während der Staatsanwalt die Anklage vertritt. In England heißt der Staatsanwalt Crown Prosecutor.

Agnus Dei – lateinisch für ›Lamm Gottes‹. Es ist eines der ältesten Symbole für Jesus Christus. Das Osterlamm mit der Fahne ist ein Zeichen für die Auferstehung. Es taucht häufig in der christlichen Kunst auf und wird auch in Wappen verwendet.

Archivolten – vom lateinischen *Arcus volutus,* ›gewölbter Bogen‹. In der Architektur werden mit Figuren oder durch Profile dekorierte plastisch nach vorn gewölbte Rund- oder Spitzbögen als Archivolten bezeichnet. Meist findet man diese über Portalen.

Bajonett – auch Seitenwehr genannt, ist eine Stichwaffe in Form eines langen Dorns oder einer Stahlklinge, die man auf einen Gewehrlauf aufsteckt. Diese Art von Waffe entstand im 17. Jahrhundert.

Barrister – im englischen Rechtssystem ist der Barrister der Rechtsanwalt, der im Prozess vor Gericht als Verteidiger des Angeklagten auftritt und die für das Gerichtsverfahren relevanten Schriftstücke entwirft. Alle Barrister müssen in einer der vier Anwaltskammern für Barrister, den Inns of Court, Mitglied sein und erhalten von diesen ihre Zulassung *(*Call to the Bar*).* Die vier Anwaltskammern sind The Honourable Society of the Inner Temple, The Honourable Society of the Middle Temple, Gray’s Inn und Lincoln’s Inn.

Bencher – oder, Master of the Bench ist ein besonders anerkanntes Mitglied einer der vier Inns of Court in London. Wird ein Mitglied von den anderen Senior Members einmal zum Bencher gewählt, bleibt er das für sein ganzes Leben.

Conte – italienischer Titel für Graf

Constable – Dienstrang der verbeamteten Polizei in England. Unterschieden wird vom einfachsten Police Constable (PC) bis zum obersten Chief Constable.

Dissenter – Mitglieder von kirchlichen Gemeinden in England und Wales, die eine von der anglikanischen Kirche abweichende Ansicht vertraten, werden als Nonkonformisten oder Dissenter bezeichnet.

Dandy – Bezeichnung des 18. und 19. Jahrhunderts für junge Leute, die in auffälliger Kleidung auftreten. Im Gegensatz zum Beau oder dem deutschen →Stutzer verabscheut aber der englische Dandy alles Grelle oder Parfümierte. Zu seiner gewählten Kleidung gehören das Auftreten und die ausgefeilten Manieren eines Gentleman. Kleidung und feiner Umgang werden zum einzigen Lebenszweck erhoben, sodass er über so schnöden Dingen wie Arbeit und Geldverdienen steht.

Governor – leitender Beamter einer Grafschaft, eines Countys oder eines Bundeslandes, der in Deutschland dem Ministerpräsident entsprechen würde.

Grenadier – Infanterist im 17. und 18. Jahrhundert zum Einsatz für spezielle Aufgaben. Die Grenadiere waren die Elitetruppe. Die ersten waren mit Handgranaten bewaffnet. Später waren die Grenadiere ein Teil der Infanterietruppen des Heeres, die im Schwerpunkt der Schlacht eingesetzt und mit besonders gefährlichen Aufgaben betraut wurden.

Infanterist – Die Infanterie bildete die Fußtruppe im Gegensatz zur Kavallerie, der berittenen Truppe.

Kassettendecke oder **Felderdecke** – eine meist hölzerne Deckenstruktur, die aus Rippen und Balken aufgebaut ist. Durch die regelmäßige Anordnung der Rippen und Balken entstehen kastenförmige Vertiefungen, die sogenannten Kassetten.

Kommende, auch **Komturei** – Niederlassung eines Ritterordens, einem Kloster und seinen zugehörenden Ländereien vergleichbar.

Lorgnon – eine Art Brille, die als Lesehilfe mit einem Griff vor die Augen gehalten wird. Dieser Griff ist meist an einer Kette befestigt, die um den Hals getragen wird.

Modistin – auch Putzmacherin genannt, fertigte Hüte und andere Kopfbedeckungen für Damen an. Dieser Beruf wurde fast ausschließlich von Frauen ausgeübt.

Plädoyer – zusammenfassende Schlussrede bei einem Strafverfahren. Es halten

sowohl der Staatsanwalt als auch der Verteidiger ein Plädoyer.

Schlussstein – letzter Stein im höchsten Punkt eines Bogens oder im Hauptknotenpunkt eines Rippen- oder Kreuzgewölbes.

Schoner – ursprünglich ein Segelschiff mit zwei Masten, dessen vorderer Mast kleiner war als der hintere. Später wurden auch Schiffe mit mehr als zwei Masten als Schoner bezeichnet.

Solicitor – bezeichnet im englischen Rechtssytem einen Rechtsanwalt, der nicht vor Gericht auftritt, sondern nur beratend tätig ist. Die Vertretung vor Gericht übernimmt der →Barrister, der von dem den Mandanten zuvor beratenden Solicitor beauftragt wird.

Stutzer – altertümliche Bezeichnung für einen Menschen, der sich übertrieben mit seiner Erscheinung befasst und mit seiner eleganten und oft sehr auffälligen Kleidung Aufmerksamkeit erlangen will.

Tatzenkreuz – Kreuz mit sich verbreiternden Balkenenden, wie es die Templer in ihrem Wappen führen.

Templer, auch Tempelritter oder Tempelherren – Ein im 12. Jahrhundert gegründeter geistlicher Ritterorden. Dieser Orden gehörte zu den kämpfenden Orden, deren Mitglieder Mönche und Ritter waren. Es war der erste Orden, der die Ideale des adeligen Rittertums mit denen der Mönche vereinte. Während der Kreuzzüge waren die Templer eine militärische Eliteeinheit. Die oft mehr burg- als klosterähnlichen Niederlassungen, in denen die Templer zusammenlebten nannte man →Komturei oder →Kommende. Der Orden der Templer wurde nach einer groß angelegten Intrige des französischen Königs Philipp IV. im Jahr 1312 von Papst Clemens V. aufgelöst, während die beiden Ritterorden der Johanniter (auch Hospitaliter oder Malteser) und der Deutsche Orden bis heute weiterbestehen.

Wanten – Als Wanten bezeichnet man die Seile, die die Masten zu beiden Schiffsseiten hin verspannen. Je nach Angriffspunkt am Mast werden sie als Top-, Ober- oder Unterwanten bezeichnet. Zwischen den Wanten sind Webleinen gespannt, die zum Besteigen der Masten dienen.

DICHTUNG UND WAHRHEIT

Die Erben der Nacht ist eine Reise durch Europa und ein Zeitreise zurück in das 19. Jahrhundert. Es geht nicht nur um Vampire, sondern auch um die Menschen in ihrer Zeit und wie sie gelebt haben. Es tauchen viele Personen auf, die es wirklich gab, und Ereignisse, die tatsächlich so stattgefunden haben. Habe ich mir in den anderen Bänden mehr die Kunst, Kultur, Politik oder Wissenschaft vorgenommen, so war es in London das englische Rechtssystem mit der Entwicklung der Polizei und Scotland Yard. Voran die vier Londoner Inns of Court mit ihren Barristern und deren Traditionen. Übrigens war Bram Stoker Mitglied der Honourable Society of the Inner Temple!

Wie immer war ich natürlich mehrmals vor Ort und bin auf der Suche nach spannenden Anekdoten nach London gereist. Bei den »London Walks« kann man von den Guides interessante und skurrile Dinge erfahren. Spannend sind vor allem die nächtlichen Spaziergänge auf der Suche nach Geistern und Dämonen – oder auf den Spuren von Jack the Ripper! Es gibt natürlich auch einige interessante Bücher, wie *London von Scotland Yard bis Jack the Ripper – Ein Führer zu 350 Kriminalschauplätzen* oder *Wahre Morde – Die berühmtesten Kriminalfälle und -prozesse aus England*. So konnte ich für die Erben echte Fälle zusammensuchen, wie den übereifrigen Befreiungsversuch der irischen Freiheitskämpfer aus dem House of Correction oder den Fall Oscar Slater. Auch der mörderische Barbier Sweeney Todd ist ein bekannter Londoner Fall, bei dem ich allerdings Zweifel hege, dass er sich so zugetragen hat. Man fand zwar um 1880 bei Abrissarbeiten an der Fleet Street unter dem Haus Nr. 186 einen Zugang zu einem weitverzweigten Stollensystem, das unter der Kirche durchführte und zu einer Grube mit unzähligen menschlichen Knochen, dennoch glaube ich nicht, dass diese auf den Barbier zurückzuführen sind. Auch die Ausgrabungen in der St.-Peter-Kapelle im Tower haben mit Königin Victorias Genehmigung zu dieser Zeit stattgefunden. Die blutigen Geschichten rund um den Tower kann man sich vor Ort eindrucksvoll von den Warders selbst erzählen lassen.

GASTSTARS

Königin Victoria und Prinz Albert

Als Prinzessin Alexandrina Victoria von Kent 1819 im Kensington Palace geboren wurde, stand sie nur an fünfter Stelle der britischen Thronfolge. Bereits acht Monate später starb ihr Vater hochverschuldet, weswegen ihre Mutter aus dem Hause Sachsen-Coburg-Saalfeld das Erbe ausschlug. Bei der Familie ihres Mannes fand sie wenig Unterstützung. Der ältere Bruder, der als König Georg IV. nun den Thron bestieg, ignorierte seine Schwägerin und ihre Tochter. Sie vertraute sich John Conroy an, der darauf aus war, Victoria unmündig auf den Thron zu helfen, um sie und ihre Mutter dann zu beherrschen. Deshalb sorgte er dafür, dass sie von den britischen Hofkreisen isoliert blieben. Er redete der Mutter ein, die Brüder des Königs würden dem Kind nach dem Leben trachten.

Nach Georgs Tod kam sein jüngerer Bruder Wilhelm IV. 1830 auf den Thron. Im Gegensatz zu seinem Bruder hätte er Victoria gerne um sich gehabt und lud sie zu seiner Krönung ein. Derweil versuchten Conroy und ihre Mutter, sie weiter unter ihrem Einfluss zu halten und ihr eine Unterschrift abzuringen, die ihnen später, wenn Victoria den Thron besteigen würde, viel Macht sichern sollte. Doch Victoria verweigerte sich. Es kam zum Bruch mit ihrer Mutter.

Im Alter von 18 Jahren bestieg Victoria nach dem Tod ihres Onkels Wilhelm 1837 den Thron. Sie befreite sich vom Einfluss ihrer Mutter und Conroys. Das Volk war von seiner jungen Königin begeistert. Ihre Vorgänger waren nicht gerade beliebt gewesen. Es gab keinen Skandal, den die Könige und ihre Brüder ausgelassen hätten. Sie schwelgten in Verschwendungssucht, aßen und tranken übermäßig, lebten ungeniert ihre Liebesaffären aus und hatten unzählige uneheliche Kinder. Ihre Regierung war von Vetternwirtschaft und Korruption geprägt. Victoria wandte sich bewusst gegen diese Missstände, und es gelang ihr, das Ansehen des Königshauses beim Volk wiederherzustellen. Sie lebte dem Volk ein heiles Familienleben ohne Affären und Skandale vor, das zum Inbegriff des viktorianischen Zeitalters wurde.

1840 heiratete sie ihre große Liebe, ihren Cousin Albert von Sachsen-Coburg und Gotha. Ihre Ehe war sehr glücklich und in den ersten fünf Ehejahren, bekam

Victoria fünf Kinder. Dennoch war sie die starke Frau, die regierte, und Albert konnte ihr nur nach und nach einige Aufgaben abnehmen und sich so mehr in die Regierung einbringen. Er kümmerte sich um die Finanzen und war die treibende Kraft für die Weltausstellung in London 1851. Erst mit diesem Erfolg erlangte der bis dahin vom Volk eher ignorierte oder belächelte Prinzgemahl – wie er sich offiziell erst 1857 nennen durfte – die Anerkennung der Briten.

Mit 42 Jahren starb Albert an Typhus oder an einem Krebsleiden. Victoria war untröstlich. Bis an ihr Lebensende trug sie Witwentracht. Ihre Trauer war so tief, dass sie seine Räume unverändert ließ, als würde er noch leben. Jeden Abend mussten heißes Wasser bereitgestellt und seine Handtücher gewechselt werden. Jahrelang verfiel die Königin in eine Art Starre und weigerte sich, ihren öffentlichen Verpflichtungen nachzukommen. Eine der wenigen Male, da sie nach dem Tod ihres Mannes in der Öffentlichkeit auftrat, war die Einweihung des Albert Memorial in den Kensington Gardens. Durch ihre »Abwesenheit« geriet sie zunehmend in Kritik und wurde beim Volk immer unbeliebter. Diese änderte sich erst viele Jahre später, als sie sich wieder mehr um ihr Land kümmerte. 1887 feierte sie ihr goldenes Thronjubiläum und die Menschen jubelten ihr zu. Sie war von der trauernden Witwe wieder zur Monarchin, zur Mutter des Landes geworden. Sie sollte auch noch ihr diamantenes Thronjubiläum erleben! 1901, nach 64 Jahren auf dem britischen Thron, starb Königin Victoria in den Armen ihres Enkels, des deutschen Kaisers Wilhelm II.

Lord Byron

Hartmut Müller beginnt sein Buch mit den Sätzen: »George Gordon Noël Lord Byron ist eine der faszinierendsten Gestalten der englischen Literatur. Sein schillernder Charakter, sein abenteuerliches Leben, seine poetisch produktive Existenz beschäftigten die Fantasien seiner Zeitgenossen in ungewöhnlichem Maße.«

Goethe bezeichnete Byron als einen der bedeutendsten Dichter seiner Zeit.

Seine Ahnen zeichneten sich vor allem durch Verschwendungssucht und diverse Skandale aus. Über seinen Vater schreibt Müller: »John Byron … hatte zwei ausgeprägte Talente. Er verstand es, in sehr kurzer Zeit sehr viel Geld auszugeben, das ihm meistens nur geliehen worden war, immer neuen Mätressen den Hof zu machen und sich zuweilen auch von seinen Geliebten bezahlen zu

lassen.«

Kein Wunder, dass Lord Byron Zeit seines Lebens Geldschwierigkeiten hatte.

Die Familie Gordon, aus der seine Mutter stammte, galt als brutal, jähzornig und kriegerisch.

Lord Byron wurde 1788 geboren. Seine Kindheit war von Wutanfällen seiner Mutter geprägt, der Trennung der Eltern und einem Vater, der sich vor dem Schuldgefängnis verstecken musste. Als Byron drei Jahre alt war, starb sein Vater. Der Junge hatte von Geburt an einen verkrüppelten Fuß, was ihn Zeit seines Lebens schwer belastete und ihm stets Schmerzen bereitete. Als er heranwuchs, mied er das Tanzparkett und wendete sich nur Sportarten zu, in denen ihn sein Fuß nicht behinderte. Er war ein guter Schwimmer, nahm Fecht- und Boxunterricht und war ein Meister im Reiten und Pistolenschießen. Dennoch hasste er seinen lahmen Fuß zeit seines Lebens und war über diesen Makel verbittert.

Byrons erster Gedichtband erschien 1806. Seine Verse kamen in den Salons der Gesellschaft gut an. Seine Dichtung war geprägt von Witz und Weltschmerz, mal leicht, mal schwermütig. Er hatte Spaß an Sprachspielen und wurde dafür bewundert, mit wie viel Leichtigkeit und Eleganz er seine Lyrik beherrschte. Und doch war er seinen Bewunderern immer wieder ein Rätsel. Byron gefiel sich in der Rolle des berühmten, düsteren, skandalumwitterten Autors. Dennoch hielt er selbst nicht viel von seiner Kunst. Er war auf seine Ahnen stolz, auf die Linie der Hocharistokratie aus der er stammte. Taten waren ihm stets wichtiger als Worte. Er wollte sich als Held beweisen und in die Geschichte eingehen.

Byrons Liebesleben war von zahlreichen Geliebten und manchem Skandal geprägt, obgleich er seine Mätressen oder auch die Frauen allgemein verachtete. Er ließ sich beispielsweise mit Caroline Lamb ein, der Ehefrau des britischen Premierministers Viscount Melbourne, gab ihr aber bald den Laufpass, obgleich sie nicht von ihm lassen wollte und sich von ihrem Mann trennte. Lediglich seiner mütterlichen Freundin Lady Melbourne, der Mutter des Premierministers, brachte er großen Respekt entgegen und schrieb ihr schon skandalös offene Briefe. Auch über sein verbotenes Verhältnis zu seiner Halbschwester Augusta Leigh, das ihm fast zum Verhängnis wurde. Außerdem stieß seine homosexuelle Neigung auf Ablehnung in der Gesellschaft. Er musste England verlassen. Byron ging wieder einmal auf Reisen. Von jenem legendären Treffen am Genfer See,

bei dem der Vampir Lord Ruthven und Frankenstein aus der Taufe gehoben wurden, habe ich ja berichtet. Interessant sind aber auch seine Reisen nach Albanien, wo er den mächtigen und grausamen Herrscher Ali Pascha kennenlernte, seine Zeit beim italienischen Geheimbund der Carbonari im Kampf gegen die Besatzung der Habsburger und dann seine Reisen nach Griechenland, wo er eine Rolle beim Befreiungskampf des Landes spielen wollte. Doch ehe es zum entscheidenden Aufstand kam, zog sich Byron 1824 ein Fieber zu und starb – oder wurde er doch zum Vampir gewandelt?

Oscar Slater

Marion Gilchrist wurde am 21. Dezember 1908 in Glasgow erschlagen. Den Ort und die Zeit habe ich also geändert, nicht jedoch den Hergang des Verbrechens, die Aussagen der Zeugen, die Arbeit der Polizei und die unglaublichen Umstände, die zur Verhaftung und zur Verurteilung von Oscar Slater führten. Es war übrigens auch nicht Bram Stoker, der über den Fall schrieb, um die ungeheuerliche Rechtsbeugung anzuprangern, sondern Sir Arthur Conan Doyle, der Erfinder und Verfasser von *Sherlock Holmes*. Das Drama ging über zwanzig Jahre, bis der Fall wieder aufgenommen und Oscar Slater freigesprochen wurde. Doch selbst bei der Wideraufnahme scheuten sich Polizei und Justiz, ihre Fehler einzugestehen. Auch die Revision an dem bis dahin eingerichteten Court of Appeal ist ein weiterer Skandal. Man wollte Oscar Slater nicht einmal zu Wort kommen lassen! Und als er schließlich freigesprochen wurde, bot man ihm 6000 Pfund Entschädigung für zwanzig Jahre, die er unschuldig in Haft verbracht hatte!

Der Richter Lord Guthrie sagte übrigens zu den Geschworenen über Oscar Slater: »Der Angeklagte lebt von der Zugrunderichtung von Männern und der Entehrung von Frauen.« Wofür es keinen Beweis gab. Es stand nur fest, dass er eine Geliebte hatte und Berufsspieler war. Weiter äußerte sich der Richter: »Ein Mann dieser Art hat keinen Anspruch auf die Vermutung seiner Unschuld bis zum Beweis des Gegenteils, wie das sonst jedermann zusteht und bei einem normalen Menschen eine Selbstverständlichkeit ist.«

Der wahre Mörder, jener mysteriöse A. B. aus der höheren Gesellschaft, wurde nie überführt. Sir Arthur Conan Doyle hat der Fall über Jahre beschäftigt. Kurz vor seinem Tod schrieb er: »Ich glaube, wenn A. B. stirbt, wird eine Flut von

Beweismitteln ans Licht kommen. Und ich glaube auch, dass Helen Lambie möglicherweise nach ihrem Tod ein volles schriftliches Geständnis hinterlassen wird. Nur in dieser Richtung sehe ich eine Hoffnung, dieses Rätsel aufzuklären.« Das ist jedoch nie geschehen.

Jack the Ripper

Kaum ein Kriminalfall in der englischen Geschichte hat so viele Gemüter erhitzt und ist noch immer in aller Munde. Martha Tabram wurde am 7. August 1888 ermordet. Es ist aber umstritten, ob sie wirklich sein erstes Opfer war, da sich die Verletzungen von denen der anderen Frauen unterscheiden. Eine neue Theorie stellt die Vermutung auf, dass sie von jemand anderem ermordet wurde – der ihr die tiefen tödlichen Stiche mit einer Art Bajonett zufügte – und kurz darauf von Jack the Ripper gefunden wurde, der ihr dann mit einem kleineren Messer die vielen Stiche im Unterleib beibrachte. So auf den Geschmack gebracht, begann er, sich lebende Frauen zu suchen, sie zu töten und auszuweiden, wobei er seine grausigen Fantasien immer detaillierter auszuleben versuchte.

Das nächste Opfer war Mary Nichols am 31. August 1888, dann Annie Chapman am 8. September. Die Umstände ihrer Ermordung und die ersten Ermittlungsergebnisse habe ich direkt übernommen. Am 29. September 1888 wurde Elizabeth Stride ermordet und in derselben Nacht Catherine Eddowes. Warum schlug der Ripper in dieser Nacht gleich zweimal zu? Er wurde bei seinem ersten Opfer gestört, gleich nachdem er Elizabeth die Kehle durchschnitten hatte, sodass er keine Befriedigung daraus ziehen konnte. So suchte er sich gleich noch ein Opfer und schlug eine knappe Stunde später erneut zu.

Seinen vorerst letzten Mord beging er am 9. November 1888 an Mary Kelly. Sie unterschied sich von den übrigen Ermordeten. Sie war jünger und hübscher, vor allem aber hatte sie ein eigenes Zimmer! Dort fiel Jack the Ripper über sie her, und nun hatte er alle Zeit der Welt, seine perversen Fantasien auszuleben.

Es gab mehrere Briefe an die Polizei und die Presse, die mit Jack the Ripper unterzeichnet waren, die aber vermutlich nicht vom Mörder geschrieben wurden. Nur ein Brief, der mit dem Absender »aus der Hölle« versehen war und zusammen mit einem Stück menschlicher Niere versendet wurde, wird als echt angesehen.

Dann hören die Morde auf. Warum? Es wurde kein Verdächtiger verhaftet, aber Serienmörder sind Triebtäter, die nicht einfach aufhören. Ist Jack the Ripper auf andere Weise zu Tode gekommen oder hat er England verlassen?

Es gab unzählige Theorien, wer der Ripper von London war, doch alle bergen zu viele Widersprüche. Die Verdächtigungen reichen bis hin zu Verschwörungen des Königshauses, aber das ist Unsinn.

In jüngster Zeit hat man mit modernen Profilingmethoden versucht, dem Mörder auf die Spur zu kommen. Man erstellte aus den Tatorten ein geografisches Täterprofil und schloss damit auf seinen Lebensraum. Außerdem legten die Aussagen der Rechtsmediziner nahe, dass sich der Mörder mit dem Gebrauch von Sezierwerkzeug auskannte und sehr gut in menschlicher Anatomie bewandert war. So geriet der Aufseher des Leichenschauhauses in Whitechapel, Robert Man, ins Visier der modernen Fahnder. Die Tatorte gruppierten sich um seinen Geburtsort und um seinen Arbeitsplatz, denn er bekam die Ergebnisse seiner Taten nachher auf den Sektionstisch! Robert Man litt an Tuberkulose und erlag einige Zeit später dieser Krankheit. Ob er wirklich Jack the Ripper war, wird sich wohl nicht mehr beweisen lassen, möglich scheint es mir.

DANKSAGUNG

Mit Tränen in den Augen schließe ich »Vyrad« ab. Die Erben sind erwachsen geworden. Die Akademie ist beendet. Und wie den jungen Vampiren, fällt auch mir der Abschied schwer. Ich hatte eine wundervolle Zeit mit meinen Figuren, die mir sehr ans Herz gewachsen sind. Bevor die Erben nun also ins Dasein eines erwachsenen Vampirs eintreten, ist es Zeit, Bilanz zu ziehen.

Ich danke meinem Verlagsleiter Jürgen Weidenbach, der Programmleiterin Susanne Krebs und meiner Lektorin Katrin Künzel, dass ich diese schöne und aufregende Zeit mit den Erben erleben durfte. Vielen Dank auch an meinen Agenten Thomas Montasser und seiner Frau Mariam, die nicht nur meine Vampire so sehr lieben wie ich, sondern mir auch alles vom Hals halten, was mir die Zeit fürs Schreiben stehlen würde.

Meine Freundin Hanna Hofmann und mein Mann Peter Speemann haben mich zu den verschiedenen Recherchereisen nach London begleitet und mir viel bei der Sammlung von Daten und Geschichten geholfen. Außerdem hat mein Mann wie immer die Technik am Laufen gehalten.

Ganz herzlichen Dank auch an die Guides der »London Walks«, die mich mit vielen skurrilen Anekdoten versorgt haben, und die ich immer Löcher in den Bauch fragen durfte.